



Università Ca' Foscari di Venezia  
Graduate School – Scuola Dottorale di Ateneo  
Dottorato di Ricerca in Lingue, Culture e Società  
Indirizzo Filologia Moderna – Ciclo XV

Tesi di Dottorato in co-tutela con:  
Humboldt-Universität zu Berlin  
Philosophische Fakultät II  
Institut für deutsche Literatur

## Verhandlungen mit Schiller

Historische Reflexion und literarische Verarbeitung des Dreißigjährigen  
Kriegs im ausgehenden 18. Jahrhundert

Settore scientifico-disciplinare: L-LIN/13 – Letteratura Tedesca  
Promotionsfach: Neuere deutsche Literatur  
Anno di discussione: 2014

Tesi di Dottorato di DANIELE VECCHIATO  
Matricola: 796595

Coordinatore del Dottorato  
Prof.ssa ENRICA VILLARI

Tutori del Dottorando  
Dott.ssa STEFANIA SBARRA

Prof. ERNST OSTERKAMP



## DANKSAGUNG

Die Entstehung dieser Studie verdankt sich der Anregung, Mithilfe und Unterstützung vieler. Als erster möchte ich meiner Doktormutter Frau Dr. Stefania Sbarra für die geduldige und engagierte Betreuung der Arbeit, für ihre ermutigenden Worte und die offene Kritik herzlich danken. Besonderer Dank gilt ebenfalls meinem Doktorvater Herrn Prof. Dr. Ernst Osterkamp, der das Forschungsprojekt im Rahmen eines Cotutelle-Verfahrens bereitwillig unterstützt hat.

Bei den Dozenten und Doktoranden der Scuola di Dottorato in Lingue, Culture e Società der Universität Ca' Foscari zu Venedig, insbesondere bei Frau Prof. Dr. Enrica Villari und Frau Prof. Dr. Andreina Lavagetto, möchte ich mich für den regen Austausch und den Beistand bedanken. Ganz besonders danke ich der Universität Ca' Foscari, die meine Arbeit mit einem dreijährigen Stipendium ermöglicht hat, sowie dem Deutschen Akademischen Austauschdienst, der mir eine einjährige Förderung bewilligt hat.

Inhaltliche Anregungen verdanke ich Herrn Prof. Dr. Paul Spalding, Frau Dr. Christina Randig, Herrn Dr. Rainer Kawa, Herrn Dr. Andrew McKenzie-McHarg und Frau Dr. Viviana Chilese. Für einzelne bibliographische Hinweise bin ich Herrn Prof. Dr. Andreas Huyssen, Herrn Prof. Dr. Peter Höyng, Frau Dr. Valentina Serra, Frau Dr. Hilary Brown und Frau Dr. Sabina Pavone sehr dankbar.

Für die Hilfe beim Korrekturlesen danke ich meinem Lektoren-Team: Dr. Philipp Krämer, Cornelia Schulenburg, Franz Möhring, Barbara und Heinrich Zacharias, Elisa Kohl-Garrity und Tanja Kunz.

Meiner Familie, meiner Mitbewohnerin und meinen Freunden, die es bei der Entstehung dieser Arbeit nie an der nötigen Unterstützung fehlen ließen, danke ich von Herzen.

Die Arbeit ist meinen Eltern gewidmet.



# INHALTSVERZEICHNIS

<b>EINLEITUNG</b>	<b>9</b>
<hr/>	
<b>ERSTES KAPITEL</b>	<b>25</b>
<hr/>	
<b>Schillers <i>Geschichte des Dreyßigjährigen Kriegs</i> (1790-1792) im zeitgenössischen historiographischen Diskurs</b>	
1.1. Der Dreißigjährige Krieg und die deutsche Geschichtsschreibung Ende des 18. Jahrhunderts	25
1.2. Von der Aufklärungshistorie zum Historismus	29
1.2.1. Die Debatte um das System ‚Geschichte‘ in den 1770er und 80er Jahren	29
1.2.2. Schillers Antrittsvorlesung als geschichtstheoretisches Programm	34
1.3. Schillers <i>Geschichte des Dreyßigjährigen Kriegs</i> im Kontext	42
1.3.1. Schiller als Historiker und die schwierige Entstehung der <i>Geschichte</i>	44
1.3.2. Gewollte Disproportion. Zur Struktur und thematischen Entfaltung der <i>Geschichte des Dreyßigjährigen Kriegs</i>	50
1.3.3. Dramatische Spuren in der Geschichtsschreibung	54
1.3.4. Der Mensch in der Geschichte. Die Ambivalenz des historischen Charakters am Beispiel von Wallenstein und Gustav Adolf	58
1.3.5. Ästhetische Teleologie? Die Verbindung von Wissenschaft und Kunst in der Geschichtsschreibung	63
<hr/>	
<b>ZWEITES KAPITEL</b>	<b>73</b>
<hr/>	
<b>Der Dreißigjährige Krieg im Unterhaltungsroman des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Der Fall Benedikte Naubert</b>	
2.1. „Romanisirte[] Geschichten“. Schiller <i>versus</i> Naubert	73
2.2. Die Geburt des historischen Romans aus dem Geiste der Trivialliteratur	78
2.2.1. Leserevolution und Unterhaltungsliteratur im späten 18. Jahrhundert	79
2.2.2. Formen der Geschichtsverarbeitung in der Unterhaltungsliteratur. Eine Skizze zur Entwicklung des historischen Romans	87
2.2.3. Wiederkehrende Themen und Motive historischer Unterhaltungsliteratur	92
2.3. Benedikte Naubert als Erzählerin des Dreißigjährigen Kriegs	96
2.3.1. Anonymität und Produktivität. Ein biographischer Umriss	97
2.3.2. Matrone oder Dirne? Zum Verhältnis von historischer Wahrheit und Fiktion bei Naubert	100
2.3.3. <i>Thekla von Thurn</i> (1788). Der paradigmatische Zweischichtenroman	106
2.3.3.1. „[A]m Ufer einer stürmischen See“. Die Handlung des Romans	108
2.3.3.2. Geballte Geschichte. Figurengestaltung, Stil, Perspektive	113
2.3.3.3. „Sey ruhig! kümme dich um nichts!“ Die Rolle der Frau in der Geschichte	115
2.3.3.4. Die Bildung der Frau durch die Geschichte	118
2.3.3.5. Exkurs: <i>Der Graf von Thurn</i> (1793) von Johann Nepomuk Komareck. Der Böhmisches Aufstand als „Spiegel“ der Französischen Revolution	122
2.3.4. <i>Graf Rosenberg</i> (1791). Eine importierte Geschichte	128
2.3.5. <i>Die Warnerin</i> (1807). Wenn Geschichte das Übernatürliche trifft	137

## **DRITTES KAPITEL** **145**

---

### **Gustav Adolf als germanischer Nationalheld. Diskurse und Dichtungen aus dem späten 18. Jahrhundert**

3.1. Der „Schutzengel Deutschlands und Europens“. Porträt eines Helden	145
3.2. Die Anfänge des Gustav-Adolf-Kults im späten 18. Jahrhundert	151
3.3. Niklas Vogts Beitrag zur Herausbildung des Gustav-Adolf-Mythos	160
3.3.1. Zwischen Mainz und Europa. Vogts Leben und Werk	161
3.3.2. <i>Gustav Adolph</i> (1790). Ein politisches Stück über Europa	163
3.3.2.1. Zu Struktur und Inhalt der Dichtung	164
3.3.2.2. Gustav Adolf als Held der deutschen Freiheit und des europäischen Gleichgewichts	170
3.3.3. Exkurs: Vogts <i>Wallenstein</i> -Aufsatz (1805). Der Friedländer als Erbe der politischen Pläne Gustav Adolfs	174

## **VIERTES KAPITEL** **177**

---

### **Wallenstein-Dichtungen vor Schiller im kulturgeschichtlichen Kontext**

4.1. „Von der Parteien Gunst und Hass verirrt“. Wallensteins Charakterbild zwischen Geschichte und Mythos	177
4.2. Kontextualisierung der Wallenstein-Dichtungen und Bemerkungen zum Verhältnis ihrer Autoren zu Schiller	184
4.2.1. <i>Wallenstein</i> von Gerhard Anton von Halem (1786)	184
4.2.2. <i>Albrecht Waldstein</i> von Johann Nepomuk Komareck (1789)	190
4.2.3. <i>Hochverräther durch Cabale</i> von Andreas Georg Friedrich von Rebmann (1794)	192
4.3. Verräter aus verlorener Ehre? Apologie durch psychologische Verfeinerung	198
4.3.1. Erfahrungsseelenkunde und Kausalpsychologie im späten 18. Jahrhundert	202
4.3.2. Schillers <i>Verbrecher aus verlorener Ehre</i> (1786)	206
4.3.3. Die verlorene Ehre des Albrecht Wallenstein	211
4.4. Wallenstein als christologische Figur. Rehabilitierung und Hypostatisierung des politischen Helden	221
4.4.1. Christologische Motive in den Wallenstein-Dichtungen	223
4.4.2. Zur Funktion biblischer Anklänge in der Säkularliteratur	227
4.5. Ein Aufklärer <i>ante litteram</i> ? Wallenstein als Friedensstifter, Freiheitskämpfer und Verfechter des Gemeinwohls	229
4.5.1. Halems Wallenstein und die <i>volonté générale</i>	230
4.5.2. Die „mißlungene[] Revolution“ von Rebmanns Wallenstein	237
4.5.3. Despotismus der Ideale. Wallenstein und der Marquis Posa	242
4.5.4. Des Volkes Glück? Zur spätaufklärerischen Kritik des Eudämonismus	247
4.6. Der Aufklärer und die Obskurantisten. Wallenstein als Opfer einer jesuitischen Verschwörung	251
4.6.1. Die historischen Wurzeln des Antijesuitismus und seine Entwicklung in der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs	252
4.6.2. Die Krise der Aufklärung? Jesuitenfeindlichkeit im späten 18. Jahrhundert	257
4.6.3. Antijesuitismus in den Wallenstein-Dichtungen von Halem und Rebmann	262

<b>FÜNFTES KAPITEL</b>	<b>271</b>
<b>Schillers <i>Wallenstein</i>-Trilogie (1800) im Schnittfeld zeitgenössischer Diskurse</b>	
5.1. Die Entstehung der Trilogie und der Umgang mit dem historischen Stoff	271
5.2. Schiller und die anderen	280
5.2.1. „Kennst du mich so gut?“ Schillers <i>Wallenstein</i> als Verräter aus verlorener Ehre	282
5.2.2. Problematisierung des Helden statt Heiligsprechung	293
5.2.3. Ideal und Realität. Schillers <i>Wallenstein</i> und die Politik	295
5.2.4. „Ich hasse die Jesuiten“. Spuren des antijesuitischen Diskurses in Schillers <i>Wallenstein</i>	306
5.2.5. Die Figur Heinrichs IV. bei Schiller und Vogt	315
5.2.6. Thekla, Max und... Rosenberg. Anspielungen auf die Romane von Naubert	319
<b>SCHLUSSBEMERKUNGEN</b>	<b>329</b>
<b>SIGLENVERZEICHNIS</b>	<b>337</b>
<b>BIBLIOGRAPHIE</b>	<b>339</b>
<b>ABSTRACT</b>	<b>371</b>





## EINLEITUNG

In seiner Ankündigung des *Historischen Calenders für Damen* in der Zeitschrift *Neues Deutsches Museum* schreibt der Verleger Georg Joachim Göschen im September 1790:

[Ich] habe [...] ein Sūjet gewählt, welches das merkwürdigste in der Geschichte unseres Deutschen Vaterlandes ist, wovon man beynahe in jedem Dorfe spricht oder sprechen hört: die Geschichte des dreyßigjährigen Krieges, eines Krieges, dem Teutschland seine Ruhe, das Glück und die Sicherheit seiner Staaten zu verdanken hat.<sup>1</sup>

Der Dreißigjährige Krieg wird als ein „merkwürdiges“ – das heißt memorables, des allgemeinen Interesses würdiges – Thema beschrieben. Im ausgehenden 18. Jahrhundert, kaum einhundertfünfzig Jahre nach den Friedensverträgen von Münster und Osnabrück, hat sich der verheerende Konflikt des 17. Jahrhunderts zwischen Protestanten und Katholiken ins kulturelle und kollektive Gedächtnis der Deutschen tief eingepägt. Nicht nur wird „in jedem Dorfe“ eines noch zersplitterten Reichs über den Krieg geredet, sondern auch – im Einklang mit der Entwicklung der Medienkultur, der extensiven Lektüre sowie der trivialen und populärwissenschaftlichen Literatur – massenhaft geschrieben und gelesen.

Zwischen Mitte der 1770er und Ende der 1790er Jahre sind diverse Beiträge, Anekdoten, lokalpatriotische Texte und historische Dokumente zu einzelnen Ereignissen oder Schlüsselfiguren des Dreißigjährigen Kriegs in den Zeitschriften der Zeit zu lesen. Parallel dazu entstehen zahlreiche historiographische Studien zum Krieg sowie literarische Werke, die das Leben einzelner historischer Helden oder wichtige Geschehnisse des Konflikts thematisieren. Unter diesen Texten, die beim zeitgenössischen Publikum in der Regel einen großen Erfolg genossen, sind heute Friedrich Schillers fünfteilige Abhandlung *Geschichte des Dreyßigjährigen Kriegs* (1790-1792) und die dramatische Trilogie *Wallenstein* (1798-1799 uraufgeführt, 1800 veröffentlicht) die zweifellos bekanntesten. Allerdings sollen Schillers Werke keineswegs als vereinzelte Erscheinungen gelten, sondern als Teil – oder sogar als Produkt – eines breiteren Phänomens gelesen werden, nämlich der kulturellen Rezeption des Dreißigjährigen Kriegs im späten 18. Jahrhundert.

---

<sup>1</sup> Georg Joachim Göschen, *Historischer Calender für Damen 1791 enthält die Geschichte des Dreyßigjähr. Krieges von Herrn Hofrath Friedrich Schiller*, in „Neues deutsches Museum“, 1790, 8. St., S. 863f., hier S. 863.

Die vorliegende Arbeit setzt sich die Aufgabe, Schillers *Geschichte* und *Wallenstein* in den Kontext der zeitgenössischen Verarbeitung des Dreißigjährigen Kriegs in der Geschichtsschreibung, Literatur und Publizistik der letzten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts einzubetten. Bei der Rekonstruktion dieses Kontexts sollen verschiedene Texte von heute wenig bekannten Autoren herangezogen und die in ihnen entfaltenen Diskurse analysiert werden. Durch eine umfangreiche Untersuchung der zentralen Themen, Rhetoriken und Motive, derer sich diese so genannten *auctores minores*<sup>2</sup> bei der Darstellung und Verarbeitung des Dreißigjährigen Kriegs bedienen, soll eine neue Einsicht in die Komplexität der Funktionen und Bedeutungen der schillerschen Auseinandersetzung mit dem historischen Konflikt ermöglicht werden.

Vor einigen einleitenden Worten zur Struktur und Methodik der Arbeit sowie zum aktuellen Stand der Forschung soll zunächst nach den Gründen der Popularität des Themas ‚Dreißigjähriger Krieg‘ in der deutschen Kultur des späten 18. Jahrhunderts gefragt werden. Der Krieg, der bis zur heutigen Zeit eine außerordentliche Wirkung sowohl in der Geschichtswissenschaft<sup>3</sup> als auch in der Literatur<sup>4</sup> gehabt hat, stand bis zur zweiten Hälfte des 18. Jahrhundert nicht im Zentrum der intellektuellen Produktion in Deutschland. Nach einer sehr frühen Behandlung des Konflikts – meistens durch Augenzeugen – in literarischen und historiographischen Texten<sup>5</sup> ist der Dreißigjährige Krieg als Thema fast in Vergessenheit versunken, um erst gegen 1760 wieder aufzutauchen. Das plötzliche Wiedererscheinen des historischen Themas im kulturellen Diskurs lässt sich einerseits mit

---

<sup>2</sup> Der Begriff wird nicht mit geringschätziger Konnotation, sondern als Synonym für „nicht kanonisch“ und „heute wenig bekannt“ verwendet.

<sup>3</sup> Vgl. hierzu zwei chronologisch weit voneinander entfernte Beiträge, die allerdings einen interessanten Überblick über die umstrittenen Urteile der Historiker zum Krieg und dessen Ausgang anbieten: Bernhard Erdmannsdörffer, *Zur Geschichte und Geschichtsschreibung des dreißigjährigen Krieges*, in „Historische Zeitschrift“, 14.1, 1865, S. 1-44; Eberhard Mannack, *Der Streit der Historiker und Literaten über den Dreißigjährigen Krieg und Westfälischen Frieden*, in „Daphnis. Zeitschrift für mittlere deutsche Literatur“, 31, 2002, S. 701-712.

<sup>4</sup> Nach Schillers *Wallenstein* hat sich in der deutschsprachigen Literatur eine starke Tradition der Verarbeitung und Variation des geschichtlichen Stoffes herausgebildet, die in eine außerordentliche, bis in die Gegenwart hinein reichende Fülle an Texten gemündet ist. Erinnerung sei hier an große historische Romane und Erzählungen aus dem 19. Jahrhundert wie *Die Schlacht im Loener Bruch 1623* (1838) von Annette von Droste-Hülshoff, *Der deutsche Krieg* (1863-1866) von Heinrich Laube und *Jürg Jentsch* (1876) von Conrad Ferdinand Meyer, aber auch an Texte bedeutender Autoren des 20. Jahrhunderts wie *Der große Krieg in Deutschland* (1912-1914) von Ricarda Huch, der *Wallenstein* von Alfred Döblin (1920) und jener von Golo Mann (1971), *Mutter Courage* (1941) von Bertolt Brecht und die Erzählung *Das Treffen in Telgte* (1979) von Günter Grass.

<sup>5</sup> Man denke für die Literatur an die Verschronik *Der Deutschen Dreyßig-Jähriger Krieg* (1657) von Georg Greiflinger oder an die Simplicianischen Romane (1669-1672) von Grimmelshausen. Für die Geschichtsschreibung sei hier an die Werke von Bogislaw Philipp von Chemnitz und Samuel von Pufendorf erinnert, auf die in der vorliegenden Arbeit noch eingegangen werden soll.

der direkten Erfahrung eines anderen Kriegs europäischen Ausmaßes erklären, nämlich des Siebenjährigen Kriegs, andererseits mit der Rezeption zahlreicher Werke von ausländischen Historikern, die im Rahmen eines wachsenden Interesses des deutschen Bürgertums für die Geschichte übersetzt werden und im damals anschwellenden Buchmarkt zu zirkulieren beginnen. So erscheinen in kurzer Zeit grundlegende Studien wie die *Historie des dreyßigjährigen Krieges* von Guillaume-Hyacinthe Bougeant (1758-1760 übersetzt), *Das Leben Gustav Adolphi* von William Harte (1760 übersetzt) und die *Lebensgeschichte Albrechts von Waldstein* von Gualdo Priorato (1769 übersetzt), um nur einige Beispiele zu nennen. Diese Texte geben ihrerseits mehreren deutschen Geschichtsschreibern Impulse für die Arbeit an groß angelegten Werken über den Dreißigjährigen Krieg, die zwischen den 1770er und den 1790er Jahren entstehen: Georg Philipp Anton Neuburs *Geschichte des Dreißigjährigen Krieges* (1774), Michael Ignaz Schmidts *Geschichte der Teutschen* (1778-1783), Christoph Gottlieb von Murrs *Beyträge zur Geschichte des dreyßigjährigen Krieges* (1790), Johann Christian Herchenhahns *Geschichte Albrechts von Wallenstein, des Friedländers* (1790-1791).

Schillers *Geschichte des Dreyßigjährigen Krieges*, die zwischen 1790 und 1792 verfasst wird, positioniert sich in dieser Welle von Schriften und in der regen historiographischen Debatte der Zeit. Ihre Erscheinung in einem populären „Kalender für Damen“ ist ein Beweis für das im späten 18. Jahrhundert ansteigende Interesse der Leser (und vor allem der Leserinnen) für die Geschichte;<sup>6</sup> ein Interesse, das aus dem verstärkten Bildungs- und Informationsbedürfnis des Bürgertums entsteht und besonders im florierenden Medium der populärwissenschaftlichen Zeitschrift seine Befriedigung findet.<sup>7</sup> Durch die Popularisierung der Geschichte (und der Wissenschaften im Allgemeinen) in Zeitschriften, Broschüren und Kalendern werden

die Kenntnisse, welche sonst nur das Eigenthum der Gelehrten waren und in Büchern aufbewahrt wurden, die der größte Theil der Nation nicht verstand, nicht lesen konnte, und nicht lesen mochte, [...] allgemein in Umlauf gebracht, gereinigt, und in die allgemeine Volkssprache übergetragen [...].<sup>8</sup>

---

<sup>6</sup> Vgl. Holger Dainat, *Illustrierte Kalendergeschichte für Damen. Friedrich Schillers Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*, in „Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte“, 99, 2005, S. 273-294.

<sup>7</sup> Vgl. Otto Dann, *Das historische Interesse in der deutschen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts. Geschichte und historische Forschung in den zeitgenössischen Zeitschriften*, in Karl Hammer / Jürgen Voss (Hg.), *Historische Forschung im 18. Jahrhundert. Organisation, Zielsetzung, Ergebnisse*, Ludwig Röhrscheid, Bonn 1976, S. 386-415.

<sup>8</sup> Johann Heinrich Christoph Beutler / Johann Christoph Friedrich Guts Muths, *Vorrede*, in *Allgemeines Sachregister über die wichtigsten deutschen Zeit- und Wochenschriften*, Weygand, Leipzig 1790, S. I-XV, hier S. II f.

In Rahmen der aufklärerischen Bestrebung, fachspezifisches Wissen zugänglich zu machen, steigt die Geschichte über alle anderen Bereiche zum beliebten Thema beim lesenden Publikum auf. Zu den Gründen dieses Erfolgs zählt das Bedürfnis der bürgerlichen Schichten, durch die historische Kenntnis ein kritisches Instrumentarium für die Lektüre der Gegenwart zu entwickeln. Wenn am Anfang der allgemeine Leser vor allem an den „Curiositäten“, an den Merkwürdigkeiten aus aller Welt interessiert war, so erhält sein Geschichtsinteresse mit der wachsenden Aufmerksamkeit für das öffentliche Leben eine politischere Konnotation. „Zwar dominierte noch lange die Information über die Reflexion und die Kritik, aber zuverlässige Nachrichten [...] galten als das Material, das der aufgeklärte Leser benötigt, um kraft seines Verstandes selbständig zu Einsicht und Urteil zu gelangen“.<sup>9</sup> Außerdem findet der Leser in der Geschichte des eigenen Landes Auskünfte über die Vergangenheit seiner Nation, die zugleich Fragen zum Schicksal derselben aufwirft. Durch die Lektüre historisch-politischer (Zeit-)Schriften entwickelt sich somit ein patriotisches Bewusstsein, das den Bürger zum Engagement für die öffentlichen Angelegenheiten motiviert. Anders als im Historismus des 19. Jahrhunderts<sup>10</sup> impliziert die Auseinandersetzung mit der Geschichte im 18. Jahrhundert meistens auch ein frisches Interesse für die *Zeitgeschichte* und die Politik. Emanzipiert von heilsgeschichtlichen Interpretationen, übernimmt sie im Einklang mit dem aufklärerischen Programm „eine unmittelbar praktische Funktion im Rahmen von Moral, Politik und Staatsrecht“, sie ist „offener Gegenstand eines freien Engagements“ und wird (noch) nicht als eine gesellschaftliche Notwendigkeit zur Konstruktion des bürgerlichen Bildungsguts empfunden.<sup>11</sup> Mit dem Interesse am Politischen verschiebt sich die Aufmerksamkeit der Leser und Schreiber von Geschichte allmählich von einer oft nur territorialen auf eine nationale Ebene. Die bedeutendsten Wendepunkte der deutschen Nationalgeschichte, vor allem die Reformation und der Dreißigjährige Krieg, stehen immer häufiger im Mittelpunkt historiographischer, aber auch publizistischer und literarischer Schriften.

Das Interesse an der neueren deutschen Nationalgeschichte lässt sich also zum einen mit dem aus der Geschichte entstehenden und durch die Geschichte genährten Vaterlandsgefühl, das um dieser Zeit ansetzt und sich unter anderem im Bedürfnis nach

---

<sup>9</sup> Rudolf Vierhaus, *Historisches Interesse im 18. Jahrhundert*, in Hans Erich Bödeker / Georg Gerson Iggers u.a. (Hg.), *Aufklärung und Geschichte. Studien zur deutschen Geschichtswissenschaft im 18. Jahrhundert*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1986, S. 264-275, hier S. 268.

<sup>10</sup> Vgl. die Kritik Friedrich Nietzsches am Historismus in seiner zweiten unzeitgemäßen Betrachtung *Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben* (1874). Hierzu vgl. Giuliano Baioni, *La filologia e il sublime dionisiaco*, in Friedrich Nietzsche, *Considerazioni Inattuali*, übers. v. Sossio Giametta u. Mazzino Montinari, Einaudi, Torino 1981, S. VII-LXXXVI.

<sup>11</sup> Otto Dann, *Das historische Interesse in der deutschen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts*, a.a.O., S. 415.

„kolossalen“ identitätsstiftenden Figuren äußert (Luther einerseits<sup>12</sup> – der Graf von Thurn, Gustav Adolf oder Wallenstein andererseits<sup>13</sup>). So freut sich zum Beispiel Karl Theodor von Dalberg 1791 mit besonderem Elan über die Absicht Schillers, ein Wallenstein-Drama zu schreiben:

Der Todt Walsteins ist ein groses Tema, für ein Trauerspiel. Die Umstanden damahlicher Zeit, die Schillers Geist in einen Brennpunct zusammenziehen wird, interessiren jeden Teutschen, unbandige leidenschafften mit Colossaler Character-Grösse machen Walstein zu einer hochst dramatischen Figur. (NA XXXIV/1, 59)

Zum anderen ist der im Studium der Vergangenheit implizierte Bezug auf die Zeitgeschichte für das Interesse an der neueren Geschichte Deutschlands wichtig. Die Autoren beschäftigen sich mit historischen Ereignissen, um zu gegenwärtigen politischen und kulturellen Entwicklungen Stellung zu nehmen, um gewisse Wertvorstellungen zu vermitteln oder an zeitgenössischen Diskursen zu partizipieren. So wird der Kampf der protestantischen Reformation gegen den Obskurantismus und die Intoleranz der katholischen Kirche als eine Antizipation der Aufklärung gedeutet. Und auf ähnliche Weise wird der Dreißigjährige Krieg, der für die richtigen Ideale geführt wurde, aber notwendigerweise Tod und Verzweiflung mit sich brachte, mit der Französischen Revolution und den Gewaltexzessen der *Terreur* verglichen.<sup>14</sup> Bei der Fertigstellung seiner *Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs* schreibt Schiller im Oktober 1792 an Göschen: „Jetzt über die Reformation zu schreiben, und zwar in einem so allgemeingelesenen Buch, halte ich für einen großen *politisch* wichtigen Auftrag“ (NA XXVI, 158; meine Hervorhebung).

Aufgrund des allgemeinen Interesses für die Historie verfeinern und erneuern sich die theoretischen Voraussetzungen sowie die methodologischen Praxen der Geschichtswissenschaft im späten 18. Jahrhundert erheblich. Die früher als Nebenwissenschaft betriebene Geschichtsforschung gewinnt an Autonomie und Ansehen durch eine pragmatischere Systematik und neue Erkenntnismethoden. Die Arbeit an der Geschichte entfaltet sich um 1770 von einer kompilatorischen, rein additiven

---

<sup>12</sup> Vgl. Hartmut Lehmann, *Martin Luther as a National Hero in the Nineteenth Century*, in John Christopher Eade (Hg.), *Romantic Nationalism in Europe*, Australian National University, Canberra 1983, S. 181-201, hier S. 194f.

<sup>13</sup> Vgl. die entsprechenden Kapitel in dieser Arbeit.

<sup>14</sup> Vgl. Helmut Koopmann, *Die Tragödie der verhinderten Selbstbestimmung. Schillers Aufklärungsdenken, die Französische Revolution und „Wallenstein“ als politische Antwort*, in *Freiheitssonne und Revolutionsgewitter. Reflexe der Französischen Revolution im literarischen Deutschland zwischen 1789 und 1840*, Max Niemeyer, Tübingen 1989, S. 13-58, besonders S. 22; 31f.

Materialiensammlung in eine theoretisch komplexe, wissenschaftlich fundierte und systematisch durchgeführte Tätigkeit, in der die Auswertung und die Interpretation der Quellen durch den Historiker in den Vordergrund gerückt werden. Die trockene, annalistische Geschichtswissenschaft wird durch die Arbeit des Geschichtsschreibers plastischer, anschaulicher, interessanter gemacht. Und es ist gerade dieser neue ‚narrative‘ Charakter der historiographischen Werke und Beiträge, der den enormen Erfolg geschichtlicher Lesestoffe beim breiten Publikum bestimmt.<sup>15</sup>

Der Schritt zwischen Geschichtsschreibung und Literatur wird kleiner. Wenn einerseits Historiker immer häufiger mit Erzählstrategien experimentieren, die aus der späten Sicht des strengsten Historismus eher dem Vorfeld der Wissenschaft angehören, rekurrieren mutige Schriftsteller andererseits auf geschichtliche Stoffe für ihre fiktiven Werke und werden oft dafür in der zeitgenössischen Literaturkritik, die mit dem Genre des historischen Romans noch nicht vertraut war, getadelt. Nicht selten kommt es vor, dass Autoren unterhaltender Literatur in der Geschichte einen lukrativen Bereich entdecken, der einen einfachen Erfolg und schnellen ökonomischen Gewinn sichern kann. Um Kassenmagnete zu werden, schreiben immer mehr „Literaturfabrikanten“ ab Mitte der 1780er Jahren schwer einzuordnende „Zwittertexte“, die zwischen Roman und Geschichtsdarstellung schweben.<sup>16</sup> So muss Schiller mit kritischer Schärfe in einem Brief von 1787 an den Verleger Siegfried Leberecht Crusius bemerken, dass die Geschichte „Mode und Waare für den Plaz“ (NA XXIV, 160) geworden ist. Der Autor, der in der Kenntnis historischer Ereignisse auch eine Möglichkeit zur Verbesserung der politischen und kulturellen Lage in der Gegenwart sieht, nimmt mehrmals Stellung gegen die Proliferation von rein unterhaltenden Romanen und „romanisirten Geschichten“, die weder „die gefälligen Eigenschaften“ der Kunst noch „die gründlichen Vortheile“ der Wissenschaft aufweisen, sondern bloß zur Befriedigung einer modischen Neugierde für die Historie geschrieben werden (NA XIX/1, 10).

Mit ähnlicher Empörung kritisiert auch der Schriftsteller und Publizist Andreas Georg Friedrich von Rebmann – einer der *minores*, die in der vorliegenden Arbeit

---

<sup>15</sup> Neben der in den letzten zwanzig Jahren entstandenen Diskussion über das Verhältnis von Geschichte, Literatur und Erzählung vgl. den frühen Beitrag von Rudolf Vierhaus, *Geschichtsschreibung als Literatur im 18. Jahrhundert*, in Karl Hammer / Jürgen Voss (Hg.), *Historische Forschung im 18. Jahrhundert. Organisation, Zielsetzung, Ergebnisse*, Ludwig Röhrscheid, Bonn 1976, S. 416-431.

<sup>16</sup> So die Kritik der damaligen Intellektuellen, die in der trivialen Drift der Literatur die dringende Gefahr einer Perversion des Geschmacks sahen. Im Verlaufe der Arbeit werden mehrere solche Urteile präsentiert. Für eine Überblicksdarstellung der Polemik vgl. Michael Meyer, *Die Entstehung des historischen Romans in Deutschland und seine Stellung zwischen Geschichtsschreibung und Dichtung. Die Polemik um eine „Zwittergattung“ (1785-1845)*, Salzer, München 1973.

untersucht werden – die Flut historisierender Schriften seiner Zeit. In der Vorrede zu seiner Wallenstein-Dichtung von 1794 wendet er sich mit Vehemenz gegen jenen kulinarischen Gebrauch der Geschichte, den er vor allem in der beliebten Gattung des Ritterromans sieht und für hoch schädlich hält. Diese Romane, die in der Regel in einem phantasierten Mittelalter spielen und mit „Geisterer[n] und Humpen“<sup>17</sup> durchsät sind, seien nach Rebmann für den ästhetischen (und sittlichen) Geschmacksverfall beim Lesepublikum verantwortlich. In einer neuen Art von Roman, in der das historische Faktum durch angemessene künstlerische Eingriffe interessant gemacht wird, sieht er die Möglichkeit, das Publikum von der Vorliebe für triviale „Ingredienzen“ abzubringen und zu einer ernsthaften Beschäftigung mit der Geschichte zu führen. So schlägt er vor:

Wie wäre es, wenn man einen Versuch machte, diese Ritterromane in eigentlich historische übergehen zu lassen? [...] Vielleicht führten mehrere Arbeiten dieser Art, endlich unser Lesepublikum vom Geschmack an Rüden, Sauen, Verließen etc. nach und nach zum Studium der Geschichte zurück.<sup>18</sup>

Die Spaltung zwischen trivialer und intelligenter Unterhaltung, zwischen Missbrauch und Valorisierung der Geschichte in der Literatur ist ein brisantes Thema im ausgehenden 18. Jahrhundert, mit dem sich Autoren, Rezensenten und Kulturkritiker intensiv beschäftigen. Im Rahmen dieser Debatte entwickelt sich, neben dem historischen Drama, das bereits eine gewisse Tradition hatte und sein Vorbild in den shakespeareschen Tragödien fand, der historische Roman, der in den Werken Benedikte Nauberts seine embryonale Form hat und später durch Walter Scott seine volle Reife erreichen wird. Durch die Romane der Leipziger Autorin, die eine neuartige Verbindung von Fiktivem und Historischem realisieren, entfernt sich die historische Literatur immer dezidierter von der Antike und dem Mittelalter (und von den damit verbundenen Stilemen und Konventionen), um sich der neueren Nationalgeschichte zu widmen.

Vor dem Hintergrund der hier nur gedrängt skizzierten ideengeschichtlichen Konstellationen entfaltet sich die vorliegende Arbeit mit der Absicht, einen systematischen Überblick über das komplexe Phänomen der historischen Reflexion und der literarischen Verarbeitung des Dreißigjährigen Kriegs im ausgehenden 18. Jahrhundert anzubieten. Die

---

<sup>17</sup> Andreas Georg Friedrich von Rebmann, *Hochverräther durch Cabale*, in *Nelkenblätter*, Wilhelm Heinsius, Leipzig 1794, Bd. 4, Vorrede (ohne Seitenzahl).

<sup>18</sup> Andreas Georg Friedrich von Rebmann, *Albrecht der Friedländer Hochverräther durch Cabale. Halb Geschichte einer mißlungenen Revolution des siebzehenden Jahrhunderts, halb Roman*, Wilhelm Heinsius, Leipzig 1794, Vorrede (ohne Seitenzahl).

Untersuchung soll den bedeutendsten Entwicklungen Rechnung tragen, die in der Historiographie, in der Literatur und in der zeitgeschichtlich engagierten Publizistik des späten 18. Jahrhunderts stattgefunden haben, und so zur Rekonstruktion eines weit verzweigten Diskursgeflechtes beitragen, an dem auch Schiller – neben heute fast vergessenen, aber für einen Umriss der Kulturgeschichte der Zeit hoch interessanten Autoren – beteiligt war.

Im Titel der Arbeit – *Verhandlungen mit Schiller* – ist offensichtlich eine Anspielung auf Stephen Greenblatts *Shakespearean Negotiations* (1988) enthalten. Diese Studie folgt grundsätzlich nicht den Methoden des *New Historicism*,<sup>19</sup> allerdings verdankt sie ihre Entstehung einzelner Grundannahmen dieser Strömung, die für die Erforschung des Entstehungshorizonts von Schillers Arbeiten über den Dreißigjährigen Krieg hoch produktiv erschienen. Die Überzeugung, dass ein Text durch rhizomische Muster zu den verschiedenen Teilen der Kultur verbunden ist, die ihn nähren,<sup>20</sup> und dass ein Text mit diesen Teilen der Kultur aktiv kommuniziert und negoziert,<sup>21</sup> steht im Mittelpunkt der vorliegenden Arbeit. Erst dieser Blickwinkel ermöglicht eine Rekontextualisierung der kanonischen Texte von Schiller durch die Analyse synchroner, bisher kaum beachteter Texte von *auctores minores*. Und gerade diese Rekontextualisierung verspricht, neues Licht auf die bereits mehrmals erforschten Werke des Klassikers zu werfen.<sup>22</sup>

In der vorliegenden Arbeit soll gezeigt werden, wie Schiller mit seinen Texten an dominanten Diskursen seiner Zeit partizipiert und wie er durch seine eigene Sensibilität diese Diskurse neu und anders einfärbt. Außerdem soll rekonstruiert werden, welches Verhältnis Schiller zu den (Texten der) *minores* hat, und ob sich Tauschprozesse in die umgekehrte Richtung, also von den Texten Schillers in die Texte der *minores*, beobachten lassen. Die Darlegung dieser wechselseitigen Tauschverhandlungen und die Herstellung von Vergleichen soll allerdings nicht das Ziel verfolgen, positivistisch aufzuzeigen, ob und was Schiller von den Texten der *minores* übernommen hat, um ein Genie-Postulat

---

<sup>19</sup> Selbst wenn der *New Historicism* als kritische Strömung der Literatur- und Kulturwissenschaft eine systematische Methodologie verweigert. Vgl. Catherine Gallagher / Stephen Greenblatt, *Introduction*, in *Practicing New Historicism*, University of Chicago Press, Chicago u. London 2000, S. 1-19.

<sup>20</sup> „A text [...] is connected through a rhizomic pattern with the various parts of the culture which nourishes it“ (Gilles Bibeau / Elle E. Corin, *From submission to the text to interpretive violence*, in Gilles Bibeau / Elle E. Corin (Hg.), *Beyond textuality. Ascetism and violence in anthropological interpretation*, De Gruyter, Berlin u. New York 1995, S. 3-54, hier S. 7).

<sup>21</sup> „The textual traces [...] that are at the centre of our literary interest [...] are the products of extended borrowings, collective exchanges and mutual enchantments“ (Stephen Greenblatt, *Shakespearean Negotiations. The Circulation of Social Energy in Renaissance England*, University of California Press, Berkeley 1988, S. 13).

<sup>22</sup> Für eine ausführliche Theoretisierung der Text-Kontext-Analyse vgl. Moritz Baßler, *Die kulturpoetische Funktion und das Archiv. Eine literaturwissenschaftliche Text-Kontext-Theorie*, Francke, Tübingen 2005.



programmatisch zu demolieren, das in der heutigen Literaturwissenschaft sowieso kaum noch Gültigkeit beanspruchen kann. Vielmehr soll untersucht werden, wie sich Schillers Texte innerhalb eines breiteren textuellen und gedanklichen Zusammenhang positionieren und wie sie auf Diskurse reagieren und mit Diskursen interagieren, die bei seinen Zeitgenossen bereits Entfaltung fanden.

Die Texte der *auctores minores*, die im Verlauf der Arbeit analysiert werden, differieren stark voneinander in Bezug auf Gattung, Thema, Intentionen, Zielpublikum, und literarischen bzw. philosophischen Wert. Chronologisch situieren sie sich zwischen Mitte der 1780er Jahre, als der Paradigmenwechsel von einer akkumulativen in eine interpretative und narrative Geschichtswissenschaft als fortgeschritten oder bereits erfolgt gelten kann, und 1800, dem Veröffentlichungsjahr von Schillers *Wallenstein*. Zwei kleinere Texte sind Anfang des 19. Jahrhunderts erschienen, im Herzen der napoleonischen Kriege, und werden nur deshalb untersucht, weil sie von einer weiteren Beschäftigung der Autoren mit dem Dreißigjährigen Krieg in veränderten historischen Kontexten zeugt. Neben Werken von Rebmann und Naubert, gehören auch Texte der Aufklärer Gerhard Anton von Halem und Niklas Vogt sowie des böhmischen Schauspielers und Gelegenheitsautors Johann Nepomuk Komareck zum erforschten Korpus.

Im ersten Kapitel wird der Versuch unternommen, Schillers *Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs* innerhalb der Entwicklungen im zeitgenössischen historiographischen Diskurs zu analysieren. Am Anfang steht eine Überblicksdarstellung der geschichtswissenschaftlichen Debatte der 1770er und 1780er Jahre um die Erschaffung eines kausalen „Systems“ für die Organisation und Deutung des „Aggregats“ historischer Materialien und Quellen. Neben den Positionen der Göttinger Historiker Johann Christoph Gatterer und August Ludwig Schlözer sollen der Beitrag Immanuel Kants zur Diskussion sowie das in der Jenaer Antrittsvorlesung von 1789 dargelegte geschichtstheoretische Programm Schillers beschrieben werden. Durch die Analyse der *Geschichte* lässt sich der Frage nachgehen, ob Schiller sich in der Praxis an sein Programm – insbesondere an die Idee eines über die historischen Abläufe waltenden teleologischen Prinzips – gehalten hat.

Das zweite Kapitel ist der Verarbeitung des Dreißigjährigen Kriegs im historischen Unterhaltungsroman Benedikte Nauberts gewidmet. Nach einer Einleitung zur Entstehung des historischen Romans im Kontext der im späten 18. Jahrhundert ansetzenden Leserevolution und der im deutschen Buchmarkt sich behauptenden Trivialliteratur werden

drei Prosawerke der Autorin analysiert, die den Dreißigjährigen Krieg als historische Kulisse für die Entfaltung fiktiver Geschichten verwenden. Es handelt sich um den historischen Roman *Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn* (1788), den Schauerroman mit historischem Flair *Graf Rosenberg, oder das enthüllte Verbrechen* (1791) und das historische Märchen *Die Warnerin* (1807). Jeder Text wird einzeln im Hinblick auf seine besondere Struktur und auf die in ihm entfalteten Themen untersucht, wobei der diversifizierte Umgang der Autorin mit dem historischen Stoff als roter Faden der Interpretation fungieren soll. Außerdem gibt die Analyse des *Thekla*-Romans Anlass für einen Exkurs zu Johann Nepomuk Komarecks *Der Graf von Thurn* (1793), einer Dramatisierung vom ersten Teil des naubertschen Texts.

Das dritte Kapitel ist als Intermezzo gedacht, als Überleitung zwischen dem ersten Teil der Arbeit, der einen Einblick in die allgemeine Verarbeitung des Dreißigjährigen Kriegs in der Historiographie und in der Literatur des späten 18. Jahrhunderts gibt, und dem zweiten Teil, in dem der Fokus auf die spezifische literarische Darstellung der Figur Albrechts von Wallenstein gerichtet wird. In diesem Kapitel wird die diskursive und literarische Darstellung des Schwedenkönigs Gustav II. Adolf als ‚germanischer‘ Nationalheld analysiert, insbesondere im Heldengedicht *Gustav Adolf* (1786) von Gerhard Anton von Halem und in der zwischen Versepos, Drama und Roman schwankenden Dichtung *Gustav Adolph, König in Schweden* (1790) von Niklas Vogt. Besondere Aufmerksamkeit wird der politischen Tragweite der vogtschen Dichtung gewidmet, der sein Werk als „Nachtrag“ zum ersten Band seiner theoretischen Schrift *Ueber die Europäische Republik* (1787) konzipiert. In Anschluss daran wird auf den kurzen Essay *Wallenstein, oder über die Vereinigung der deutschen Nation* (1805) von Vogt eingegangen, der dem Friedländer den tüchtigen Plan einer politischen Neuordnung Europas zuschreibt, um sein Bild zu rehabilitieren.

Die von Vogt entworfene Rehabilitierung des sonst als machtgieriger Verräter beschriebenen Wallenstein war bereits seit einigen Jahren im Gang. Dies zeigt das vierte Kapitel, das sich mit der literarischen Darstellung (der Ermordung) des Generals in den Jahren vor der Erscheinung der schillerschen Trilogie auseinandersetzt. Objekt der Analyse sind die Dramen *Wallenstein* (1786) von Halem und *Albrecht Waldstein* (1789) von Komareck, sowie der dramatische Roman *Hochverräther durch Cabale* (1794) von Andreas Georg Friedrich von Rebmann. Die drei Dichtungen werden simultan gelesen und in einer artikulierten thematischen Analyse gedeutet. Zunächst werden die Texte in Hinblick auf ihre positive Darstellung des Feldherrn präsentiert: Einerseits versuchen die

*minores*, Wallenstein von der Schuld des Verrats am Kaiser zu entlasten durch die Darlegung der psychologischen Motive seiner Tat, die auf das Interesse des späten 18. Jahrhunderts für seelenkundliche Sachverhalte zurückzuführen ist; andererseits wagen sie eine christologische Darstellung des Generals mit dem Ziel, das Bild des ruchlosen Verräters durch das des politischen Märtyrers zu ersetzen. Nach der Analyse dieser apologetischen Intention, die den drei Autoren gemeinsam ist, beschränkt sich die Perspektive auf die Texte von Halem und Rebmann, die Wallenstein als einen verfrühten Aufklärer präsentieren: Da er sich für unzeitgemäße Ideale wie Frieden, Gemeinwohl und Eudämonie im falschen Jahrhundert engagiert, muss er scheitern. Die Analyse soll zeigen, wie Halem und Rebmann wichtige Diskurse der politischen Theorie der Aufklärung in ihren Werken aufnehmen und insbesondere die Lehre von Kant und Jean-Jacques Rousseau in ihren Schriften nachhallen lassen. Außerdem sollen textuelle Spuren einer ausgeprägten Feindlichkeit gegenüber dem katholischen Klerus aufgezeigt und im Kontext des spätaufklärerischen antijesuitischen Diskurses erläutert werden.

Das fünfte und letzte Kapitel bietet eine Analyse der *Wallenstein*-Trilogie von Schiller, aus der die Konvergenzen und Divergenzen mit den Texten der *minores* und den darin entfalteten Themenkomplexen, Darstellungsmodi und Diskursen sichtbar werden sollen. Zuerst wird ein Vergleich mit den Wallenstein-Dichtungen von Halem, Komareck und Rebmann hergestellt. Insbesondere wird danach gefragt, wie Schiller seinen ‚Held‘ psychologisch konturiert und ob er ihn mit christologischen Zügen versetzt, um sein historisches Bild zu rehabilitieren. Außerdem wird ein Einblick in die Welt des Politikers Wallenstein geboten, der zwischen Ideal und Realität gespalten ist und gegen die Macht des Hofes und der Kirche (insbesondere der Jesuiten) kämpfen muss. Zum Schluss werden zwei Aspekte der Trilogie behandelt, die aus einem Vergleich mit den Texten von Vogt und Naubert an besonderem Interesse gewinnen: die Erwähnung der Figur des Königs Heinrich IV. von Frankreich, der im Werk Vogts eine prominente Rolle spielt, und die Präsenz von erfundenen Nebenfiguren im Text, vor allem von Thekla, die Schillers direkte Kenntnis der naubertschen Romane zum Dreißigjährigen Krieg mehr als vermuten lassen.

Im Hinblick auf das Thema der vorliegenden Arbeit weist der aktuelle Stand der Forschung noch bedeutende Lücken auf. Eine Revue der in den letzten Jahren erschienenen Publikationen zum Dreißigjährigen Krieg und seiner kulturellen Rezeption sollte man mit drei umfangreichen Monographien beginnen, die den historischen Konflikt

vor dem Hintergrund der Studien zum kulturellen Gedächtnis<sup>23</sup> als Krisenerfahrung und geschichtliches Trauma, aber auch insgesamt als produktives Thema in der Literatur und im öffentlichen Diskurs untersuchen: Kevin Cramers *The Thirty Years' War and German Memory in the Nineteenth Century* (2007), Hilmar Sacks *Der Krieg in den Köpfen* (2008) und Martin C. Walds *Die Gesichter der Streitenden* (2008).<sup>24</sup> Die gemeinsame These dieser Arbeiten kann man mit Aleida Assmanns Unterscheidung des Gedächtnisses als *ars*, als statische Mnemotechnik, im Gegensatz zum Gedächtnis als *vis*, als dynamischer Prozess der Identitätsstiftung durch die Erinnerung zusammenfassen.<sup>25</sup> So richtet Cramer den Fokus auf die Bildung nationaler Mythen im Deutschland des 19. Jahrhunderts durch die Erinnerung an zentrale Ereignisse des Kriegs, wie Gustav Adolfs Befreiungskampagne, Wallensteins Verrat und die Belagerung Magdeburgs. Sack analysiert hingegen die erinnerungskulturellen Diskurse zum Dreißigjährigen Krieg (und die historischen Instrumentalisierungen desselben) in der Zeitspanne zwischen der Julirevolution von 1830 und dem Deutschen Krieg von 1866, während Wald insbesondere auf die Polarität konfessioneller Anschauungen im literarischen und gesellschaftlichen Diskurs zwischen 1830 und 1933 eingeht. Diese interessanten Studien befassen sich mit Strategien der historischen Sinnstiftung und der Bildung eines deutschen Nationalbewusstseins im 19. Jahrhundert und schließen daher aus ihrer Analyse – bis auf einzelne Beispiele – Texte aus dem 18. Jahrhundert aus. Eine chronologisch breitere Perspektive bietet Waltraud Maierhofer in ihrem Buch *Hexen – Huren – Heldenweiber* (2005), das auf die Analyse einer beträchtlichen Palette literarischer Texte über den Dreißigjährigen Krieg aus verschiedenen Epochen zielt, darunter auch Nauberts *Thekla von Thurn* und Schillers *Geschichte* zählen.<sup>26</sup> Der feministische bzw. genderspezifische Ansatz der Studie beschränkt allerdings die Untersuchung auf die Kategorie des „Weiblichen“ in den ausgewählten Texten, was den Zielen der vorliegenden Arbeit fern steht.

Neben diesen Arbeiten, die sich mit der Rezeption des Dreißigjährigen Krieges im

---

<sup>23</sup> Grundlegend hierzu: Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, C.H. Beck, München 1992; Astrid Erll, *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*, Metzler, Stuttgart 2005.

<sup>24</sup> Kevin Cramer, *The Thirty Years' War and German Memory in the Nineteenth Century*, University of Nebraska Press, Lincoln 2007; Hilmar Sack, *Der Krieg in den Köpfen. Die Erinnerung an den Dreißigjährigen Krieg in der deutschen Krisenerfahrung zwischen Julirevolution und deutschem Krieg*, Duncker & Humblot, Berlin 2008; Martin C. Wald, *Die Gesichter der Streitenden. Erzählung, Drama und Diskurs des Dreißigjährigen Krieges, 1830 bis 1933*, V&R unipress, Göttingen 2008.

<sup>25</sup> Aleida Assmann, *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, C.H. Beck, München 1999, S. 27-31.

<sup>26</sup> Waltraud Maierhofer, *Hexen – Huren – Heldenweiber. Bilder des Weiblichen in Erzähltexten über den Dreißigjährigen Krieg*, Böhlau, Köln 2005.

Allgemeinen beschäftigen, finden sich zahlreiche spezifische Studien zur Figur Wallensteins, von denen nur an die jüngsten und wichtigsten erinnert werden soll. Grundlegend sind sowohl die monumentale Arbeit *Wallenstein in Weimar, Wien und Berlin* (2003) von Holger Mannigel, die den unterschiedlichen Urteilen der Historiographie über Wallenstein von Schiller bis Leopold von Ranke (*Geschichte Wallensteins*, 1869) gewidmet ist, als auch die Studie *The Wallenstein Figure in German Literature and Historiography 1790-1920* (2010) von Steffan Davies, die auch literarische Werke berücksichtigt und bis Ricarda Huch und Alfred Döblin reicht.<sup>27</sup> Beide Studien konzentrieren sich auf die Gestaltung der Figur Wallensteins bei Schiller und nach Schiller, so dass nicht zeitgenössische Texte aus dem späten 18. Jahrhundert, sondern vor allem die Kultur des 19. und des beginnenden 20. Jahrhunderts unter die Lupe genommen wird. Auch im Sammelband *Wallenstein-Bilder im Widerstreit* (2011) werden die im Zentrum der vorliegenden Arbeit stehenden Texte der *minores* nicht in Betracht gezogen, obwohl die Spanne der untersuchten Autoren und Werke sehr breit ist.<sup>28</sup>

Weit ergiebiger für die Ziele dieser Arbeit ist die unveröffentlichte Dissertation von Maria Wolf mit dem Titel *Wallenstein als Dramenheld* (1992), die einen umfassenden Überblick über alle überlieferten Wallenstein-Dramen vor Schiller verschafft.<sup>29</sup> Wolfs Arbeit, die eine erste wissenschaftliche Annäherung an die Texte von Halem, Komareck und Rebmann darstellt, bietet sehr gute Reflexionspunkte zum Beispiel in Bezug auf die politische Theorie der Aufklärung, die in den Texten durchscheint, ohne sie weiter zu problematisieren. Argumentativ überzeugender ist die Studie *Die Sterne, die Zensur und das Vaterland* (2003) von Peter Höyng, welche verschiedene Themenkomplexe (Astrologie, Theaterzensur und Nationalismus) anhand historischer Schauspiele aus dem späten 18. Jahrhundert analysiert, unter denen auch Schillers, Halems und Komarecks *Wallenstein*-Dramen zählen.<sup>30</sup> Eine ähnliche thematisch-diskursive Struktur wie diejenige, die Höyng in seiner Untersuchung anbietet, kann man auch an die (nicht-dramatischen) Texte von Naubert, Vogt und Rebmann produktiv anwenden, um eine breitere Studie

---

<sup>27</sup> Holger Mannigel, *Wallenstein in Weimar, Wien und Berlin. Das Urteil über Albrecht von Wallenstein in der deutschen Historiographie von Friedrich von Schiller bis Leopold von Ranke*, Matthiesen, Husum 2003; Steffan Davies, *The Wallenstein Figure in German Literature and Historiography 1790-1920*, Maney Publishing, Leeds 2010.

<sup>28</sup> Joachim Bahlcke / Christoph Kampmann (Hg.), *Wallensteinbilder im Widerstreit. Eine historische Symbolfigur in Geschichtsschreibung und Literatur vom 17. bis zum 20. Jahrhundert*, Böhlau, Köln 2011.

<sup>29</sup> Maria Wolf, *Wallenstein als Dramenheld. Literarische Gestaltungen von Vernulaeus bis Schiller*, Phil. Diss., Heidelberg 1992.

<sup>30</sup> Peter Höyng, *Die Sterne, die Zensur und das Vaterland. Theater und Geschichte im späten 18. Jahrhundert*, Böhlau, Köln 2003.

vorzulegen, die das Verhältnis von Geschichte und Literatur im ausgehenden 18. Jahrhundert am Beispiel verschiedener Verarbeitungen des Dreißigjährigen Krieges beleuchtet.

Was die Forschungsliteratur zu den einzelnen *auctores minores* und ihren Werken betrifft, lassen sich gravierende Lücken beobachten. Zu den Spätaufklärern Vogt, Halem und Rebmann finden sich Studien, die insbesondere die publizistische Tätigkeit der Autoren würdigen, aber deren literarische Schriften weitgehend ignorieren.<sup>31</sup> Komarecks *Wallenstein* wird nur bei Wolf und Höyng analysiert, während über andere Texte des Autors kein Beitrag zu finden ist. Naubert hat die Forschung vornehmlich als weibliche Schriftstellerin, als Vertreterin der Trivialliteratur und aufgrund ihrer Beziehungen zu England und Walter Scott beschäftigt. In den ihr gewidmeten Studien, die einem philologischen Anspruch gerecht werden, finden ihre Texte über den Dreißigjährigen Krieg – mit der Ausnahme von *Thekla* – kaum Erwähnung.<sup>32</sup>

Demgegenüber ist die Sekundärliteratur zu Schiller bekanntermaßen so wenig überschaubar, dass „ein wirklich umfassender Forschungsbericht [...] Bände füllen [würde]“.<sup>33</sup> Auf die Erfahrung des Autors als Historiker, die im Vergleich zu anderen Bereichen seines Werkes eine marginale Wirkung bei der Forschung gehabt hat, wird erst in den letzten Jahren mit einem produktiven interdisziplinären Ansatz eingegangen.<sup>34</sup> Seit dem von Otto Dann, Norbert Oellers und Ernst Osterkamp herausgegebenen Band *Schiller als Historiker* (1995) hat sich die Literaturwissenschaft immer intensiver mit den Geschichtswerken Schillers auseinandergesetzt, und umgekehrt hat die Geschichtswissenschaft die historischen Werke des Dichters als interessante Zeugnisse einer Übergangsphase von der historiographischen Praxis der Aufklärung in den Historismus des 19. Jahrhunderts aufgenommen. In diese Richtung – ganz im Zeichen der von Hayden White entwickelten Theorie einer Poetik der Geschichte<sup>35</sup> – zeigen nicht nur

---

<sup>31</sup> Auf die spezifische Literatur zu den *minores* wird in den ihnen gewidmeten Kapiteln eingegangen.

<sup>32</sup> Der *Rosenberg*-Roman und die Erzählung *Die Warnerin* sind noch nicht Gegenstand der Forschung gewesen und galten überhaupt bis vor wenigen Jahren als verschollen. Vgl. Waltraud Maierhofer, *Hexen – Huren – Heldenweiber*, a.a.O., S. 71.

<sup>33</sup> Helmut Koopmann, *Forschungsgeschichte*, in Helmut Koopmann (Hg.), *Schiller-Handbuch*, 2. Aufl., Alfred Kröner, Stuttgart 2011, S. 864-1076, hier S. 809.

<sup>34</sup> Für eine Rezeptionsgeschichte von Schiller als Historiker siehe Stephan Jaeger, *Performative Geschichtsschreibung. Forster, Herder, Schiller, Archenholz und die Brüder Schlegel*, Berlin, De Gruyter 2011, S. 183-196.

<sup>35</sup> Vgl. Hayden White, *Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe*, Johns Hopkins University, Baltimore 1973, und *Auch Klio dichtet oder die Fiktion des Faktischen. Studien zur Topologie des historischen Diskurses*, Klett-Cotta, Stuttgart 1986.

die erwähnten Studien von Mannigel und Davies, aber auch Daniel Fuldas *Wissenschaft aus Kunst* (1996), Johannes Süßmanns *Geschichtsschreibung oder Roman?* (2000) und Thomas Prüfers *Die Bildung der Geschichte* (2002).<sup>36</sup> Dass eine Lektüre des Historikers Schiller nicht nur den Geschichtsschreiber, sondern auch den Geschichtsdramatiker und Geschichtsphilosophen berücksichtigen soll, haben weiterhin ein 2005 erschienenes Sonderheft der Zeitschrift *Études germaniques* mit dem Schwerpunkt „Histoire et historiographie“, sowie der von Michael Hoffmann, Jörn Rüsen und Mirjam Springer herausgegebene Band *Schiller und die Geschichte* (2006) bestätigt.<sup>37</sup> Die vorliegende Arbeit will die Tradition dieser Deutungslinie fortführen.

Schwerer zu überblicken ist die in mehr als zwei Jahrhunderten angesammelte und ständig wachsende Literatur über die *Wallenstein*-Trilogie. Das Drama ist anscheinend unter allen möglichen Perspektiven untersucht worden, und doch werden zum sich Wiederholenden und Ergänzenden immer neuere Aspekte zutage gebracht, die zu originellen Ergebnissen führen. So kann die *Wallenstein*-Trilogie nicht aufhören, die Literaturwissenschaftler zu beschäftigen, weil deren „Interpretation nicht nur theoretisch angesichts der unendlichen Deutbarkeit, sondern auch praktisch angesichts der Wallensteinischen Materialfülle nicht abschließbar“ ist.<sup>38</sup> Es soll an dieser Stelle darauf verzichtet werden, einen systematischen Überblick über den Stand der Forschung zu *Wallenstein* anzubieten. Auf die verwendete Literatur und auf die wichtigsten, oft divergierenden Positionen der Wallenstein-Forschung wird sukzessive bei der Behandlung einzelner Themen in den Fußnoten hingewiesen. Vorausgeschickt werden soll auf jeden Fall, dass sich die Forschung – bis auf einzelne Beiträge, die im Laufe der Arbeit besprochen werden – noch nicht eingehend mit dem Verhältnis zwischen Schiller und den Autoren auseinandergesetzt hat, deren Werke in der vorliegenden Studie analysiert werden.<sup>39</sup>

---

<sup>36</sup> Daniel Fulda, *Wissenschaft aus Kunst. Die Entstehung der modernen deutschen Geschichtsschreibung 1760-1860*, De Gruyter, Berlin 1996; Johannes Süßmann, *Geschichtsschreibung oder Roman? Zur Konstitutionslogik von Geschichtserzählungen zwischen Schiller und Ranke (1780-1824)*, Franz Steiner, Stuttgart 2000; Thomas Prüfer, *Die Bildung der Geschichte. Friedrich Schiller und die Anfänge der modernen Geschichtswissenschaft*, Böhlau, Köln 2002.

<sup>37</sup> Gérard Laudin / René-Marc Pille / Jean-Marie Valentin (Hg.), *Friedrich Schiller. 200e anniversaire de sa mort. Histoire et historiographie*, „Études germaniques“, 60.4, 2005; Michael Hoffmann / Jörn Rüsen / Mirjam Springer (Hg.), *Schiller und die Geschichte*, Fink, München 2006.

<sup>38</sup> Rainer Godel, *Schillers „Wallenstein“-Trilogie. Eine produktionstheoretische Analyse*, Röhrig, St. Ingbert 1999, S. 341.

<sup>39</sup> Im 2013 erschienenen Kommentarband der Nationalausgabe zu *Wallenstein* erwähnt Norbert Oellers den *Thekla*-Roman sowie die Wallenstein-Dichtungen von Halem und Rebmann unter den „mögliche[n] literarische[n] Quellen“ der Trilogie (NA VIII/3, 41f.).

Zum Schluss sei noch eine Anmerkung zur heterogenen Schreibweise der untersuchten Texte angefügt. Sämtliche Zitate entsprechen in der Rechtschreibung den Textvorlagen im Original. Der Uniformität halber werden die Namen der historischen Figuren nach den heute geläufigen Konventionen geschrieben („Gustav Adolf“, „Wallenstein“) und nur in den Titeln und Zitaten folgen sie der originalen Schreibweise der jeweiligen Werke (zum Beispiel, in einzelnen Fällen: „Gustav Adolph“, „Waldstein“). Die Personen in Wallensteins Entourage werden mit den Namen genannt, durch welche sie in der Trilogie von Schiller bekannt geworden sind (zum Beispiel: „Terzky“ und nicht „Terzka“ oder „Trcka“, „Seni“ und nicht „Senni“ oder „Seno“ usw.).

Schillers Werke werden nach der Nationalausgabe zitiert. Die Frankfurter Ausgabe wird insbesondere für den Kommentar von Frithjof Stock zu *Wallenstein* (FA IV, 545-1256) berücksichtigt. Die Zitate aus der *Wallenstein*-Trilogie folgen der Textgrundlage des Erstdrucks von 1800 in der von Norbert Oellers herausgegebenen Neuedition der Nationalausgabe (NA VIII N/2, 449-777).



## ERSTES KAPITEL

### Schillers *Geschichte des Dreyßigjährigen Kriegs (1790-1792)* im zeitgenössischen historiographischen Diskurs

#### 1.1. Der Dreyßigjährige Krieg und die deutsche Geschichtsschreibung Ende des 18. Jahrhunderts

Das ausgeprägte Interesse am Dreyßigjährigen Krieg als literarischer Stoff, das sich im späten 18. Jahrhundert im deutschsprachigen Raum feststellen lässt, hat seinen Ursprung in der verstärkten wissenschaftlichen Auseinandersetzung vieler Historiker der Zeit mit dem Thema. Die zunehmende Aufnahme von Personen und Ereignissen des Dreyßigjährigen Kriegs in die Fiktion entwickelt sich ausgehend von den zahlreichen Fachpublikationen der Geschichtsschreibung, die im letzten Drittel des Jahrhunderts erscheinen und rasch auch unter Laienlesern einen stattlichen Erfolg erringen.

Die intensive historiographische Auseinandersetzung mit dem Krieg wird in den 1760er Jahren durch die Rezeption wichtiger historischer Abhandlungen und Biographien ausgelöst, die aus anderen Sprachen ins Deutsche übersetzt werden. Texte wie die *Lebensgeschichte Albrechts von Waldstein* des italienischen Grafen Gualdo Priorato (1643 erschienen, 1769 übersetzt)<sup>1</sup> und die *Historie des dreyßigjährigen Krieges und des darauf erfolgten Westphälischen Friedens* des französischen Jesuiten Guillaume-Hyacinthe Bougeant (1727-1744 erschienen, 1758-1760 übersetzt)<sup>2</sup> bereiten den Boden für eine Reihe deutschsprachiger Studien zum Dreyßigjährigen Krieg und seinen Protagonisten, die zwischen Mitte der 1770er und Anfang der 1790er Jahre entstehen. In knapp zwanzig Jahren kommen grundlegende Werke wie Georg Philipp Anton Neuburs *Geschichte des Dreyßigjährigen Krieges* (1774), Michael Ignaz Schmidts *Geschichte der Teutschen* (1778-1783) und Christoph Gottlieb von Murrs *Beyträge zur Geschichte des dreyßigjährigen Krieges* (1790) auf den Buchmarkt und tragen entscheidend zur Entdeckung der neueren deutschen Geschichte als Forschungsthema bei.

---

<sup>1</sup> Originaltitel: *Historia della vita d'Alberto Valstain, Duca de Fritland*. Priorato, der in Wallensteins Heer tätig war, gilt als der Erste, der auf die positiven Eigenschaften des Generals aufmerksam gemacht hat. Zum Werk des Italieners vgl. Arno Strohmeier, *Zwischen Kaiserhof und französischem Hof. Wallensteinbilder in den Biographien des Conte Galeazzo Gualdo Priorato*, in Joachim Bahlcke / Christoph Kampmann (Hg.), *Wallensteinbilder im Widerstreit*, a.a.O., S. 51-74.

<sup>2</sup> Originaltitel: *Histoire des guerres et des négociations qui précéderent le Traité de Westphalie, sous le règne de Louis XIII et le Ministère du Cardinal de Richelieu et du Cardinal Mazarin*.

Als Schiller zwischen 1790 und 1792 – fast parallel zur Veröffentlichung der *Geschichte Albrechts von Wallenstein, des Friedländers* (1790-1791) von Johann Christian Herchenhahn – sein historiographisches Werk über den Dreißigjährigen Krieg vorlegt, kann er also auf eine beträchtliche Anzahl an gelehrten Publikationen über das Thema zurückblicken. Das wachsende Interesse des Lesepublikums an der Geschichte, und insbesondere an der europäischen Geschichte des vorigen Jahrhunderts, treibt ihn dazu, sich mit historischen Themen zu beschäftigen, nicht bloß aus Leidenschaft und intellektueller Neugierde, sondern auch ganz konkret aus ökonomischen Gründen. In der Geschichte sieht Schiller die Gelegenheit, sich als Schriftsteller zu behaupten und von lukrativen verlegerischen Unternehmungen zu profitieren. Ohne ins rein Unterhaltende zu gleiten, versucht Schiller mit seinen historischen Schriften, rigores Studium und Quellenarbeit mit einem frischen, angenehmen Stil zu verbinden. Dafür wird er allgemein gepriesen und von professionellen Historikern anerkannt: Dank seiner *Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung* (1788) wird er in Jena zum Professor ernannt und mit der *Geschichte des Dreyßigjährigen Kriegs* (1790-1792) erlangt er den internationalen Ruhm als Historiker.

Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts – gerade um die Zeit, als Schiller sich in der Historiographie versucht – finden in Deutschland bedeutende Erneuerungen sowohl im historischen Denken als auch in der geschichtswissenschaftlichen Praxis statt. In der Forschung wird von einem regelrechten Paradigmenwechsel in der Wahrnehmung der Geschichte gesprochen, von einer Übergangsphase aus der Geschichtsauffassung und Geschichtsschreibung der Aufklärung in den so genannten ‚Historismus‘ des 19. Jahrhunderts.<sup>3</sup> In diesem Kontext entwickelt die Historie eine eigene Wissenschaftlichkeit, sie fängt an, systematische Erkenntnismethoden zu verwenden und einen allgemeinen, überindividuellen Wahrheitsanspruch zu erheben.<sup>4</sup> Durch eine rigorose, von der Philologie aufgenommene Quellenanalyse, welche für die Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts charakteristisch sein wird, erfährt die Aufklärungshistorie schon in der zweiten Hälfte des

---

<sup>3</sup> Vgl. Peter Hanns Reill, *The German Enlightenment and the Rise of Historicism*, University of California Press, Berkeley 1975; Horst Walter Blanke / Jörn Rüsen (Hg.), *Von der Aufklärung zum Historismus. Zum Strukturwandel des historischen Denkens*, Schöningh, Paderborn 1984; Ulrich Muhlack, *Geschichtswissenschaft im Humanismus und in der Aufklärung. Die Vorgeschichte des Historismus*, C.H. Beck, München 1991; Stefan Jordan, *Geschichtstheorie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Schwellenzeit zwischen Pragmatismus und klassischem Historismus*, Campus, Frankfurt am Main 1999.

<sup>4</sup> Vgl. Horst Dreitzel, *Die Entwicklung der Historie zur Wissenschaft*, in „Zeitschrift für historische Forschung“, 8, 1981, S. 257-284; Wolfgang Hardtwig, *Die Verwissenschaftlichung der Geschichtsschreibung zwischen Aufklärung und Historismus*, in *Geschichtskultur und Wissenschaft*, dtv, München 1990, S. 58-91.

18. Jahrhunderts eine gewisse Professionalisierung an den deutschen Universitäten und erlebt somit einen Ansehensgewinn als Wissenschaft. Vor allem durch das Wirken der sogenannten ‚pragmatischen Historiographie‘ der Göttinger Schule, vertreten von Johann Christoph Gatterer und August Ludwig Schlözer, emanzipiert sich die Disziplin von anderen Wissensbereichen wie Jura oder Theologie, mit denen sie sich lange Zeit als propädeutische Hilfswissenschaft verwandt sah.<sup>5</sup> Historische Fragestellungen werden nun zunehmend von den anderen Fachwelten aufgegriffen, und allmählich entwickelt sich in der gesamten zeitgenössischen Kultur ein historisches kritisches Bewusstsein.

Durch diesen Gewinn an Autonomie und Ruhm der Geschichte<sup>6</sup> wird eine eigenständige Organisation des historischen Wissens ermöglicht und neue theoretische Aspekte – vor allem anthropologischer und philosophischer Natur – in die Deutung der geschichtlichen Ereignisse eingeführt. Geschichte wird nicht um ihrer selbst willen studiert, sondern wegen ihrer Bezüge zur Gegenwart. Es entsteht die Idee einer Universalgeschichte, nach der der heutige Mensch das Resultat einer Kette von Ereignissen darstellt, die sich chronologisch ordnen lassen und durch größere kausale Zusammenhänge, durch Ursache-Wirkungs-Verhältnisse miteinander verknüpft sind. Dank dieser bedeutenden Innovationen fängt die historische Bildung in der Spätaufklärung an, sich als „notwendiges Instrument zur Ausbildung einer Identität der entstehenden bürgerlichen Gesellschaft“<sup>7</sup> zu konturieren. Die Arbeit des Geschichtsschreibers verwandelt sich von einer rein kompilatorischen Tätigkeit, von der akritischen Zusammensetzung historischer Quellen, die oft zu moralisch-exemplarischen Zwecken durchgeführt wurde,<sup>8</sup> in die kritische Prüfung und Interpretation der Dokumente aus der Vergangenheit. Die Arbeit an der Geschichte geht von der Anhäufung bereits vorliegender Geschichtserzählungen und Materialien in eine systematische, wissenschaftliche Tätigkeit über, in der dem Autor als ordnender und deutender Instanz eine ausschlaggebende Rolle zugewiesen wird.

Schillers Erfahrung als Historiker siedelt sich also in eine Zeit großer Transformationen für die deutsche Geschichtswissenschaft an. Sowohl in den kleineren geschichtstheoretischen Schriften, als auch in den großen Geschichtswerken erweist sich

---

<sup>5</sup> Vgl. Thomas Prüfer, *Die Bildung der Geschichte*, a.a.O., S. 101-105.

<sup>6</sup> ‚Geschichte‘ ist hier sowohl als die Gesamtheit historischer Begebenheiten (*res gesta*), als auch als die (wissenschaftliche) Narration derselben (*historia rerum gestarum*) zu verstehen.

<sup>7</sup> Hans Erich Bödeker / Georg Gerson Iggers / Jonathan Brian Knudsen / Peter Hanns Reill, *Einleitung: Aufklärung und Geschichtswissenschaft*, in *Aufklärung und Geschichte*, a.a.O., S. 9-24, hier S. 13.

<sup>8</sup> Vgl. George H. Nadel, *Philosophy of History before Historicism*, in „History and Theory“, 3, 1965, S. 291-315.

der Schriftsteller als feiner Kenner des historiographischen Diskurses seiner Zeit. Seine Geschichtsschreibung taugt als transitorische Erscheinung, als Zwischenerfahrung, als Scharnier zwischen Aufklärungshistorie und Historismus. Dies zeigt sich an seinen Werken sowohl in der Verflechtung von sorgfältiger Quellenforschung und anschaulicher Darstellung, als auch in der Auffassung von (Universal-)Geschichte als Form der Erziehung des Menschen zur Freiheit und zur Humanität.<sup>9</sup>

In diesem Kapitel soll ein Überblick über die Bedeutung der Historiographie und der geschichtlichen Bildung im kulturellen Diskurs des späten 18. Jahrhunderts gegeben werden. Nach einer Skizze der Veränderungen im historischen Denken der Spätaufklärung soll das Geschichtsbild von Friedrich Schiller mit besonderem Augenmerk auf die Jenaer Antrittsrede zur Universalgeschichte rekonstruiert werden (1.2.). Anschließend sollen biographische Aspekte von Schillers Tätigkeit als Historiker skizziert und eine Lektüre der *Geschichte des Dreyßigjährigen Kriegs* – zumindest in Ansätzen – geboten werden, die dazu dienen soll, die wichtigsten Neuerungen darzulegen, welche Schiller in die Geschichtsschreibung seiner Zeit eingeführt hat (1.3.).

---

<sup>9</sup> Vgl. Ulrich Muhlack, *Schillers Konzept der Universalgeschichte zwischen Aufklärung und Historismus*, in Otto Dann / Norbert Oellers / Ernst Osterkamp (Hg.), *Schiller als Historiker*, Metzler, Stuttgart 1995, S. 5-28.

## 1.2. Von der Aufklärungshistorie zum Historismus

Die Wendung der deutschen Geschichtswissenschaft von den Positionen der Aufklärung in diejenigen des sogenannten Historismus<sup>10</sup> beginnt in den drei letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts und wird in gewisser Hinsicht durch Schillers Erfahrung als Historiker begleitet. Der wissenschaftliche Umgang des Autors mit Geschichte platziert sich nämlich – chronologisch wie theoretisch – zwischen beiden Polen: Einerseits glaubt Schiller im Zeichen des aufklärerischen Optimismus an die systematisierende und synthetisierende Leistungsfähigkeit einer neuen Figur des vernünftigen Historikers, den er als „philosophische[n] Kopf“ profiliert (NA XXVII, 360); andererseits antizipiert er die historisch-kritische Methode des 19. Jahrhunderts, indem er die Notwendigkeit einer wissenschaftlichen Geschichtsforschung betont, die auf intensiver Quellenarbeit beruht.

Im Folgenden soll Schillers Stellung zwischen Aufklärungshistorik und Historismus nachgezeichnet werden. Zunächst soll ein knapper Überblick über die spätaufklärerische Geschichtsschreibung und deren neuartige Neigung zur Systematik geboten werden, wobei insbesondere auf den um 1770 stattfindenden Paradigmenwechsel von ‚Geschichten‘ zur ‚Geschichte‘ eingegangen werden soll. Hierauf soll Schillers historiographisches Programm anhand seiner Vorlesung *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?* (1789) analysiert und die innovativen Aspekte seiner Geschichtskonzeption vorgestellt werden.

### 1.2.1. Die Debatte um das System ‚Geschichte‘ in den 1770er und 80er Jahren

Im historischen Denken des ausgehenden 18. Jahrhunderts stellt die terminologische Herausbildung eines modernen Geschichtsbegriffes die wichtigste Innovation dar. Wie Reinhart Koselleck es gezeigt hat,<sup>11</sup> meinte das Substantiv ‚Geschichte‘ (oder ‚Geschicht‘, aus dem Althochdeutschen *gisciht*) bis in die späten 1760er Jahre eine Pluralform, welche die Summe einzelner ‚Geschichten‘, einzelner Ereignisse der Vergangenheit bezeichnete. Die Bildung des Kollektivsingulars ‚Geschichte‘, die sich erst um 1770 vollzieht, zeichnet

---

<sup>10</sup> Zu den Grundideen des Historismus vgl. Georg Gerson Iggers, *The German Conception of History. The National Tradition of Historical Thought from Herder to the Present*, 2. rev. Aufl., Wesleyan University Press, Middletown 1983, S. 7-13; Herbert Schnädelbach, *Philosophie in Deutschland 1831-1933*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1983, S. 51-58; Jörn Rüsen, *Konfigurationen des Historismus. Studien zur deutschen Wissenschaftskultur*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1993.

<sup>11</sup> Vgl. Reinhart Koselleck, *Geschichte, Historie*, in Otto Brunner / Werner Conze / Reinhart Koselleck (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe*, Klett-Cotta, Stuttgart 1975, Bd. 2, S. 593-717, hier S. 647-653.

den entscheidenden Wandel der geschichtswissenschaftlichen Praxis von der bloßen Häufung beziehungsloser ‚Geschichten‘ in ein organisches Ganzes, in ein genealogisches System aus. Dieser „Paradigmenwechsel“<sup>12</sup> lässt sich sehr gut verfolgen, indem man zwei eminente aufklärerische Begriffsbestimmungen der Historie vergleicht, die in einem kurzen Zeitabstand voneinander geliefert wurden: die Definition, die der Philosoph Johann Georg Sulzer 1769 in der Schrift *Von der Historie* formuliert, und diejenige, die sich im 1775 veröffentlichten Wörterbuch von Johann Christoph Adelung findet. Bei Sulzer wird die Geschichte als „ein Behältnis“ aufgefasst, in welchem

die merkwürdigsten Entschliessungen und Rathschläge der größten Männer, die Tugenden und Laster, Ehre und Schande ganzer Völker und einzelner Personen für die Nachwelt aufbewahrt werden, und sie ist überhaupt ein Spiegel des menschlichen Lebens, in welchem man alle zu den Lehren des gesellschaftlichen Lebens nöthige Beyspiele auf das deutlichste sehen kann.<sup>13</sup>

Der traditionellen, annalistischen Auffassung von Geschichte folgend, beschreibt Sulzer die Vergangenheit als Archiv kurioser Begebenheiten, die unterhalten sollen, oder als Reservoir exemplarischer Taten von großen Persönlichkeiten, aus denen der Leser lernen soll. Aus diesem Blickwinkel beobachtet, ist die Geschichte nur noch ein Behälter von Fakten, ein Speicher loser Ereignisse, die bloß chronologisch geordnet sind, aber nicht durch kausale Zusammenhänge in ein harmonisches Ganze gebracht werden können. Diese Vorstellung der Historie als Pluralität von Geschichten ändert sich jedoch in dem Moment, in dem jede partikuläre Begebenheit in einen breiteren Geschehens- oder Bedeutungszusammenhang eingebunden wird und die diversen historischen Abläufe als *eine* einzige Geschichte erfasst werden. So wird das Wort ‚Geschichte‘ vom Plural zum Singular umbesetzt und in seiner laufenden Bedeutung von „Inbegriff alles in der Welt Geschehenen“<sup>14</sup> ausgelegt. In diese neue Richtung zeigt der Adelung-Wörterbucheintrag:

Die Geschichte, *plur. et nom. sing.* [...] Was geschehen ist, eine geschehene Sache, so wohl in weiterer Bedeutung, eine jede, so wohl thätige als leidentliche Veränderung, welche

---

<sup>12</sup> So Peter Höyng, *Die Sterne, die Zensur und das Vaterland*, a.a.O., S. 1-7. Auch Michel Foucault datiert den Anfang dieser neuen Konstellation der Geschichtswahrnehmung gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als „une historicité profonde pénètre au coeur des choses“. In diesem Zeitalter sieht er einen bedeutsamen Wechsel in der Organisation und Vermittlung des Wissens, da man von der mathematischen bzw. taxonomischen Ordnung der Dinge, die das 17. Jahrhundert charakterisiert hatte, in eine eben genealogische bzw. geschichtliche übergeht. Vgl. Michel Foucault, *Les mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines*, Gallimard, Paris 1966, S. 14; 229-233.

<sup>13</sup> Johann Georg Sulzer, *Von der Historie*, in Horst Walter Blanke / Dirk Fleischer (Hg.), *Theoretiker der deutschen Aufklärungshistorie*, Frommann-Holzboog, Stuttgart-Bad Cannstatt 1990, Bd. I.1, S. 286-299, hier S. 286.

<sup>14</sup> Jacob u. Wilhelm Grimm, *Geschichte*, in *Deutsches Wörterbuch*, bearb. v. Rudolf Hildebrand u. Hermann Wunderlich, Hirzel, Leipzig 1854-1961, Bd. 5, Sp. 3858-3866, hier Sp. 3858.

einem Dinge widerfähret, als auch in engerer und gewöhnlicherer, von verschiedenen mit einander verbundenen Veränderungen, welche zusammen genommen ein gewisses Ganzes ausmachen [...]. In eben diesem Verstande stehet es oft collective und ohne Plural von mehreren geschehenen Begebenheiten Einer Art.<sup>15</sup>

Das Ganze, das aus der Verbindung der einzelnen Veränderungen entsteht, bildet das System ‚Geschichte‘. Mit der Definition dieses Kollektivsingulars werden die Leitlinien für die Wissenschaft und die Darstellung der Geschichte gegeben und ein neues Modell für die Auseinandersetzung mit historischem Wissen entworfen. In diesem neuen Verständnis soll sich der Fleiß des Geschichtsschreibers nicht nur der Sammlung von Quellen widmen, sondern vornehmlich der Rekonstruktion jener ursächlichen Nexus, die es erlauben, Geschichte als einen zusammenhängenden Prozess zu interpretieren. So entwirft der Göttinger Historiker Johann Christoph Gatterer 1767 in der Abhandlung *Vom historischen Plan* das Ideal einer „noch nicht geschrieben[en]“ Universalhistorie,<sup>16</sup> die eine Einsicht in das innere System der Ereignisse, in deren kausale Beziehung bieten kann. Da „keine Begebenheit in der Welt [...] *insularisch* [ist]“, soll Geschichte laut Gatterer auf die „Vorstellung des allgemeinen Zusammenhangs der Dinge in der Welt (*Nexus rerum universalis*)“ abzielen.<sup>17</sup> Ein guter Historiker soll neben der

Sammlung und Auswahl der Materialien [...] an den Plan [...] denken, nach welchem alle grosse und kleine Stücke, woraus das Gebäude ausgeführt werden soll, am schicklichsten in Ordnung gebracht werden können, so daß man, nach der Vollendung des Werkes, ohne Mühe begreifen kann, warum ein Stück der Materialien eben hierher, und nicht an einen andern Ort gesetzt worden ist.<sup>18</sup>

Zu den Aufgaben des Geschichtsschreibers gehört also nicht nur die Aufwertung der überlieferten Quellen und der bereits vorliegenden Geschichtswerke, sondern auch und vor allem der Entwurf eines vernunftgeleiteten Darstellungsplans, der dem magmatischen Stoff der Geschichte eine Form verleihen soll. Diese duale Denkstruktur, diese Verbindung von Stoff und Form der Geschichte, von „Materialien“ und „Plan“, von Sammlung und methodischer Erarbeitung, findet sich auch wenige Jahre später bei August Ludwig Schlözer, einem engen Kollegen von Gatterer. In der *Vorstellung seiner Universal-Historie*

---

<sup>15</sup> Johann Christoph Adelung, *Die Geschichte*, in *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen*, revidiert und berichtigt v. Franz Xaver Schönberger, B. Ph. Bauer, Wien 1811, Bd. 2, Sp. 600f.

<sup>16</sup> Johann Christoph Gatterer, *Vom historischen Plan und der darauf sich gründenden Zusammenfügung der Erzählungen*, in Horst Walter Blanke / Dirk Fleischer (Hg.), *Theoretiker der deutschen Aufklärungshistorie*, a.a.O., Bd. I.2, S. 621-662, hier S. 627.

<sup>17</sup> Ebd., S. 659.

<sup>18</sup> Ebd., S. 625.

(1772-1773) führt Schlözer die Möglichkeit vor, Geschichte „aus einem doppelten Gesichtspuncte“ zu betrachten:

entweder als *Aggregat* aller Specialhistorien, deren Sammlung, falls sie nur vollständig ist, deren bloße Nebeneinanderstellung, auch schon in seiner Art ein Ganzes ausmacht; oder als ein *System*, in welchem Welt und Menschheit die Einheit ist, und aus allen Teilen des Aggregats einige, in Beziehung auf diesen Gegenstand, vorzüglich ausgewählt, und zweckmäßig geordnet werden.<sup>19</sup>

Die detailreiche, aber kaum strukturierte Spezialhistorie erzählt die unverbundenen Einzelereignisse der Geschichte; die Universalhistorie dagegen versucht, ausgewählte Fakten in ein übergreifendes Gefüge einzubetten, und zwar „zweckmäßig“, das heißt als Teile eines in sich folgerichtigen Fortschrittsprozesses. Laut Schlözer soll der Historiker durch einen neuartigen „allgemeine[n] Blick“ auf die Geschichte „das Aggregat zum System um[schaffen]“,<sup>20</sup> damit die historiographische Praxis an „wissenschaftliche[m] Ansehen“<sup>21</sup> gewinnen kann. Diese in mancher Hinsicht bahnbrechende Einstellung ist jedoch stark von pragmatisch-didaktischen Zielen gekennzeichnet: Im Kontext der spätaufklärerischen Geschichtsschreibung ist die Herstellung eines Systems noch „kein konstruktiver Akt, sondern der Nachvollzug eines objektiv gegebenen Kausalzusammenhangs“.<sup>22</sup> Gewiss muss der Historiker die Kette der Ereignisse nach Ursache-Folge-Relationen strukturieren, aber die Lücken, die bei der Rekonstruktion der Geschichte notwendigerweise entstehen, soll er nach Schlözer auf keinem Fall „durch Hypothesen und Visionen aus[füllen]“.<sup>23</sup> Denn seine wissenschaftliche Aufgabe besteht darin, die „blossen Facta, von kritischem Schweise gesäubert“, darzustellen.<sup>24</sup> So gesehen ist das „System“, von dem Schlözer in Abgrenzung zum vorigen Geschichtsdanken spricht, nur eine halbe Revolution: Die Verknüpfung der einzelnen Phänomene zu einem Ganzen, so wie sie in der pragmatischen Geschichtswissenschaft der Aufklärung theorisiert wird, scheint noch „ein ziemlich äußerliches oder lockeres Arrangement von historischen Tatsachen“ zu sein.<sup>25</sup>

Es sollte ungefähr weitere zehn Jahre dauern, bis Immanuel Kant die Konzepte von „Aggregat“ und „System“ produktiv zur Entfaltung einer neuen Geschichtsphilosophie

---

<sup>19</sup> August Ludwig Schlözer, *Vorstellung seiner Universal-Historie*, in Horst Walter Blanke / Dirk Fleischer (Hg.), *Theoretiker der deutschen Aufklärungshistorie*, a.a.O., Bd. I.2, S. 663-688, hier S. 669.

<sup>20</sup> Ebd., S. 670.

<sup>21</sup> Ebd., S. 678.

<sup>22</sup> Thomas Prüfer, *Die Bildung der Geschichte*, a.a.O., S. 294.

<sup>23</sup> August Ludwig Schlözer, *Vorstellung seiner Universal-Historie*, a.a.O., S. 678.

<sup>24</sup> Ebd., S. 673.

<sup>25</sup> Ulrich Muhlack, *Schillers Konzept der Universalgeschichte*, a.a.O., hier S. 20.



verwenden würde. Im 1784 angefertigten Aufsatz *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht* schreibt der Philosoph aus Königsberg, dass der Historiker „ein sonst planloses Aggregat menschlicher Handlungen, wenigstens im großen, als ein System darzustellen“ hat.<sup>26</sup> Durch die Darstellung einer „stetig fortgehende[n] obgleich langsame[n] Entwicklung“ zivilisatorischer Umstände soll die Geschichte als System „einen regelmäßigen Gang“ des Menschen – und der Menschengattung – in die vollkommene Freiheit präsentieren<sup>27</sup> und dabei „eine tröstende Aussicht in die Zukunft eröffne[n]“.<sup>28</sup> Das kantische „System“ ist also nicht nur kausal, sondern auch final. Es setzt die Idee eines kontinuierlichen Fortschritts voraus, der von den primitiven Zuständen der Menschheit zu ihrer Vollkommenheit, zur Realisierung ihrer inneren Anlagen führt. Nach Kants Vorstellung, die noch den Optimismus des aufklärerischen Perfektibilitätsideals widerspiegelt,<sup>29</sup> wohnt der „allgemeinen Geschichte“ eine „weltbürgerliche Absicht“ inne: Ihr Telos ist „die vollkommene bürgerliche Vereinigung in der Menschengattung“<sup>30</sup> als Mittel zur Verwirklichung individueller Freiheit. Das teleologische Prinzip, das wie ein Leitfaden die Geschichte durchzieht, kombiniert Kant mit dem Begriff der Entelechie, der kompletten Entfaltung jenes Vollendungspotentials, das in allen Individuen birgt. Durch die Verfeinerung seiner intellektuellen und moralischen Fähigkeiten, durch die „innere[] Bildung [sein]er Denkungsart“,<sup>31</sup> die auch mit dem Studium der Universalgeschichte erfolgt, wird der Mensch zur vollkommenen Selbstbestimmung gelangen. Das doppelte Ziel der Geschichte besteht also darin, eine „allgemein das Recht verwaltende[] bürgerliche[] Gesellschaft“<sup>32</sup> zu schaffen und dadurch einen Zustand der Freiheit für die ganze Menschengattung zu erreichen, „in welchem alle Keime, die die Natur in sie legte, völlig können entwickelt und ihre Bestimmung hier auf Erden kann erfüllet werden“.<sup>33</sup>

Auch bei Schiller – der am 29. August 1787 gegenüber Johann Gottfried Körner äußert, ihn habe Kants „Idee über eine allgemeine Geschichte ausserordentlich befriedigt“

---

<sup>26</sup> Immanuel Kant, *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht*, in *Werkausgabe*, Bd. XI, *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik*, 1, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1977, S. 31-50, hier S. 48. Zur kantischen Schrift vgl. Pauline Kleingeld, *Fortschritt und Vernunft: Zur Geschichtsphilosophie Kants*, Königshausen & Neumann, Würzburg 1995, S. 11-31.

<sup>27</sup> Immanuel Kant, *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht*, a.a.O., S. 33.

<sup>28</sup> Ebd., S. 49.

<sup>29</sup> Zum Einfluss der rousseauschen Idee der *perfectibilité* auf die Geschichtsphilosophie Kants vgl. Reinhard Brandt, *Rousseau und Kant*, in Jean-François Kervégan / Heinz Mohnhaupt (Hg.), *Wechselseitige Beeinflussungen und Rezeptionen von Recht und Philosophie in Deutschland und Frankreich / Influences et réceptions mutuelles du droit et de la philosophie en France et en Allemagne*, Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main 2001, S. 91-118, besonders S. 94-97.

<sup>30</sup> Immanuel Kant, *Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht*, a.a.O., S. 47.

<sup>31</sup> Ebd., S. 45.

<sup>32</sup> Ebd., S. 41.

<sup>33</sup> Ebd., S. 49.

(NA XXIV, 143) – impliziert die Deutung der Historie einen dezidierten Sinnentwurf. Wie Kant ist Schiller davon überzeugt, dass das Studium der fragmentarischen Quellen und die Herstellung eines Kausalzusammenhangs durch das Postulat einer teleologischen Entwicklungslinie ergänzt werden müssen. In der Jenaer Antrittsvorlesung *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?* kommt er – seine Vorgänger zitierend – zu dem Schluss, dass die Geschichte „nie den Nahmen einer Wissenschaft verdienen“ wird, wenn sie ein bloßes „Aggregat von Bruchstücken“ bleibt (NA XVII, 373). Der „philosophische Verstand“ des Historikers soll eingesetzt werden, um „diese Bruchstücke durch künstliche Bindungsglieder [zu] verkette[n]“ und mithin „das Aggregat zum System, zu einem vernunftmäßigen Ganzen“ zu erheben (NA XVII, 373). Indem er das Begriffspaar „Aggregat/System“ aufgreift, setzt Schiller einerseits den spätaufklärerischen Diskurs über die Modalitäten der Geschichtsforschung fort; indem er aber andererseits der Geschichte einen Zweck zuschreibt, macht er sich die kantische Idee einer teleologischen Fortschrittsgeschichte der Menschheit zu eigen und wirft neues Licht auf die Deutungsarbeit des Historikers, der nun die einzelnen Ereignisse innerhalb eines finalen Rahmens darstellen und interpretieren muss.

### **1.2.2. Schillers Antrittsvorlesung als geschichtstheoretisches Programm**

In Schillers historischem Denken kulminiert also die neue Geschichtsauffassung des späten 18. Jahrhunderts. Zugleich deuten seine Überlegungen bereits den Historismus des 19. Jahrhunderts an. Diese Zwischenpositionierung zeigt sich an verschiedenen Stellen der Vorlesung *Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?*, die Schiller am 26. und 27. Mai 1789 zur Inauguration seiner Professur an der Universität Jena hält. Wie der Titel programmatisch ankündigt, räsoniert Schiller über Begriff (*was heißt?*) und Zweck (*zu welchem Ende?*) der Universalgeschichte. Methodisch folgt er den universalhistorischen Theorien von Gatterer und Schlözer, welche die Historie über systematische Kontexte zu erschließen versuchen und auf die Erschaffung einer übergreifenden Geschichte der Menschheit abzielen. Inhaltlich führt Schiller innovative Aspekte vor, wie den von Kant entlehnten Gedanken einer Teleologie, aber auch die Frage nach dem wissenschaftlichen Wert der Geschichte als Fachdisziplin und die Probleme, die mit der Überlieferung historischer Dokumente zusammenhängen.

Im Zeitalter der Aufklärung ist die ‚allgemeine‘ oder ‚Universalgeschichte‘ ein exakt festgelegter Begriff. Von der britischen *universal history* abgeleitet,<sup>34</sup> bezeichnet er die Darstellung der Geschichte der Menschheit als ein in sich geschlossenes Ganzes, als eine kohärente Einheit. Neben den genannten Werken von Schlözer und Kant sind noch Gatterers *Handbuch der Universalhistorie* (1761), Isaak Iselins *Muthmassungen über die Geschichte der Menschheit* (1764) und Christoph Meiners *Grundriss der Geschichte der Menschheit* (1785) als grundlegende Beiträge zum universalhistorischen Diskurs zu erwähnen. Schiller folgt diesem Diskurs und beschreibt die Geschichte der menschlichen Gattung als die Geschichte ihrer Ablösung von barbarischen Zuständen, als die progressive Entwicklung des Menschen „vom ungeselligen Höhlenbewohner – zum geistreichen Denker, zum gebildeten Weltmann“ (NA XVII, 367). Die gegenwärtige Lage, in der sich der Mensch befindet, muss den Ausgangspunkt für die historische Forschung darstellen: Wie ist der Mensch das geworden, was er heute ist? Und welche weitere Entwicklung ist von der Zukunft zu erhoffen? Um solche Fragen beantworten zu können, soll der Universalhistoriker bei der Rekonstruktion der Begebenheiten „von der neuesten Weltlage aufwärts dem Ursprung der Dinge entgegen[rücken]“ (NA XVII, 372). Auf diese Weise verlieren die geschichtlichen Fakten ihre kontingente Erscheinungsform und erhalten in einem breiten entwicklungslogischen Zusammenhang Bedeutung: „Es zieht sich [...] eine lange Kette von Begebenheiten von dem gegenwärtigen Augenblicke bis zum Anfange des Menschengeschlechts hinauf, die wie Ursache und Wirkung in einander greifen“ (NA XVII, 370). Diese Ereigniskette durch eine akkurate Sammlung und Aufwertung der Quellen plastisch zu gestalten, ist das Ziel des Geschichtsschreibers. Aber wie soll er dabei vorgehen? Schiller zufolge ist es unmöglich und letzten Endes nutzlos, eine Häufung aller überlieferten Materialien wiederzugeben. Der Universalhistoriker sollte vielmehr die wichtigsten Begebenheiten und die entsprechenden Quellen auswählen, die für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit relevant sind. Denn der „Gang[] der *Welt*“ ist nicht mit dem „Gange der *Weltgeschichte*“ zu verwechseln: „Jenen möchte man mit einem ununterbrochen fortfließenden Strom vergleichen, wovon aber in der Weltgeschichte nur hie und da eine Welle beleuchtet wird“ (NA XVII, 372). Von den unzähligen historischen Ereignissen soll der Universalhistoriker in seine Narration nur diejenigen eingliedern,

---

<sup>34</sup> Es sind enzyklopädisch angelegte Geschichtswerke aus Großbritannien wie *A General History of the World from the Creation to the Present Time* (1736-1765) von John Gray und William Guthrie, welche die Etablierung der universalhistorischen Konzeption in der europäischen Historiographie des 18. Jahrhunderts ermöglichen. Monumentalwerke wie die vierundzwanzigbändige *Geschichte der Teutschen* (1778-1783) von Michael Ignaz Schmidts oder Christian Gottlieb Heinrichs *Teutsche Reichsgeschichte* (1787-1805) in neun Bänden folgen dem englischen Vorbild.

„welche auf die *heutige* Gestalt der Welt und den Zustand der jetzt lebenden Generation einen wesentlichen, unwidersprechlichen und leicht zu verfolgenden Einfluß gehabt haben“ (NA XVII, 371).

Dem Geschichtsschreiber und seiner Geisteskraft misst Schiller also eine entscheidende Rolle in der Organisation und Darstellung historischen Wissens bei. Wie die Vertreter der Aufklärungshistorik ist sich der Schriftsteller bewusst, dass ein kritischer Umgang mit den Quellen eine primäre Voraussetzung für die Wissenschaftlichkeit der Geschichte ist.<sup>35</sup> In Unterschied zu diesen ist er aber auch der Überzeugung, dass ein pragmatischer Evidenz- bzw. Objektivitätsanspruch der Historiographie problematisch ist. Der Idee einer objektiven Reproduktion des historischen Geschehens zieht Schiller die alternative Möglichkeit einer subjektiven Rekonstruktion vor.<sup>36</sup> Da die den heutigen Forschern zugängliche Geschichte, die „von dem Reichthum und der Armuth an Quellen abhängig ist“ (NA XVII, 372), zahlreiche Lücken aufweist, muss der Historiker in der Lage sein, die Leerstellen der Überlieferung zu schließen und die Fragmente aufzuheben. Dies ist nur durch die „Methode [...] der Analogie“ möglich, welche dank „der Gleichförmigkeit und unveränderlichen Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemüths“ ihre Legitimation findet (NA XVII, 373). Weil die Natur und der Mensch im Grunde denselben Gesetzen durch die Jahrhunderte gehorchen, darf der Historiker mithilfe der Analogiebildung Erfahrungen der Gegenwart in die Vergangenheit projizieren, um die Lücken der Überlieferung auszufüllen.<sup>37</sup> Schiller zufolge kann nämlich „von den neuesten Erscheinungen, die im Kreis unsrer Beobachtung liegen, auf diejenigen, welche sich in geschichtlosen Zeiten verlieren, rückwärts ein Schluß gezogen und einiges Licht verbreitet werden“ (NA XVII, 373). Analogien zu schließen heißt jedoch nicht historische Ereignisse zu erfinden: Es geht nicht um Imagination, sondern um Plausibilität. In seiner Auseinandersetzung mit der Geschichte der Menschheit entdeckt der Historiker wiederkehrende Ereignismuster, die bei „Mangel der Quellen“ einen „befriedigende[n] Erklärungsgrund“ (NA XVII, 373) für bereits bekannte, aber nicht kausal erklärbare Begebenheiten liefern können. Nach Schiller ist also das „System“, das dem beliebigen „Aggregat“ bruchstückhafter Einzelfakten einen sinnhaften Zusammenhang verleihen soll (NA XVII, 373), vom Wissen der Gegenwart getragen. Aus den erklärungsbedürftigen

---

<sup>35</sup> Vgl. Otto Dann, *Schiller, der Historiker und die Quellen*, in Otto Dann / Norbert Oellers / Ernst Osterkamp (Hg.), *Schiller als Historiker*, a.a.O., S. 109-126.

<sup>36</sup> Vgl. Thomas Prüfer, *Die Bildung der Geschichte*, a.a.O., S. 254ff.

<sup>37</sup> Einen ähnlichen Gedanken formuliert Schiller auch in der Vorrede zur *Geschichte des Abfalls der Niederlande*: „Die Geschichte der Welt ist sich selbst gleich, wie die Gesetze der Natur, und einfach wie die Seele des Menschen. Dieselben Bedingungen bringen dieselben Erscheinungen zurück“ (NA XVII, 21).

Fragmenten muss ein „vernunftmäßig zusammenhängende[s] Ganze[s]“ (NA XVII, 373) entstehen, in dem nicht nur – wie schon bei Schläzer – eine kausale Verknüpfung der Ereignisse, sondern auch die Schließung der Traditionslücken durch die analogische Ergänzung der Zusammenhänge erfolgen soll.

Das Interpretationsmodell, das Schiller für eine modernere Geschichtswissenschaft entwirft, ist ferner von einem „teleologische[n] Prinzip“ (NA XVII, 374) geleitet. Nicht nur zählen die kritische Bearbeitung der Quellen und die Konstruktion eines kausalen Systems zu den Leistungen eines guten Historikers, sondern auch die Deutung der Ereigniskette als Entwicklungszusammenhang ist eine zentrale Aufgabe des Geschichtsforschers.<sup>38</sup> Neben den Kategorien von Aggregat (*Stoff*) und System (*Form*) tritt die vom „innere[n] Zweck“ (*Sinn*) der Geschichte zutage: Die historischen Begebenheiten sollen in einen finalen Rahmen eingebettet werden. Schillers geschichtliche Teleologie ist – wie bereits erklärt – von der kantischen stark beeinflusst worden. Allerdings, obwohl er vom Philosophen die Idee eines allgemeinen Fortschritts der menschlichen Gattung in die Richtung eines kosmopolitischen Staatsgebildes aufnimmt, hält sich Schiller von gesellschaftlichen Festlegungen fern<sup>39</sup> und betont vor allem die Zentralität des Individuums, sowohl im historischen Prozess als auch in der geschichtswissenschaftlichen Praxis. Die Bedingung des Fortschritts kommt nach Schiller von der inneren Freiheit des Individuums. Die Gesetzmäßigkeit, nach der die Geschichte fortschreitet, findet sich in der intrinsischen Harmonie des Menschen wieder. Dies suggeriert zumindest die Luzidität des schillerschen Idealhistorikers, der kraft eines natürlichen „Trieb[s] nach Uebereinstimmung“ (NA XVII, 362) die Geschichte als organisches Ganzes betrachtet. Sein Ziel ist es,

alles um sich herum seiner eigenen vernünftigen Natur zu assimiliren, und jede ihm vorkommende Erscheinung zu der höchsten Wirkung die er erkennt, zum *Gedanken* zu erheben. Je öfter also und mit je glücklicherm Erfolge er den Versuch erneuert, das Vergangene mit dem Gegenwärtigen zu verknüpfen: desto mehr wird er geneigt, was er als *Ursache* und *Wirkung* in einander greifen sieht, als *Mittel* und *Absicht* zu verbinden. Eine Erscheinung nach der andern fängt an, sich dem blinden Ohngefähr [...] zu entziehen, und sich einem übereinstimmenden Ganzen (das freylich nur in seiner Vorstellung vorhanden ist) als ein passendes Glied anzureyhen. Bald fällt es ihm schwer, sich zu überreden, daß diese Folge von Erscheinungen, die in seiner Vorstellung soviel Regelmäßigkeit und

---

<sup>38</sup> Vgl. Thomas Prüfer, *Die Bildung der Geschichte*, a.a.O., S. 278-303.

<sup>39</sup> Am Ende seiner Vision der Geschichte steht die Republik der freien Geister, in der „alle denkenden Köpfe“ durch ein „weltbürgerliches Band“ verknüpft sind, ohne soziale oder staatliche Grenzen: „Die Schranken sind durchbrochen, welche Staaten und Nationen in feindseligem Egoismus absonderten“ (NA XVII, 366).

Absicht annahm, diese Eigenschaften in der Wirklichkeit verläugne; es fällt ihm schwer, wieder unter die blinde Herrschaft der Nothwendigkeit zu geben, was unter dem geliehenen Lichte des Verstandes angefangen hatte eine so heitre Gestalt zu gewinnen. (NA XVII, 373f.)

Die Geschichte wird zur Sinneinheit, indem der Historiker sie durch die eigene Vernunft als solche deutet und darstellt. So existiert aber die Idee der Geschichte als zweckmäßiges Kontinuum, als Ineinandergreifen eng verwobener Fakten nur im Kopf des Historikers, der Eintracht und Regelmäßigkeit in die Geschichte einliest.<sup>40</sup> Dieser Aspekt ist Schiller vollkommen bewusst: Er weiß, dass eine solche voluntaristische Teleologie eine kulturelle Operation ist und dass der Sinn, den der philosophische Verstand in die Geschichte projiziert, „in der Wirklichkeit“ nicht besteht. Allerdings bildet diese Idee für ihn keine Aporie, denn das teleologische Prinzip, von dem er spricht, wurzelt in einem natürlichen Trieb des Individuums, in seinem „Trieb nach Uebereinstimmung“ eben, das heißt in seinem Willen bzw. in der „Nothwendigkeit“, der Geschichte eine Perspektive, eine Entwicklungslinie, einen Sinn zu verleihen. Diese konstruktivistische Auffassung der Teleologie, die Definition des teleologischen Prinzips als Produkt des menschlichen Verstandes ist für Schiller gerade deswegen nicht problematisch, weil sie aus der inneren Veranlagung des Menschen entspringt. Schiller glaubt nicht an einer Teleologie *à la* Hegel, laut der es tatsächlich einen immanenten Zweck in der Geschichte gibt, sondern er orientiert sich an der kantischen Idee der Teleologie als Hilfsmittel der Vernunft, als heuristische Annahme, die zur Beschreibung komplexer historischer Abläufe dienlich sein kann, aber nicht unbedingt der Realität entspricht.

Die teleologische Interpretation der Geschichte stellt also laut Schiller einen Prozess subjektiver Aneignung und Bearbeitung des historischen Wissens dar. Trotzdem soll der Historiker zur gleichen Zeit versuchen, seiner subjektiven Deutung eine objektive Gestalt zu verleihen: Die nach universalhistorischen Kriterien ausgewählten Ereignisse, die er in einen künstlichen Sinnzusammenhang bringt, erhalten eine natürliche Ordnung, wenn sie durch einen teleologischen „Leitfaden“ (NA XVII, 373) *a posteriori* zusammengenäht werden. Der Geschichtsschreiber schafft „diese Harmonie aus sich selbst heraus, und

---

<sup>40</sup> In diesem Gestus zeigt sich Schiller als Sohn seines Zeitalters. Wie Wilhelm von Humboldt im bekannten Aufsatz *Das achtzehnte Jahrhundert* (1797) retrospektiv beobachtet, charakterisiert sich das 18. Jahrhundert durch den Einsatz der Vernunft als eine strukturierende Instanz, welche die Auswirkungen des Ungefährs begrenzen soll. „Das allgemeinste Bestreben der menschlichen Vernunft ist auf die Vernichtung des Zufalls gerichtet“, schreibt er: Der Verstand muss mithilfe seiner Gesetze den Menschen durch das Labyrinth des Chaos führen und ihm dabei helfen, die Willkür der Welterfahrung zu bändigen. Vgl. Wilhelm von Humboldt, *Das achtzehnte Jahrhundert*, in *Gesammelte Schriften*, hg. v. Albert Leitzmann, Behr, Berlin 1904, Bd. 2, S. 1-112, hier S. 6.

verpflanzt sie ausser sich in die Ordnung der Dinge d. i. er bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt, und ein teleologisches Prinzip in die *Weltgeschichte*“ (NA XVII, 374). Diesen Prozess kann man mit Thomas Prüfer eine „rekursive[] Deutungsbewegung von außen nach innen und von dort wieder nach außen“<sup>41</sup> bezeichnen: Der Historiker wählt die Begebenheiten der Vergangenheit aus, die für die Gegenwart Relevanz besitzen, er sieht in ihren Beziehungen ein Zeichen immanenter Harmonie und entwirft die Idee eines inneren Zweckes der Geschichte, die er dann in seine Anordnung und schöpferische Darstellung der Ereignisse zu übertragen versucht.

Der Bezug auf die Gegenwart bleibt in Schillers Vorlesung ein zentraler Punkt. Die Geschichte „[redet] zu dem Menschen“ von heute (NA XVII, 360), sie unterrichtet und führt ihn zugleich, sie bildet ihn zu einem freieren und humaneren Wesen, denn „in ihrem Kreise liegt die ganze moralische Welt“ (NA XVII, 359). „Fruchtbar und weit umfassend ist das Gebiet der Geschichte“, erklärt Schiller seinem Auditorium, auf die bildende Kraft der Historie hinweisend:

Durch alle Zustände, die der Mensch erlebte, durch alle abwechselnde Gestalten der Meinung, durch seine Thorheit und seine Weisheit, seine Verschlimmerung und seine Veredlung, begleitet sie ihn, von allem was er sich *nahm* und *gab*, muß sie Rechenschaft ablegen. Es ist keiner unter Ihnen allen, dem Geschichte nicht etwas wichtiges zu sagen hätte; alle noch so verschiedenen Bahnen Ihrer künftigen Bestimmung verknüpfen sich irgendwo mit derselben; aber Eine Bestimmung theilen Sie alle auf gleiche Weise mit einander, diejenige, welche Sie auf die Welt mitbrachten – sich als Menschen auszubilden – und zu dem Menschen eben redet die Geschichte. (NA XVII, 359f.)

Schiller präsentiert die Geschichte nicht nur als Wissenschaft, sondern auch als bildende Macht, die jeden Menschen intellektuell sowie existentiell anspricht. Jeder von uns soll die Pflicht wahrnehmen, „sich als Menschen auszubilden“, das heißt: Jeder soll eine personale Identität entwickeln und zugleich Berührungspunkte mit den anderen Menschen finden, an einem Gemeinwesen partizipieren. Schiller zufolge übernimmt die Geschichte eine pädagogische Funktion: Sie ist „Menschenbildnerin“ (NA XVII, 370), weil sie den Menschen zu einem höheren, selbstbewussteren und humaneren Wesen erziehen kann.<sup>42</sup> Anders als in der pragmatischen Aufklärungshistorie geht es Schiller also nicht um die reine Vermittlung historischer Kenntnisse, die für das bürgerliche Leben und die Entfaltung des Individuums als gebildeter Mensch nützlich sein können. Anders als in der

---

<sup>41</sup> Thomas Prüfer, *Die Bildung der Geschichte*, a.a.O., S. 300.

<sup>42</sup> Indem die Geschichte „vom Menschen als Menschen handelt, kann sie den Menschen zum Menschen bilden“ (ebd., S. 106).

damals wachsenden Trivalliteratur zu historischen Themen,<sup>43</sup> geht es ihm auch nicht um die bloße Unterhaltung des Publikums, selbst wenn er zugibt, dass die Geschichte jedem Leser „reiche Quellen des edelsten Vergnügens eröffne[n]“ kann (NA XVII, 359). Geschichte als Transformation der Überlieferung in Sinn, als schöpferische und harmonische Rekonstruktion des Geschehenen, als Studium des Menschenlebens in der Vergangenheit soll zur Ausbildung einer ausgewogenen Persönlichkeit beitragen. So verspricht der junge Professor seinen Studenten, dass ihnen das Studium der Weltgeschichte gewiss „eine eben so anziehende als nützliche Beschäftigung gewähren“ wird, aber auch „Licht [...] in Ihrem Verstande, und eine wohlthätige Begeisterung in ihrem Herzen entzünden“ wird (NA XVII, 374). Geschichte ist in der Lage, die Aufklärung des Verstandes und den Enthusiasmus des Herzens anzureizen, sie bildet den Menschen als Ganzes, indem sie Rationalität mit Emotionalität versöhnt.<sup>44</sup> Die historische Kenntnis, die „vor Ihren Augen das große Gemälde der Zeiten und Völker auseinander breitet“, verbessere nach Schiller

die vorschnellen Entscheidungen des Augenblicks, und die beschränkten Urtheile der Selbstsucht [...]. Indem sie den Menschen gewöhnt, sich mit der ganzen Vergangenheit zusammen zu faßen, und mit seinen Schlüssen in die ferne Zukunft voraus zu eilen: so verbirgt sie die Grenzen von Geburt und Tod, die das Leben des Menschen so eng und so drückend umschliessen, so breitet sie optisch täuschend sein kurzes Daseyn in einen unendlichen Raum aus, und führt das Individuum unvermerkt in die Gattung hinüber. (NA XVII, 374f.)

Durch die reflektierte Einsicht in die historischen Abläufe wird der Mensch sich seiner Vergangenheit bewusst und spürt zugleich den Antrieb, schöpferisch in seine Gegenwart einzugreifen. Denn er ist sicherlich Teil eines Plans, der die Menschheit zum Fortschritt und zur Vollendung ihrer Eigenschaften führt, aber er kann auch selbst zur Gestaltung seines Schicksals beitragen.

Schillers geschichtstheoretisches Programm, so wie er es in der Jenaer Antrittsrede ausführlich vorstellt, nimmt also Elemente einer sich wandelnden Disziplin auf und

---

<sup>43</sup> Hierzu vgl. Kapitel 2.

<sup>44</sup> In dieser Versöhnung von Herz und Verstand durch die geschichtliche Bildung kommt der Grundgedanke der damaligen Anthropologie zum Ausdruck, die sich als Wissenschaft des „ganzen Menschen“ *in primis* für das Wechselverhältnis von Leib und Seele, von Sinnlichkeit und Vernunft interessiert. Vgl. u.a. Marion Schmaus, *Psychosomatik. Literarische, philosophische und medizinische Geschichten zur Entstehung eines Diskurses (1778-1936)*, Max Niemeyer, Tübingen 2009, vor allem S. 27-168. Zu Schiller und die Anthropologie vgl. die grundlegende Studie von Wolfgang Riedel, *Die Anthropologie des jungen Schiller. Zur Ideengeschichte der medizinischen Schriften und der „Philosophischen Briefe“*, Königshausen & Neumann, Würzburg 1985.



verstärkt sie durch innovative Züge, die ein neues Verständnis von Geschichte eröffnet. Die Punkte dieses Programms sind klar: 1) Ein wissenschaftlich-kritischer Umgang mit den Quellen; 2) die planmäßige Einbettung der Ereignisse in ein zusammenhängendes Ganzes; 3) die auktoriale Rolle des Historikers als Schöpfer von Analogien und Nexus; 4) die Lektüre der Universalgeschichte als ein teleologisch gerichteter Fortschrittsprozess, in dem sich die Menschheit selbst vollendet; 5) die Betonung der bildenden Funktion der Geschichte für den Menschen. Eine nach solchen Kriterien gedachte Geschichtsschreibung existierte Ende des 18. Jahrhunderts noch nicht, oder sie war erst im Begriff zu entstehen. Mit seinen theoretischen Überlegungen und seinem historiographischen Werk gelang es Schiller in kurzer Zeit, wie sich gleich zeigen wird, den Weg zur Realisierung seiner Vorstellungen zu bereiten.

### 1.3. Schillers *Geschichte des Dreyßigjährigen Kriegs* im Kontext

In seiner Antrittsvorlesung schreibt Schiller, dass wir „die Schuldner vergangener Jahrhunderte“ sind (NA XVII, 370). Die Gegenwart ist nichts Anderes als das Produkt der Vergangenheit, in unserer Zeit sind die Zeichen ablesbar, die in der Geschichte geschrieben wurden. Zurückblickend auf das Gestern, bewundert der Historiker die Errungenschaften und die soziopolitischen Veränderungen, die uns diejenigen haben werden lassen, die wir heute sind:

Wie viele Erfindungen, Entdeckungen, Staats- und Kirchenrevolutionen mußten *zusammentreffen*, diesen neuen, noch zarten Keimen von Wissenschaft und Kunst, Wachstum und Ausbreitung zu geben! Wie viele Kriege mußten geführt, wie viele Bündnisse geknüpft, zerrissen und aufs neue geknüpft werden, um endlich Europa zu dem Friedensgrundsatz zu bringen, welcher allein den Staaten wie den Bürgern vergönnt, ihre Aufmerksamkeit auf sich selbst zu richten, und ihre Kräfte zu einem verständigen Zwecke zu versammeln! (NA XVII, 370)

Der allgemeine Fortschritt der Menschheit, so wie er aus universalhistorischer Perspektive präsentiert wird, besteht aus einer Reihe von Entdeckungen und Innovationen, politischen Entscheidungen und gesellschaftlichen Evolutionen. Selbst Konflikte scheinen aus diesem Blickwinkel eine produktive Wirkung auf den gesamten historischen Prozess zu haben.<sup>45</sup> Obwohl Schiller am Ende seiner akkumulativen Beschreibung das rhetorisch starke Adverb „endlich“ setzt, das all die Verzweiflung und die Schmerzen der Kriege und Revolutionen zum Ausdruck bringt, betont er die Bedeutung solcher Ereignisse, die im größeren Kontext der Universalhistorie als veränderungsträchtig und daher letzten Endes positiv gelten.

Selbst ein zerstörerisches Ereignis, welches Tod und Verödung mit sich bringt, kann also zu beträchtlichen Verbesserungen und Entwicklungen führen und die Menschen sogar zu großen Taten anspornen. Mit dieser Überzeugung nähert sich Schiller dem Studium des Dreyßigjährigen Krieges. Wie er am Anfang seiner *Geschichte* erklärt, ist der dreißigjährige Streit zwischen Protestanten und Katholiken ein „verheerender Krieg“ gewesen, der

Länder entvölkerte, Aernten zertrat, Städte und Dörfer in die Asche legte; ein Krieg, in welchem mehr als dreymal hundert tausend Streiter ihren Untergang fanden, der den

---

<sup>45</sup> Als Historiker zeigt sich Schiller weit entfernt vom pessimistischen Blick Rousseaus auf die *perfectibilité*. Um dessen Kultur- und Geschichtspessimismus zu teilen, ist er viel zu sehr Adam Ferguson verpflichtet. Darüber vgl. Stefania Sbarra, *La statua di Glauco. Letture di Rousseau nell'età di Goethe*, Carocci, Roma 2006, S. 179-201.

aufglimmenden Funken der Kultur in Deutschland auf ein halbes Jahrhundert verlöschte, und die kaum auflebenden bessern Sitten der alten barbarischen Wildheit zurück gab. Aber Europa ging ununterdrückt und frey aus diesem fürchterlichen Krieg, in welchem es sich zum erstenmal als eine zusammenhängende Staatengesellschaft erkannt hatte; und diese Theilnehmung der Staaten an einander, welche sich in diesem Krieg eigentlich erst bildete, wäre allein schon Gewinn genug, den Weltbürger mit seinen Schrecken zu versöhnen. Die Hand des Fleißes hat unvermerkt alle verderbliche Spuren dieses Kriegs wieder ausgelöscht, aber die wohlthätigen Folgen, von denen er begleitet war, sind geblieben. (NA XVIII, 9)

Schiller ist in gleicher Weise entsetzt über die bellizistischen Zerstörungen, die „von dem Innern des Böhmerlandes bis an die Mündung der Schelde, von den Ufern des Po bis an die Küsten der Ostsee“ (NA XVIII, 9) reichten, und hingerissen von den positiven Folgen des Krieges, die im Europa seiner Zeit noch zu spüren waren.

Die Faszination für den Dreißigjährigen Krieg ergreift Schiller schon einige Jahre vor der Arbeit an der *Geschichte*. Im Frühling 1786 entleiht er von seinem Freund Ferdinand Huber die *Historie des dreyßigjährigen Krieges* des Père Bougeant und versenkt sich tief in den Text. In einem Brief vom 18. April schreibt er an Huber, dass er die Arbeit am *Dom Karlos* unterbrochen hat, um das Geschichtswerk zu lesen, und dass er sich nun ganz „in den 30jährigen Krieg verwickelt“ findet (NA XXIV, 47). Die Lektüre dieses Werks erweist sich sofort als prägend. In einem Brief an Christian Gottfried Körner, der auf den 15. und 16. April 1786 datiert, drückt Schiller seine Begeisterung aus:

Ich habe diese Woche eine Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs gelesen, und mein Kopf ist mir noch ganz warm davon. Daß doch die Epoche des höchsten Nationen-Elends auch zugleich die glänzendste Epoche menschlicher Kraft ist! Wie viele große Männer giengen aus dieser Nacht hervor! (NA XXIV, 45)

Als Dramatiker (und Anthropologe) ist Schiller vor allem von den Protagonisten des Krieges fasziniert, die trotz – oder aber gerade wegen – der geschichtlichen Schwierigkeiten ihre innere Größe zur vollen Entfaltung bringen konnten.<sup>46</sup> Durch die – in dieser Phase noch ansetzende – Beschäftigung mit dem Dreißigjährigen Krieg wächst das Interesse des Autors an der Geschichte, das schon bei der Verfassung des *Fiesko* und des *Dom Karlos* seine Keime zeigte. „Täglich wird mir die *Geschichte* theurer“ – verrät er

---

<sup>46</sup> Schillers anthropologisches Interesse für die Akteure der Geschichte steht im Einklang mit dem neuen Verständnis von Historiographie im ausgehenden 18. Jahrhundert. Nach Schlözer und Gatterer gehört nämlich zu den Aufgaben des Geschichtsschreibers auch die Vermessung vom Wert menschlicher Handlungen in der Geschichte. Vgl. Gérard Laudin, *Gatterer und Schlözer: Geschichte als „Wissenschaft vom Menschen“?*, in Hans Erich Bödeker / Philippe Büttgen / Michel Espagne (Hg.), *Die Wissenschaft vom Menschen in Göttingen um 1800. Wissenschaftliche Praktiken, institutionelle Geographie, europäische Netzwerke*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2008, S. 393-418. Mehr hierzu im Kapitel 1.3.4.

Körner im genannten Brief – „Ich wollte daß ich zehen Jahre hintereinander nichts als Geschichte studiert hätte. Ich glaube ich würde ein ganz anderer Kerl sein. Meinst Du daß ich es noch werde nachhohlen können?“ (NA XXIV, 45).

Der Brief vom 15. April wird allgemein von der Forschung als das erste Zeugnis von Schillers Hinwendung zur Geschichte angeführt. Selten jedoch ist hervorgehoben worden, wie gerade das Thema des Dreißigjährigen Krieges – seine Ambivalenzen, seine Schatten, seine Protagonisten – eine so fesselnde und inspirierende Wirkung auf ihn hatten. Der Konflikt zwischen Protestanten und Katholiken hat Schillers Erfahrung als Historiker von Anfang an begleitet. Von der fast zufälligen Lektüre des Bougeant angeregt, schließt sich die relativ kurze Parenthese der Historiographie in seinem Leben, die ungefähr von 1787 bis 1792 reicht, gerade mit der Arbeit an der *Geschichte des Dreyßigjährigen Kriegs*. Und einer zentralen Figur des Krieges, dem General Albrecht von Wallenstein, widmet Schiller einige Jahre später, nach einer Phase intensiver ästhetischer Reflexion, seine erste Tragödie nach der längeren Abstinenz vom Theater.

Auf den kommenden Seiten wird eine Analyse von Schillers *Geschichte des Dreyßigjährigen Kriegs* in ihrem Entstehungskontext angeboten. Nach einem Umriss ihrer Genese, ihrer Struktur und ihrer thematischen Einteilung richtet sich der Blick auf die literarischen Verfahren, die der Autor in die Historiographie integriert. Es wird insbesondere gezeigt, wie Schiller einerseits als Historiker-Dramatiker arbeitet, indem er gewisse Strukturen und Darstellungsformen des Dramas in seine historische Schreibart produktiv anwendet, und andererseits den Gestus des Historiker-Psychologen annimmt, indem er sich der seelischen Konturierung seiner Figuren mit feinem Gespür für die Komplexität des Humanen widmet. Auf der Basis dieser Analyse soll zum Schluss eine Reflexion über das Verhältnis von Geschichtstheorie und historiographischer Praxis bei Schiller entworfen werden: Wird in der *Geschichte des Dreyßigjährigen Kriegs* das Programm der Jenaer Vorlesung angehalten? Und wie? Es wird sich zeigen, dass Schillers Idee eines Systems und einer Teleologie durch die unkonventionelle Verbindung von Kunst und Wissenschaft, von Ästhetik und historischer Wahrheit ihre Realisierung findet.

### **1.3.1. Schiller als Historiker und die schwierige Entstehung der *Geschichte***

Im Juni 1791, als Schiller wegen einer schweren Lungenkrankheit zwischen Leben und Tod steht, zirkuliert in Europa das Gerücht, er sei in Jena gestorben. Der dänische Dichter

Jens Immanuel Baggesen, der mit einigen Freunden eine Totenfeier zu Ehren Schillers veranstaltet, trauert berührt um Deutschlands größten „Geschichtschreiber“.<sup>47</sup> Baggesen muss vergessen haben, dass Schiller auch der Autor der *Räuber* war, die europaweit eine außerordentliche Resonanz hatten, aber seine Äußerung ist sicherlich ein Zeichen dafür, dass der Dichter um 1790 nicht so sehr als Dramatiker, sondern vorwiegend als Historiker bekannt war. Diese aus heutiger Sicht befremdende Feststellung soll nicht überraschen, wenn man den Verkaufserfolg von Schillers historiographischen Schriften betrachtet, der die Popularität mancher seiner Dramen und Dichtungen bei weitem übertraf. Der junge Autor, der sich nach dem literarischen Durchbruch sehnte, wurde in wenigen Jahren durch seine Geschichtswerke eine der bedeutendsten Stimmen der deutschsprachigen Kulturwelt.

Schillers Interesse für die Geschichte entsteht nicht plötzlich im Frühling 1786, sondern wurzelt in der Jugendzeit des Autors.<sup>48</sup> Bereits in der Karlsschule liest Schiller die historischen Biographien von Plutarch und studiert Herders Abriss *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit* (1774). In frühen Arbeiten wie *Die Verschwörung des Fiesco zu Genua* und *Dom Karlos* greift er Ereignisse der neueren europäischen Geschichte auf und bearbeitet die historischen Quellen zu künstlerischen Zwecken. Nun aber möchte Schiller die Historie nicht mehr als Stoff für die Literatur verwenden, sondern sie wissenschaftlich erforschen und systematisch schildern. Und das nicht nur aus intellektueller Neigung, sondern auch aus finanzieller Not. Geschichte stellte Ende des 18. Jahrhunderts ein sehr beliebtes Thema beim Lesepublikum dar, sie war „Mode und Waare für den Plaz“ (NA XXIV, 160), wie Schiller in einem Brief an den Verleger Siegfried Leberecht Crusius schreibt. Aus diesem Grund entschließt sich der Autor, den Gesetzen des Marktes zu folgen und den Publikumserfolg in geschichtlichen Themen zu suchen. Körner empfängt mit großer Skepsis und Geringschätzung diese Entscheidung, denn er fürchtet, dass die Historiographie das Werk seines Freundes ins Prosaische stürzen kann.<sup>49</sup> Schiller versteht die Einwände seines Freundes und gesteht ein,

---

<sup>47</sup> Vgl. Hermann Hettner, *Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert*, Paul List, Leipzig 1929, Bd. 4, S. 88. Für eine Beschreibung der Totenfeier vgl. Johannes Scherr, *Schiller und seine Zeit*, Otto Wigand, Leipzig 1859, S. 406f.

<sup>48</sup> Für die folgende Überblicksdarstellung vgl. Reinhard Buchwald, *Schiller. Leben und Werk*, 4. Aufl., Insel, Wiesbaden 1959, S. 495-511; Benno von Wiese, *Friedrich Schiller*, Metzler, Stuttgart 1959, S. 350-394; Peter-André Alt, *Schiller. Leben – Werk – Zeit. Eine Biographie*, C.H. Beck, München 2009, Bd. 1, S. 587-604; Thomas Prüfer, *Die Bildung der Geschichte*, a.a.O., S. 26-97. Zu Schiller als Historiker vgl. auch Daniel Fulda, *Schiller als Denker und Schreiber der Geschichte. Historische Gründungsleistung und aktuelle Geltung*, in Hans Feger (Hg.), *Friedrich Schiller. Die Realität des Idealisten*, Winter, Heidelberg 2006, S. 121-150.

<sup>49</sup> Vgl. zum Beispiel den Brief vom 21. Januar 1788 (NA XXXIII/1, 165f.).

dass Geschichte wohl „willkürlich, voll Lücken und sehr oft unfruchtbar“ sein mag; allerdings findet er zugleich, dass „eben das willkürliche in ihr [...] einen philosophischen Geist reitzen [könnte], sie zu *beherrschen*; das leere und unfruchtbare [könnte] einen schöpferischen Kopf herausfordern, sie zu befruchten und auf dieses Gerippe Nerven und Muskeln zu tragen“ (NA XXV, 2). Geschichte kann also das dichterische Potential, das Körner in seinem Freund sieht, nicht nur nicht beeinträchtigen, sondern sogar zum Blühen bringen. Unter der Feder des Schriftstellers kann Historie eine „reizende [Wissenschaft]“ werden (NA XXV, 3).<sup>50</sup>

Mit der zeitgenössischen Mode spekulierend, fasst Schiller im Sommer 1787 den Plan einer ersten historischen Publikation. Gemeinsam mit Huber will er eine *Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen* herausgeben, die von der Verschwörung des Catilina bis zum Englischen Bürgerkrieg (1642-1649) reichen soll. Schiller, seit der Arbeit am *Dom Karlos* (1783-1787) mit der europäischen Geschichte des 16. Jahrhunderts vertraut, soll einen Beitrag über die 1567 blutig unterdrückte Revolte der niederländischen Provinzen gegen die spanische Krone verfassen. In das Studium der Quellen versunken, beobachtet er, wie sich sein ursprünglich als kurz geplanter Text für den Sammelband zu einer größeren Arbeit dehnt. Langsam erkennt der Schriftsteller, dass er sich dem *Rebellionen*-Projekt entziehen muss, um sich auf einzelne Episoden des niederländischen Aufruhrs zu konzentrieren und dadurch ein ernsthafteres Werk herauszubringen. Schiller strebt nun ein Buch an, das „ein mehr solides und wissenschaftliches Ansehen“ erlangen kann, nicht also eine jener „Schriften der Mode, die bloß für die neugierige Lesewelt sind“ (NA XXIV, 175). Der Autor veranstaltet am 24. Oktober 1787 eine Lesung aus dem Manuskript der zukünftigen *Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung*, an der auch Christoph Martin Wieland teilnimmt. Die Eindrücke des geschätzten Kollegen sind geradezu schmeichelhaft: Schiller sei nach Wieland „dazu geboren [...], Geschichte zu schreiben“; „schwärmerisch“ erklärt er ihm, „daß [er] keinen vor [sich] haben würde, in der Geschichte“ (NA XXIV, 170). Diese Worte voller Begeisterung ermutigen Schiller dazu, seine Wandlung vom Debütant zum anerkannten Fachmann im Bereich Geschichte in die Wege zu leiten. Der erste Band der *Geschichte des Abfalls*, der den Zeitraum zwischen der Einführung der Inquisition in die Niederlande durch Kaiser Karl V. (1522) und dem Beginn der Herrschaft des Herzogs von Alba (1567)

---

<sup>50</sup> Hierzu vgl. Kapitel 1.3.5.

behandelt,<sup>51</sup> kommt im Herbst 1788 auf den Buchmarkt und wird sofort enthusiastisch rezipiert, sowohl vom Publikum als auch von den Rezensionsorganen und den Experten der Disziplin. In seinem Werk verbindet Schiller akkurate Quellenforschung mit poetischer Darstellung, die Wissenschaftlichkeit der Arbeit ist durch intensive Recherchen gesichert, die aber nicht in trockenem Stil, sondern mit lebendiger Anschaulichkeit wiedergegeben werden.

Der außerordentliche Erfolg und die Breitenwirkung der *Geschichte des Abfalls* bestätigt Schiller in seiner Entscheidung, sich mit ganzer Seele der Historiographie zu widmen. Dem skeptischen Freund Körner schreibt er selbstbewusst: „Für meinen Carlos – das Werk dreijähriger Anstrengung bin ich mit Unlust belohnt worden. Meine Niederländische Geschichte, das Werk von 5 höchstens 6 Monaten, wird mich vielleicht zum angesehenen Manne machen“ (NA XXV, 2f.). Dank dieser Publikation verbreitet sich in der Tat Schillers Ruhm als Historiker und eine akademische Laufbahn, die dem jungen Schiller gesellschaftliches Ansehen und finanzielle Stabilität sichern würde, rückt in greifbare Nähe. Durch die Vermittlung von Goethe, der am Weimarer Hof als Minister wirkte, wird Schiller am 15. Dezember 1788 auf eine außerordentliche Professur für Philosophie an der Universität Jena berufen. Schiller akzeptiert, wenn auch mit gemischten Gefühlen. Er fühlt sich unreif für die Lehre und seine historischen Kenntnisse sind schließlich noch begrenzt, aber Goethe ermuntert ihn: Beim Lehren wird er selbst lernen – „docendo discitur“ (NA XXV, 163). So beginnt Schiller seine Tätigkeit als Professor. Er hält Ende Mai 1789 – wenige Wochen vor dem Ausbruch der Französischen Revolution – seine Antrittsvorlesung vor fünf hundert begeisterten Hörern und doziert sowohl öffentlich als auch privatim über verschiedene historische Themen aus universalgeschichtlicher Perspektive. Nebenbei schreibt er kleinere Beiträge und entwirft große Buchprojekte, wie eine enzyklopädische Sammlung historischer *Memoires*, die er kurz darauf aufgibt.

Ende 1789 fragt ihn der Verleger Georg Joachim Göschen, ob er vielleicht bereit wäre, gegen ein Honorar von 400 Talern einen Aufsatz für seinen *Historischen Calender für Damen* zu liefern.<sup>52</sup> Göschen hätte gerne ein Charakterbild von Luther, aber Schiller wählt ein anderes, ihm näher stehendes Thema: den Dreißigjährigen Krieg. In dieser

---

<sup>51</sup> Die ursprünglich geplanten weiteren Teile wird Schiller nicht mehr schreiben. Die zweite Auflage des Werkes, die 1801 erscheint, wird lediglich um zwei Beilagen erweitert, die sich mit den blutigen Auswirkungen des Aufstands befassen: *Prozeß und Hinrichtung der Grafen von Egmont und von Hoorne und Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585*.

<sup>52</sup> Zum Verhältnis zwischen Schiller und Göschen und zum *Calender*-Projekt vgl. Karl-Heinz Hahn, *Schiller, Göschen und der Historische Kalender für Damen. Mitteilungen aus Verlegerbriefen des 18. Jahrhunderts*, in „Gutenberg-Jahrbuch“, 1976, S. 490-499.

Auftragsarbeit sieht der Schriftsteller am Anfang ein lukratives Angebot und eine einfache, schnell zu bewältigende Aufgabe: „Die Arbeit ist leicht, da der Stoff so reich und die Behandlung bloss auf die Liebhaber zu berechnen ist“ (NA XXV, 374), schreibt er am 24. Dezember 1789 an Körner. Der *Calender* ist tatsächlich für ein breites Laienpublikum gedacht und der Beitrag – so denkt Schiller zunächst – muss nicht unbedingt hohe Standards von Wissenschaftlichkeit und Ausführlichkeit erreichen. Rasch jedoch treten die Tücken des Vorhabens in Erscheinung: Der Stoff erweist sich als sperrig und schwer zu gliedern, die Quellen sind ausgiebig und die Arbeit am Manuskript mühevoll. „Der 30jährige Krieg, den ich in Göschens Calender mache [...], nimmt mir jetzt alle Stunden ein, und ich kann kaum zu Athem kommen“ – schreibt er am 18. Juni 1790 an Körner – „Ich bin täglich 14 Stunden, lesend oder schreibend, in Arbeit und dennoch gehts so leidlich wie sonst nie“ (NA XXVI, 26). Der geplante Beitrag muss notwendigerweise vom bündigen Kompendium zu einer detaillierteren Darstellung in mehreren Büchern ausgedehnt werden, weswegen Schiller vorschlägt, die Publikation in Fortsetzungen erscheinen zu lassen. Im Oktober 1790, als der *Calender* in der ungewöhnlich hohen Auflage von 7000 Exemplaren erscheint, enthält er nur die ersten beiden Bücher der Schrift. Aber der Erfolg dieses ersten Teils der *Geschichte* ist riesig: Die erste Auflage ist in wenigen Wochen ausverkauft und sogar Körner, der immer eine kritische Haltung gegenüber Schillers Arbeit als Historiker gezeigt hatte, widmet dem Werk uneingeschränktes Lob.<sup>53</sup> Schiller gewinnt Selbstsicherheit und fühlt sich immer mehr als professioneller Historiker. „Ich sehe nicht ein“, schreibt er an Körner am 26. November, „warum ich nicht, wenn ich ernstlich will, der erste Geschichtschreiber in Deutschland werden kann“. (NA XXVI, 58). Die Arbeit als Historiograph entspricht letzten Endes all seinen „individuellen Kräften“:

Kleine, mir nicht schwer zu übersehende *Ganze* und Abwechslung, kunstmäßige Darstellung, philosophische und moralische Behandlung. Alle Fähigkeiten, die in mir vorzüglich und durch Uebung ausgebildet sind, werden dabei beschäftigt; die Wirkung auf das Zeitalter ist nicht leicht zu verfehlen. (NA XXVI, 59)

---

<sup>53</sup> „Was ich von Deinem 30jährigen Kriege gesehen habe, hat mir viel Freude gemacht. [...] Was Dir besonders gelungen ist, scheint mir die Anordnung und Stellung der Begebenheiten, wodurch Du Licht und Zusammenhang in das Ganze gebracht hast. Dieß war gerade bey einem so verworrenen und zerstückelten Stoffe nicht leicht, und ohne diese Kunst der Darstellung mußte das Interesse nothwendig erschlaffen. Auch fehlt es nicht an einzelnen ausgeführteren Gemälden von Gegenständen bey denen man gern verweilt, an schecklich gewählten Ruhepunkten, die die Uebersicht des Ganzen befördern, an eingestreuten Bemerkungen, die zum Nachdenken Stoff geben, ohne die Erzählung aufzuhalten. Kurz dieß Product wird künftig einmal wenig Feile bedürfen, um als historisches Kunstwerk unter Deine ersten Arbeiten zu gehören“ (NA XXXIV/1, 32).



Diese Hochstimmung hält allerdings nur kurz an. Anfang 1791 leidet Schiller an schweren respiratorischen Krankheiten, die mit wachsender Intensität wiederkehren und in eine chronische Bauchfellentzündung münden, die ihn bis zu seinem Tod begleiten wird. Seinen universitären und publizistischen Pflichten kann er nur mit Mühe nachkommen und die Geschichte, an der er sich nun mit Enthusiasmus zu beteiligen anfängt, wird ihm zur „Last“ (NA XXVI, 147). Die Arbeit am zweiten Band der *Geschichte des Dreyßigjährigen Kriegs* kommt nur schleppend voran – meistens diktiert Schiller den Text<sup>54</sup> – aber das Werk will der Autor trotz verminderter Kräfte zu Ende führen. „[I]ch [gehe] mit Leib und Seele an die Fortsetzung und höre nimmer auf, biß ich schreiben kann: Ende“ (NA XXVI, 118), teilt er dem Verleger mit. Ende 1791, als der Damenkalender für das Jahr 1792 veröffentlicht wird, erscheinen jedoch nur einzelne Segmente des dritten Buchs der *Geschichte*, an dem Schiller erst im Mai 1792, bei verbesserter Gesundheit, fortschreiben kann. Unter forciertem Tempo gelingt es ihm innerhalb weniger Monate, das dritte Buch zu vollenden und die beiden letzten Bücher zu verfassen. Am 21. September, nach beendetem Unternehmen, schreibt er erleichtert an Körner: „Wünsche mir Glück. Eben schicke ich den letzten Bogen Mscrpt fort. Jetzt bin ich frey und ich will es für immer bleiben. Keine Arbeit mehr, die mir ein anderer auflegt oder die einen andern Ursprung hat als Liebhaberey und Neigung“ (NA XXVI, 151). Zwei Monate später erscheint der letzte Teil der *Geschichte des Dreyßigjährigen Kriegs* in Göschens Kalender. Bereits 1793 wird das gesamte Werk in Buchform veröffentlicht, und neun Jahre später erscheint eine neue, leicht überarbeitete Fassung, die Schillers Ruf als Historiker weiter konsolidiert.

Mit der *Geschichte des Dreyßigjährigen Kriegs* schließt sich eine wichtige Phase in Schillers Leben. Die anstrengende Historiographie, die das Jahrzehnt von 1787 bis 1792 geprägt hat, wird ihn zukünftig nie wieder direkt beschäftigen. Auch vom akademischen Betrieb zieht er sich wegen der – sicherlich auch psychosomatisch bedingten – Krankheit endgültig zurück. Von nun an will Schiller nur als freier Schriftsteller tätig sein. Zunächst wendet er sich der Ästhetik zu, um später zum Drama zurückzukehren. Bereits am 27. Februar 1792 schreibt er an Körner: „Ich bin und bleibe bloß Poet, und als Poet werde ich auch noch sterben“ (NA XXVI, 137). Und wenige Monate später – am 25. Mai – räumt er dem Freund ein, er sei „jetzt voll Ungeduld, etwas poetisches vor die Hand zu nehmen, besonders jückt mir die Feder nach dem Wallenstein. Eigentlich ist es doch nur die Kunst

---

<sup>54</sup> Vgl. den Brief an Körner vom 3. Oktober 1791 (NA XXVI, 99).

selbst, wo ich meine Kräfte fühle; in der Theorie [...] bin ich bloß ein Dilletant“ (NA XXVI, 141). Die Absicht, sich mit Geschichte weiter auseinanderzusetzen – nur in literarischer und nicht mehr in wissenschaftlicher Hinsicht – ist schon in diesen Zeilen enthalten. Die klassischen Dramen des Spätwerks, von der *Wallenstein*-Trilogie über *Maria Stuart* bis hin zu *Wilhelm Tell* und *Demetrius* sind ohne die frühe Faszination des Autors für die Geschichte nicht denkbar. Eine gewaltige, zum Teil auch schmerzvolle Faszination, die ihn zeitlebens begleitet hat.

### **1.3.2. Gewollte Disproportion. Zur Struktur und thematischen Entfaltung der *Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs***

Die mühsame Genese von Schillers *Geschichte* spiegelt sich in der disproportionalen Darstellung des Dreißigjährigen Krieges. Die ständigen Unterbrechungen der Arbeit, die Publikation in Folgen, die unterschiedlichen Zeitinvestitionen für die verschiedenen Teile, die progressive Lektüre der Quellen,<sup>55</sup> die zunehmend intensivere und immer neuere Einsichten eröffnende Beschäftigung mit dem Stoff schlagen sich in der auffällig uneinheitlichen Struktur des Werkes nieder. In den vier ersten Büchern behandelt Schiller in großer Ausführlichkeit die Vorgeschichte und die frühe Phase des Krieges und konzentriert sich vornehmlich auf die Zeit zwischen 1630 und 1634, in der Gustav II. Adolf von Schweden und Albrecht Wallenstein als absolute Protagonisten auftreten. Im fünften und mit Abstand kürzesten Buch schildert er dann extrem gerafft die Geschehnisse zwischen dem Tode Wallensteins und dem Westfälischen Frieden, die knapp die Hälfte der gesamten Kriegsdauer ausmachen. Diese Disproportion lässt sich ohnehin durch produktionsbedingte Schwierigkeiten erklären, hängt aber auch mit einer starken Intention des Autors zusammen, die innere Ökonomie des Werkes nach den eigenen Interessen

---

<sup>55</sup> Anders als in der *Geschichte des Abfalls der Niederlande* sind in der *Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs* keine Quellenverweise und – allgemeiner – keine wissenschaftlichen Fußnoten zu finden. Dies hat natürlich mit dem besonderen Medium zu tun, in dem das Werk erschienen ist: Göschens *Calendar* war nicht für ein fachlich gebildetes Publikum gedacht, und der Historiker musste in seiner Darstellung eher deskriptiv als wissenschaftlich und kritisch vorgehen. Trotzdem hat die Forschung nachweisen können, welche Quellen Schiller für seine Arbeit herangezogen hat. Diesbezüglich vgl. Rudolf Boxberger, *Zur Quellenforschung über Schillers Wallenstein und Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*, in „Archiv für Literaturgeschichte“, 2, 1872, S. 159-178; Richard Fester, *Vorstudien zur Säkularausgabe der historischen Schriften Schillers (Werke XIII-XV)*, in „Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte“, 12, 1905, S. 78-142, vor allem S. 93-100; Albert Leitzmann (Hg.), *Die Hauptquellen zu Schillers Wallenstein*, Max Niemeyer, Halle 1915; Helmut Koopmann, *Schiller. Kommentar zu den historischen, philosophischen und vermischten Schriften*, Winkler, München 1969, Bd. 2, S. 24f. Zur Historiographie des Dreißigjährigen Kriegs vor Schiller vgl. auch Konrad Repgen, *Der Dreißigjährige Krieg im deutschen Geschichtsbild vor Schiller*, in Dieter Albrecht / Karl Otmar Freiherr von Aretin / Winfried Schulze (Hg.), *Europa im Umbruch 1750-1850*, Oldenbourg, München 1995, S. 187-211.

durchzudenken und zu gestalten. So wählt Schiller die für ihn interessantesten Ereignisse aus und beschäftigt sich damit bis ins Detail, während er sich bei weniger mitreißenden Entwicklungen darauf beschränkt, die wichtigsten Informationen ohne große innere Teilnahme zu kondensieren.

Das erste Buch (NA XVIII, 9-88) widmet der Autor den Prämissen des Krieges, von der Reformation bis zum Böhmischem Aufstand. Den Keim des Konflikts findet Schiller in der Spaltung der Kirche, aus der einerseits die deutsche Religionsfreiheit, aber andererseits auch eine fortdauernde politische Krise hervorgegangen ist. Eine positive Folge der Reformation stellt nach Schiller jene weltbürgerliche Solidarität, jene „neue[] politische[] Sympathie“ (NA XVIII, 10) unter den europäischen Staaten dar, die ganze Völker näher zusammengedrückt hat.<sup>56</sup> Doch die Konflikte zwischen Protestanten und Katholiken, die durch den brüchigen Augsburger Religionsfrieden von 1555 nicht gelöst wurden, eskalieren bis zum Ausbruch des Krieges. Schiller ist sich bewusst, dass die Religionsinteressen der Herrscher auch immer mit deren Machtpolitik zusammenhängen, und mit diesem Leitgedanken schildert er die Streitigkeiten innerhalb des Reichs sowie die politische Situation in Böhmen von der Regierung Rudolfs II. bis Ferdinand II. Dem Prager Fenstersturz, dem symbolischen Anfang des Dreißigjährigen Krieges am 23. Mai 1618, widmet Schiller eine lebhaftere Beschreibung,<sup>57</sup> um danach die Aufmerksamkeit auf den Aufstand der böhmischen Protestanten und auf die darauf folgende Schlacht am Weißen Berg (8. November 1620) zu lenken, die im Sieg der kaiserlich-bayrischen Truppen resultierte. Das Buch endet mit einer Reflexion über die große Macht des Kaisers Ferdinand und über seine Verantwortung für den weiteren Verlauf des Krieges – eine Reflexion, die bereits eine Beurteilung enthält: „Das ganze Schicksal Deutschlands lag jetzt in seiner Hand, und vieler Millionen Glück und Elend beruhte auf dem Entschluß, den er faßte. Nie lag eine so große Entscheidung in *Eines* Menschen Hand, nie stiftete eines Menschen Verblendung so viel Verderben“ (NA XVIII, 87f.).

---

<sup>56</sup> „Die Verschiedenheit der Verfassung, der Gesetze, der Sprache, der Sitten, des Nationalcharakters, welche die Nationen und Länder in eben so viele verschiedene Ganze absonderte, [...] machte den einen Staat unempfindlich gegen die Bedrängnisse des andern, wo ihn nicht gar die Nationaleifersucht zu einer feindseligen Schadenfreude reizte. Die Reformation stürzte diese Scheidewand. Ein lebhafteres näher liegendes Interesse als der Nationalvortheil oder die Vaterlandsliebe, [...] fing an, die einzelnen Bürger und ganze Staaten zu beseelen. Dieses Interesse konnte mehrere und selbst die entlegensten Staaten mit einander verbinden [...]. Der Französische Calvinist hatte [...] mit dem reformirten Genfer, Engländer, Deutschen oder Holländer einen Berührungspunkt, den er mit seinem eignen katholischen Mitbürger nicht hatte“ (NA XVIII, 16).

<sup>57</sup> In einem Brief an Göschen schlägt Schiller vor, die Episode des Fenstersturzes mit einer Illustration zu begleiten: „Schlagen Sie doch irgendwo die Anekdote nach, wo die kaiserl. Räte zu Prag vom Fenster herabgeworfen werden, und der Secretarius auf d. Misthaufen die andern Herrn um Vergebung bittet, daß er auf sie gefallen sey. Mir dünkt, dieß qualifizierte sich zu einem prächtigen Kupfer“ (NA XXV, 380).

Im zweiten Buch (NA XVIII, 89-181) beschreibt Schiller die Ausweitung des zunächst lokal begrenzten Konflikts zu einem Krieg europäischen Ausmaßes: „Aus einer Rebellion in Böhmen und einem Exekutionszug gegen Rebellen wurde ein *Deutscher* und bald ein *Europäischer* Krieg“ (NA XVIII, 89). Der Historiker richtet demnach den Blick auf die beiden Religionsparteien im deutschen Reich und auf die politische Lage der übrigen europäischen Staaten, um anschließend den Gang der Kriegereignisse bis zur Breitenfelder Schlacht (September 1631) zu rekonstruieren. Er beschreibt die Parabel von Aufstieg und Fall des protestantischen Feldherrn Graf Ernst von Mansfeld und das erste Generalat von dessen Widersacher, dem Herzog von Friedland Albrecht von Wallenstein. Die 1630 entschlossene Absetzung Wallensteins, die der General als eine tiefe Demütigung empfindet, präsentiert Schiller als ein Beispiel der Schwäche des Kaisers, der sich aus übermäßigem Religionseifer vom Klerus manipulieren lässt. Mit der Entlassung Wallensteins tritt ein anderer Held auf den kriegerischen Schauplatz, nämlich Gustav II. Adolf, dessen Siegeszug durch Deutschland von Schiller positiv geschildert wird. Der tapfere und integre Schwedenkönig, der die Protestanten unterstützt und den Ausgleich zwischen den Parteien wiederherstellt, wird von Schiller als einen „Befreyer“ zelebriert (NA XVIII, 138). Mit dem militärischen Erfolg von Gustav Adolf bei Breitenfeld endet das zweite Buch der *Geschichte* und somit die erste Folge des *Calenders*. Um die Neugierde seiner Leser rege zu halten und die Spannung der Geschichte für die folgende Ausgabe des Kalenders offen zu lassen, schließt der Literaturstrategie Schiller mit viel versprechenden Worten: „Ungern verlasse ich einen Schauplatz, der an schimmernden Thaten immer reicher wird, immer reicher an unsterblichen Männern, überraschenden Wechseln des Glücks, verworrenen Schicksalen, und wundervollen Krisen“ (NA XVIII, 181).

Gustav Adolf und Wallenstein sind die unbestrittenen Protagonisten des dritten Buchs (NA XVIII, 185-282), in dem die Ereignisse des Jahres 1632 umfassend behandelt werden, von der Reaktivierung des kaiserlichen Feldherrn bis zum Tod des Schwedenkönigs in Lützen (November 1632). Die Gegenüberstellung der beiden Helden, deren Leben und persönliche Eigenschaften Schiller detailliert beschreibt, steht im Zentrum des Buchs: Wallenstein wird insgesamt als machtsüchtig und arglistig, Gustav als altruistisch und gerecht konturiert. Ihr Zusammentreffen auf dem Schlachtfeld wird mit wachsender Spannung vorbereitet, Schiller verweilt in der Beschreibung der Schlacht und schildert den Sieg der Protestanten – vom Tod des geliebten Monarchen getrübt – als „ein[en] traurige[n] Triumph“ (NA XVIII, 239).

Das vierte Buch (NA XVIII, 283-330) erörtert die Folgen des Todes von Gustav Adolf. Unter dem Grafen Axel Oxenstierna versucht Schweden, sich in Europa weiter zu befestigen, und mit dem Ziel einer „uneingeschränkte[n] Amnestie“ (NA XVIII, 290) führt Wallenstein geheime Verhandlungen mit den Protestanten. Der Generalissimus will ein Bündnis mit Schweden und Kursachsen schließen, aber der Kaiser, der um einen für Österreich vorteilhaften Frieden bemüht ist, besteht auf der Weiterführung des Krieges. Wallensteins Gespräche mit den Feinden geben Ferdinand den Anlass, ihn als Verräter zu verfolgen und im Februar 1634 töten zu lassen. Mit der Ermordung des Feldherrn verschwindet der zweite Hauptakteur des Kriegs und dementsprechend lässt auch Schillers Interesse für den weiteren Fortgang der Ereignisse nach. Lapidar beobachtet er, dass mit dem Verschwinden Wallensteins und Gustav Adolfs auch die „Einheit der Handlung“ abgeht: „Von jetzt an“ – schreibt er am Ende des Buchs – „vertheilt sich die Handlung unter mehrere Spieler, und die noch übrige Hälfte dieser Kriegsgeschichte, fruchtbarer an Schlachten und Negotiationen, an Staatsmännern und an Helden, dürfte an Interesse und Reitz für meine Leserinnen desto ärmer seyn“ (NA XVIII, 329f.).

Pflichttreu und stilistisch flach beschreibt Schiller im fünften Buch (NA XVIII, 331-385) die Jahre zwischen 1634 bis 1648, die durch den Machtgewinn Frankreichs und den schwindenden Einfluss der schwedischen Kräfte geprägt sind. Der Autor bietet einen groben Überblick über die Schlacht von Nördlingen (September 1635) und den Prager Frieden (1635) und übergeht weitere zweitrangige Geschehnisse: „Die Schlachten werden hartnäckiger und blutiger, aber weniger entscheidend. Größere Thaten der Tapferkeit und der Kriegskunst geschehen; aber es sind einzelne Handlungen, die [...] schwache Folgen haben, und an dem Laufe des Kriegs nur wenig verändern“ (NA XVIII, 347). Nach dem Prager Frieden entsteht grundsätzlich ein militärisches Patt: Die vielen Schlachten haben nur geringen Einfluss auf die politische und territoriale Situation, aber sie stürzen das Reich in Elend und Verödung. In den deutschen Gebieten ist nach Schillers Darstellung alles „zerstört[]“ und „verwildert“, das Volk „verschmachte[t]“, „Hunger“ und „pestartige Seuchen“ veröden „mehr als Schwert und Feuer die Länder“ (NA XVIII, 336f.). Die kriegerische Zerstörung bringt soziale und moralische Plagen mit sich: „Anarchie“ und „Straflosigkeit“ sind ubiquitär, „[a]lle Bande der Ordnung lös[en] in dieser langen Zerrüttung sich auf, die Achtung für Menschenrechte, die Furcht vor Gesetzen, die Reinheit der Sitten verl[ieren] sich, Treu und Glaube verf[allen]“ (NA XVIII, 337). Zwei Figuren ragen im fünften Buch hervor: Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar, den Schiller als zwielichtig beschreibt, weil er keine klare Stellung im Bündnis zwischen

Frankreich und Schweden einnimmt, sondern Vorteile von der Verbindung mit beiden Mächten zu erlangen versucht, und Kurfürst Maximilian von Bayern, der positiv dargestellt wird, weil er am Ende des Konflikts eine ausgleichende und friedensstiftende Rolle spielt. Dem Westfälischen Frieden, diesem „mühsame[n], theure[n] und dauernde[n] Werk der Staatskunst“ (NA XVIII, 384) widmet Schiller nur einen kurzen Absatz am Ende seines Werkes: Einen Abriss des Friedenspakts, der am 24. Oktober 1648 unterzeichnet wurde, kann er „mit der hier nöthigen Kürze“ nicht geben, „ohne das interessanteste und charaktervollste Werk der menschlichen Weisheit und Leidenschaft zum Skelet zu entstellen“ (NA XVIII, 385). Schiller weist auf die Bedeutung des Friedens hin, aber er verzichtet auf eine detaillierte Beschreibung der diplomatischen Verhandlungen, die zum Schluss der Streitigkeiten geführt haben; er erklärt weder den Text des Traktats noch dessen Folgen und nimmt hastig von seinem Publikum Abschied.<sup>58</sup>

### 1.3.3. Dramatische Spuren in der Geschichtsschreibung

Bei einer aufmerksamen Lektüre der *Geschichte des Dreyßigjährigen Kriegs* fällt auf, dass Schiller seine Arbeit mit der Sensibilität des Dramatikers aufbaut: Er disponiert das historische Material nach ihm geläufigen dramaturgischen Mustern, hebt die Konflikt- und Spannungsmomente effektsicher hervor und zieht die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Interaktion der Figuren. Der Autor bringt seine Erfahrung als Dramatiker in das neue Unternehmen als Historiker und schafft eine historiographische Prosa, die man mit Stephan Jaeger als „performativ“ bezeichnen kann, weil sie die geschichtlichen Ereignisse nicht nur erzählt, sondern lebendig zur Anschauung bringt.<sup>59</sup> Geschichte wird bei Schiller dramatisch aufgeführt und inszeniert. In einem Brief an Johann Wilhelm von Archenholz vom 10. Juli 1795 schreibt der Autor, dass

[a]uch der Geschichtschreiber [...] wie der Dichter und Historienmaler genetisch und *dramatisch* zu Werk gehen [muß]; er muß die produktive Einbildungskraft des Lesers ins Spiel zu setzen wissen, und bey der strengsten Wahrheit ihr den Genuß einer ganz freyen Dichtung verschaffen. (NA XXVIII, 8; mein Kursiv)

Programmatisch setzt Schiller also sein literarisches Raffinement ein, um die historischen Ereignisse zu vergegenwärtigen und anschaulich darzustellen. Er verarbeitet den Stoff mit

---

<sup>58</sup> Laut Schiller hätte die eingehende Beschreibung des Friedensschlusses eine ähnlich große Aufgabe wie die Schilderung des Kriegs selbst bedeutet. Deswegen muss sie „einer andern Feder und einem schicklichern Platze vorbehalten bleiben“ (NA XVIII, 385).

<sup>59</sup> Vgl. Stephan Jaeger, *Performative Geschichtsschreibung*, a.a.O., S. 40.

dramaturgischer Kompetenz, er erhöht die Theatralik der Geschichte an entscheidenden Punkten und profiliert mit Sorgfalt und Lebendigkeit die verschiedenen Figuren und Parteien. Er wechselt die Szenen seiner Erzählung wie die Schauplätze eines Stückes, führt Intrigen und Konflikte vor, spielt mit Ambivalenzen und Täuschungen, mit Überraschungen und Missverständnissen. Kurz: Er schafft einen komplexen Aktionszusammenhang für das große Schauspiel des Krieges, für jene dramatische „Einheit der Handlung“ (NA XVIII, 329), von der auch in der *Geschichte* die Rede ist. Nicht zufällig bedient er sich an manchen Stellen einer deutlichen Theatermetaphorik, die an die barocke Tradition der Geschichte als *theatrum mundi* erinnert. Die Historie wird als „Schauplatz“ beschrieben, von dem die „Spieler“ auf- und abtreten (NA XVIII, 89),<sup>60</sup> der dreißigjährige Staatenkonflikt wird ein „kriegerische[s] Drama[.]“ benannt und, wenn Gustav Adolf und Wallenstein – die „Helden“ der Tragödie – ums Leben kommen, verschwinden sie von der „Bühne“ (NA XVIII, 329). Das Wort „Schauspiel“ – in Bezug auf die historischen Geschehnisse verwendet – rekurriert mindestens fünf Mal im Verlaufe der Darstellung.<sup>61</sup>

Von den dramatischen Anliegen des Autors zeugen vor allem zwei typische Darstellungsverfahren des Theaters: der Rekurs auf Dialoge in der direkten Rede und die Erzählung der Geschehnisse durch eine starke Charakterisierung der Figuren. Zur Vergegenwärtigung der Narration und zur Belebung des erzählenden Duktus führt Schiller immer wieder kleinere Anekdoten an, in denen die Akteure selbst zu Wort kommen. Solche wörtlichen Zitate werden allerdings ohne jegliche Art von Quellennachweis eingeleitet, sie sind eher Produkte der Erfindung als der wissenschaftlichen Recherche. Wie Holger Reinitzhuber beobachtet, war dieses in der Historiographie des Humanismus sehr verbreitete Kunstmittel auch im späten 18. Jahrhundert eine weithin akzeptierte Praxis.<sup>62</sup> Der Dramatiker Schiller findet in dieser Tradition der historischen Schreibart eine ihm kongeniale Darstellungsmodalität. Mit großer Geschicklichkeit fügt er Fragmente direkter Rede in die Erzählung der Kriegsergebnisse ein, um die Darstellung weniger

---

<sup>60</sup> Vgl. auch NA XVIII, 124; 280; 334. Vom „Schauplatz des Krieges“ ist an mehreren Stellen ebenso die Rede (vgl. NA XVIII, 112; 123; 187; 196; 224; 251; 261; 303; 363).

<sup>61</sup> Vgl. NA XVIII, 24; 51; 143; 168; 294.

<sup>62</sup> Holger Reinitzhuber, *Schillers „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs“ als schriftstellerische Leistung. Ein Beitrag zur Ästhetik der historischen Belletristik*, Phil. Diss., Kiel 1970, S. 120. In einer theoretischen Schrift von 1783 erwähnt der Philologe Johann Joachim Eschenburg unter den verschiedenen Stilmitteln, die zur „Lebhaftigkeit der historischen Gemälde [...] beitragen“, auch „die eingestreuten Reden der Personen“. Diese steigern nach Eschenburg „das Mahlerische“ eines Geschichtswerks, indem sie „die Begebenheiten [...] dem Leser gleichsam vors Auge“ bringen (Johann Joachim Eschenburg, *Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften. Zur Grundlage bei Vorlesungen*, 2. Aufl., Friedrich Nicolai, Berlin u. Stettin 1789, S. 350).

monoton zu gestalten und einen direkten Kontakt zwischen Leser und dargestelltem Geschehen zu schaffen. Manchmal geht er aber über die Erfindung isolierter Aussagen hinaus und konstruiert regelrechte Dialoge zwischen den Figuren, die dem Text eine dramatische Dimension verleihen. Das geschieht etwa in der Beschreibung der Bündnisverhandlungen zwischen Johann Georg von Sachsen und Gustav Adolf im zweiten Buch (NA XVIII, 171ff.) oder in der dramatisierten Unterhaltung zwischen Wallenstein und dem Astrologen Seni kurz vor dem Tode des Generalissimus im vierten Buch (NA XVIII, 322f.).

Die Stilisierung der *Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs* auf die dramatische Form bzw. ihre stark anekdotisch-szenische Erzählform<sup>63</sup> zeigt sich auch in der großen Beachtung, die Schiller den historischen Persönlichkeiten schenkt.<sup>64</sup> Die Sensibilität des Dramatiker-Historikers, sein von der Jugendzeit an reges Interesse für anthropologische Sachverhalten,<sup>65</sup> sein Streben nach psychologischer Vertiefung strahlen durch die Beschreibungen der Protagonisten seines Geschichtswerks. Die Motive und Seelenkämpfe, die Schwäche und Tugenden der historischen Persönlichkeiten sind bei ihm ebenso relevant und erklärungsbedürftig wie die eigentlichen Dynamiken des Krieges. Für die Darstellung der Helden seiner Narration bedient sich Schiller einer Art „historischer Seelenkunde“,<sup>66</sup> er versucht, das „historische[] Subjekt“ samt seiner Intentionen und Emotionen darzustellen. Denn, wie der Autor in der Erzählung *Der Verbrecher aus Infamie* (1786) es darlegt, können die „Gedanken“ des Geschichtsakteurs, die Quellen seiner Handlungen, mehr über die Geschichte und die Menschheit als die reinen „Taten“ erklären (NA XVI, 8f.).<sup>67</sup> Bereits in der *Geschichte des Abfalls der Niederlande* stellte Schiller fest, dass es notwendig sei, „einen flüchtigen Blick in [die] Seele“ der historischen

---

<sup>63</sup> Für eine Analyse der dramatischen Strukturen des Werkes vgl. Holger Reinitzhuber, *Schillers „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs“ als schriftstellerische Leistung*, a.a.O., S. 165-184. Zum dramatischen Aufbau der *Geschichte* vgl. auch Reinhard Buchwald, *Schiller und die Geschichte*, in *Das Vermächtnis der deutschen Klassiker*, Insel, Wiesbaden 1946, S. 123-151, vor allem S. 130f.

<sup>64</sup> Auf geschichtsphilosophischer Ebene impliziert diese „Personalisierung“ der Geschichte, das heißt die Lektüre der Ereignisse „im Lichte einzelner großer Männer“ den Übergang von einer theozentrischen in eine anthropozentrische Geschichtskonzeption, nach welcher die historischen Abläufe nicht mehr durch den Willen Gottes bzw. durch die christliche Idee der Vorsehung, sondern – ganz im Sinne des aufklärerischen Glaubens am Menschen – durch große Individuen und ihre Aktionen bestimmt sind. Vgl. Ulrich Muhlack, *Geschichtswissenschaft im Humanismus und in der Aufklärung*, a.a.O., S. 294ff.

<sup>65</sup> Vgl. Wolfgang Riedel, *Die Anthropologie des jungen Schiller*, a.a.O. Zum Verhältnis von Anthropologie und Geschichte bei Schiller vgl. Anna Nalbandyan, *Schillers Geschichtsauffassung und ihre Entwicklung in seinem klassischen Werk*, Dr. Kovač, Hamburg 2008, vor allem S. 58-69.

<sup>66</sup> Ernst Osterkamp, *Die Seele des historischen Subjekts. Historische Portraitkunst in Friedrich Schillers Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung*, in Otto Dann / Norbert Oellers / Ernst Osterkamp (Hg.), *Schiller als Historiker*, a.a.O., S. 157-178, hier S. 162.

<sup>67</sup> Auf die *Verbrecher*-Erzählung und auf den seelenkundlichen Diskurs im späten 18. Jahrhundert wird im vierten Kapitel ausführlicher eingegangen.



Figuren zu werfen, um dort „einen Schlüssel zu [ihrem] politischen Leben“, ihren Entscheidungen und Handlungen auffinden zu können (NA XVII, 54). Anders aber als in seinem ersten Geschichtswerk, in dem er Charaktere wie Philipp II., Margherita von Parma, Wilhelm von Oranien, Graf Egmont und Kardinal Granvella durch einheitliche und ausführliche Porträts vor dem Handlungsablauf einführte, legt Schiller in der *Geschichte des Dreyßigjährigen Kriegs* die persönlichen Eigenschaften seiner Gestalten nicht fest, bevor sie handeln, sondern er konturiert ihre Charaktere im Laufe der Aktion.<sup>68</sup> Dies ermöglicht einerseits eine realistischere und komplexere Darstellung der Figuren, weil der Historiker und Psychologe sie nuancierter konturieren kann. Andererseits wird durch die progressive Charakterisierung der Figuren auch eine differenzierte Beurteilung ihrer Persönlichkeit und ihrer Rolle im Kriegsverlauf zustande gebracht. Ein vor der Aktion definiertes Charakterbild kann nämlich in Kontrast mit dem politischen Handeln derselben Figur treten und somit den Historiker entweder zu forcierten Umdeutungen der historischen Abläufe oder zur Tolerierung mancher Unstimmigkeiten in der Geschichtserzählung zwingen. Im Gegenteil, wenn die Beschreibung eines historischen Subjekts nicht der Handlung vorangestellt wird, sondern die Handlung begleitet und sich mit ihr verwandelt, so wird die Komplexität historischer Prozesse bewahrt und zugleich die Vielschichtigkeit menschlicher Psyche hervorgehoben.

Dieser Umgang mit den historischen Subjekten lässt sich am deutlichsten an den Schlüsselfiguren der *Geschichte* erkennen: Gustav Adolf und Wallenstein. Schiller sieht in beiden Charakteren ein hohes dramatisches Potential, was einerseits von der *Wallenstein-Trilogie*, andererseits vom nie realisierten Projekt eines Epos über den Schwedenkönig<sup>69</sup> bestätigt wird. Die polare Spannung zwischen diesen zwei in mehrfacher Hinsicht entgegengesetzten Gestalten und die Ambivalenzen, durch die sie sich in ihren politischen Karrieren gekennzeichnet haben, bieten ausreichend Material für den Historiker, der sich erklärtermaßen bei der Niederschrift der *Geschichte* auf der Suche nach Wegen zur Entfaltung seines poetischen Interesses befindet.

---

<sup>68</sup> Zum unterschiedlichen Umgang mit den historischen Persönlichkeiten in den zwei Werken vgl. Lesley Sharpe, *Schiller and the Historical Character. Presentation and Interpretation in the Historiographical Works and in the Historical Dramas*, Oxford University Press, Oxford 1982, S. 64.

<sup>69</sup> Gegen Ende 1791 bekundet Schiller gegenüber Körner die noch vage Idee eines „Heldengedicht[s]“ über den Schwedenkönig: „Unter allen historischen Stoffen, wo sich poëtisches Interesse mit Nationellen und politischen auch am meisten gattet, und wo ich mich meiner Lieblingsideen am leichtesten entledigen kann, steht Gustav Adolph oben an“ (NA XXVI, 114).

### 1.3.4. Der Mensch in der Geschichte. Die Ambivalenz des historischen Charakters am Beispiel von Wallenstein und Gustav Adolf

Das Bild von Wallenstein und Gustav Adolf ist im Laufe der *Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs* nicht statisch, sondern verwandelt sich nach den Entwicklungen des historischen Plots. Bei einer ersten Lektüre des zweiten, dritten und vierten Buchs der *Geschichte* fällt in aller Deutlichkeit auf, dass die zwei Figuren komplementär und antithetisch vorgestellt werden.<sup>70</sup> Dem dunklen, gravitatischen Friedländer, dem raffinierten Taktiker, wird der beherzte, Licht ausstrahlende Schwedenkönig gegenübergestellt:

Gustav Adolph war ohne Widerspruch der erste Feldherr seines Jahrhunderts, und der tapferste Soldat in seinem Heer, das er sich selbst erst geschaffen hatte. [...] Alles Ungemach des Kriegs ertrug er gleich dem Geringsten aus dem Heere; mitten in dem schwärzesten Dunkel der Schlacht war es Licht in seinem Geiste; allgegenwärtig mit seinem Blicke, vergaß er den Tod, der ihn umringte; stets fand man ihn auf dem Wege der furchtbarsten Gefahr (NA XVIII, 138f.).

Der ruhmsüchtige und bedenkliche Wallenstein, der lange als ein düsterer Charakter erscheint, bildet die perfekte Kontrastfigur zum natürlich leutseligen Gustav Adolf:

Finster, verschlossen, unergründlich, sparte er seine Worte mehr als seine Geschenke, und das wenige, was er sprach, wurde mit einem widrigen Ton ausgestoßen. Er lachte niemals, und den Verführungen der Sinne widerstand die Kälte seines Bluts. Immer geschäftig und von großen Entwürfen bewegt, entsagte er allen leeren Zerstreungen, wodurch andre das kostbare Leben vergeuden. Ein furchtbarer zurück schreckender Ernst saß auf seiner Stirne, und nur das Uebermaß seiner Belohnungen konnte die zitternde Schaar seiner Diener fest halten (NA XVIII, 134).

Wie schon mehrmals in der Forschung herausgearbeitet wurde,<sup>71</sup> wechselt Schillers Bewertung der zwei Figuren nach ihrem jeweiligen Tod radikal. Nachdem der Historiker Gustav Adolf als den „Beschützer protestantischer Religion und Deutscher Freyheit“ (NA XVIII, 216) porträtiert hat, als einen „gerechten Eroberer“ (NA XVIII, 191), der einen „gerechte[n]“ Krieg führte (NA XVIII, 99), wirft er in der Schlusscharakteristik am Ende des dritten Buchs überraschende Schatten auf dessen heroisches Bild. Der früher für seinen „entschloßne[n] Muth“ und „tiefdringende Klugheit“ (NA XVIII, 187) gepriesene König

<sup>70</sup> Zum dialektischen Antagonismus der beiden Figuren, der bereits in frühen historiographischen Darstellungen herausgearbeitet wird, vgl. Christoph Kampmann, *Der Friedländer als Kontrastfigur. Zur Sonderstellung Wallensteins in der protestantischen Historiographie des Alten Reichs*, in Joachim Bahlcke / Christoph Kampmann (Hg.), *Wallensteinbilder im Widerstreit*, a.a.O., S. 27-50.

<sup>71</sup> Vgl. Benno von Wiese, *Friedrich Schiller*, a.a.O., S. 387ff.; Daniel Fulda, *Wissenschaft aus Kunst*, a.a.O., S. 257; Peter-André Alt, *Schiller*, a.a.O., Bd. 1, S. 673; Holger Mannigel, *Entstehung und Wandel des Wallensteinbilds Schillers in der „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs“*, in Joachim Bahlcke / Christoph Kampmann (Hg.), *Wallensteinbilder im Widerstreit*, a.a.O., S. 107-131.

wird nun nach seinem Tod in Lützen als ein ehrgeiziger Strategie dargestellt, ein ungerechter Eroberer, dessen „Ziel [...] der Kaiserthron“ war (NA XVIII, 280): „Unverkennbar strebte der Ehrgeitz des Schwedischen Monarchen nach einer Gewalt in Deutschland, die mit der Freyheit der Stände unvereinbar war, und nach einer bleibenden Besetzung im Mittelpunkte dieses Reiches“ (NA XVIII, 280). Gustav Adolf, vor seinem Tod als ausgeglichener Herrscher und aufgeklärter Protestant beschrieben, tritt nach der Lützener Schlacht als ein potentieller Despot auf, der nach „Alleinherrschaft“ gestrebt hätte, und „ein abgesagter Feind der Papisten“, der aufgrund seiner „fromme[n] Schwärmerey“ nicht in der Lage gewesen wäre, die Religionsfreiheit zu garantieren (NA XVIII, 280). Der Schwedenkönig sei nach Schiller gerade rechtzeitig gestorben, um in den Geschichtsbüchern als „rettender Engel“ (NA XVIII, 264) und nicht als Usurpator erinnert zu werden. Denn „es war nicht mehr der Wohlthäter Deutschlands, der bey Lützen sank. Die wohlthätige Hälfte seiner Laufbahn hatte Gustav Adolph geendigt, und der größte Dienst, den er der Freyheit des Deutschen Reichs noch erzeigen kann, ist – zu sterben“ (NA XVIII, 280). Hätte er länger gelebt, so suggeriert der Historiker, dann wäre Deutschland in seine machtgierigen Hände gefallen. Aber „[s]ein schneller Abschied von der Welt sicherte dem Deutschen Reiche die Freyheit, und ihm selbst seinen schönsten Ruhm“ (NA XVIII, 281).

In ähnlicher Weise verändert sich die allgemeine Bewertung der historischen Figur Wallensteins sehr stark nach dem Tode derselben. Der General der kaiserlichen Truppen zeichnet sich in der *Geschichte* durch einen „hochmütigen“ (NA XVIII, 190) und „arglistig[en]“ (NA XVIII, 226) Charakter aus, sein Handeln ist von „glühende[r] Leidenschaft“ und „Ehrgeitz“, von „Ehrsucht“ und einem „unersättlichen Durst nach Größe und Macht“ bestimmt (NA XVIII, 234). Als der unbeugsam stolze Herzog von Ferdinand abgesetzt wird, macht sich ein tiefes Rachegefühl in seinem Herzen Raum: „In [...] prahlerische[r] Dunkelheit erwartete Wallenstein still, doch nicht müßig, seine glänzende Stunde, und der Rache aufgehenden Tag [...]. Von seinen hochfliegenden Planen ward kein einziger aufgegeben; der Undank des Kaisers hatte seinen Ehrgeitz von einem lästigen Zügel befreyt“ (NA XVIII, 134). Der „Rachgierigste[] der Menschen“ (NA XVIII, 249) wird „aus beleidigte[m] Stolz“ (NA XVIII, 235) zum „todeswürdige[n] Verbrecher“ (NA XVIII, 246), zum Feind des Kaisers, zum Verräter. Schiller aber hebt gerade dieses Element der verwundenen Ehre, der Erniedrigung nach der unerwarteten Entlassung hervor, um am Ende des vierten Buchs seiner *Geschichte* Wallenstein zu

rehabilitieren.<sup>72</sup> Nach der Ermordung des Feldherrn lobt Schiller dessen „thatenreiches und außerordentliches Leben“, er definiert ihn „bey allen seinen Mängeln“ als „groß und bewundernswerth“ (NA XVIII, 327). Wallensteins Bild erfährt insgesamt eine vorteilhafte Würdigung, auch wenn die Fehler des Friedländers nicht vollkommen verschwiegen werden:

Die Tugenden des *Herrschers* und *Helden*, Klugheit, Gerechtigkeit, Festigkeit und Muth, ragen in seinem Charakter kolossalisch hervor; aber ihm fehlten die sanften Tugenden des *Menschen*, die den Helden zieren, und dem Herrscher Liebe erwerben. *Furcht* war der Talisman, durch den er wirkte [...]. Mehr als Tapferkeit galt ihm die Unterwürfigkeit gegen seine Befehle [...]. Er übte die Folgsamkeit der Truppen durch eigensinnige Verordnungen, und belohnte die Willigkeit ihm zu gehorchen auch in Kleinigkeiten mit Verschwendung, weil er den *Gehorsam* höher als den *Gegenstand* schätzte. (NA XVIII, 327f.)

Schiller zeigt die Schroffheit von Wallensteins Charakter, aber auch seine menschlichere Seite. Die Verteidigung des Generalissimus begleitet er mit einer Kritik an der ihm feindlichen Historiographie, die jede positive Einschätzung des Feldherrn ideologisch bekämpft und ihn ohne fundierte Beweise als Verräter erklärt hat.<sup>73</sup> Es sind „nicht ganz treue Federn [...], die uns die Geschichte dieses außerordentlichen Mannes überliefert haben“, schreibt Schiller, da „die Verrätherey des Herzogs und sein Entwurf auf die Böhmishe Krone sich auf keine streng bewiesene Thatsache, bloß auf wahrscheinliche Vermuthungen gründen“ (NA XVIII, 329). Und ferner:

Noch hat sich das Dokument nicht gefunden, das uns die geheimen Triebfedern seines Handelns mit historischer Zuverlässigkeit aufdeckte, und unter seinen öffentlichen allgemein beglaubigten Thaten ist keine, die nicht endlich aus einer unschuldigen Quelle könnte geflossen seyn. Viele seiner getadelten Schritte beweisen bloß seine ernstliche Neigung zum Frieden; die meisten andern erklären und entschuldigen das gerechte Mißtrauen gegen den Kaiser, und das verzeihliche Bestreben, seine Wichtigkeit zu behaupten. Zwar zeugt sein Betragen [...] von einer unedlen Rachsucht und einem unversöhnlichen Geiste; aber keine seiner Thaten *berechtigt* uns, ihn der Verrätherey für überwiesen zu halten. (NA XVIII, 329)

Schiller klagt die vorherige Geschichtsschreibung an, weil sie nicht nur Wallenstein eindeutig als Verräter porträtiert, sondern vor allem nach den „geheimen Triebfedern seines Handelns“ nicht geforscht hat. Der Anthropologe Schiller versucht dagegen in

---

<sup>72</sup> Zum Motiv der verlorenen Ehre des Feldherrn und dessen Rache vgl. Kapitel 4.3. und 5.2.1.

<sup>73</sup> Schiller zufolge ist es „ein Unglück für den Todten, daß ihn [sein] Feind überlebte und seine Geschichte schrieb“, da die historische Reputation einer Person immer von der „siegende[n] Parthey“ bestimmt wird (NA XVIII, 329). Die Haltung der ‚Geschichtsschreibung der Sieger‘ gegen Wallenstein und die Kritik derer Eindeutigkeit stand Ende des 18. Jahrhunderts im Zentrum einer großen Debatte innerhalb der historischen Zunft. Vgl. Holger Mannigel, *Wallenstein in Weimar, Wien und Berlin*, a.a.O., S. 64ff.

seiner *Geschichte* (und später, noch auffälliger, im Drama), einen Blick in die Seele des historischen Subjekts zu werfen und seine Motive zu ergründen: „[S]o fiel Wallenstein, nicht weil er Rebell war, sondern er rebellirte, weil er fiel“ (NA XVIII, 329), weil er in Regensburg erniedrigt wurde. „Ein Unglück für den Lebenden, daß er eine siegende Partey sich zum Feinde gemacht hatte – ein Unglück für den Todten, daß ihn dieser Feind überlebte und seine Geschichte schrieb“ (NA XVIII, 329).

Die Ambivalenz von Gustav Adolf und Wallenstein, die beide Figuren so faszinierend und literarisch interessant werden lässt,<sup>74</sup> tritt jedoch nicht erst mit den großen Urteilswendungen nach den jeweiligen Toden der Helden in Erscheinung. Wenn man das Werk genauer betrachtet, so stellt sich heraus, dass die zwei Helden der *Geschichte* vor dem Hintergrund der sich wandelnden militärischen und politischen Lage dargestellt werden und mit dem Gang der Geschichte immer neue Facetten erhalten.<sup>75</sup> Durch diese prismatische Charakterisierung bringt Schiller kontrastierende Eigenschaften der Figuren an die Oberfläche, welche der Komplexität ihrer Seele Rechenschaft ablegen. So zeigt der tapfere Gustav auch Widersprüche in seinem Verhältnis mit den protestantischen Ständen, die er mit seinem Kriegseintritt zu schützen intendierte. Zum Beispiel muss der Herzog von Pommern Bogislaw XIV. eine „schmerzlich[e]“, aber letzten Endes unvermeidbare Entscheidung treffen, als er dem Schwedenkönig Stettin zur Besatzung übergibt, weil jener „mit einer furchtbaren Armee vor den Thoren seiner Hauptstadt“ steht und das Land bedroht (NA XVIII, 144). Als Magdeburg dann im Mai 1631 von den Truppen der katholischen Liga belagert und grausam zerstört wird, fragt sich das gesamte protestantische Deutschland, warum Gustav Adolf nicht in den Kampf eingegriffen hat: Die „Unthätigkeit des Königs“ erscheint „unerklärbar“, „Schmerz und Unwillen klagten allgemein den König von Schweden an, der, so nahe und so mächtig, diese bundsverwandte Stadt hülflos gelassen hatte“ (NA XVIII, 163). Nach seinem siegreichen Marsch durch das Reich und nach der Eroberung von Franken und Rheinland zielt Gustav nicht nach Süden, um in Bayern und Österreich einzubrechen und die Katholiken im Zentrum ihrer Macht anzugreifen, sondern nach Westen mit der Absicht, Frankreich zu attackieren: Diese „unerwartete und zweydeutige Wendung seiner Waffen gegen den Rheinstrom“ erregt sogar unter den Alliierten „Mißtrauen in seine Absichten“ (NA XVIII,

---

<sup>74</sup> Zur literarischen Relevanz von Gustav Adolf und Wallenstein in der Kultur des späten 18. Jahrhunderts vgl. Kapitel 3 und 4.

<sup>75</sup> In diese Richtung zeigen die Ausführungen von Steffen Davies, *The Wallenstein Figure*, a.a.O., S. 27-35.

207). Im Laufe seiner triumphalen Kampagne in Deutschland wird also immer deutlicher, dass Gustav Adolf „gern [...] *seine* Sache mit der Sache des Himmels [verwechselte]“ (NA XVIII, 185): Er hat immer mehr als Eroberer und immer weniger als Beschützer des Protestantismus gehandelt und sein Privatinteresse vor die Interessen der Kollektivität gestellt.

In ähnlicher Weise verfährt Schiller mit der Charakterisierung von Wallenstein, der sicherlich als dunkler Antipode zu Gustav Adolf profiliert wird, dem aber der Historiker-Psychologe hie und da positive Eigenschaften zubilligt. Die erste Beschreibung des Feldherrn fällt beispielsweise neutral bis günstig aus: Wallenstein wird als „ein verdienter Offizier“ eingeführt, als „der reichste Edelmann in Böhmen“; er hat „dem kaiserlichen Hause von früher Jugend an gedient, und sich in mehreren Feldzügen [...] auf das rühmlichste ausgezeichnet“ (NA XVIII, 113). Um Wallenstein zu beschreiben, spart Schiller nicht an Superlativen. Er betont die politische, finanzielle und militärische Stärke seines Helden sowie dessen Treue gegenüber dem Kaiser. „Im Besitz eines unermeßlichen Vermögens, von ehrgeizigen Entwürfen erhitzt, voll Zuversicht auf seine glücklichen Sterne, und noch mehr auf eine gründliche Berechnung der Zeitumstände, erboth er sich gegen den Kaiser, auf eigne [...] Kosten eine Armee auszurüsten und völlig zu bekleiden“ (NA XVIII, 113). Nach den ersten militärischen Erfolgen zeigt aber der stolze Feldherr seine Arroganz: Er „[überschreitet] seine Vollmacht“ und wirft den Gehorsam gegen den Kaiser ab, weil er sich „durch seine Truppen allmächtig w[eiß]“ (NA XVIII, 118). Dafür wird er abgesetzt, aber in Schillers Augen stellt die Entlassung nicht bloß eine Strafe oder eine präventive Maßnahme gegen Wallensteins Übermacht, sondern auch einen schweren Verlust für Ferdinand dar: „Lange Zeit konnte der Kaiser sich nicht entschließen. Schmerzlich war das Opfer, das man von ihm forderte. Seine ganze Ueberlegenheit hatte er dem Herzog von Friedland zu danken; er fühlte, wie viel er hingab, wenn er ihn dem Hasse der Fürsten aufopferte“ (NA XVIII, 129).

Die Wendung in der Gewichtung der zwei Hauptfiguren nach deren jeweiligem Tod ist also nur scheinbar eine diametrale. In der Tat arbeitet Schiller im Laufe seiner Narration daran, die Schatten sowie die positiven Eigenschaften beider Gestalten allmählich aufzuzeigen, damit ein facettenreiches Bild ihrer Charaktere gezeichnet und der Leser von Anfang an auf Ambivalenzen und Dissonanzen vorbereitet wird. Dem Historiker-Psychologen geht es darum, die Widersprüchlichkeit des Menschen unter dem Druck politischer Ereignisse zu zeigen und das Humane – nicht unbedingt das Bewunderungsvolle – am großen Individuum aufzudecken. Im Gegensatz zur *Geschichte*

des Abfalls der Niederlande ist die Beurteilung der Hauptfiguren der *Geschichte des Dreyßigjährigen Kriegs* kontingent, sie entwickelt sich dynamisch nach dem Gang der Ereignisse. Somit wird sowohl der Komplexität der menschlichen Seele als auch der Unvorhersehbarkeit der Geschichte Rechnung getragen: Geschichte ist der Wandlung ausgesetzt genauso wie der Mensch. Mehr noch: Der Mensch verwandelt sich *in* der Geschichte, seine Handlungen und sein Verhalten sind *von* den historischen Abläufen bedingt. In seinem ersten historiographischen Werk hatte Schiller versucht, die Individuen in gedrängten Beschreibungen außerhalb konkreter Situationen zu definieren und dies hatte evidente Unstimmigkeiten in der historischen Erzählung als Folge.<sup>76</sup> Mit der *Geschichte des Dreyßigjährigen Kriegs* kommt Schiller zum Befund, dass das historische Geschehen die Individuen begleitet und bestimmt und ihnen nur beschränkte Möglichkeiten zur freien Gestaltung der bestehenden Lage einräumt. Der Mensch, selbst das große Individuum, scheint in der Geschichte nicht frei handeln zu können, er kann nur – wenn überhaupt – geringen Einfluss auf den Strom der Geschehnisse ausüben. Die Ambivalenz des historischen Subjekts hängt also mit der Wandelbarkeit der Geschichte zusammen, die in feste Schemata schwer einzuordnen ist. Die in der Antrittsvorlesung angeführte Überzeugung des Geschichtstheoretikers Schiller, die Geschichte sollte vom philosophischen Verstand in ein ausgewogenes System gebracht werden, scheint durch diese neuen Einsichten ins Wanken zu geraten. In der Praxis der Geschichtsschreibung begegnet er den Ambivalenzen der Historie und kann nicht mehr davon absehen. Stattdessen kann er produktiv mit solchen Dissonanzen und Polysemien spielen, um sie literarisch aufzuwerten.

### **1.3.5. Ästhetische Teleologie? Die Verbindung von Wissenschaft und Kunst in der Geschichtsschreibung**

Wie in den vorigen Kapiteln gezeigt wurde, weist die *Geschichte des Dreyßigjährigen Kriegs* eine disproportionierte Struktur auf, die anscheinend wenig mit dem harmonischen Ganzen zu tun hat, das Schiller in der akademischen Antrittsrede herbeigewünscht hatte. Zu Beginn des ersten Buchs versucht zwar der Autor, seiner historischen Erzählung eine teleologische Richtung zu verleihen, ganz im Zeichen des universalgeschichtlichen Programms, nach welchem nur diejenigen Aspekte der Vergangenheit hervorgehoben werden müssen, die noch Relevanz für die Gegenwart besitzen. Er präsentiert den Krieg

---

<sup>76</sup> Das zeigt Ernst Osterkamp am Beispiel der Charakterisierung von Wilhelm von Oranien in *Die Seele des historischen Subjekts*, a.a.O., S. 173-178.

als schmerzhaft, aber notwendige Gelegenheit für Deutschlands Freiheit und sieht im Westfälischen Frieden das glückliche Resultat des Konflikts (NA XVIII, 9ff.). Von diesem Optimismus bleibt allerdings nach Vervollständigung der Arbeit wenig übrig. Im Laufe seines Werkes richtet Schiller den Fokus nicht so sehr auf das Telos – über den Westfälischen Frieden und dessen Folgen wird am Ende so gut wie nichts gesagt – sondern auf den Ablauf des Kriegs und pocht vor allem auf die Spannung zwischen den zwei großen Protagonisten, Gustav Adolf und Wallenstein. Die Geschichte *vor* der Erscheinung der beiden Helden auf dem Schlachtfeld und *nach* ihren jeweiligen Abschieden von der Kriegsbühne wird trocken und gerafft wiedergegeben, während die Ereignisse zwischen 1625 und 1634 eine detaillierte und lebendige Schilderung finden. Man kann behaupten, dass Schiller seine schreibstrategischen Entscheidungen nach eher ästhetischen als wissenschaftlichen Kriterien getroffen hat: Die Ordnung der Geschehnisse, die er bei der Verfassung der *Geschichte* herzustellen versucht, ist vorwiegend durch künstlerische Überlegungen bestimmt. Aber wie vereinbaren sich solche ästhetisch geprägte Entscheidungen mit dem ursprünglichen Wunsch des Autors, in seiner Arbeit rigoros nach wissenschaftlichen Methoden zu verfahren? Wie gestaltet der Historiker Schiller das Wechselspiel zwischen geschichtlicher Wahrheit und poetischer Freiheit, zwischen schöner Komposition und wahrer Erkenntnis?

Die Verbindung von Kunst und Wissenschaft, von Unterhaltendem und Unterrichtendem ist bekanntlich ein Spezifikum von Schillers historiographischem Stil. Seiner Fähigkeit, historisches Wissen anschaulich und lebendig werden zu lassen, verdankt der Autor den außerordentlichen Erfolg seiner zwei großen Geschichtswerke. In beiden Büchern verwendet Schiller in bewusster Weise narrative und dramatische Stilmittel, die von seiner Auffassung der Historiographie als Ort nicht nur nachahmender, sondern auch poetischer Schaffenskraft zeugen.<sup>77</sup> Bereits in der Antrittsvorlesung hatte er die Geschichtsschreibung nicht als die objektive Reproduktion des historischen Geschehens, sondern als schöpferischen Akt und konstruktivistische Arbeit konnotiert: Der Historiker setzt die Fragmente der Überlieferung zusammen, wählt die interessantesten Ereignisse aus, schafft einen größeren Deutungsrahmen, entdeckt Zusammenhänge und zieht

---

<sup>77</sup> Zur poetischen und rhetorisch-erzählerischen Wirkungsabsicht der historischen Schreibart Schillers vgl. Holger Reinitzhuber, *Schillers „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs“ als schriftstellerische Leistung*, a.a.O., passim; Gert Ueding, *Redende Geschichte: Der Historiker Friedrich Schiller*, in Friedrich Strack (Hg.), *Evolution des Geistes: Jena um 1800. Natur und Kunst, Philosophie und Wissenschaft im Spannungsfeld der Geschichte*, Klett-Cotta, Stuttgart 1994, S. 156-174; Johannes Süßmann, *Geschichtsschreibung oder Roman?*, a.a.O., S. 75-112; Stephan Jaeger, *Performative Geschichtsschreibung*, a.a.O., S. 181-262.



analogische Schlüsse. Dabei spielt seine narrative Kompetenz eine entscheidende Rolle, denn, ohne deswegen Fiktives zu erfinden, muss der Geschichtsschreiber doch eine textuelle Welt konstruieren: Selbstverständlich muss er sich an der historischen Wahrheit orientieren, aber er soll auch in der Lage sein, mit schöpferischer Kraft ein „harmonische[s] Ganze[s]“ zu erzeugen (NA XVII, 362). In seinen Texten sollen sich Wissen und Narration verflechten und eine Form „kunstvoller Wissenschaft“ bzw. „wissensfundierter Kunst“ hervorbringen.<sup>78</sup>

Das Konzept der reizvollen Darstellung wissenschaftlicher Erkenntnisse legt Schiller ausführlich in einer späteren philosophischen Schrift dar, die im September 1795 mit dem Titel *Von den nothwendigen Grenzen des Schönen besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten* in den *Horen* publiziert wird und später – um einen zweiten Teil ergänzt – den Titel *Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen* erhält.<sup>79</sup> In dieser Abhandlung beschäftigt er sich unter anderem mit dem Verhältnis zwischen Wissenschaft und Kunst, zwischen Verstand und Einbildungskraft. Die Ausgangsfrage lautet: Ist eine kunstvolle Darstellung in der Wissenschaft möglich? Oder ist sie vielleicht als „geschmackvolle Einkleidung der Begriffe“ (NA XXI, 4) schädlich für die Mitteilung wissenschaftlicher Wahrheiten? Schiller vertritt die Meinung, dass „die Erkenntnisse der Wissenschaft [...] in lebendige Anschauung umzuwandeln“ sind (NA XXI, 16), dass die „Neigung“ der Sinne zur schönen Form mit der „Pflicht“ des Verstandes zur Wahrheit notwendig zusammenstimmen müssen (NA XXI, 22). Wie „das geschmackvolle Arrangement einer Mahlzeit“ wenig „zur Sättigung der Gäste“ beitragen kann, aber trotzdem die „Eßlust“ anregt, so kann eine „reizende Darstellung der Wahrheit“ vielleicht wenig zur „Überzeugung des Verstandes“ beitragen, aber sie setzt den Leser „in eine günstige Stimmung“ und räumt die Hindernisse hinweg, die sonst bei „der schwierigen Verfolgung einer langen und strengen Gedankenkette“ entstehen würden (NA XXI, 4). Schiller zufolge ist „[d]er reine wissenschaftliche Ausdruck“ mit einem soliden Baum zu vergleichen, der starke Wurzeln und Äste besitzt, „aber freylich müssen wir

---

<sup>78</sup> So Thomas Prüfer, *Die Bildung der Geschichte*, a.a.O., S. 111-155, insbesondere S. 134-141.

<sup>79</sup> Diese Schrift ist eine Antwort auf Johann Gottlieb Fichte, der Schiller für die Durchdringung von Poesie und Philosophie in seiner ästhetischen Prosa kritisiert hatte. Zur Kontroverse vgl. Dorothea Wildenburg, „Aneinander vorbei“. *Zum Horenstreit zwischen Fichte und Schiller*, in Wolfgang Schrader (Hg.), *Fichte und die Romantik. Hölderlin, Schelling, Hegel und die späte Wissenschaftslehre*, Rodopi, Amsterdam 1997, S. 27-41. Diese Auseinandersetzung ist besonders interessant, weil sie schon in embryonaler Form die Trennung zwischen Klassikern und Romantikern zeigt und den Beginn einer Reflexion über die Zugänglichkeit wissenschaftlicher Texte zeichnet, die ihren Höhepunkt in der Schrift *Über die Unverständlichkeit* (1800) von Friedrich Schlegel erreichen wird. Hierzu vgl. Petra Renneke, *Poesie und Wissen. Poetologie des Wissens der Moderne*, Winter, Heidelberg 2008, S. 51-68.

uns gedulden, bis er blühet und Früchte trägt“; „der schöne Ausdruck“ hingegen „bricht uns bloß die Blüten und Früchte“ vom Baum ab, „aber der Baum, der sie trug, wird nicht unser, und wenn jene verwelkt und genossen sind, ist unser Reichthum verschwunden“ (NA XXI, 11). Die Lösung, die der Autor für die Zucht einer fruchttragenden Pflanze vorschlägt, ist die Verbindung von wissenschaftlichem Inhalt und „schöne[r] Schreibart“, denn nur der „Zauberhaft der schönen Diktion“ kann es gelingen, ein „glückliches Verhältniß zwischen äußerer Freiheit und innerer Nothwendigkeit“ zu realisieren (NA XXI, 9).<sup>80</sup>

Durch die Formulierung einer solchen Ethik des Stils, die „Pflicht“ und „Neigung“ kombiniert, überwindet Schiller den kantischen Rigorismus und setzt sich für kommunikative Transparenz ein. Seiner Auffassung nach müssen sich schöner Ausdruck und wissenschaftliche Wahrheit notwendigerweise verbinden, damit der philosophische Text zugänglich wird und vor allem die Sinne des Lesers nicht mortifiziert. Schiller versucht den „Reiz“ als ästhetische Kategorie zu retten, als Moment einer sinnlichen Schönheit zu nobilitieren.<sup>81</sup> Er spricht von „reizender Darstellung“, von „reizvoller Wissenschaft“ und meint damit nicht eine triviale Schreibart, sondern einen ausgewogenen Kompromiss zwischen intelligentem Inhalt und angenehmen Stil, der eine produktive Wirkung auf den Leser haben soll. In der von Schiller herbeigewünschten Ästhetisierung der Wissenschaft kommen also das Wahre und das Schöne, die Gesetzgebung der Disziplin und die Freiheit der Phantasie zusammen. Der Schriftsteller ist der Überzeugung, dass es „für die Resultate des Denkens keinen andern Weg zu dem Willen und in das Leben [gibt], als durch die selbstthätige Bildungskraft“, denn nur mit „Schöpfungen des Geistes“ und „organischen Bildungen“ kann ein Wissenschaftler beweisen, dass er seine Kenntnisse internalisiert hat, dass er sie „in seine Natur aufgenommen“ hat (NA XXI, 16). Und nur durch künstlerische Mittel können selbst gedanklich komplexe Konstrukte erfolgreich rezipiert werden.

---

<sup>80</sup> Genauso wie er sich gegen die steife Wissenschaft äußert, die neue Kenntnisse meistens in trockener Form überliefert, kritisiert Schiller auch den Gebrauch der reinen Form ohne Inhalt, die frivole Art und Weise, Kunst um des Genusses des Publikums willen zu machen: „Wo [...] der Inhalt sich nach der Form richten muß, da ist gar kein Inhalt; die Darstellung ist leer, und anstatt sein Wissen vermehrt zu haben, hat man bloß ein unterhaltendes Spiel getrieben. Schriftsteller, welche mehr Witz als Verstand und mehr Geschmack als Wissenschaft besitzen, machen sich dieser Betrügerey nur allzu oft schuldig, und Leser, die mehr zu empfinden als zu denken gewohnt sind, zeigen sich nur zu bereitwillig, sie zu verzeihen“ (NA XXI, 18).

<sup>81</sup> Während die Kategorie des „Schönen“ durch die etymologische Anlehnung an „Schauen“ immer eine optische Intelligenz impliziert, hat der „Reiz“ mit weniger edlen Sinnen zu tun. Der Reiz muss zu einem hohen Zweck domestiziert werden, damit er nicht ins Triviale verfällt.

Die erste Aufgabe dieser kunstvollen Wissenschaft ist also die anschauliche und lebendige Gestaltung wissenschaftlicher Wahrheiten. Dies gilt natürlich auch für die Historiographie. Im schon erwähnten Brief an Körner vom 7. Januar 1788 schreibt Schiller, dass er Geschichte von einer „trockenen Wissenschaft in eine reizende verwandel[n]“ will und „Genüsse“ dort hinstreuen möchte, „wo man sich hätte gefallen lassen müssen, nur *Mühe* zu finden“ (NA XXV, 3). Ferner, in der Vorrede zur niederländischen Geschichte, äußert er mit ähnlichen Tönen die Überzeugung, dass ein Geschichtswerk „historisch treu geschrieben seyn kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leser zu seyn, und [...] daß die Geschichte von einer verwandten Kunst etwas borgen kann, ohne deswegen nothwendig zum Roman zu werden“ (NA XVII, 9). Schiller wünscht also an erster Stelle eine Ästhetisierung der Geschichtswissenschaft herbei, das heißt die Anerkennung und Betonung ihrer (semi-)literarischen Qualität durch den Gebrauch künstlerischer Verfahren. Die Durchdringung von Wahrem und Schönem muss jedoch nicht als bloße Unterhaltungsmaßnahme für das Lesepublikum verstanden werden; vielmehr stellt sie ein konstruktivistisches Element der (geschichts-)wissenschaftlichen Arbeit dar. Einer der Hauptgründe, warum Schiller in der *Grenzen*-Abhandlung auf die Verbindung von Wissenschaft und Kunst besteht, ist nämlich die strukturelle Bedeutung dieser Verbindung für den Vortrag wissenschaftlicher Wahrheiten. Während „die bloß wissenschaftliche Darstellung [...] ein *mechanisches* Werk“ bildet, in dem „die Theile, leblos für sich selbst“ stehen und nicht am Ganzen partizipieren, entsteht durch die schöne Darstellung wissenschaftlicher Erkenntnisse „ein *organisches* Produkt“, in dem „nicht bloß das Ganze lebt, sondern auch die einzelnen Theile ihr eigenthümliches Leben haben“ (NA XXI, 9). „[A]us der Anarchie“ schafft „der beredte Schriftsteller [...] die herrlichste Ordnung, und errichtet auf einem immer wechselnden Grunde [...] ein festes Gebäude“ (NA XXI, 10). Dies bedeutet, auf die Ebene der Geschichtswissenschaft übertragen, dass der Forscher nur kraft seines künstlerisch-auktorialen Talents die Bruchstücke der historischen Überlieferung sinnvoll und kohärent zusammenbringen kann, um dem Leser eine Einsicht in das große Ganze zu verschaffen.

Als Schiller wenige Wochen vor der Antrittsvorlesung schreibt, dass Wissenschaft „zum Kunstwerk [...] geadelt“ werden muss (NA I, 212),<sup>82</sup> meint er also nicht nur, dass der wissenschaftliche Text eine möglicherweise anmutige Gestalt aufweisen soll, sondern er deutet schon auf die genuin künstlerischen Konstruktionsleistungen der Wissenschaft hin,

---

<sup>82</sup> In einer Zeile des Gedichts *Die Künstler* (1789). Hierzu vgl. Daniel Fulda, *Wissenschaft aus Kunst*, a.a.O., S. 236f.

auf welche er in der Jenaer Rede ausführlicher zurückkommt. In der Vorlesung heißt es, dass der gute Historiker mit „schöpferische[r] Hand“ (NA XVII, 363) arbeitet und die „Harmonie aus sich selbst heraus“ nimmt, um sie dann in Form eines „teleologische[n] Prinzip[s]“ in die chaotische Geschichte zu übertragen (NA XVII, 374). Und gerade diese kreative Komponente ist die große Innovation von Schillers Historiographie: Der Geschichtsschreiber „bringt einen vernünftigen Zweck in den Gang der Welt“ (NA XVII, 374) genauso wie der Dichter sich um Symmetrie und formelle Eintracht bemüht. Denn der Dichter – wie Schiller am 30. März 1789 in einem Brief an Körner schreibt – ist in der Lage, die komplexesten „moralischen Erscheinungen, Leidenschaften, Handlungen, Schicksale, deren Verhältnisse der Mensch im großen Laufe der Natur nicht immer verfolgen und übersehen kann, [...] nach *künstlichen*“ Kriterien zu „ordne[n]“, „d.i. [...] ihnen *künstlich* Zusammenhang und Auflösung“ zu geben (NA XXV, 237). Durch den Umgang mit der Kunst übt der Mensch sein „Gefühl für Ebenmaß“, er „lernt nach und nach diese *künstlichen Verhältnisse* in den Lauf der Natur [zu] übertragen“ und „leidet keine *Fragmente* mehr. Ueberal sucht er die Symmetrie, die ihn die Kunst kennen gelernt hat“ (NA XXV, 237). Deshalb fordert Schiller dazu auf, die Kunst als balancierende Kraft einzusetzen, um die „Disproportionen“ der historischen Entwicklungen durch die schöne Form zu überwinden und „aufzulösen“ (NA XXV, 238). Der Kunst wird eine systematisierende Fähigkeit zugeschrieben, die sich sehr gut mit den Ansprüchen der Wissenschaft vereint. Die Ordnung, die Schiller – nach den spätaufklärerischen Historikern und insbesondere nach Kant – in die Geschichte bringen will, die Teleologie, die er als sinnstiftendes Mittel zur Organisation des historischen Wissens konzipiert, hat einen ausgeprägten ästhetische Hintergrund.

Die *Geschichte des Dreyßigjährigen Kriegs* zeigt mit aller Deutlichkeit, wie Schillers geschichtstheoretisches Programm in ein vorwiegend ästhetisches einfließt. Wie gesagt ist das System, das er schafft, nicht so stark durch universalgeschichtliche oder teleologische Intentionen geprägt, sondern verfolgt eine autonome schöpferische Kraft. Die „lange Kette von Begebenheiten“ (NA XVII, 370), von denen in der Vorlesung die Rede war, erweist sich als zu vereinfachend und steif, und die Ringe dieser Kette müssen sich lockern und gegebenenfalls auch brechen, um die Komplexität der Ereignisse und das Chaotische an der Geschichte darstellen zu können. Die Teleologie, die Schiller entwirft, erklärt nicht mehr den notwendigen Fortschritt der Geschichte oder deren Entwicklungslinie bis in die Gegenwart, sondern konzentriert sich auf die potentiell

künstlerisch relevanten Höhepunkte des Krieges, wie zum Beispiel die Schlachten oder die Konflikte zwischen den Figuren, die dynamische Konfigurationen und lebendige Beschreibungen anregen. Schiller organisiert das Material nach seinem eigenen ästhetischen Interesse, er fokussiert die historischen Persönlichkeiten, ihre Interaktion mit den Geschehnissen und ihre Psyche. Und vielleicht gerade an der Charakterisierung der Hauptgestalten sieht er ein, dass die traditionellen Schablonen der pragmatischen Geschichtsschreibung zu rigide sind, um der magmatischen Vielschichtigkeit der Geschichte Rechnung zu tragen. Wenn er in der *Geschichte des Abfalls* versucht hatte, die Figuren in bündigen Porträts zu schildern, so muss er nun erkennen, dass der Mensch sich nicht so einfach zügeln lässt. Schiller ist gespalten zwischen der Notwendigkeit, der Geschichte eine Form und dem historischen Subjekt eine runde Identität zu verleihen, und dem Bewusstsein, dass der Sinn der Ereignisse und die Natur des Menschen schwer zu durchschauen sind. Eine erste Lösung findet er in der „Einheit der Naturgesetze und des menschlichen Gemüths“ (NA XVII, 373), die es ihm erlaubt, analogische Konjekturen über die historischen Abläufe und Subjekte zu formulieren und die Lücken der historischen Überlieferung kreativ zu schließen. Die Anthropologie und die historische Seelenkunde helfen ihm dabei, ein System aus dem Aggregat von Bruchstücken zu konstruieren und somit die Historiographie als Wissenschaft zu begründen. Andererseits aber kommt Schiller gerade durch die vertiefte Kenntnis der menschlichen Seele zum Befund, dass eine Simplifizierung der Geschichte und des Menschen nach zu starren Modellen letztendlich zu verwerfen ist. In der *Geschichte des Dreyßigjährigen Kriegs* reicht die Festlegung strikter Systeme nicht mehr aus, um die Komplexität historischer Abläufe und die Ambivalenz der Figuren wiederzugeben. Schiller entschließt sich also, der Komplexität die zentrale Rolle einzuräumen und den „ununterbrochen fortfließenden Strom“ (NA XVII, 372) der Geschichte als solcher darzustellen.

Allein die Kunst kann ihm diese Möglichkeit gewähren. Deswegen plädiert Schiller für eine Ästhetisierung der Geschichte, für die Durchdringung von historischer Faktizität und kunstvoller Darstellung. Im Dezember 1788, auf einen Brief von Caroline von Beulwitz antwortend, die die Überlegenheit der Geschichte über den Roman behauptete, verteidigt er mit Eifer die spezifische Wahrheit der Kunst neben der Wirklichkeit der Geschichte.<sup>83</sup> Die Schwägerin des Autors ist der Meinung, dass die Geschichtsschreibung

---

<sup>83</sup> Hierzu vgl. Hinrich C. Seeba, *Historiographischer Idealismus? Fragen zu Schillers Geschichtsbild*, in Wolfgang Wittkowski (Hg.), *Friedrich Schiller. Kunst, Humanität und Politik in der späten Aufklärung. Ein Symposium*, Max Niemeyer, Tübingen 1982, S. 229-249, vor allem S. 238ff.

den „Vorzug der *Wahrheit*“ vor der Fiktion voraussetze (NA XXV, 154), aber Schiller sieht die Frage aus einem anderen Blickwinkel:

Was Sie von der *Geschichte* sagen ist gewiß ganz richtig [...]. Es fragt sich nur ob die *innre Wahrheit*, die ich die philosophische und Kunstwahrheit nennen will, und welche in ihrer ganzen Fülle im Roman oder in einer andern poetischen Darstellung herrschen *muß*, nicht eben soviel Werth hat als die historische. (NA XXV, 154)

Durch die Wahrheit der Kunst lernt man nämlich

den *Menschen* und nicht *den* Menschen kennen, die Gattung und nicht das sich so leicht verlierende Individuum. In diesem großen Felde ist der Dichter Herr und Meister; aber gerade der Geschichtsschreiber ist oft in den Fall gesetzt diese wichtigere Art von Wahrheit seiner historischen Richtigkeit nachzusetzen, oder mit einer gewissen Unbehilflichkeit anzupassen, welches noch schlimmer ist. (NA XXV, 154)

Die Wissenschaft muss auf die Richtigkeit ihrer Äußerungen, das heißt auf die Überprüfbarkeit der historischen Tatsachen, achten. Sie kann daher keine Einsicht in das Ganze leisten, keinen größeren Zusammenhang für eine allgemeingültige Deutung schaffen. Dem Historiker „fehlt die Freiheit, mit der sich der Künstler mit schöner Leichtigkeit und Grazie bewegt“ und kann sich zwischen der historischen und der philosophisch-poetischen Wahrheit dermaßen verzetteln, dass er am Ende „weder die Eine noch die Andre befriedigt“ (NA XXV, 154).

Schließlich sieht er ein, dass die Kunst an manchen Stellen seiner eigenen Geschichtswerke im Vergleich zur Wissenschaft eine prominentere Stelle einnimmt:

Ich werde immer eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher seyn, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden. Aber ich werde vielleicht auf Unkosten der historischen Wahrheit Leser und Hörer finden und hie und da mit jener ersten philosophischen zusammentreffen. Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden. (NA XXV, 154)

Mit dem sperrigen Material der Historie kann der Dichter freier umgehen und dank der poetischen Kraft seines Geistes kann er neue Einsichten in die menschliche Natur hervorbringen. In seinen Händen wird Geschichte reizender und lebendiger. Sie stellt ein Reservoir an Ideen für seine schriftstellerische Tätigkeit dar und bietet ihm „Gegenstände [...], in denen ich meine *Feder* und zuweilen auch meinen *Geist* übe“ (NA XXV, 85).

Indem er seine auktoriale Kompetenz in die Geschichtsschreibung einbringt und zugleich eine Indienstnahme der Geschichte für die Poesie beansprucht, innoviert Schiller

die wissenschaftliche Praxis seiner Zeit. Seine Geschichtswerke entfernen sich vom aufklärerischen Pragmatismus, weil sie dessen chronikalischen Charakter verlieren, und nähern sich einem moderneren Modell der Historiographie, das narrativer wirkt und doch auf wissenschaftliche Korrektheit nicht verzichtet. Schiller gelingt es, Quellenstudium und Poiesis, Recherche und Kreativität zu verbinden. Durch die Harmonie der Kunst schafft er ein System und mithilfe einer ästhetischen Teleologie bringt er Ordnung in die Wirrnis der Begebenheiten. Durch die Gestaltungsfreiheit der Kunst bewahrt er zugleich die Komplexität der Geschichte und des Menschlichen, die eine granitische Wissenschaft manchmal zu ignorieren neigt. Mit einem anthropologisch geschulten Blick beschreibt er die Vielschichtigkeit des historischen Stoffes und seine Bewertung der Protagonisten der Geschichte changiert Seite um Seite.

Nach der Erfahrung als Historiker kehrt Schiller zur Ästhetik und zum Theater zurück. Er will aus der Geschichte schöpfen, um wieder Poetisches zu schaffen. Die Erfahrung und die Kenntnisse, die er als Historiker sammeln konnte, werden ihn besonders bei der Verfassung der späten historischen Dramen begleiten. Und mit der Arbeit am *Wallenstein* wird der Dreißigjährige Krieg, die „Epoche des höchsten Nationen-Elends“ und zugleich „glänzendste[r] [...] menschlicher Kraft“ (NA XXIV, 45), weiter seine Faszination auf ihn ausüben.





## ZWEITES KAPITEL

### Der Dreißigjährige Krieg im Unterhaltungsroman des späten 18. Jahrhunderts. Der Fall Benedikte Naubert

#### 2.1. „Romanisirte[] Geschichten“. Schiller *versus* Naubert

Im November 1788, als sich Schiller nach der Veröffentlichung der *Geschichte des Abfalls der Niederlande* besonders intensiv mit dem Thema Geschichte und mit den Darstellungsmodi derselben auseinandersetzt, empfiehlt ihm Körner in einem Brief, „historische[] Romane, wie Walter von Montbarrey, Herrmann von Unna“ zu schreiben, „um in Nebenstunden ohne Anstrengung Geld zu verdienen“ (NA XXXIII/1, 243). Die erwähnten Romane sind Werke der Leipzigerin Christiane Benedikte Eugenie Naubert,<sup>1</sup> der produktivsten und erfolgreichsten Schriftstellerin der Goethezeit, die aber ihre Bücher anonym veröffentlichte, und daher von Körner fälschlich für einen männlichen Autor gehalten wird: „Alle diese Produkte scheinen von einem Manne, und von keinem mittelmaßigen Kopfe zu seyn“ (NA XXXIII/I, 243). Vergegenwärtigt man sich die gängigerweise strenge Haltung des Intellektuellen gegenüber literarischen Verkaufserfolgen, so überrascht es nicht wenig, dass Körners Beurteilung dieser Werke trotz geringer Kritik günstig ausfällt:

Die Wahl der Situationen ist größtentheils glücklich, der Ton des Erzählens natürlich und zweckmäßig, der Stil ziemlich correct, kurz das Ganze interessirt, und doch sieht man daß der Verfasser sichs nicht hat sauer werden lassen. Seine Charactere sind flach gearbeitet und haben nichts auszeichnendes. Sein Dialog ist oft sehr prosaisch und gedehnt. Daß er aber etwas leisten kann sieht man aus dem Anfang der Amtmannin von Hohenweiler, wo ausserordentlich viel Schönes mit äusserster Simplicität verbunden ist. [...] In den Romanen welche ich meyne werden nicht bekannte Begebenheiten geschildert, sondern Schicksale unbekannter Personen die in diese Begebenheiten verflochten waren, und dadurch abentheuerlich wurden ohne unnatürlich zu seyn. (NA XXXIII/1, 243f.)<sup>2</sup>

Diese längere Besprechung der Werke von Naubert verrät Körners Aufforderung an Schiller: Der Freund sollte wie die schaffensfrohe Autorin abenteuerliche Romane mit historischem Hintergrund schreiben, um Kassenmagnet zu werden und sich auf dem literarischen Markt zu behaupten. Geschichten mit feurigen Liebesaffären, fesselnden

---

<sup>1</sup> *Walter von Montbarrey, Großmeister des Tempelordens* (1786) und *Herrmann von Unna. Eine Geschichte aus den Zeiten der Vehmgerichte* (1788).

<sup>2</sup> Der Roman, auf den Körner verweist, ist *Die Amtmannin von Hohenweiler. Eine wirkliche Geschichte aus Familienpapieren gezogen* (1788).

Intrigen und Geistererscheinungen wurden vom damaligen Lesepublikum in großen Mengen konsumiert, vor allem wenn sie in einer historischen Kulisse erzählt wurden. Besonders beliebt waren die Antike und das Mittelalter, aber auch Epochen aus der neueren Nationalgeschichte stellten für die Leser – und die immer mehr werdenden Leserinnen – ein attraktives Setting dar. So fragt Körner rhetorisch: „Sollten Dir nicht beym Studium der Geschichte manchmal Situationen aufstoßen, die Dir Stoff zu einem leichten unverwickelten Plane gäben, der bey Dir erst durch Ausführung seinen Werth bekäme?“ (NA XXXIII/1, 243).

Eine Antwort von Schiller auf die provokative Aufforderung des Freundes ist nicht ermittelt. Bekannt ist allerdings, wie vehement sich der Autor gegen die „Rapidität der Litteratur“ (NA XXVIII, 360), gegen die massenhafte Produktion von Trivialromanen<sup>3</sup> wandte, welche nach allgemeiner Auffassung der zeitgenössischen Intelligenz zu einem generellen Geschmacksverfall auf dem Buchmarkt zu führen drohten. Für Schiller war vor allem die Art und Weise tadelnswert, in der viele dieser Texte geschichtliche Themen behandelten, um für das Lesepublikum ansprechender zu wirken. Der Historie maß er einen höheren Zweck bei als den der bloßen Befriedigung einer modischen Neugierde für die Vergangenheit. Seiner Überzeugung nach musste die Kenntnis historischer Ereignisse zur Selbststeigerung des Individuums anspornen und zur Verbesserung der politischen und kulturellen Lage beitragen. In einem „Tintengleksenden Sekulum, [...] zu nichts nütze, als die Thaten der Vorzeit wiederzukäuen, und die Helden des Alterthums mit Kommentationen zu schinden, und zu verhunzen mit Trauerspielen“ (NA III, 20f.) – wie es in den *Räuber* (1781) heißt – musste die Geschichte nicht kulinarisch genossen, sondern für die Gegenwart funktionalisiert und für eine bessere Zukunft eingesetzt werden. So nimmt er im Vorbericht zum ersten Band der *Allgemeinen Sammlung historischer Memoires* (1790) ausdrücklich Stellung gegen die Proliferation historischer Schriften:

---

<sup>3</sup> Der Terminus ‚Trivialliteratur‘ wird hier ohne jene ästhetische und moralische Wertung verwendet, mit der er durch die Polarisierung zwischen hoher und niederer Kunst seit dem Ende des 18. Jahrhunderts assoziiert wird (vgl. hierzu Christa Bürger, *Die Dichotomie von hoher und niederer Literatur. Eine Problemskizze*, in Christa Bürger / Peter Bürger (Hg.), *Zur Dichotomisierung von hoher und niederer Literatur*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1982, S. 9-39). Dank zahlreicher Studien aus den 1970er und 80er Jahren ist inzwischen die Trivialliteratur zum analysewürdigen Objekt literaturwissenschaftlicher Arbeiten geworden (vgl. u.a. Helmut Kreuzer, *Trivialliteratur als Forschungsproblem. Zur Kritik des deutschen Trivialromans seit der Aufklärung*, in *Veränderungen des Literaturbegriffs. Fünf Beiträge zu aktuellen Problemen der Literaturwissenschaft*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1975, S. 7-26). Der Rekurs auf Begriffe wie „Trivial-“, „Unterhaltungs-“ und „Populärliteratur“ – die mit Bezeichnungen wie „leicht zugänglich“, „beliebt und bekannt“, „weit verbreitet“ und „auf bestimmte Lesergruppen zugeschnitten“ synonym sind – erfolgt hier also ohne axiologische Urteile über die Werke zu implizieren. Zum Problem der Begriffsdefinition von „Trivialliteratur“ vgl. u.a. Rudolf Schenda, *Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770-1910*, dtv, München 1977, S. 32-36; Peter Nusser, *Trivialliteratur*, Metzler, Stuttgart 1991, S. 1-20.

Zu einer Zeit, wo der Geschmack an historischen Schriften, durch einige Meisterstücke in dieser Gattung erweckt, sich unter dem lesenden Publikum immer allgemeiner verbreitet und das zahllose Heer von Romanen und romanisirten Geschichten, welche lange Zeit fast allein im Besitz waren, die Wißbegierde zu beschäftigen, allgemach zu verdrängen scheint, glaubte der Herausgeber einem Werke, welches zwischen beyden gleichsam in der Mitte steht und die gefälligen Eigenschaften der Einen mit den gründlichen Vortheilen der andern verbindet, eine nicht ungünstige Aufnahme versprechen zu können. (NA XIX/1, 10)

Die „Meisterstücke“, die Schiller anspricht, sind die großen historiographischen Werke, die sich seit den 1770ern in Deutschland zunehmend verbreiten. Aus ihnen kommt ein wesentlicher Impuls für die Flut literarischer Schriften mit historischem Flair, die gegen Ende des Jahrhunderts den Buchmarkt monopolisieren. Es handelt sich um ein „zahllose[s] Heer von Romanen und romanisirten Geschichten“, die reine Unterhaltung anbieten und die wissenschaftlichen Werke bei der Dissemination historischer Kenntnisse langsam ersetzen. Im Gegenzug zu dieser Tendenz versucht Schiller mit seiner *Sammlung* (und mit seiner Historiographie im Allgemeinen), „die gründlichen Vortheilen“ der Wissenschaft mit den „gefälligen Eigenschaften“ der Kunst zu verbinden.<sup>4</sup>

Seiner Auffassung vom Wert der Geschichte treu bleibend, befolgt also Schiller den Rat von Körner, einfache historische Erzählungen zu schreiben, „um in Nebenstunden [...] Geld zu verdienen“, nicht. Nichtsdestotrotz setzt er sich mit solchen Erzählungen und Romanen auseinander. Selbst das Werk Benedikte Nauberts beschäftigt ihn: Er liest einige ihrer vielen Zeitromane und lässt sich von manchen beeinflussen.<sup>5</sup> Schon lange hat die Forschung zum Beispiel festgestellt, dass die Thekla-Figur in seinem *Wallenstein* von der Protagonistin des historischen Romans *Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn* (1788) von Naubert inspiriert wurde.<sup>6</sup> Außerdem hat Schiller zumindest zwei andere Romane von Benedikte Naubert direkt gekannt: *Elisabeth, Erbin von Toggenburg, oder Geschichte der Frauen von Sargans in der Schweiz* (1789), der den Stoff für seine Ballade *Ritter Toggenburg* (1798) geliefert haben soll,<sup>7</sup> und *Amalgunde, Königin von Italien, oder das Märchen von der Wunderquelle. Eine Sage aus den Zeiten Theoderichs des Großen* (1787), dessen Inhalt er in einem Brief vom 24. Juli 1788 an seine zukünftige Ehefrau

---

<sup>4</sup> Zur Verbindung von Kunst und Wissenschaft bei Schiller vgl. Kapitel 1.3.5.

<sup>5</sup> Zu Schillers Interesse an den Werken Benedikte Nauberts vgl. Jennifer Driscoll Colosimo, *Mortimers ‚Gothic‘ Vorgänger. Eine mögliche Quelle für Schillers „Maria Stuart“ in der englischen Schauerliteratur*, in „Zeitschrift für deutsche Philologie“, 129.2, 2010, S. 161-171, vor allem S. 169f.

<sup>6</sup> Vgl. Kapitel 5.2.6.

<sup>7</sup> Vgl. NA II/2A, 607.

Charlotte von Langefeld wiedergibt.<sup>8</sup> Ferner muss daran erinnert werden, dass Schiller neben Christoph Martin Wieland und Johann Gottfried Seume zu den (wenigstens „nominellen“<sup>9</sup>) Herausgebern von Göschens *Journal für deutsche Frauen von deutschen Frauen geschrieben* gehört, das im Laufe der Jahre eine Dutzend Beiträge von Naubert unterbringt.<sup>10</sup>

In Schillers Augen müssen die Werke der Autorin, selbst wenn manchmal gelungen und für seine eigenen Arbeiten anregend, als simple „romanisirt[e] Geschichten“ gegolten haben. Es kann trotzdem von Nutzen sein, einen Blick auf die erstaunlich breite Produktion Nauberts zu werfen und – was im Rahmen unseres Vorhabens relevant ist – besonders ihre von der Zeit des Dreißigjährigen Krieges inspirierten Erzähltexte zu analysieren.

Das vorliegende Kapitel soll an erster Stelle den literaturbetrieblichen Kontext rekonstruieren, in welchen sich das Werk von Benedikte Naubert einfügt (2.2.). Insbesondere soll umrissen werden, wie eine Leserevolution im späten 18. Jahrhundert möglich wird, nach welchen Tendenzen sich das damalige Lesepublikum – zumal das weibliche – orientiert und wie rapide sich die Geschichte als beliebtes Thema der Unterhaltungsliteratur etabliert. Es soll ferner nach der Entwicklung des historischen (Trivial-)Romans, sowie nach dessen rekurrierenden Themen und Motiven gefragt werden. In Anschluss an dieser Kontextualisierung soll das noch zu wenig bekannte Werk Nauberts vorgestellt und ihre Texte über den Dreißigjährigen Krieg ausführlich analysiert werden (2.3.). Aus der Untersuchung wird sich zeigen, wie heterogen die Autorin mit dem historischen Stoff arbeitet und welche Elemente der Trivilliteratur sie einsetzt, um eine höhere Anziehungskraft auf das Lesepublikum auszuüben. Der historische Roman *Thekla von Thurn* bietet sich als gutes Beispiel an zur Darlegung des typisch naubertschen Geschichtsromans, in dem dokumentierte Ereignisse und historische Persönlichkeiten im Hintergrund spielen, während die Haupthandlung eher aus den Abenteuern und Emotionen fiktiver Figuren besteht. Der Schauerroman *Graf Rosenberg* weist nur einzelne, wenig bedeutsame Bezüge zur Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs auf und zeichnet sich vor

---

<sup>8</sup> „Hier folgt auch Amalgunde. Ich habe sie doch durchblättert, weil sie etwas von Hexerey enthält. Es ist eine Quelle darinn; wenn man hineinsieht, erblickt man sich in der Gestalt, die man in Zukunft haben wird. Einen solchen Spiegel wünscht ich mir auch. Ich möchte gar zu gern wissen, ob gewisse Sachen künftig seyn werden, die mich jezt sehr beschäftigen“ (NA XXV, 82).

<sup>9</sup> Paul Hocks / Peter Schmidt, *Journal für deutsche Frauen von deutschen Frauen geschrieben*, in *Literarische und politische Zeitschriften 1789-1805. Von der politischen Revolution zur Literaturrevolution*, Metzler, Stuttgart 1975, S. 33-34, hier S. 33.

<sup>10</sup> Schiller bleibt nur bis zum 5. Heft des ersten Jahrgangs Mitherausgeber des *Journals*. In den von ihm mitbetreuten Nummern erscheint eine Erzählung von Naubert, *Minona* (1805).

allem durch realistische Beschreibungen von Geistererscheinungen und erschreckenden Orten aus. Zum Schluss kommt die lange Erzählung *Die Warnerin*, die historische Fakten mit magischen Elementen verbindet und somit exemplarisch zeigt, wie die späte literarische Produktion Nauberts zwischen dem (geschichtswissenschaftlichen) Rationalismus der Spätaufklärung und die romantische Vorliebe für das Übernatürliche und das Geheimnisvolle jongliert.

## 2.2. Die Geburt des historischen Romans aus dem Geiste der Trivalliteratur

Aus dem Interesse des gelehrten wie des gemeinen Lesepublikums für die Geschichte und aus der intensivierten wissenschaftlichen Beschäftigung mit der Historie entwickelt sich in der Literatur des späten 18. Jahrhunderts eine neue Gattung, die historische Wahrheit mit fiktionalen Elementen verbindet: der historische Roman. Während das historische Drama bereits eine gewisse Tradition hatte, die in den Tragödien von William Shakespeare ihr Modell sah, stellt die Verflechtung von geschichtlichem Setting und erfundener oder halbhistorischer Fabel in der Erzählprosa ein Novum in der literarischen Landschaft dar. Der moderne historische Roman, der lange Zeit vereinfachend als exklusive Leistung des schottischen Autors Walter Scott betrachtet wurde, hat in Wirklichkeit seine Wurzeln in der Unterhaltungsliteratur geschichtlicher Thematik, die auf dem deutschen Buchmarkt schon gegen Ende des 18. Jahrhunderts entsteht.<sup>11</sup> Die Geburt und der Erfolg dieses Genres hängen mit genau definierbaren kulturellen und sozialen Verhältnissen zusammen: Infolge des protestantischen Umgangs mit der Heiligen Schrift, die den Gläubigen in den Prozess der Lektüre und Interpretation des Textes aktiver einbezog, und infolge der aufklärerischen Bestrebungen nach einer Säkularisierung und Demokratisierung der Kultur entfaltet sich im deutschsprachigen Raum eine neue Lesekultur, die den gesamten Literaturbetrieb stark verändert. Die Buchproduktion steigert sich mit erstaunlicher Schnelle, und unterhaltende Romane ohne besondere ästhetische oder gedankliche Ansprüche werden mit immer größerer Begierde verzehrt. In diesem neuen Kontext kennt die historische Erzählprosa ihre Blüte: Romane mit geschichtlichem Hintergrund werden zu beliebten Lesestoffen, und Autoren wie Benedikte Naubert behaupten sich als Pioniere einer neuen, für manche Leser sogar verwirrenden Gattung, die nicht mehr historiographische Prosa ist, aber auch keine reine Fiktion darstellt.

Wie der Aufstieg und die Popularität dieses Genres ermöglicht wurden, soll im Folgenden illustriert werden. Zuerst soll ein Überblick über die Veränderung der Lesergewohnheiten und des Literaturkonsums geboten werden, die zur Verbreitung weniger anspruchsvoller Belletristik geführt hat. Anschließend soll die Entwicklung des Vergangenheitsromans deutscher Autoren aus der Trivalliteratur nachgezeichnet und die

---

<sup>11</sup> Vgl. Lieselotte E. Kurth, *Historiographie und historischer Roman. Kritik und Theorie im 18. Jahrhundert*, in „Modern Language Notes“, 79.4, 1964, S. 337-362; Hans Vilmar Geppert, *Der ‚andere‘ historische Roman. Theorie und Strukturen einer diskontinuierlichen Gattung*, Max Niemeyer, Tübingen 1976; Frauke Reitemeier, *Deutsch-englische Literaturbeziehungen. Der historische Roman Sir Walter Scotts und seine deutschen Vorläufer*, Ferdinand Schöningh, Paderborn 2001.

thematischen sowie motivischen Merkmale historischer Unterhaltungsromane aufgezeigt werden.

### 2.2.1. Leserevolution und Unterhaltungsliteratur im späten 18. Jahrhundert

Um 1770, als das aufklärerische Ideal der Bildung des Menschen ein immer breiteres Publikum erreicht, setzt in Deutschland eine quantitativ wie qualitativ beträchtliche „Leserevolution“<sup>12</sup> an, die bis Anfang des 19. Jahrhunderts wächst und sich vollzieht. Unter der Bevölkerung nimmt ein allgemeiner, gesellschaftlich ziemlich transversaler Wissensdrang, eine neue Begierde nach Büchern, eine Lust an Lesestoffen überhand, die früher kaum zu denken war. Die Schulbildung breitet sich aus und die Lesefertigkeit des Volkes wird gefestigt.<sup>13</sup> Bücher, Zeitschriften, Pamphlete, Broschüren, Flugblätter, geistige Produkte und Informationsmedien jeglicher Art vermehren sich und zirkulieren massiv. Die Zahl der Schriftsteller steigt von zirka 2.000 im Jahr 1770 auf 8.000 im Jahr 1795 an, und von den etwa 175.000 Titeln, die im 18. Jahrhundert publiziert werden, erscheinen zwei Drittel nach 1760.<sup>14</sup> Die Zahl der Leser – und vor allem der Leserinnen<sup>15</sup> – nimmt exponentiell zu und, da die Bücher am Anfang noch wenig erschwinglich sind, sorgen Leihbibliotheken, Leserkreise und -Gesellschaften für die Verbreitung der Lesestoffe.<sup>16</sup> Unternehmerische Buchhändler gründen neue Verlage, und rapide verschärft sich die Konkurrenz im Buchmarkt, damit es der lesehungrigen Masse an immer spannenderen Novitäten nicht fehlt.<sup>17</sup> Die Lektüre und ihre kulturelle und gesellschaftliche Bedeutung verändern sich radikal: Die nun zentral gewordene Tätigkeit des Lesens ist nicht mehr für das bloße Erlernen und Vermitteln von Wissen und Moral gedacht, sondern wird allmählich zum bedeutendsten Sozialisationsfaktor und zum Merkmal von Prestige

---

<sup>12</sup> So Alberto Martino, *Die Deutsche Leihbibliothek. Geschichte einer literarischen Institution (1756-1914)*, Otto Harrassowitz, Wiesbaden 1990, S. 1-52. Vgl. auch Reinhard Wittmann, *Gibt es eine Leserevolution am Ende des 18. Jahrhunderts?*, in Roger Chartier / Guglielmo Cavallo (Hg.), *Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm*, Campus, Frankfurt am Main 1999, S. 419-454.

<sup>13</sup> Vgl. Rolf Engelsing, *Analphabetentum und Lektüre. Zur Sozialgeschichte des Lesens in Deutschland zwischen feudaler und industrieller Gesellschaft*, Metzler, Stuttgart 1973, S. 53-89.

<sup>14</sup> Vgl. Helmuth Kiesel / Paul Münch, *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert. Voraussetzungen und Entstehung des literarischen Markts in Deutschland*, C. H. Beck, München 1977, S. 181.

<sup>15</sup> Zum Avancieren der Frau als Literaturkonsumentin vgl. Barbara Becker-Cantarino, *Der Lange Weg zur Mündigkeit. Frau und Literatur (1500-1800)*, Metzler, Stuttgart 1987, vor allem S. 170-177; Erich Schön, *Weibliches Lesen. Romanleserinnen im späten 18. Jahrhundert*, in Helga Gallas / Magdalene Heuser (Hg.), *Untersuchungen zum Roman von Frauen um 1800*, Max Niemeyer, Tübingen 1990, S. 20-40.

<sup>16</sup> Vgl. Alberto Martino, *Die Deutsche Leihbibliothek*, a.a.O., S. 52-133.

<sup>17</sup> Vgl. Ernst Fischer, *Der Buchmarkt der Goethezeit. Zu den ökonomischen Grundlagen einer literarischen Epoche*, in Ernst Fischer (Hg.), *Der Buchmarkt der Goethezeit. Eine Dokumentation*, Gerstenberg, Hildesheim 1986, Bd. 2, S. 411-439.

und Emanzipation der wachsenden Bourgeoisie. Auch die Lesergewohnheiten werden einer tiefgreifenden Umwandlung unterzogen: Es wird nicht mehr laut gelesen oder deklamiert, sondern es verbreitet sich die stumme, einsame Lektüre, die am besten in der Stille des eigenen Zimmers erfolgt.<sup>18</sup> Außerdem geht man von der „intensiven“ und wiederholten Lektüre einer kleinen Auswahl religiöser oder gelehrter Bücher in die „extensive“ Lektüre belletristischer Werke und populärphilosophischer Zeitschriften über.<sup>19</sup> Wenn früher das intensive Lesen – der Lutherbibel etwa – immer auch die Verarbeitung und Verinnerlichung des Textes durch den Eintrag von Marginalien und das Exzerpieren wichtiger Passagen implizierte, zeichnet sich nun die extensive Lektüre – meistens modischer Romane – durch gierige Schnelligkeit und Oberflächlichkeit aus. In einer Schrift von 1792 beobachtet der Publizist Johann Gottfried Pahl, dass

die neuern Deutschen nicht gewohnt sind, so zu lesen, wie sie es von ihren Vätern gelernt haben. Diese studierten den Schriftsteller [...], lasen ihn zu verschiedenen malen durch, beherzigten all seine Aussprüche und Beweise, machten sich vertraut mit ihm, und legten ihn dann beiseite, nachdem sie ihn in Saft und Blut verwandelt hatten. Wir aber haben uns eine eilfertige Lektüre angewohnt. Wir gehen den Schriftsteller flüchtig durch, dringen nicht über seine Oberfläche ein, lesen wohl nur einzelne Stellen, die uns nach der Inhaltsanzeige unterhaltend scheinen, fangen an zu gähnen, und springen gleich wieder auf einen andern über, weil uns Abwechslung ergötzt.<sup>20</sup>

Durch die extensive Lektüre entwickelt sich eine ausschweifende Leselust, die häufig mit einer Essensmetapher beschrieben wird: Das Lesepublikum des späten 18. Jahrhunderts verzehre bulimisch und leicht zerstreut jede Art von Büchern, ohne sich Pausen zur Verdauung des Gelesenen zu nehmen. So klagt zum Beispiel der Theologe und Pädagoge Christian Gotthilf Salzmann in seinem Longseller *Conrad Kiefer* (1796): „Ein Mensch, der immer liest, und über das Gelesene nicht nachdenkt, [...] der kömmt mir vor wie ein Mensch der immer ißt, und das, was er genossen hat, nicht verdaut“.<sup>21</sup>

Bald entsteht ein *circulus vitiosus* (oder doch *virtuosus*?), in welchem sich Bücherproduktion und Bücherkonsum gegenseitig anregen und beeinflussen. Dank der

---

<sup>18</sup> Vgl. Erich Schön, *Der Verlust der Sinnlichkeit, oder Die Verwandlungen des Lesers. Mentalitätsgeschichte um 1800*, Klett-Cotta, Stuttgart 1987, S. 99-122; 223-232.

<sup>19</sup> Vgl. Rolf Engelsing, *Die Perioden der Lesergeschichte in der Neuzeit. Das statistische Ausmaß und die soziokulturelle Bedeutung der Lektüre*, in „Archiv für Geschichte des Buchwesens“, 10, 1970, Sp. 945-1002, vor allem Sp. 958-997; Rolf Engelsing, *Der Bürger als Leser. Lesergeschichte in Deutschland 1500-1800*, Metzler, Stuttgart 1974, S. 182-215.

<sup>20</sup> Johann Gottfried Pahl, *Warum ist die deutsche Nation in unserm Zeitalter so reich an Schriftstellern und Büchern*, in „Der Weltbürger, oder deutsche Annalen der Menschheit und Unmenschheit, der Aufklärung und Unaufgeklärtheit, der Sittlichkeit und Unsittlichkeit für die Jetztwelt und Nachwelt“, 3, 1792, S. 617-625, hier S. 621.

<sup>21</sup> Christian Gotthilf Salzmann, *Conrad Kiefer, oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder. Ein Buch fürs Volk*, Buchhandlung der Erziehungsanstalt, Schnepfenthal 1796, S. 235.



neuen, aufgeklärten und demokratischeren Auffassung von Kultur werden mehr Bücher veröffentlicht, es wird mehr gelesen und folglich nach mehr Büchern verlangt. Dies geschieht allerdings nach dem simplen Nachfrage/Angebot-Gesetz des Marktes, ohne Rücksicht auf den vorhersehbaren Verlust der Publikationen an intellektueller und literarischer Qualität. Parallel zur Diffusion der Konsumliteratur wird daher in der Publizistik immer kritischer über die Prozesse von (exzessiver) Herstellung und (unkontrolliertem) Genuss der Literatur reflektiert. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts erscheint eine Flut von Zeitschriftenbeiträgen und Abhandlungen mit dem Ziel, die Qualität literarischer Produkte gegen eine zunehmende Trivialisierung des Geschmacks zu verteidigen. Übliche Themen dieser Schriften sind die Kritik der sogenannten ‚Lesewut‘, die Unterscheidung zwischen ‚guten‘ und ‚schlechten‘ Büchern, der Protest gegen die Kommerzialisierung der Literatur und die abwertende Bezeichnung populärer Romanschreiber als ‚Fabrikanten‘, die mediokre Ware herstellen.<sup>22</sup> Wie bereits erwähnt, beteiligt sich auch Schiller an dieser Kampagne gegen den Missbrauch der Lektüre und die Verbreitung unerbaulicher Texte. In seiner Vorrede zur Sammlung *Merkwürdiger Rechtsfälle* (1792), in der er unter anderem über die Bedeutung von Kriminalgeschichten für die Bildung einer tieferen Menschenkenntnis nachsinnt,<sup>23</sup> spart er nicht mit vehementer Kritik an der zeitgenössischen Lage des Literaturmarktes:

Das immer allgemeiner werdende Bedürfniß zu lesen, auch bei denjenigen Volksklassen, zu deren Geistesbildung von Seiten des Staats so wenig zu geschehen pflegt, anstatt von guten Schriftstellern zu edlen Zwecken benutzt zu werden, wird vielmehr [...] von mittelmäßigen Scribenten und gewinnsüchtigen Verlegern dazu gemißbraucht, ihre schlechte Ware, wärs auch auf Unkosten aller Volkskultur und Sittlichkeit, im Umlauf zu bringen. (NA XIX/1, 201)

Statt das ansteigende Lesebedürfnis der mittleren Schichten „zu edlen Zwecken“ produktiv auszunutzen, um ästhetisch und ethisch wertvolle Werke zu veröffentlichen und den Geschmack des Publikums zu verfeinern, bringen profitorientierte Schreiberlinge Texte heraus, die einen einfachen Erfolg gewähren, ohne aber eine innere Bereicherung für die Leser zu bewirken.

Die ‚Vielleserei‘ und ‚Vielschreiberei‘, die extensive Lektüre und die Steigerung der Buchproduktion werden immer auffälliger von den Intellektuellen der Zeit als negative Phänomene betrachtet. Die Lesewut der Deutschen wird als eine geistige Epidemie betrachtet, die nicht nur süchtig, sondern sogar krank macht. Die unmäßige Lektüre von

---

<sup>22</sup> Vgl. Rudolf Schenda, *Volk ohne Buch*, a.a.O., S. 54-73.

<sup>23</sup> Mehr hierzu im Kapitel 4.3.2.

Periodika und Wegwerf-Romanen fördert nach den Kritikern Asozialität und Depression, weil sie die Leser von der wirklichen Welt entfremdet; dazu zerrüttet sie die etablierten Werte der Religion und Moral und unterminiert die Grundlagen der Familie und der Ständegesellschaft. Der Theologe und Historiker Johann Gottfried Hocke definiert die Lesesucht 1794 als

ein[en] thörigte[n], schädliche[n] Mißbrauch einer sonst guten Sache [...]. Verstand und Herz gewinnt nichts dabei, weil das Lesen mechanisch wird; der Geist verwildert statt veredelt zu werden. Man liest ohne Zweck alles durcheinander, man genießt nichts und verschlingt alles, nichts wird geordnet, alles nur flüchtig gelesen und eben so flüchtig vergessen.<sup>24</sup>

Die Lesesucht vergleicht Hocke mit einer schrecklichen Krankheit, sie stellt „ein wirklich großes Uebel“ dar, „das so ansteckend ist, wie das gelbe Fieber in Philadelphia; sie ist die Quelle des sittlichen Verderbens für Kinder und Kindes Kinder“.<sup>25</sup> Vor der „Romanenseuche“<sup>26</sup> seiner Epoche warnt auch Johann Georg Heinzmann in der harschen polemischen Schrift *Über die Pest der deutschen Literatur* (1795). Heinzmanns Angriffe sind vor allem an die „lesekranken Weiber[]“ und die jungen „Broschüren-Leser“ gerichtet, deren Kopf vom „Wetterhahn der Mode“ gedreht wird, „bald nach Süden, bald nach Westen; so wie gerade ein launiger Rezensent ihn stimmt, und morgen wieder durch einen andern Rezensenten herumgewandelt wird“.<sup>27</sup> Wie Hocke denunziert Heinzmann, dass „nicht der Verstand und das Herz [...] durch ihre Lektür genährt [wird]“, sondern „[n]ur die Phantasie, die Neugierde“ und die Lust nach Neuigkeiten: „Kommen sie in einen Buchladen – so ist ihr Losungswort: Neues, Neues.“<sup>28</sup>

Die Kritik an der unersättlichen Suche nach dem Neuen und Modischen ist ein rekurrerendes Signum der publizistischen Beiträge gegen die Lesesucht. Der Erfurter Pfarrer Johann Rudolf Gottlieb Beyer, der im Aufsatz *Ueber das Bücherlesen* (1796) über

---

<sup>24</sup> [Johann Gottfried Hocke], *Vertraute Brief über die jetzige abentheuerliche Lesesucht und über den Einfluß derselben auf die Verminderung des häuslichen und öffentlichen Glücks*, Christian Richter, Hannover 1794, S. 68. Nachgedruckt in Reinhard Wittmann (Hg.), *Quellen zur Geschichte des Buchwesens*, Bd. 10, *Die Leserevolution*, Kraus, München 1981, S. 33-180.

<sup>25</sup> Ebd.

<sup>26</sup> Johann Georg Heinzmann, *Über die Pest der deutschen Literatur. Appel an meine Nation über Aufklärung und Aufklärer; über Büchermanufakturisten, Rezensenten, Buchhändler; über moderne Philosophen und Menschenenzieher; auch über mancherley anderes, was Menschenfreyheit und Menschenrechte betrifft*, auf Kosten des Verfassers, Bern 1795, S. 147. Heinzmann listet eine – aus heutiger Sicht wohl lächerliche – Reihe typischer Krankheiten der Vielleser auf: „grosse Empfindlichkeit, leichte Erkältung, Kopfschmerzen, schwache Augen, Hitzblattern, Podagra, Gicht, Hämorrhoiden, Engbrüstigkeit, Schlagflüsse, Lungenknoten, geschwächte Verdauung, Verstopfung der Eingeweide, Nervenschwäche, Migräne, Epilepsie, Hypochondrie, Melankolie [...]; unsre Lebenssäfte stocken und faulen; häßliche Leidenschaften: Traurigkeit, Unwillen, Mißvergnügen, Eifersucht und Neid, Trotz und Eigendünkel, Müßiggang und Unzucht“ (Ebd., S. 450f.).

<sup>27</sup> Ebd., S. 412f.

<sup>28</sup> Ebd., S. 413.

die Allgegenwärtigkeit des Buches im Leben seiner Zeitgenossen berichtet, beschreibt mit unwiderstehlicher Ironie deren Sucht nach immer neueren Lesestoffen:

[man] sieht [...] Bücherleser und Leserinnen, die mit dem Buche in der Hand aufstehen und zu Bette gehen, sich damit zu Tische setzen, es neben der Arbeit liegen haben, auf Spaziergängen sich damit tragen, und sich von der einmal angefangenen Lektüre nicht wieder trennen können, bis sie sie vollendet haben. Aber kaum ist die letzte Seite eines Buches verschlungen, so sehen sie sich schon wieder gierig um, wo sie ein anderes herbekommen wollen, und wo sie nur irgend etwas auf einer Toilette, auf einem Pulte, oder sonst wo erblicken, das in ihr Fach gehört, oder für sie lesbar scheint, da nehmen sie es mit, und verschlingen es mit einer Art von Heißhunger. Kein Tabaksbruder, keine Kaffeeschwester, kein Weintrinker, kein Spielgeist kann so an seine Pfeife, Bouteille, an den Spiel- oder Kaffeetisch, attachirt seyn, als manche Lesehungrige an ihre Lesereyen.<sup>29</sup>

Mehr oder weniger empört, mehr oder weniger pointiert verbreitet sich also der Diskurs gegen die maßlose Lesesucht am Ende des 18. Jahrhunderts. Und zwar ideologisch transversal: Die Konservativen fürchten die Demokratisierung des Lesens, weil sie zu einer höheren sozialen Mobilität und zur Herausbildung einer freieren öffentlichen Meinung führen kann, die Progressiven hingegen betrachten die intensivierete Romanlektüre als ein Symptom für Eskapismus, Mangel an Aktivismus und politische Resignation.<sup>30</sup> Innerhalb dieses herrschenden Diskurses tauchen jedoch auch wenig zitierte Gegenstimmen auf, die in der Denunziation der Lesesucht eine Art von Zensur oder Wunsch nach Begrenzung des emanzipatorischen Potentials der Lektüre sehen. Es handelt sich vornehmlich um Aufklärer, die die Meinung vertreten, Kunst und Wissenschaft sollten allen zugänglich sein. So fragt Christoph Martin Wieland in seinem *Neuen Teutschen Merkur*:

Wozu diese seit kurzem so auffallend über Hand nehmende und bereits nicht mehr gehaltene Verschwörung gegen die Freyheit der Vernunft und des Gewissens? Diese immer zunehmende Geringschätzung der Wissenschaften, der Gelehrten, der Schriftsteller? Wozu diese Anstalten, die Freyheit der Presse [...] mit Fesseln zu belegen, die ihre gänzliche Vernichtung bewirken würden?<sup>31</sup>

Auch Andreas Georg Friedrich von Rebmann, auf dessen Werk später noch eingegangen werden soll, erkennt zum Teil die positive Wirkung der unterhaltsamen Lektüre als wissensfördernder und demokratisierender Faktor. 1793 notiert er in seinen *Kosmopolitischen Wanderungen durch einen Theil Deutschlands*:

---

<sup>29</sup> Johann Rudolf Gottlieb Beyer, *Ueber das Bücherlesen, in so fern es zum Luxus unsrer Zeiten gehört*, in „Acta Academiae Electoralis Maguntinae Scientiarum Utilium Quae Erfurti Est“, XII, 1796, S. 1-34, hier S. 16f. Nachgedruckt in Reinhard Wittmann (Hg.), *Quellen zur Geschichte des Buchwesens*, a.a.O., Bd. 10, S. 181-216.

<sup>30</sup> Vgl. Alberto Martino, *Die Deutsche Leihbibliothek*, a.a.O., S. 43.

<sup>31</sup> Christoph Martin Wieland, *Fragmente aus Briefen vermischten Inhalts*, in „Der neue Teutsche Merkur“, 1793, Bd. 2, S. 360-378, hier S. 364.

Im Ganzen, glaub'ich, hat die *Menschheit* durch die zur Mode gewordene Lesesucht, auch der niederen Stände, gewonnen. Mögen die Kenntnisse, die der Mittelstand und der gemeine Mann daraus schöpft, immerhin meist oberflächlich oder zum Theil schief seyn; so ist doch dadurch eine gewisse encyclopädische, practische, populaire Behandlung mancher zu wissen nöthigen und nützlichen Dinge aufgekommen, die sonst in in grossen schwerfälligen Quartanten und Folianten versteckt blieben.<sup>32</sup>

Die *Menschheit* mag durch die Lesesucht gewonnen haben, aber Rebmann macht kein Geheimnis daraus, dass die *Literatur* durch ihre indiskriminierte Kommerzialisierung „sicher [...] verloren [hat]“ und „in ihrem Wachstum zurückgehalten worden ist. Die Menschen haben alles als kaufmännische Speculation zu benutzen gelernt, und sogar die Früchte des Genies sind bey uns nur ein Modeartikel, eine Kaufmannswaare“.<sup>33</sup> Der Aufklärer Rebmann, der zwar die Verbreitung der Lektüre günstig begrüßt, verschweigt sein Unbehagen über den Massenverkauf von schlechten Büchern nicht:

es ist nunmehr wohl ausgemacht, daß Schriftsteller und Verleger, die Fabrikwaare liefern, besser fahren, als diejenigen, welche auf innern wahren Werth ihrer Producte Rücksicht nehmen [...]. Unser Publicum besteht [...] aus Friseurs, Cammerjungfern, Bedienten, Kaufmannsdienern und dergleichen, die man in unsern Lesebibliotheken zu Dutzenden antrifft. Daher gehen die gräuelvollen Märchen, die Lauren und dergleichen, trotz aller Geisselhiebe, gut ab, während eine Buchhandlung in einer ansehnlichen Stadt Deutschlands mit Mühe und Noth zwey Exemplarien von Herders *zerstreuten Blättern* absetzt!<sup>34</sup>

Die mittelmäßige „Fabrikwaare“ anästhetisiert den Geschmack des Publikums mit dem Schaurigen und Kuriosen und entmutigt dadurch die Auseinandersetzung mit anstrengenderen, aber wertvolleren Texten. Rebmanns Kritik gegen die Lesesucht ist also nicht nur eine Einwendung gegen das bulimische Lesen, das alles in allem positive Züge aufweisen kann, sondern hauptsächlich gegen die Massenherstellung von Büchern und Zeitschriften, welche die allgemeine Qualität verlegerischer Produkte verschlechtert. Die quantitative Steigerung der Buchproduktion hängt also mit dem qualitativen Absinken der literarischen Formen zusammen: Der Markt fordert immer neue Erscheinungen, aber, da „[g]ute Bücher [...] nicht wie die Pilzen über Nacht [wachsen]“, müssen die Verleger in den meisten Fällen „jedes Schmier an[nehmen], das ihnen angeboten wird“,<sup>35</sup> wie es in

---

<sup>32</sup> Georg Friedrich Rebmann, *Kosmopolitische Wanderungen durch einen Teil Deutschlands*, in *Werke und Briefe*, hg. v. Werner Greiling, Hedwig Voegt u. Wolfgang Ritschel, Rütten & Loening, Berlin 1990, Bd. 1, S. 59-155, hier S. 79.

<sup>33</sup> Ebd.

<sup>34</sup> Ebd.

<sup>35</sup> Anonym, *Schreiben an einen Freund über die Ursachen der jetzigen Vielschreiberey in Deutschland*, in „Journal von und für Deutschland“, 6, 1789, S. 139-143, hier S. 140, 142. Nachgedruckt in Ernst Fischer (Hg.), *Der Buchmarkt der Goethezeit*, a.a.O., Bd. 2, S. 94-98.

einem anonymen Beitrag heißt, der 1789 im *Journal von und für Deutschland* erschienen ist. „Vortreffliche und gute Bücher“ – erklärt der Anonyme weiter – „lassen sich nicht nur so aus dem Ermel schütteln“ und die Buchhändler müssen

nehmen, was kommt, sollte es auch mittelmäßige und sogar schlechte Waare seyn. [...] [S]o lange es nicht dahin kommt, daß kein Buchhändler mehr gezwungen ist, jährlich wenigstens ein Dutzend neuer Bücher zur Welt zu fördern, sondern daß er bloß druckt und verlegt, wenn ihm etwas Gutes angetragen wird, [...], so lange wird auch [...] die Fabrikatur elender Bücher in unserm Deutschen Vaterlande nicht aufhören.<sup>36</sup>

Hinter dieser Kritik der „mercantilistischen Speculationen“,<sup>37</sup> die den hypertrophischen Buchmarkt des späten 18. Jahrhunderts leiten, verbirgt sich die Sorge vor dem Verschwinden der ‚guten‘ Literatur, und insbesondere der Werke deutscher Klassiker, die im Vergleich zu den belletristischen Novitäten immer weniger gelesen werden. Diese Sorge bringt Armin Mallinckrodt 1800 in seiner Denkschrift *Über Deutschlands Litteratur und Buchhandel* zum Ausdruck:

[D]iese Vielschreiberey raubt [...] der Litteratur den ernstesten Character der Gründlichkeit, und in der Ueberschwemmung gehen unsere classischen Producte verloren, sie werden übersehen, oder durch den Strom der vielen seichten Neueren verdrängt. Wer bemerkt nicht trauernd, wie wenig jetzt verhältnismässig die Schriften Lessings, Wielands, Göthens, Klingers [...] und so viele andere classische Werke im Fache der ernstesten Wissenschaften und des Geschmacks, welche die späte Nachwelt als Meisterstücke ehren wird, gelesen, geschweige studirt werden!<sup>38</sup>

Wirklich ‚gute‘ Literatur, die „schöne Darstellung“ und „angenehme, zerstreute Unterhaltung“ mit „Nahrung für Kopf und Herz“ verbindet, läuft nach Mallinckrodt Gefahr, von der Explosion trivialer Texte, von der „Roman- und Schauspiel-Fabrik“ in den Schatten gestellt zu werden.<sup>39</sup>

Dieses Risiko musste damals in der Tat als konkret und dringend empfunden werden. Eine Anekdote aus den Briefen Heinrich von Kleists gibt uns mehr als jede Statistik eine Idee von dem, was man in Deutschland um 1800 am liebsten gelesen hat. Als der zukünftige Autor den Inhaber einer Leihbibliothek in Würzburg fragt, ob er dort die

---

<sup>36</sup> Ebd., S. 141.

<sup>37</sup> Anonym, *Ueber die Ursachen der jetzigen Vielschreiberey in Deutschland*, in „Journal von und für Deutschland“, 7, 1790, S. 324-326, hier S. 325. Nachgedruckt in Ernst Fischer (Hg.), *Der Buchmarkt der Goethezeit*, a.a.O., Bd. 2, S. 99-101.

<sup>38</sup> [Armin Mallinckrodt], *Über Deutschlands Litteratur und Buchhandel. Allen Gelehrten und Buchhändlern ans Herz gelegt*, Mallinckrodt, Dortmund 1800, S. 11. Nachgedruckt in Ernst Fischer (Hg.), *Der Buchmarkt der Goethezeit*, a.a.O., Bd. 2, S. 211-256.

<sup>39</sup> Ebd., S. 10f.

Werke von Wieland, Goethe oder Schiller finden kann, bekommt er eine enttäuschende Antwort, die er im Brief an Wilhelmine von Zenge vom 15. September 1800 wiedergibt:

– *Die möchten hier schwerlich zu finden sein.* – „Wie? Sind alle diese Bücher vergriffen? Wird hier so stark gelesen?“ – *Das eben nicht.* – „Wer liest denn hier eigentlich am meisten?“ – *Juristen, Kaufleute und verheiratete Damen.* – „Und die unverheirateten?“ – *Sie dürfen keine fordern.* – „Und die Studenten?“ – *Wir haben Befehl ihnen keine zu geben.* – „Aber sagen Sie uns, wenn so wenig gelesen wird, wo in aller Welt sind denn die Schriften Wielands, Goethes, Schillers?“ – *Halten zu Gnaden, diese Schriften werden hier gar nicht gelesen.* – „Also Sie haben sie gar nicht in der Bibliothek?“ – *Wir dürfen nicht.* – „Was stehn denn also eigentlich für Bücher hier an diesen Wänden?“ – *Rittergeschichten, lauter Rittergeschichten, rechts die Rittergeschichten mit Gespenstern, links ohne Gespenster, nach Belieben.* – „So, so“.<sup>40</sup>

Diese Anekdote ist vor allem deswegen interessant, weil sie von der Zentralität der Unterhaltungsliteratur im kulturellen Leben des späten 18. Jahrhunderts Zeugnis ablegt. Sicherlich wollte Kleist die provinzielle Leselandschaft des damaligen Franken anklagen, in dem die Werke großer Autoren durch den Katholizismus quasi zensiert wurden („Wir dürfen nicht“); zugleich aber zeigt seine Beschreibung in aller Deutlichkeit, dass die Autoren, die heute als Klassiker gelten, tatsächlich nicht so viel gelesen wurden wie die Kolportagen von Schriftstellern, die heute meistens unbekannt sind. Räuber- und Geheimbundromane, Ritter- und Liebesgeschichten, Verbrecher- und Gespenstererzählungen erfreuten sich einer großen Beliebtheit, weil sie fesselnde Handlungen und leichte Unterhaltung für das breite Publikum gewähren konnten. Ein cursorischer Blick auf die Kataloge der Bibliotheken und der Buchmessen zwischen den 1770ern und 1800 reicht aus, um einen Eindruck von der Schnelligkeit zu bekommen, mit der Unterhaltungsromane attraktiver als qualitativ ‚höhere‘ Werke wurden.<sup>41</sup>

Um den literaturgeschichtlichen Rahmen zu verstehen, in dem sich das Werk von Schiller und anderen kanonisierten Autoren platziert, kann sich also eine Untersuchung der zeitgenössischen Unterhaltungsliteratur als äußerst ergiebig erweisen. Die eingehende Beschäftigung mit populären Texten aus dem späten 18. Jahrhundert kann nämlich behilflich sein, einen vollständigeren Überblick über die damalige Kultur und die Geschmacksrichtungen des Lesepublikums zu gewinnen.

---

<sup>40</sup> Heinrich von Kleist, *Brief an Wilhelmine von Zenge vom 13.-18. September 1800*, in *Sämtliche Werke und Briefe*, hg. v. Helmut Sembdner, 7. Aufl., Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1983, Bd. 2, S. 558-567, hier S. 562f.

<sup>41</sup> Vgl. Albert Ward, *Book Production, Fiction and the German Reading Public 1740-1800*, Clarendon, Oxford 1974, S. 28-58; Georg Jäger / Alberto Martino / Reinhard Wittmann (Hg.), *Die Leihbibliothek der Goethezeit. Exemplarische Kataloge zwischen 1790 und 1830*, Gerstenberg, Hildesheim 1979; Alberto Martino, *Die Deutsche Leihbibliothek*, a.a.O., S. 106-133.

### 2.2.2. Formen der Geschichtsverarbeitung in der Unterhaltungsliteratur. Eine Skizze zur Entwicklung des historischen Romans

Die Trivilliteratur entwickelt sich im ausgehenden 18. Jahrhundert, wie gerade umrissen, als Folge mehrfacher Veränderungen im sozio-kulturellen Leben, im Literaturbetrieb und in der Mentalitätsgeschichte. Um den Interessen und Wunschvorstellungen eines immer breiteren Lesepublikums entgegenzukommen, entstehen um diese Zeit zahlreiche Unterhaltungsromane, die Reisen und Abenteuer beschreiben, Familien- und Liebesgeschichten beinhalten, Schauer- und sogar Science-Fiction-Merkmale aufweisen.<sup>42</sup> Im Rahmen dieser lebhaften Buchproduktion verbreiten sich seit den 1770ern auch historische Romane, die dank der wachsenden Faszination für geschichtliche Stoffen mit immer größerem Beifall rezipiert werden. Während die Historie – durch Schiller und andere – eine Neigung zur literarischen Darstellung kennt, entdeckt die schöne Literatur eine Faszination für das Historische: Die Beschäftigung mit geschichtlichen Themen, die zuerst auf wissenschaftlicher Ebene erfolgt, dehnt sich nun auch auf den belletristischen Bereich aus. Die sich auftürmenden Kenntnisse über die Vergangenheit erregen die Phantasie der Leser wie der Schriftsteller und ermöglichen somit den Übergang von der analytischen Reflexion über die Geschichte in die literarische Verarbeitung derselben.

Lange Zeit hat die Literaturgeschichte eine simplifizierte Darstellung von der Entwicklung des historischen Romans in Deutschland gegeben.<sup>43</sup> Man hat seine Wurzeln in den sogenannten „pseudo-historischen Romanen“ des 17. Jahrhunderts erkannt, welche die Vergangenheit meistens als Kostüm für die Einkleidung gegenwärtiger Ereignisse und Personen verwandten. Bearbeitungen antiker bzw. mittelalterlicher Geschichten wie die *Römische Octavia* (1677) von Anton Ulrich oder den *Arminius* (1689) von Daniel Casper von Lohenstein sind als Beispiele für erfolgreiche Romane geschichtlicher Thematik angeführt worden. Allerdings ist der Produktion von Geschichtsromanen im 18. Jahrhundert so gut wie keine Aufmerksamkeit geschenkt worden, um die Bedeutung von Walter Scotts Beitrag zur Schöpfung einer angeblich neuen Gattung am Anfang des 19. Jahrhunderts hervorzuheben: *Waverley*, der erste Roman des schottischen Autors, 1814 erschienen und sieben Jahre später ins Deutsche übersetzt, wird allgemein als der erste moderne historische Roman gefeiert, in dem das Vergangene durch genaues

---

<sup>42</sup> Für eine Überblicksdarstellung der Grundtype des Trivialromans vgl. Peter Nusser, *Trivilliteratur*, a.a.O., S. 57-87.

<sup>43</sup> Vgl. etwa Max Nussberger / Werner Kohlschmidt, *Historischer Roman*, in Werner Kohlschmidt / Wolfgang Mohr (Hg.), *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*, begr. v. Paul Merker u. Wolfgang Stammer, 2. Aufl., Berlin 1958, Bd. 1, S. 658-666; Petra Gallmeister, *Der historische Roman*, in Otto Knörrich (Hg.), *Formen der Literatur in Einzeldarstellungen*, Kröner, Stuttgart 1981, S. 160-170.

Quellenstudium rekonstruiert und durch die Erfindung fiktiver Geschichten interessant gemacht wird. Das „spezifisch Historische“ an dieser neuen Art von Roman ist laut György Lukács „die Ableitung der Besonderheit der handelnden Menschen aus der historischen Eigenart ihrer Zeit“: Während früher die Psychologie der Gestalten und die geschilderten Sitten „vollständig die der Gegenwart der Schriftsteller war“, erziele Scott nun die „künstlerische Abbildung eines konkreten historischen Zeitalters“.<sup>44</sup>

In dieser – lange dominanten<sup>45</sup> – Darstellung der Entwicklung historischer Literatur bleibt allerdings ein wichtiges Übergangsstadium unberücksichtigt, nämlich die Produktion von historischen (Trivial-)Romanen im späten 18. Jahrhundert. Wie Liselotte Kurth es hervorhebt, sind die Anfänge des modernen historischen Romans eigentlich schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu erkennen, als eine „umfangreiche Neubewertung der Darstellungen geschichtlicher Ereignisse“ und eine „gründliche Erkundung der Vergangenheit“ beginnen.<sup>46</sup> Zu dieser Zeit wird in Zeitschriften und poetologischen Sachbüchern immer intensiver über das Verhältnis von historischer Wahrheit und künstlerischer Freiheit diskutiert. In Anlehnung an Horaz und noch im Geiste der Aufklärung fragt man sich, ob Geschichte lehrreich sein (*prodesse*) oder eher unterhalten (*delectare*) soll. Neben wissenschaftlichen Biographien und Abhandlungen, neben historischen Skizzen und Anekdoten, entstehen allmählich auch fiktive Erzählungen, Versepen und Romane, die ein gewisses Zeitalter thematisieren oder einfach als Kulisse verwenden. Diese Texte sind im Umgang mit der Historie sehr heterogen: Manche behandeln die Geschichte – in der Tradition der pseudo-historischen Romane – als Kuriosum, als exotischen Hintergrund für die Erzählung merkwürdiger Fiktionen, andere hingegen weisen schon eine gewisse gedankliche Tiefe auf, zitieren Geschichtswerke oder Quellen und beinhalten ausgedehnte Schilderungen von historischen Begebenheiten.

In diesem Übergangsstadium zwischen dem pseudo-historischen Roman und dem ‚reifen‘ historischen Roman ist die Entstehung eines neuen Mikrogenres zu verorten, das man den ‚Geschichtsroman aus dem späten 18. Jahrhundert‘ bezeichnen kann. Johannes

---

<sup>44</sup> György Lukács, *Der historische Roman*, Aufbau, Berlin 1955, S. 11.

<sup>45</sup> Als Erster hat Hans Vilmar Geppert die Theorie des historischen Romans von der Vorbildfunktion Walter Scotts – und somit von der Verlebendigung der Vergangenheit als bezeichnende Voraussetzung für die Gattung – emanzipiert. Geppert konzentriert sich nicht auf die Modalitäten, mit denen historische Personen und Geschehnisse vergegenwärtigt werden, sondern auf die Frage nach dem Verhältnis von Geschichtstreue und Autopoiesis im Vergangenheitsroman. Seiner These zufolge kann nur derjenige Roman als historischer Roman gelten, der den Geschichtsbezug poetisch soweit bricht, dass dadurch die Erkenntnis- und Darstellungsformen der Historie in Frage gestellt werden. Vgl. Hans Vilmar Geppert, *Der ‚andere‘ historische Roman*, a.a.O., passim.

<sup>46</sup> Liselotte E. Kurth, *Historiographie und historischer Roman*, a.a.O., S. 338.



Süssmann hat neulich die verschiedenen Typologien fiktionaler Geschichtsnarrationen im ausgehenden 18. Jahrhundert klassifiziert und die in ihnen unterschiedlich gelöste Frage nach dem Verhältnis zwischen Geschichtsbezug und poetischem Selbstbezug erläutert. Insbesondere unterscheidet Süssmann zwischen: 1) dem Antikenroman, 2) dem Ritterroman und 3) dem Geschichtsroman Benedikte Nauberts.<sup>47</sup>

Im Antikenroman wird die griechisch-römische Geschichte als „treuer Spiegel der eigenen Gegenwart“ dargestellt und die historischen Dynamiken werden durch die Annahme motiviert, „dass die Menschennatur psychologisch zu allen Zeiten gleich geblieben ist“.<sup>48</sup> Zu diesem Romantypus gehören damals viel gelesene Texte wie Christoph Martin Wielands *Geschichte des Agathon* (1766-1767, 1773, 1794), August Gottlieb Meißners *Alcibiades* (1781-1788) und *Spartakus* (1792) oder Ignaz Aurelius Feßlers *Marc-Aurel* (1790-1792).

Der Ritterroman, dessen Handlung in einem mehr oder weniger phantasierten Mittelalter angesiedelt ist, schließt sowohl historiographisch ambitionierte Texte wie die Romane von Christian Schlenkert und Ludwig von Baczko als auch zum Beispiel die *Sagen der Vorzeit* (1790-1798) von Leonhard Wächter ein, die Geschichte in Form fingierter Mündlichkeit erzählen. Schlenkert und Baczko, beide geschichtswissenschaftlich gebildet, greifen gerne politische Themen auf und zeigen ihr Handbuchwissen in breiteren historischen Darstellungen. Wächter und andere Autoren trivialer Rittergeschichten übernehmen hingegen vom Geschichtsroman „nur den Gestus einer historischen Referenz“, und bieten meistens „ein fiktionales Spiel“,<sup>49</sup> in dem Elemente des Übernatürlichen und Wunderbaren, die dem englischen *gothic novel* verpflichtet sind, eine zentrale Rolle spielen.

Der Vergangenheitsroman von Benedikte Naubert unterscheidet sich deutlich sowohl vom Antiken- als auch vom Ritterroman und sticht als Novum in der deutschen literarischen Landschaft des späten 18. Jahrhunderts hervor. Die Leipziger Autorin verwebt mit ihren Texten geschichtliche Wahrheit und erfundene Fabel in einer laut Süssmann „neuartigen Synthese“, in der sich rationalistische Elemente mit Stilelementen der Empfindsamkeit verschmelzen:

---

<sup>47</sup> Vgl. Johannes Süssmann, *Geschichtsschreibung oder Roman?*, a.a.O., S. 141-160. Auf den Typus des frühromantischen historisierenden Künstlerromans wird hier aufgrund seiner spezifischen Thematik nicht eingegangen. Eine ähnliche Rekonstruktion der Anfänge des deutschen historischen Romans findet sich auch bei Michael Meyer, *Die Entstehung des historischen Romans in Deutschland*, a.a.O., S. 46f.

<sup>48</sup> Johannes Süssmann, *Geschichtsschreibung oder Roman?*, a.a.O., S. 144.

<sup>49</sup> Ebd., S. 151.

Strenge Kritik und eherner Respekt vor den geprüften Tatsachen waren ihr selbstverständlich. Der pragmatischen Geschichtsdeutung entnahm sie die Unterscheidung zwischen der äußeren Geschichte, die sich in Tatsachen manifestiert, und der inneren Geschichte der verborgenen Zusammenhänge; auf diesen Gegensatz gründete sie ihre Erzählungen. Während die meisten Ritterromane sich auf erfundene Figuren beschränken, geht Naubert fast immer von historischen Personen und ihrem verbürgten Umfeld aus, beachtet überlieferte Charakterzüge und Ereignisse, zielt aber über diese öffentliche Geschichte hinaus auf die dahinter verborgene geheime. Diese findet sie nicht wie der Antikenroman in der Psychologie, sondern in verleugneten Familienverhältnissen: bei illegitimen Töchtern, vertauschten Kindern, entführten Bräuten, Geschwisterrivalitäten. Personal und Motive des empfindsamen Familienromans bringt Naubert in den Geschichtsroman ein, sie machen die geheime Geschichte aus, die in ihren Romanen im Vordergrund steht.<sup>50</sup>

Bei Naubert koexistieren Geschichtswissen und Emotionen:<sup>51</sup> Ihre Romane gründen meistens auf historiographischen Vorstudien, wie die gelegentlichen Fußnoten mit Zitaten und Quellenangaben es sichtbar machen, verzichten aber auf eine Vortäuschung wissenschaftlicher Darstellung und integrieren stattdessen Elemente des empfindsamen Familien- und Entwicklungsromans in die Narration. Somit entsteht „eine neue Art von Geschichtsbezug“, der „weniger antiquarisch punktuell als übergreifend synthetisch“ ist und dazu tendiert, eine Angleichung von wahrer und phantastischer, von öffentlicher und privater Geschichte zu schaffen.<sup>52</sup> Dieser Wechsel zwischen Geschichtstreue und Erfundenem konkretisiert sich stilistisch in der sogenannten Zweischichtentechnik (*two-level technique*), die bekanntlich auch das Werk von Walter Scott charakterisiert. Dieses Darstellungsverfahren besteht aus der Verflechtung einer fiktiven Haupthandlung und einer faktualen Nebenhandlung, aus einem komplexen narrativen Gebilde also, in dem sich die private Entwicklungsgeschichte einer erfundenen Figur vor der großen Leinwand der Weltereignisse abspielt. Die Naubert-Forschung hat lange Zeit die Meinung vertreten, dass diese Technik von der deutschen Schriftstellerin erfunden und von Scott erst später als Modell übernommen wurde.<sup>53</sup> Dass der schottische Autor Nauberts Romane, die in Großbritannien einen gewissen Erfolg hatten, gekannt und geschätzt hat, ist eine

---

<sup>50</sup> Ebd., S. 153.

<sup>51</sup> Diese Kombination, die Süssmann als charakteristisch für Nauberts Romane definiert, wird generell in der Scott-Forschung als innovative Leistung des britischen Autors präsentiert. Vgl. neulich Enrica Villari, *Scott, la genesi del romanzo storico e l'eredità del romanticismo. L'emozione e il particolare nei processi cognitivi*, in Paolo Tortonese (Hg.), *C'è del metodo in questa follia. L'irrazionale nella letteratura romantica*, Bulzoni, Roma [im Druck].

<sup>52</sup> Johannes Süssmann, *Geschichtsschreibung oder Roman?*, a.a.O., S. 156. Mehr hierzu im Kapitel 2.3.3.

<sup>53</sup> Vgl. Kurt Schreinert, *Benedikte Naubert. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des historischen Romans in Deutschland*, Emil Ebering, Berlin 1941, S. 101. Seit Schreinert findet sich diese Behauptung immer wieder in der Forschungsliteratur als Selbstverständlichkeit.

Tatsache.<sup>54</sup> Allerdings kann man weder behaupten, dass er den Zweischichtenroman von Naubert erlernt hat, noch dass Naubert die Urheberschaft dieser Erzähltechnik für sich allein beanspruchen kann. Denn ein so grundlegendes Prinzip wie die Verbindung von fiktiven Figuren im Vordergrund und historischen Ereignissen im Hintergrund ist keine Erfindung des späten 18. oder frühen 19. Jahrhunderts, sondern findet sich bereits, wie Süßmann bemerkt, in Geschichtserzählungen der Barockzeit wie im pikaresken Roman und wird erst durch Naubert und Scott „für das historische Wissen, die kritischen Maßstäbe und die Geschichtsauffassung ihrer Zeit erneuert“ und produktiv gemacht.<sup>55</sup>

Neben den wichtigen Erneuerungen, die Naubert in den Vergangenheitsroman des späten 18. Jahrhunderts einleitet, soll außerdem die Thematisierung der neueren Nationalgeschichte Erwähnung finden, die mit dem aufsteigenden Interesse der Geschichtswissenschaft für nicht-klassische und nicht-mittelalterliche Epochen zusammenhängt. Mit Nauberts Romanen treten Schlüsselereignisse der neueren deutschen Geschichte in die Literatur, und Themen wie die Reformationszeit und der Dreißigjährige Krieg gewinnen an Popularität beim Lesepublikum. Durch das Werk der Autorin nimmt also der historische Unterhaltungsroman eine „im engeren Sinn nationalgeschichtliche[] Richtung“ die sich bewusst von Antike und Mittelalter abkehrt und später von Julius von Voss, Johann Andreas Christoph Hildebrandt und anderen fortgesetzt wird.<sup>56</sup> Diese Wendung lässt sich unter anderem dadurch erklären, dass die protestantische Reformation gegen Ende des 18. Jahrhunderts immer stärker als eine zentrale Zäsur der deutschen Geschichte empfunden wird und die Geburt des Protestantismus als entscheidender Faktor zur Herausbildung eines modernen deutschen Nationalbewusstseins angesehen wird.<sup>57</sup>

Aus dieser – notwendigerweise gedrängten – Skizze zur Entwicklung von Romanen geschichtlicher Thematik im ausgehenden 18. Jahrhundert wird deutlich, dass es nicht einfach ist, die Geburt des historischen Romans ohne grobe Vereinfachungen festzulegen. Die Modalitäten, mit denen Geschichte in diesen Texten verarbeitet wird, sind sehr

---

<sup>54</sup> In der Vorrede zu seiner Übersetzung von Goethes *Goetz von Berlichingen*, bezeichnet er Nauberts *Hermann von Unna* und *Alf von Dülmen* als „excellent romances“. Vgl. Walter Scott, *Preface*, in Johann Wolfgang von Goethe, *Goetz of Berlichingen with the Iron Hand. A Tragedy*, Bell, London 1799, S. v-xiii, hier S. xi. Zu Scott und Naubert vgl. zuletzt Frauke Reitemeier, *Deutsch-englische Literaturbeziehungen*, a.a.O., passim. Zur Naubert-Rezeption in England vgl. die Studie von Hilary Brown, *Benedikte Naubert (1756-1819) and her Relations to the English Culture*, Maney, Leeds 2005, S. 101-135.

<sup>55</sup> Johannes Süßmann, *Geschichtsschreibung oder Roman?*, a.a.O., S. 154.

<sup>56</sup> Peter Nusser, *Trivalliteratur*, a.a.O., S. 84.

<sup>57</sup> Zur Entwicklung dieses neuen Bewusstseins vgl. Kapitel 3, in dem am Beispiel der Figur Gustav Adolfs gezeigt wird, wie der Dreißigjährige Krieg zur Bildung eines Nationaldiskurses in Deutschland beigesteuert hat.

unterschiedlich, und es fehlt noch zu dieser Zeit ein poetologisches Programm mit erkennbaren, stabilen Merkmalen, die den historischen Roman als Gattung definieren können. Erst in den zwanziger und dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts findet der historische Roman in Deutschland einen festeren Boden, nicht zuletzt durch die Übersetzungen der Werke von Scott, der schnell zu einem der meistgelesenen Autoren im Jahrhundert des Historismus wird.<sup>58</sup> Scott legt allerdings nur die letzten, wertvollen Steine eines Mosaiks, das seit Jahrzehnten mit Mühe vorbereitet wurde: Der historische Roman kommt im 19. Jahrhundert zur vollen Entfaltung, aber seine Vorgeschichte darf nicht vergessen werden, genauso wie der wesentliche Beitrag einer Schriftstellerin, die heutzutage aus dem offiziellen literaturgeschichtlichen Diskurs so gut wie verschwunden ist.

### **2.2.3. Wiederkehrende Themen und Motive historischer Unterhaltungsliteratur**

Der Unterhaltungsroman geschichtlicher Thematik aus dem späten 18. Jahrhundert entwickelt sich im Rahmen einer riesigen Verbreitung und Popularisierung der Literatur, die zum ersten Mal die Autoren vor die Frage der Kommerzialisierung ihrer Werke stellt. Geschichtliche Themen sind *per se* schon sehr beliebt, aber damit ein historischer Roman noch attraktiver wirken kann, um den Wunschvorstellungen des breiten Lesepublikums zu treffen, muss er sich gewisse Motive und Erzählkonstruktionen zu eigen machen, die der Tradition des Unterhaltsamen und Populären gehören. Die Trivialliteratur verfügt nämlich über ein konsolidiertes Repertoire von Themenkomplexen, Stereotypen und Requisiten, die immer wieder von den Romanciers verwendet werden, um eine größere Anziehungskraft auf das Publikum auszuüben. In der Regel handelt es sich um narrative Elemente, die extreme Situationen ausmalen: Lebende Leichen oder für tot geglaubte Figuren, als Soldat verkleidete Mädchen, Mörderwirtshäuser und Räuberbanden, Geister und Gespenster, Findlinge und Waisenkinder, Einsiedler, Giftmischer, Schauplätze wie Höhlen, Mühlen oder Forsthäuser, und so weiter.

Ausgehend von Rudolf Schendas Verzeichnis der wichtigsten Motive trivialer Literatur zwischen 1770 und 1910,<sup>59</sup> soll im Folgenden auf die Themen und Topoi eingegangen werden, die im historischen Unterhaltungsroman häufig vorkommen und die

---

<sup>58</sup> Laut Alberto Martino ist Scott nach August Lafontaine der zweiterfolgreichste Autor in den deutschen Leihbibliotheken zwischen 1815 und 1848. Benedikte Naubert rangiert in dieser Bestsellerliste auf dem 53. Platz, weit vor Autoren wie Gotthold Ephraim Lessing (70.), Ann Radcliffe (94.) und Friedrich Gottlieb Klopstock (100.). Vgl. Alberto Martino, *Die Deutsche Leihbibliothek*, a.a.O., S. 276f.

<sup>59</sup> Vgl. Rudolf Schenda, *Volk ohne Buch*, a.a.O., S. 334-412.

auch für die Texte von Benedikte Naubert, mit denen wir uns beschäftigen möchten, Relevanz besitzen.

Die erste Zutat, die im Rezept für einen erfolgreichen historischen Trivialroman nicht fehlen darf, ist die Präsenz von mindestens einer großen historischen Persönlichkeit. Es kann sich dabei um einen ehrenwürdigen Nationalhelden handeln, ein großzügiges Idol des Volkes, oder aber um einen boshafte Feind der Nation, einen ruchlosen Herrscher, der die politische Macht zur Erfüllung eigener Ziele verwendet. Bis Anfang des 19. Jahrhunderts tauchen hauptsächlich Kaiser, Könige und Feldherren als historische Gestalten in fiktiven Handlungen auf. Im Fall des Dreißigjährigen Kriegs bieten sich prominente Figuren wie der Graf Heinrich Matthias von Thurn, König Gustav Adolf von Schweden oder der kaiserliche General Albrecht Wallenstein als Träger kollektiver Wertvorstellungen an. In späteren Dichtungen wird Napoleon immer mehr zum Modell des populären Helden und nimmt je nach Interpretation verschiedene Rollen in der Handlungsdynamik ein, nämlich „die des kriegerischen Eroberers, die des von Elba zurückkehrenden Rächers und die des Märtyrers auf St. Helena“.<sup>60</sup>

Neben den Herrschern und Generälen, neben den Machthabern, die historische Entscheidungen treffen, neben der Geschichte der ‚Großen‘ wird ständig auch die Geschichte der ‚Kleinen‘ in Betracht gezogen. Der Trivialroman kreist gerne um Kriege, Revolutionen und Wirtschaftskrisen, denn es sind solche Notsituationen, die die Polarität von Glück und Unglück erzeugen und einen Einblick in die *miseria humana* ermöglichen. In der Trivialliteratur finden sich immer wieder Beschreibungen des Malheurs in einem elenden Alltag: Armut und Reichtum werden gegeneinander abgewogen, um die soziale Ungerechtigkeit aufzuzeigen, aber auch um die Großherzigkeit bedürftiger Leute, die eine bescheidene, doch glückliche Existenz führen. In historischen Romanen treffen die Protagonisten im Laufe ihrer Abenteuer und Wanderungen immer wieder Bauern, Hirten oder Müller, die in armen Umständen leben, aber mit moralischer Stärke gesegnet sind. Oft klagen die Kleinen über die Geschichte, die von den Großen gemacht wird und ihre Schicksale mit Kriegen und Zerstörungen negativ prägt. In vielen Fällen jedoch tolerieren sie geduldig die Folgen der Geschichte und zeigen beim Ausharren in Schwierigkeiten all ihre Charakterfestigkeit und ihre Tugend.

---

<sup>60</sup> Ebd., S. 335. Diese drei Rollen, die Schenda in den literarischen Darstellungen von Napoleon ausfindig macht, gelten übrigens auch für das allgemeine Porträt von Wallenstein in der trivialen Literatur des späten 18. Jahrhunderts: Der Feldherr erobert Länder und wird immer mächtiger, er rächt sich gegen Kaiser Ferdinand für seine Entlassung und wird am Ende getötet wie ein Opferlamm. Hierzu vgl. Kapitel 4.

Dass Kriege ein enormes episches Potential besitzen, ist in Europa zumindest seit der *Ilias* bekannt. Kriege sind nicht nur deswegen literarisch fruchtbar, weil sie die Handlung dynamisieren, weil sie das Leben der Figuren radikal verändern und eine Kette von Reisen, Begegnungen und Abenteuern erzwingen, sondern auch weil sie Angriffe und Verteidigungen, Invasionen und Zerstörungen, Gefahr und Tod mit sich bringen. Das sind Themen, die eine besondere Faszination auf die Lesermassen ausüben. „Wenn es Kriege nicht gäbe, müßten sie für Leser erfunden werden“,<sup>61</sup> schreibt Schenda. Schlachten sind beim Lesepublikum genau so geliebt wie Herzenskonflikte. Der Krieg unterhält und bietet dazu ein Stimmungsbild, das nicht selten nationalistische oder patriotische Akzente setzt: Die ‚Guten‘ sind in deutschen Romanen immer die Deutschen, die ‚Bösen‘ meistens Franzosen oder Italiener, die als Intriganten und Verräter geschildert werden. So kommt es häufig vor, dass brutale Ausländer Frauen belästigen, willkürlich gewaltsame Taten begehen und allgemein die *boni mores* der Deutschen bedrohen.

Ermordungen, Vergewaltigungen, Gefangenschaften in Souterrains, Folterakte und Exekutionen stellen ferner regelrechte *circenses* für Leser dar: Sie lösen Emotionen und Ängste aus, die mit Lust genossen werden können, weil sie im Rahmen der Fiktion eingebettet sind. Voraussetzung für die Unterhaltung des Lesepublikums ist also die Dialektik von Geborgenheit und Gefahr, von Sicherheitsgefühl und Angstlust.<sup>62</sup> Blutige Grausamkeiten begleiten die Helden und ihre Aventüren und modulieren dabei die Momente von Spannung und Entspannung in der Handlung. In der letzten Minute aber retten sich immer die ‚Guten‘, während die ‚Bösen‘ bestraft werden, oder – seltener – ihnen vergeben wird. Gerechtigkeit und Unschuld triumphieren, Liebe und Frieden nehmen die Oberhand über Missbrauch und Gewalt, und die Konflikte werden durch ein besänftigendes Happy End versöhnt.

Die Vergangenheitsromane des ausgehenden 18. Jahrhunderts folgen also Mustern und Erzählweisen, die Phantasie und Lust am Lesen erregen, weil sie exzentrische oder gefährliche Situationen evozieren und die Spannung hoch halten, um sie erst am Ende durch ein glückliches Finale zu lösen. Der historische Roman übernimmt Manierismen der populären Literatur und entwickelt sich somit – noch vor der Ankunft Walter Scotts auf den deutschen Buchmarkt – zum äußerst beliebten Genre. Es entsteht ein Mikrogenre, das sich zwischen dem pseudo-historischen Roman und dem reifen historischen Roman *à la*

---

<sup>61</sup> Rudolf Schenda, *Volk ohne Buch*, a.a.O., S. 374.

<sup>62</sup> Vgl. Peter Nusser, *Trivilliteratur*, a.a.O., S. 119ff.

Scott oder *à la* Manzoni positioniert. Der Geschichtsroman des späten 18. Jahrhunderts vermittelt Wissen über zentrale Begebenheiten der Vergangenheit und stimuliert mit einem unterhaltsamen Ton die Neugierde der Leser. Er bietet einen mehr oder weniger präzisen, mehr oder weniger phantastischen Überblick über das Leben großer historischer Figuren und die Geschichte des eigenen oder fremder Länder. Durch die Verbreitung solcher Romane weitet sich der Konsum von Geschichte(n) in Deutschland entscheidend aus. Durch die wachsende literarische Auseinandersetzung mit der Historie wird die bereits feststehende Neigung zur historischen Forschung verstärkt, und zugleich entfaltet sich ein neues Bewusstsein von der Geschichtlichkeit des Menschen, das mit dem Historismus des 19. Jahrhunderts seine volle Reife erreichen wird.

### 2.3. Benedikte Naubert als Erzählerin des Dreißigjährigen Kriegs

Wie gerade skizziert, verdankt die historische Unterhaltungsliteratur dem Werk Benedikte Nauberts Vieles. Mit fast vierzig historischen Romanen<sup>63</sup> hat die Schriftstellerin massiv zur Etablierung des Genres in der europäischen Literatur des späten 18. und des frühen 19. Jahrhunderts beigetragen. Ihr Werk war jahrzehntelang unter Leserinnen und Lesern äußerst beliebt und in Bibliothekskatalogen und an Buchmessen reichlich vertreten. Auf zeitgenössische wie spätere Autoren, von Heinrich von Kleist zu den Gebrüder Grimm, von Anne Radcliffe zu Walter Scott, von Novalis bis Achim von Arnim, von Gustav Freytag bis Conrad Ferdinand Meyer, von E.T.A. Hoffmann bis Thomas Mann, hat sie einen nicht zu unterschätzenden Einfluss ausgeübt.<sup>64</sup> Und es ist erstaunlich, dass diese damals so viel gelesene Schriftstellerin inzwischen der Vergessenheit anheimgefallen ist und ihre Texte, die eine breite Rezeption genossen haben, heutzutage nur noch wenigen Spezialisten zugänglich sind.<sup>65</sup>

Unter den zahlreichen historischen Prosawerken, die Benedikte Naubert verfasst hat, sind zwei Romane und eine Erzählung dem Dreißigjährigen Kriege gewidmet: der historische Roman *Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn, oder Scenen aus dem dreyßigjährigen Kriege* (1788), der Schauerroman mit (schwachem) historischem Hintergrund *Graf Rosenberg, oder das enthüllte Verbrechen. Eine Geschichte aus der letzten Zeit des dreyßigjährigen Kriegs* (1791) und das historische Märchen *Die Warnerin. Eine Geschichte aus dem dreyßigjährigen Kriege* (1807).<sup>66</sup> Diese drei Texte, die erheblich voneinander differieren, ermöglichen einen Einblick in die verschiedenen Modalitäten, mit denen die Autorin mit Geschichte umgeht. Der erste Roman, einer der bekanntesten von ihrer gesamten Produktion, ist der paradigmatische Zweischichtenroman: Thekla, die fiktive Tochter des Grafen Heinrich Matthias von Thurn, der im Roman Jaromir heißt,

---

<sup>63</sup> Für ein vollständiges Verzeichnis der Werke vgl. Victoria Scheibler, *Phantasie und Wirklichkeit. Benedikte Naubert im Spiegel ihrer späten Romane und Erzählungen (1802-1820)*, Peter Lang, Frankfurt am Main 1997, S. 185-201.

<sup>64</sup> Vgl. Shawn Jarvis, *The Vanished Woman of Great Influence. Benedikte Naubert's Legacy and German Women's Fairy Tales*, in Katherine Goodman / Edith Waldstein (Hg.), *In the Shadow of Olympus. German Women Writers Around 1800*, State University of New York Press, Albany 1992, S. 189-209, hier S. 193f.; Victoria Scheibler, *Phantasie und Wirklichkeit*, a.a.O., S. 84-98.

<sup>65</sup> Der Engelsdorfer Verlag in Leipzig hat 2006 angefangen, die Werke von Benedikte Naubert unter Herausgeberschaft von Sylvia Kolbe neu aufzulegen. Kolbe ist die Entdeckung des exakten Geburtsjahres der Autorin zu verdanken (1752 und nicht etwa 1756 oder 1757, wie früher gedacht). Da ihre Edition allerdings nicht den wissenschaftlichen Standards entspricht, wird bevorzugt aus den Originalausgaben zitiert.

<sup>66</sup> Beide letztere Werke sind noch nicht Gegenstand der Forschung gewesen und galten überhaupt bis vor wenigen Jahren als verschollen. Vgl. zum Beispiel Waltraud Maierhofer, *Hexen – Huren – Heldenweiber*, a.a.O., S. 71.



wird nach dem Prager Fenstersturz in abenteuerlicher Fahrt durch Europa hin und her gerissen, wird in fremde Schicksale verstrickt und erlebt die wichtigsten Ereignisse aus dem ersten Teil des Krieges, von der Belagerung der Stadt Magdeburg zur Schlacht bei Lützen, bis hin zur Ermordung Wallensteins. Der zweite Roman ist eigentlich die Übersetzung bzw. die Adaptierung eines englischen *gothic novel*. Er kann also nicht als bezeichnendes Beispiel für Nauberts Auseinandersetzung mit Geschichte angeführt werden, aber er zeigt trotzdem, wie die Autorin in ihrer Bearbeitung eine historische Atmosphäre zu schaffen pflegt, die im britischen Original nicht vorhanden ist. Der letzte Text ist eine längere Erzählung über die fiktive Figur einer mit übernatürlichen Kräften begabten Frau, die den Tod des Schwedenkönigs Gustav Adolf voraussieht. Das historische Element ist in diesem Fall sekundär und stellt nur einen Hintergrund für die Geschichte der geheimnisvollen Wahrsagerin dar.

Nach einer einleitenden Skizze zum Leben und Werk der Benedikte Naubert und nach einem Umriss ihrer Auffassung von ‚historischer Literatur‘ sollen auf den kommenden Seiten diese drei untereinander sehr unterschiedlichen Texte vorgestellt und analytisch kommentiert werden. Besondere Aufmerksamkeit soll dabei dem Verhältnis zwischen Fiktion und Geschichte gelten, aber auch andere Aspekte sollen in Betracht gezogen werden, wie zum Beispiel die erzieherische Intention der *Thekla von Thurn* und der *Warnerin* oder die Übersetzungspraxis im *Rosenberg*. Außerdem wird der *Thekla*-Roman die Gelegenheit anbieten, eine kurze Einsicht in das Drama *Der Graf von Thurn* (1793) von Johann Nepomuk Komareck zu geben, das offensichtlich vom ersten Teil des naubertschen Textes angeregt wurde.

### **2.3.1. Anonymität und Produktivität. Ein biographischer Umriss**

Anonymität und Produktivität sind die zwei Eigenschaften, die das Leben und das Werk von Benedikte Naubert am besten beschreiben können. Ihre Existenz hat die Autorin einer unermüdlichen und fruchtbaren Schreibe gewidmet, die noch zu Lebzeiten große Anerkennung bei Lesern und Kritikern fand. Ihre Identität ist jedoch lange Zeit im Dunkel geblieben: Naubert veröffentlichte ihre Romane anonym oder unter männlichem Titlonym<sup>67</sup>, weil sie in der Geheimhaltung ihrer Schriftstellerexistenz eine „sichrere Hülle“

---

<sup>67</sup> Erst 1806 wird ihre weibliche Autorschaft verraten, als auf der Titelseite des Romans *Eudocia, Gemahlinn Theodosius des Zweyten* die Angabe „von der Verfasserin des Walter von Montbarry“ erscheint.

sah, einen „vestalische[n] Schleyer vor Lob und Tadel“.<sup>68</sup> Trotz Nauberts Bemühungen um Anonymität beginnt ihr Name gegen 1810, unter Intellektuellen und Verlegern zu zirkulieren, wenn auch in ungenauer Form. Im Dezember 1809 erzählt Wilhelm Grimm in einem Brief an den Bruder Jacob von seinem Besuch bei der geehrten Frau „Nauwarg“, der Verfasserin der *Neuen Volksmärchen der Deutschen* (1789-1792), von der er sich eine Liste ihrer Romane diktieren lässt.<sup>69</sup> Drei Jahre später erwähnt der Germanist Franz Horn in einem literaturhistorischen Werk die Romane von Frau „Neubert“.<sup>70</sup> 1817, zwei Jahre vor dem Tod der Schriftstellerin, verrät ein Artikel der *Zeitung für die elegante Welt*, dass die Schöpferin hoch geschätzter Romane wie *Walter von Montbarry*, *Hermann von Unna* und vieler anderen Benedikte Naubert heißt.<sup>71</sup> Dies geschieht gegen den Willen der Autorin, die, seitdem ihr Name bekannt ist, das Gefühl hat, man habe ihr „das Weyhrauchsfaß so unbarmherzig an den Kopf geworfen, daß ich es wohl eine Weile fühlen werde“.<sup>72</sup> Naubert will auch nicht mal am literarischen Leben ihrer Zeit teilnehmen, sondern in zurückgezogener Einsamkeit schreiben: Sie sieht sich nur als Teilzeit-„Dienerin[] am Altar der Musen“ und will die Rolle der „gefällige[n] ergebene[n] Ehegattin[]“ spielen, welche die Gesellschaft von ihr erwartet.<sup>73</sup> Ihr Leben verbringt sie im häuslichen Kosmos, zwischen weiblichen Pflichten und dichterischer Arbeit schwankend.

Geboren wird sie 1752 in Leipzig, als Tochter des Medizinprofessors Johann Ernst Hebenstreit, der in Sachsen ziemlich berühmt war, weil er im Auftrag von August dem

---

<sup>68</sup> Benedikte Naubert, *Brief an Friedrich Rochlitz vom Ende März 1805*, in „*Sich rettend aus der kalten Wirklichkeit*“. *Die Briefe Benedikte Nauberts*, hg. v. Nikolaus Dorsch, Peter Lang, Frankfurt am Main 1986, S. 22-24, hier S. 22.

<sup>69</sup> „Ich besuchte [...] die Verfasserin der deutschen Volksmärchen, [...] welche auch Elisabeth von Toggenburg, Hermann von Unna und sonst bei dreißig Bücher geschrieben hat, deren Verzeichnis ich mitbringe. Ich hörte in Berlin vom Hitzig, daß sie in Naumburg sei, Nauwarg heiße und die Frau eines wohlhabenden Kaufmanns sei. Ich fand eine kleine, bucklichte, schwer sehende und hörende Frau mit einem blassen, guten und feinen Gesicht, die sich sehr über einen Besuch freute. Ich mußte ihr, so gut es ging, erzählen von Berlin und anderem, sie sprach wieder, recht verständig und ungeziert, sodaß ich einen angenehmen Eindruck von ihr habe“ (Wilhelm Grimm, *Brief an Jacob Grimm vom 13. Dezember 1809*, in *Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm in der Jugendzeit*, hg. v. Hermann Grimm u. Gustav Hinrichs, 2. Aufl., Böhlau, Weimar 1963, S. 185-187, hier S. 185). Im Grimm-Nachlass der Staatsbibliothek zu Berlin (Grimm-Schränke Nr. 255, Blatt 244 r+v) findet sich das Verzeichnis der „Werke der Madam ~~Nauwarg~~ Naubert“, diktiert von der Autorin selbst.

<sup>70</sup> Franz Horn, *Die schöne Litteratur Deutschlands, während des 18ten Jahrhunderts*, Nicolai, Berlin 1812, Teil 1, S. 252.

<sup>71</sup> Vgl. Karl Julius Schütz, *Benedikte Naubert*, in „*Zeitung für die elegante Welt*“, 20. Februar 1817, Sp. 290-294.

<sup>72</sup> Benedikte Naubert, *Brief an Friedrich Rochlitz vom 5. März 1817*, in „*Sich rettend aus der kalten Wirklichkeit*“, a.a.O., S. 99-100, hier S. 99. 1818 schreibt Naubert, dass die durch den Artikel von Schütz verursachte, „prunkhafte Ausstellung ohne mein Wissen und Willen erfolgte“ (Benedikte Naubert, *Brief an Carl von Schindel vom 6. Februar 1818*, in „*Sich rettend aus der kalten Wirklichkeit*“, a.a.O., S. 124).

<sup>73</sup> Benedikte Naubert, *Brief an Luise Brachmann vom 22.10.1805*, in „*Sich rettend aus der kalten Wirklichkeit*“, a.a.O., S. 35-39, hier S. 35.

Starken eine Afrika-Expedition geleitet hatte.<sup>74</sup> Da der Vater wenige Jahre nach ihrer Geburt an Typhus stirbt, übernehmen die Mutter und die zwei älteren Brüder, der Theologieprofessor Georg Ernst und der Historiker Heinrich Michael, die Erziehung des Mädchens. Durch die Mühe der beiden Akademiker erhält Benedikte eine Bildung, die weit über das damals gewöhnliche Niveau für Frauen hinausgeht: Sie wird in die klassischen Sprachen, in Geschichte und Philosophie eingeführt und lernt autodidaktisch Französisch, Englisch und Italienisch. In ihrer Jugend tritt sie nicht aus dem Familienkreis, sondern führt die Hauswirtschaft und pflegt die kranke Mutter. Nebenbei fängt sie an, Gedichte und kleinere Geschichten zu schreiben. Ihren vermutlich ersten Roman, *Heerfort und Klärchen. Etwas für empfindsame Seelen* (1779), veröffentlicht sie mit 27 Jahren, wahrscheinlich aus rein finanziellen Gründen.<sup>75</sup> Es handelt sich um einen typischen Roman der Empfindsamkeit, den Naubert trotz seiner großen Resonanz später verleugnen wird. Vom Erstling distanziert sich die zweite Publikation nicht nur chronologisch: Der Roman *Geschichte Emmas, Tochter Karls des Großen und seines Geheimschreibers Eginhard*, sechs Jahre später erschienen, zeigt neben dem neuen Interesse der Autorin für die Historie auch einen gewissen Spott über die empfindsame Tendenz.<sup>76</sup> Mit *Emma* eröffnet sich 1785 eine sehr produktive Phase, in der Nauberts erfolgreichste historische Romane entstehen: *Walter von Montbarry, Großmeister des Tempelordens* (1786), *Konradin von Schwaben. Oder Geschichte des unglücklichen Enkels Kaiser Friedrich des Zweyten* (1788), *Herrmann von Unna. Eine Geschichte aus den Zeiten der Vehmgerichte* (1788) und viele andere. Bis zu ihrer Heirat mit dem wohlhabenden Kaufmann Lorenz Wilhelm Holderieder im Winter 1797 schreibt sie in unglaublichem Tempo bis zu fünf Romanen im Jahr. In einer Besprechung von *Werner, Graf von Bernburg* (1790) kommentiert ein Rezensent der *Allgemeinen Deutschen Bibliothek* voll Erstaunen über diese außerordentliche Produktivität:

---

<sup>74</sup> Für die folgenden biographischen Informationen vgl. Carl Wilhelm Otto August von Schindel, *Die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts*, Brockhaus, Leipzig 1823, Teil 2, S. 32-47; Christine Touaillon, *Der deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts*, Wilhelm Braumüller, Wien u. Leipzig 1919, S. 432-344; Kurt Schreinert, *Benedikte Naubert*, a.a.O., S. 28-42; Marianne Henn / Paola Mayer / Anita Runge, *Nachwort*, in Benedikte Naubert, *Neue Volksmärchen der Deutschen*, hg. v. Marianne Henn, Paola Mayer u. Anita Runge, Wallstein, Göttingen 2001, Bd. 4, S. 337-376, vor allem S. 337-347. Als Einleitung vgl. auch Claudia Hareter-Kroiss, *Benedikte Naubert. Eine Untersuchung der Lage einer Schriftstellerin in der Goethezeit*, VDM, Saarbrücken 2010.

<sup>75</sup> Naubert muss zu dieser Zeit für die Mutter und den jüngeren Bruder Ernst Benjamin Gottlob sorgen, der Medizin studiert. Die zwei älteren Brüder sterben in den 1780ern.

<sup>76</sup> Vgl. Gerhard Sauder, *Nachwort*, in Benedikte Naubert, *Heerfort und Klärchen. Etwas für empfindsame Seelen*, Gerstenberg, Hildesheim 1982, S. 1\*-21\*, hier S. 6\*.

Schon wieder ein vollwichtiger Knabe aus dem fruchtbaren Schooße der ungenannten Muse, die in einer Zeit von kaum drey Jahren funfzehn bis sechzehn Produkte ihrer Zeugungskraft [...] in die Welt gesetzt hat. [...] Die Fertigkeit des unbekanntten Verfassers, Romane zu fabricieren, sucht ihres Gleichen, und übersteigt fast alle Vorstellung. [...] Hat er diese seine Geschichtsromane nicht in mehrern Jahren ausgearbeitet, und nur erst in dem angegebenen Zeitraum so rasch hintereinander abdrucken lassen, was aber gar nicht wahrscheinlich ist: so begreift man nicht, wo er die Zeit nur zum Niederschreiben hernehmen kann?<sup>77</sup>

Als Benedikte mit Holderieder nach Naumburg an der Saale zieht, tritt jedoch eine Pause in ihre literarische Arbeit ein, die sich vermutlich mit einer autoritären Ehe erklären lässt. 1800 wird sie Witwe und knapp zwei Jahre später heiratet sie den Mann, unter dessen Namen sie heute bekannt ist, den Naumburger Kaufmann Johann Georg Naubert. Zu dieser Zeit fängt sie wieder an zu schreiben, diesmal aus reinem Zeitvertreib und ohne finanziellen Zwang. Bis zu ihrem Tod im Januar 1819 verfasst (bzw. diktiert) sie neben weiteren zehn Romanen<sup>78</sup> eine beträchtliche Anzahl an Erzählungen und Novellen, die überwiegend in Almanachen oder Zeitschriften – wie Friedrich Rochlitz' *Journal für deutsche Frauen* und Friedrich Kinds *Die Harfe* – erscheinen. An diesen kürzeren Prosatexten lässt sich beobachten, wie das Interesse Nauberts für historische Themen in ihrem Spätwerk allmählich abnimmt, während eine romantische Wendung zum Wunderbaren, zum Übernatürlichen und Märchenhaften zutage tritt. Durch die Freundschaft mit Rochlitz, von der ein fragmentarischer Briefwechsel Zeugnis ablegt, erweitern sich für Naubert die Möglichkeiten der Veröffentlichung, aber ihre Position im öffentlichen Geistesleben der Zeit bleibt marginal. Ihre Werke werden rezensiert, nachgedruckt und in mehrere Sprachen übersetzt, ihre Persönlichkeit bleibt jedoch in Literatenkreisen weitgehend unbekannt.

### **2.3.2. Matrone oder Dirne? Zum Verhältnis von historischer Wahrheit und Fiktion bei Naubert**

In der Vorrede zu *Konradin von Schwaben* schreibt Naubert über den Inhalt ihres Romans: „Die Welt nenne diese Blätter wie sie will, Roman oder wahre Geschichte; sie sind beydes: Geschichte von der Phantasie ein wenig [...] ausgeschmückt, und Roman auf Wahrheit

---

<sup>77</sup> [Rezension von] *Werner, Graf von Bernburg. Zwey Theile*, in „Allgemeine deutsche Bibliothek“, 1791, Bd. 104, 1. St., S. 188-190, hier S. 189.

<sup>78</sup> Die letzten unter diesen, *Rosalba* (1818) und *Turmalin und Lazerta. Eine Reliquie des 17. Jahrhunderts* (1820, posthum), werden unter ihrem Namen publiziert.

gegründet“.<sup>79</sup> Diese Definition eines hybriden Genres lässt sich auf alle historischen Romane der Autorin gut anwenden. Ihre Werke verbinden historische Wahrheit mit Vorstellungskraft, Geschichtswissen mit künstlerischer Erfindung. Um Nauberts Romane zu deuten, um ihre schriftstellerische Praxis zu verstehen, kann eine Auslegung ihrer Position zum Verhältnis von Geschichte und Literatur von Nutzen sein. Obwohl sie keine gründlichen Überlegungen über das Thema geliefert hat, ist es anhand kurzer Romanvorworte und weniger noch erhaltener Briefe möglich, die Meinung der Schriftstellerin zur Rolle der Geschichte und zu deren Interaktion mit Dichtung und Phantasie zu rekonstruieren. Exemplarisch ist in diesem Sinne ein Gleichnis, das sich am Anfang des Romans *Werner, Graf von Bernburg* befindet: „Die Geschichte“, schreibt Naubert,

ist eine sittsame Matrone, zu stolz oder zu bescheiden mit Reizen zu prangen, welche den ersten Blick der Wahrheit nicht aushalten können: die Sage eine junge muthwillige Dirne voll Begierde zu gefallen und unbekümmert, wo sie ihren Schmuck erborgt, wenn nur ihr Zweck erreicht wird. Da ich euch, meine Leser, ganz offenherzig bekenne, daß nicht die erste, nur die andere, ein wenig von ihrer Schwester unterstützt, in diesen Blättern meine Leiterin seyn soll, so wißt ihr was ihr von denselben zu erwarten und in welchen Stunden ihr sie zu lesen habt.<sup>80</sup>

Die Schriftstellerin unterscheidet zwischen der akademischen Historie, die wie eine integrale Matrone das Ideal der Sittsamkeit und Bescheidenheit gelehrten Wissens verkörpert, und der Fiktion, die sich wohl von „ihrer Schwester“ – der Geschichte – unterstützen lässt, aber frei mit der Phantasie arbeitet, ohne sich um wissenschaftliche Präzision zu kümmern. Naubert bekennt sich ausdrücklich zur Fiktion, die hier in Form der Sage angesprochen wird, weil sie vor der Geschichtswissenschaft den Vorteil hat, den Lesern zu gefallen.

Geschichte soll laut Naubert einen Raum jenseits der Akademie finden, in dem sie verarbeitet und freier gestaltet werden kann. Diesen Raum bietet die Literatur, mit ihren Möglichkeiten zum polyphonen und mehrschichtigen Erzählen, zur assoziativen Vernetzung und zur fiktionalen Modellbildung. Mit einer anderen Metapher, die Naubert in einem Brief an Rochlitz benutzt, verdeutlicht die Autorin ihre Haltung der Geschichte und der Literatur gegenüber:

Die Geschichte ist meine Fürstin; ich kenne die Ehrfurcht, mit welcher ich mich ihr nahen muß, besonders wenn sie verschleiert erscheint; mit ihren Zofen der Sage und der Legende

---

<sup>79</sup> [Benedikte Naubert], *Vorrede*, in *Konradin von Schwaben. Oder Geschichte des unglücklichen Enkels Kaiser Friedrich des Zweyten*, Weygand, Leipzig 1788, S. V-VIII, hier S. VI.

<sup>80</sup> [Benedikte Naubert], *Werner, Graf von Bernburg*, Weygand, Leipzig 1790, S. 5.

kann ich mir schon eher etwas erlauben. Und wünschen wollte ich, daß auch diese etwas deutlicher mit mir sprächen.<sup>81</sup>

Das Bild der Fürstin, wie das von der sittsamen Matrone, drückt die hohe Achtung und die Scheu aus, mit denen sich Naubert der Geschichte annähert. Die Adlige erscheint manchmal „verschleiert“, das heißt geheimnisvoll und schwer zu durchdringen, genau wie das historische Wissen. Mit Kunst, die durch das Bild der Zofe und der Dirne mit Einfalt und Leidenschaft assoziiert wird, kann die Schriftstellerin besser umgehen. Gelegentlich aber spricht auch die Dichtung eine unklare Sprache: Selbst mit der Kunst scheint die Autorin Schwierigkeiten zu haben, sich einer größeren – geschichtlichen oder philosophischen – Wahrheit vollständig anzueignen. Wie sie im selben Brief am Beispiel ihrer Erzählung *Stephan Wacker* (1819) erklärt, bleibt Geschichte ein undurchdringbarer Wahrheitskern, um den die Kunst bloß dekorativ arbeiten kann:

Mein Plan [bei der Verfassung der Erzählung, D.V.] war [...], die kurze Wahrheit, wie eine einzelne Perl an einen Goldfaden zu hängen, oder mich eines andern frauenzimmerlichen Gleichnisses zu bedienen, das Ganze sey eine leichte Stickerei von Arabesken, welche eine einzige Rose umgeben, so treu geschickt, als es die Nadel vermag, welche freilich nicht die Hand des Künstlers ist.<sup>82</sup>

Die Bilder der Perle und der Rose symbolisieren den wesentlichen Kern historischer Wahrheit, während im Goldfaden und in den Arabesken die minutiöse Arbeit des Künstlers zu erkennen ist. In diesem Passus scheint Naubert die Möglichkeit in Frage zu stellen, dass Geschichte – in all ihrer Schönheit und Komplexität – vollkommen nachvollzogen werden kann, und zwar sowohl aus wissenschaftlicher wie aus literarischer Perspektive: Da die innere Wahrheit der Geschichte nicht durch menschliche Hand entstanden ist, kann sie trotz aller Mühe nicht ganz erfasst werden.<sup>83</sup>

Wenn ein Künstler sich vor der Geschichte befindet, steht er wie „am Ufer einer stürmischen See“,<sup>84</sup> um eine weitere Metapher von Naubert zu verwenden: In der formlosen Masse historischer Ereignisse kann er schwerlich einen Zusammenhang finden oder gar die Komplexität der einzelnen Begebenheiten begreifen. In einer kurzen Vorrede zur *Thekla von Thurn* schildert Naubert mit einem maritimen Bild das überwältigende

---

<sup>81</sup> Benedikte Naubert, *Brief an Friedrich Rochlitz vom 20. September 1817*, in „*Sich rettend aus der kalten Wirklichkeit*“, a.a.O., S. 112-115, hier S. 113.

<sup>82</sup> Ebd., S. 112.

<sup>83</sup> Vgl. Anita Runge, *Konstruktionen von Geschichte und Geschlecht im Geschichtsroman deutschsprachiger Autorinnen um 1800. Das Beispiel Benedikte Naubert (1756-1819)*, in „Das Achtzehnte Jahrhundert. Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts“, 29.2, 2005, S. 222-240, hier S. 240.

<sup>84</sup> [Naubert, Benedikte], *Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn, oder Scenen aus dem dreyszigjährigen Kriege*, Weygand, Leipzig 1788, Teil 1, S. V. Aus dieser Ausgabe wird fortan mit der Sigle *TT* zitiert.

Chaos der Weltgeschichte: „[T]ausend Wellen treiben vor mir über, mein Auge heftet sich auf eine aus der zahllosen Menge, aber schnell wird sie von einer andern zertheilt, unkenntlich gemacht, verschlungen, ins Unermeßliche geschleudert“ (TT I, V). Aus diesem stürmischen, ja erhabenen Chaos, der jede teleologisch geordnete Auffassung des historischen Prozesses widerlegt, kann man jedoch eine einzelne Geschichte auswählen und aus der Nähe betrachten. Und genau so verfährt Naubert in ihren Romanen, wie sie es in der *Thekla*-Vorrede am Beispiel des Dreißigjährigen Krieges erklärt:

Oft gieng beym Gedanken an die Vorzeit, die Geschichte des letztvergangenen Jahrhunderts mit allen ihren Schrecknissen vor mir über, mein Geist verlohr sich in dem Strom von Elend, welcher Deutschland fast ein halbes Menschenalter hindurch verheerte; tausend Gegenstände drängten sich heran, meine Aufmerksamkeit zu fesseln [...]. Ich [...] grif [...] unter tausend Bildern eins auf, [...] nahm mit, was sich unmittelbar an dasselbe anschloß, warf hinweg, was mich zu weit geführt hätte, und so entstand endlich das, was du mein Leser vor dir siehst, ein einzelnes unvollendetes Gemälde aus einem Gewirr von unzähligen, ein kleines Theil von einem Ganzen, das sich nicht mit einem Blick übersehen läßt. (TT I, Vff.)

Da es unmöglich ist, *die* Geschichte in ihrer ganzen Breite darzustellen, wählt die Autorin *eine* Geschichte „aus dem dichten Gedränge“ von Begebenheiten (TT I, VI). Naubert ist sich bewusst, dass sie nur ein „unvollendetes Gemälde“, „ein kleines Theil von einem Ganzen“ präsentieren kann. Aber das scheint ihr die einzige Lösung zu sein, um dem unendlichen und unruhigen Meer der Historie nahe zu kommen. Diese Haltung widerspiegelt einerseits jene literatur- und kunsttheoretischen Diskussion zur perspektivischen Wahrnehmung und Darstellung von Wirklichkeit, die sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entfaltet, nach der eine Art der Betrachtung propagiert wird, die die Gegenstände auswählt und aus einem begrenzten, persönlichen Blick beschreibt.<sup>85</sup> Andererseits nimmt Naubert mit der Auswahl *einer* einzelnen Geschichte eine Vorgehensweise an, die explizit der annalistischen Historiographie den Rücken kehrt und sich den Methoden der Aufklärungshistorie annähert. In Texten wie der *Abhandlung vom*

---

<sup>85</sup> Hinrich Seeba rekonstruiert die Etappen dieses Perspektivismus, der sowohl in der Kunsttheorie (Johann Heinrich Lamberts *Freye Perspektive, oder Anweisung, jeden perspektivischen Aufriß aus freyen Stücken und ohne Grundriß zu verfertigen*, 1759) als auch in der Literaturkritik (Lessings *Laokoon*, 1766) Ausdruck findet und in den *Grundlinien zu einer Gedankenperspektive* (1789) von Karl Philipp Moritz seinen Höhepunkt erreicht. Vgl. Hinrich C. Seeba, *Das Auge des Betrachters. Kleists visuelle Poetik des Erkennens*, in *Abgründiger Klassiker der Moderne. Gesammelte Aufsätze zu Heinrich von Kleist*, Aisthesis, Bielefeld 2012, S. 174-192, hier S. 180f. Zum Thema siehe auch Hinrich C. Seeba, „Der wahre Standort einer jeden Person“. *Lessings Beitrag zum historischen Perspektivismus*, in Wilfried Barner / Albert M. Reh (Hg.), *Nation und Gelehrtenrepublik. Lessing im europäischen Zusammenhang*, Wayne State University Press, Detroit 1984, S. 193-214; Alexander Košenina, *Schönheit im Detail oder im Ganzen? Mikroskop und Guckkasten als Werkzeuge und Metaphern der Poesie*, in Peter Heiße / Michael Huesmann / Hans-Joachim Jacob (Hg.), „Das Schöne soll sein. Aisthesis in der deutschen Literatur“, Aisthesis, Bielefeld 2001, S. 101-127.

*Standort und Gesichtspunct des Geschichtschreibers, oder der teutsche Livius* (1768) von Johann Christoph Gatterer wird die Bedeutung des Historikers als Schöpfer von Analogien und Nexus zwischen den verschiedenen historischen Ereignissen hervorgehoben, aber auch als hermeneutische Instanz, welche die für ihn interessanten Begebenheiten auswählt und aus einem persönlichen Blickwinkel auswertet.<sup>86</sup> Diese selektive, schöpferische und perspektivisch deutende Rolle beansprucht auch Naubert für die Kreation ihrer Romane. Im Unterschied zu den Universalhistorikern aber, die große Zusammenhänge schaffen und den geschichtlichen Ablauf als ein komplexes Ganzes betrachtet, will die Schriftstellerin einzelne Schicksale beobachten. Ihr Interesse ist nämlich literarischer, nicht wissenschaftlicher Art. Sie strebt also nicht danach, Überblicksdarstellungen zu liefern, um die Ursache-Folge-Verhältnisse unter den verschiedenen Ereignissen zu beleuchten. Im Gegenteil versucht sie, das Partikulare, das Leben eines einzelnen Individuums zu fokussieren, das in der Geschichte handelt und von der Geschichte betroffen ist. Ziel ihrer Romane ist es – wie mit der Analyse der *Thekla von Thurn* sich zeigen wird –, die Abenteuer erfundener Figuren darzustellen, die im großen Buch der Weltgeschichte keinen Platz finden, aber in der Fiktion mit historischen Persönlichkeiten in Kontakt treten oder an wichtigen Begebenheiten teilhaben. Dadurch gibt Naubert der verborgenen Geschichte der Kleinen Stimme und rückt die Nicht-Mitwirkenden am geschichtlichen Prozess ins Zentrum der Handlung.

Selbst wenn sie gegenüber den großen Taten der Geschichtshelden die Geschichte einzelner erfundener Personen bevorzugt, selbst wenn sie lieber Gefühle und moralische Konflikte als politische und militärische Verhältnisse schildert, ist der faktische historische Hintergrund, den Naubert in ihre literarischen Texten hineinbringt, immer zuverlässig und sorgfältig recherchiert. Mit ihren eklektischen Romanen gelingt der Autorin eine „einzigartige Mischung aus Phantasie und Geschichtsschreibung“, welche den Erwartungen von Lesepublikum und Buchmarkt entgegenkommt, aber zugleich eine anspruchsvollere Form der Unterhaltung schafft.<sup>87</sup> Ihre Romane sind Fiktionen, die aber innerhalb der Grenzen der Geschichte artikuliert werden: Die Phantasie ist nicht zügellos, sondern findet im Rahmen der Historie – einer rigorosen, nicht verfälschbaren Disziplin, die eben „Ehrfurcht“ hervorruft – ihre Entfaltungsmöglichkeiten. Die Verbindung von Privat- und Weltgeschichte bewirkt eine Verwischung der Gattungsgrenzen zwischen

---

<sup>86</sup> Zur historiographischen Debatte der (Spät-)Aufklärung vgl. Kapitel 1.2.1.

<sup>87</sup> Jeannine Blackwell, *Die verlorene Lehre der Benedikte Naubert. Die Verbindung zwischen Phantasie und Geschichtsschreibung*, in Helga Gallas / Magdalene Heuser (Hg.), *Untersuchungen zum Roman von Frauen um 1800*, a.a.O., S. 148-159, hier S. 150.



Roman und Geschichtsschreibung. Sie schafft die Basis für den modernen historischen Roman und rechtfertigt Nauberts Anspruch auf eine höhere Form von Unterhaltungsliteratur, die sich strategisch zwischen Fiktion und Wahrheit bewegt und doch die jeweiligen Grenzen beider Bereiche respektiert. Dass dieser Anspruch als absolutes Novum in der literarischen Szene der Spätaufklärung wahrgenommen wird, fällt am deutlichsten auf, wenn man eine Rezension der *Thekla von Thurn* liest, die im Juni 1788 in der *Allgemeinen Literatur Zeitung* erschienen ist und den Roman unter die Rubrik „Schoene Wissenschaften“ statt unter die Belletristik einordnet. Der Rezensent beschreibt das Buch als einen „historische[n] Roman [...], wo wahre historische Charaktere und wirkliche Thatsachen mit Fictionsen verwebt sind“ und freut sich mit besonderem Elan über die Neuheit des Themas für die Erzählprosa:

In der That war es endlich einmal Zeit, die Nationalgeschichte nicht bloss zu Schauspielen, sondern auch zu Romanen zu nützen, wozu dann die nähern Scenen des vorigen Jahrhunderts, und Begebenheiten von so allgemeinem Interesse, wie die Vorfälle des dreyszigjährigen Kriegs, vorzüglich geschickt sind.<sup>88</sup>

Ferner lobt der Rezensent die ungewöhnlich tiefgehenden historischen Kenntnisse des anonymen Verfassers der *Thekla*, die einen guten Einblick in die Epoche des Dreißigjährigen Krieges erlauben: „Die Sitten jenes Zeitalters in Ansehung der Religion, der Galanterie, der Art Krieg zu führen, der öffentlichen Pracht, und überhaupt in Ansehung der ganzen Denkungsart hat der Verf. sehr genau studirt“.<sup>89</sup> Naubert bietet eine recherchierte Abbildung des historischen Zeitalters, das sie thematisiert. Deswegen vertritt der Besprecher die Meinung, dass der *Thekla*-Roman „alle Eigenschaften eines guten historischen Vortrags“ besitze, da in ihm historische Wahrheit und künstlerische Darstellung ausgeglichen miteinander verwoben sind, und er ist insgesamt so begeistert von der Erzählung, dass er sich nun „eine Geschichte des dreyszigjährigen Kriegs in dieser Manier“<sup>90</sup> wünscht. Es lässt sich darüber spekulieren, ob Schiller, der an der *Allgemeinen Literatur Zeitung* mitarbeitete, diese Rezension gelesen und von ihr Anstoß für die Verfassung seines großen Geschichtswerks bekommen hat.<sup>91</sup> Wie Naubert hat er auf jeden Fall versucht, ein Ideal wissenschaftlicher Kunst zu realisieren, das zu ihrer Zeit noch ein

---

<sup>88</sup> [Rezension von] *Geschichte der Gräfinn Thekla von Thurn, oder, Scenen aus dem dreißigjährigen Kriege*, in „Allgemeine Literatur Zeitung“, 1788, Bd. 2, Nr. 153a, Sp. 685-686, hier Sp. 685.

<sup>89</sup> Ebd.

<sup>90</sup> Ebd., Sp. 686.

<sup>91</sup> Vgl. Massimo Mila, *Introduzione*, in Friedrich Schiller, *Wallenstein*, 2. Aufl., Einaudi, Torino 2007, S. V-XX, hier S. VI.

Desiderat darstellte. Ob und wie die Autorin diesem Ideal nachgekommen ist, wird auf den folgenden Seiten am Beispiel ihrer Texte über den Dreißigjährigen Krieg ermittelt.

### **2.3.3. *Thekla von Thurn* (1788). Der paradigmatische Zweischichtenroman**

Die *Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn, oder Scenen aus dem dreyßigjährigen Kriege* erscheint 1788 in zwei Teilen beim Leipziger Verleger Johann Friedrich Weygand und kennt sofort einen großen Erfolg, mit zahlreichen Nachdrucken und einer späteren Übersetzung ins Französische (*Thecla de Thurn, ou Scènes de la Guerre de Trente ans*, 1815). Neben der bereits erwähnten Kritik in der *Allgemeinen Literatur Zeitung* findet das Buch auch in der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* von 1791 Konsens: Der Rezensent, mit historischen Romanen noch nicht vertraut, fragt sich zwar, „ob es rathsam sey, Scenen aus der Geschichte auszuheben und sie mit Fictionen auszuschnücken, um ihnen mehr Leben und Interesse einzuflechten“, sagt sich aber davon überzeugt,

daß wenn jeder Geschichtsschreiber sich befließigte in einem so ungezwungenen, reinen und anziehenden Ton zu schreiben, so würde die Geschichte die Lieblingslectüre des schönen Geschlechts werden, und viele andere minder solide, oft Geist und Herz verderbende Schriften, würden ungelesen bleiben.<sup>92</sup>

In Zeiten, in denen eine Literatur niedriger Qualität den Buchmarkt überflutet, kann die Geschichte – in wissenschaftlicher oder fiktiver Form erzählt – einen guten Lesestoff für die vielen Leserinnen darstellen, die sich laut den Intellektuellen der Zeit leicht durch schlechte Bücher „verderben“ lassen. Historische Inhalte können also eine Literatur, die als qualitätsarm empfunden wird, nobilitieren: Geschichte kann quasi als Kompensation für den Unterhaltungscharakter trivialer Schriften dienen.

Wie Titel und Vorrede des Romans es vorausschicken, stellt die *Thekla von Thurn* jedoch keine umfassende Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs, sondern beschränkt sich darauf, „einzelne abgerissene Scenen aus der Geschichte einer Familie [zu liefern], welche so genau in die Begebenheiten des dreyssigjährigen Kriegs verflochten war, als vielleicht keine andere“ (TT I, VIII f.). Naubert konzentriert sich auf die Familie des böhmischen Offiziers Heinrich Matthias von Thurn, im Roman Jaromir genannt, der für manche Historiker als „Rebell[]“ gilt, für andere als „Retter[] seines Vaterlands“ (TT I, VII). Wegen seines Anteils am böhmischen Aufstand ist Thurn vor allem als treibende Kraft der

---

<sup>92</sup> [Rezension von] *Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn, oder, Scenen aus dem dreyßigjährigen Kriege*, in „Allgemeine deutsche Bibliothek“, 1791, Bd. 100, St. 1, S. 114-117, hier S. 116f.

protestantischen Rebellion gegen die Kaiserlichen in die Geschichte eingegangen: Der von ihm geplante Sturz der Statthalter Wilhelm Slavata, des Grafen von Martiniz und des Sekretärs Fabricius aus den Fenstern des Prager Königspalastes markiert bekanntlich den Anfang des Dreißigjährigen Krieges. Um die Geschichte der Familie Thurn zu schildern, hält sich Naubert an die dokumentierte Genealogie derselben,<sup>93</sup> die weiterhin die Gräfin Sybille und die Kinder Bogeslaw, Jaromir und Therese einschließt. Die Figur einer weiteren Tochter, Thekla, der unruhigen Titelheldin, erfindet sie aber *ex novo*. In dieser Weise kann sie neben den historischen Ereignissen, die sie nicht verfälschen darf, zumindest die Abenteuer seiner Protagonistin durch die Imagination frei gestalten: Da Thekla kein festumrissenes Schicksal besitzt, hat die Phantasie der Autorin in Bezug auf ihre Geschichte freien Spielraum.

Den Hauptinhalt des Romans bilden also die Peripetien von Thekla und ihren Teuren, die von den Begebenheiten des Krieges betroffen werden und sie zum Teil aktiv mitprägen. Wichtige Schlachten, Städteeroberungen, Intrige und weitere Ereignisse aus der frühen Phase des Konflikts werden thematisiert und stellen somit ein Gerüst für die Erzählung der Familiengeschichte der Thurns dar, während andere Begebenheiten vom Ich-Erzähler mit Stillschweigen übergangen werden, „weil sie keine unmittelbare Verbindung mit meiner Hauptgeschichte haben“ (TT II, 158f.). Die Weltgeschichte dient also als Rahmen, als – wenn auch prägende – Kulisse für die Privatgeschichte der Heldin. Mit seiner fiktiven bzw. halbhistorischen Vordergrundhandlung und den hintergründigen Bezügen zur Historie erweist sich der *Thekla*-Roman als typischer Zweischichtenroman.<sup>94</sup> Die Zweischichtentechnik, welche die historische Erzählweise von Naubert kennzeichnet, ermöglicht eine Umkehrung der gewöhnlichen Hierarchieverhältnisse von Wahrem und Erfundenem, von Großem und Kleinem, von Öffentlichem und Privaten: Die sich am Rande der Geschichte bewegenden Figuren werden zu Protagonisten erhoben, während die makrohistorischen Ereignisse den epischen Rahmen ihrer Abenteuer bilden. Diese Umwälzung führt die Autorin dazu, sich nicht so sehr mit den großen geschichtlichen Zusammenhängen zu beschäftigen, sondern eher „das menschliche Element, das sich vor allem in charakteristischen Episoden enthüllt“, herauszuarbeiten.<sup>95</sup>

---

<sup>93</sup> Laut Kurt Schreinert hat die Autorin für die Rekonstruktion der genealogischen Verhältnisse deutscher Dynastien der Vergangenheit Burkhard Gotthelf Struves *Vollständige Teusche Reichs-Historie* (1732) herangezogen. Vgl. Kurt Schreinert, *Benedikte Naubert*, a.a.O., S. 71.

<sup>94</sup> Hierzu vgl. auch Kapitel 2.2.2. Für eine umfangreiche Definition des naubertschen Zweischichtenromans vgl. Kurt Schreinert, *Benedikte Naubert*, a.a.O., S. 43f.

<sup>95</sup> Ebd., S. 60.

### 2.3.3.1. „[A]m Ufer einer stürmischen See“. Die Handlung des Romans

Die *Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn* ist in zwei Teilen und 75 Abschnitten gegliedert: Das erste Buch (Abschnitt 1 bis 42) umfasst die Zeit von kurz vor dem Prager Fenstersturz im Mai 1618 bis zur Magdeburger Hochzeit im Mai 1631, das zweite (Abschnitt 43 bis 75) fängt in der verwüsteten Magdeburg an und endet 1639 kurz vor dem Tod Herzogs Bernhard von Weimar.<sup>96</sup> Das Geschehen ist verwickelt und reich an unerwarteten Wendungen: Entführungen, Verkleidungen, Glücks- und Unglücksfälle, Verwirrungen, Trennungen und Wiederfindungen, reihen sich spasmodisch aneinander und bilden ein komplexes narratives Gewebe, von dem im Folgenden die Hauptfäden dargestellt werden sollen.

Im ersten Teil des Romans konzentriert sich die Handlung vor allem auf Sybille, die schwermütige und leichtgläubige Mutter von Thekla. Ihr älterer Sohn Bogeslav ist im Heer tätig, die Töchter Thekla und Therese werden ihr entrissen und von Dorothee von Anhalt, einer Adligen, erzogen, während Jaromir, der jüngere und schwächere Sohn, von den Kaiserlichen entführt und in einem Souterrain gefangen gehalten wird. Sybille, die vor der Heirat mit Thurn katholisch war, ist nun eine eifrige Protestantin und lässt zusammen mit ihrem Mann eine evangelische Kirche zu Klostergrab bauen, die später vom Erzbischof von Prag abgerissen wird. In Böhmen werden die Protestanten von den Katholiken unterdrückt, und Thurn ist der einzige, der sie mit seinem Besitz unterstützt. Die Spannung zwischen beiden Parteien eskaliert, und als im Mai 1618 die Unruhen in der Hauptstadt entflammen, werden sie mit Gewalt unterdrückt. Um die blinde Repression zu rächen, bestraft Thurn die Kaiserlichen mit dem berühmten Fenstersturz und wird von seinem Volk als „Retter“ und „Vater“, als „Schützer der evangelischen Christenheit“ und der böhmischen Selbständigkeit vom Haus Habsburg gefeiert (TT I, 59). Im Gegensatz dazu ist Sybille wegen der Tumulte und Gewalttaten bekümmert, denn sie weiß, dass zu den Gründen des Prager Fenstersturzes auch die Eifersucht ihres Mannes auf den Staatsrat Martinez zählt, der in der Jugend um sie gefreut hat. Bei Thurn mischen sich „Privathaß und Selbstrache in den Eifer für die gerechte Sache“, zwei Gefühle, die nach dem Erzähler „blind und grausam“ sind, weil sie „Ströme von Blut [vergießen]“ und „sich selbst um den gehofften Nutzen [betrügen]“ (TT I, 66).

---

<sup>96</sup> Im Text wird kein Datum ausdrücklich erwähnt. In der Zusammenfassung der Romanhandlung wird jedoch auf die Daten der wichtigsten Ergebnisse hingewiesen, um dem Text eine innere Chronologie zu erteilen.

Nach dem Ausbruch der Unruhen zieht Sybille nach Pilsen, zur Gräfin Wallenstein, die mit dem Erzbischof von Prag immer wieder versucht, die Frau in den „Schoos der wahren Kirche“ zurück zu locken (TT I, 116). Pilsen wird als eine protestantenfeindliche Stadt beschrieben, „eine Stadt, mit eitel Mönchen und eifrigen Anhängern der katholischen Kirche erfüllt, eine Stadt, wo die Namen Pabst und Kaiser zunächst bey den Namen Gottes gesetzt“ werden (TT I, 109). Getrennt vom Rest ihrer Familie, versinkt Sybille in eine tiefe Depression und wünscht sich nur noch den Tod. In diesem Zustand partizipiert sie auch nicht an der Geschichte, die an ihr vorbei geht: Als der Graf Ernst von Mansfeld im November 1618 die Stadt Pilsen einnimmt und täglich „die fürchterlichsten Dinge vor ihren Ohren gesprochen“ werden, „hört[] sie kaum“ (TT I, 127). Während der Belagerung von Pilsen stirbt die geizige Gräfin Wallenstein in einem Keller ihres Palastes, in dem sie angeblich einen Schatz bewahrte. Von der Gräfin Mansfeld, einer Schwester des Kommandanten,<sup>97</sup> gepflegt, wird Sybille bald gesund und schließt eine enge Freundschaft sowohl mit den Mansfelds als auch mit der neuen Königin von Böhmen, Elisabeth Stuart. Diese bringt Sybille ihre Töchter zurück und lässt die Wiedervereinigung der Familie Thurn feiern. Über die neuen Freunde seiner Frau freut sich der Graf von Thurn allerdings nicht: Mansfeld, obgleich Protestant, ist ein Nebenbuhler von ihm und das neue Königspaar kann er nicht ertragen, weil er die böhmische Krone für sich selbst beansprucht. Sybille und Jaromir streiten heftig und tragen nur vor der Öffentlichkeit die Maske des glücklichen Ehepaares. Als die Kaiserlichen im November 1620 drohen, Prag zu erobern, lassen Thurn und Mansfeld die Rivalitäten beiseite und verbinden sich, um die Stadt zu schützen. „Ruhe und Frieden waren nun aus dieser unglücklichen Stadt gewichen“, schreibt der Erzähler: „Die Straßen waren Tag und Nacht mit Gewafneten erfüllt, und die Wehrlosen zogen sich in das Innerste ihrer Häuser zurück, um das schreckliche Waffengetümmel nicht zu hören“ (TT I, 191). Sybille versteckt sich mit ihren Töchtern in den Katakomben des erzbischöflichen Palasts und, während außerhalb der Stadt die berühmte Schlacht am Weißen Berg stattfindet, entdeckt die kleine Thekla in einem Kerker ihren tot geglaubten Bruder Jaromir. Nach der Schlacht, die von den Katholiken gewonnen wird, fliehen die Frauen aus Prag, lassen aber den jungen Jaromir zurück: Dieser wird vom Kardinal Karaffa<sup>98</sup> und seinen Mitinquisitoren gequält und wie ein Märtyrer für die protestantische Sache geopfert: Sein Blut fließt „in die Ströme von Blut, welche damahls vergossen wurden“ (TT I, 236).

---

<sup>97</sup> Die Figur der Gräfin ist unhistorisch.

<sup>98</sup> Historisch: Vincenzo Carafa, Jesuit. Zu dieser Figur vgl. auch Kapitel 4.6.

Sybille, Therese und Thekla fahren mit der Königin Elisabeth nach Breslau und hoffen auf ein baldiges Ende des Krieges. Während Thurn die protestantische Union führt, wird Therese durch die Prinzessin Luise von Nassau-Oranien am englischen Hof aufgenommen, wobei die kleine Thekla an der Trennung von der Schwester sehr leidet. Elisabeth, arm und unglücklich geworden, stirbt. Sybille, die nun ihre Zeit beim Beten und Fasten verbringt, plant ein Klosterleben für Thekla und sich selbst. Jahre vergehen, bis Therese und Bogeslav eines Tages die zwei Frauen in Schlesien besuchen und Neuigkeiten mit sich bringen: Der erste erzählt von seinen militärischen Erfolgen unter Gustav Adolf und gibt Sybille die Nachricht vom Tod ihres Mannes; Therese bittet die Mutter um die Erlaubnis, den schwedischen Oberst Falkenberg<sup>99</sup> zu heiraten, und erhält sie nach einigem Zögern. Mit Falkenberg, der die zwei jungen Frauen vor einem Angriff des Generals von Pappenheim rettet, fahren Thekla und Therese nach Frankfurt zu Gustav Adolf. Ab diesem Zeitpunkt (Abschnitt 38) fängt die eigentliche Geschichte von Thekla an, die bis jetzt als junges Mädchen im Hintergrund geblieben ist. Im Lager wird Thekla vom zudringlichen Albert von Lauenburg hofiert, aber sie verliebt sich in den schönen Bernhard von Weimar: „Rund um sie her war Krieg, man sprach von nichts als von drohenden Gefahren, aber sie genoß der gegenwärtigen Ruhe, genoß der süßen Träumereien ihrer Phantasie“ (TT I, 321). Therese und Falkenberg bekommen inzwischen ein Kind, Christiern. Als Magdeburg im Mai 1631 belagert wird, sind die beiden Schwestern in der Stadt: Gustav Adolf greift nicht ein, und nur Falkenberg unterstützt die Bürger und organisiert den Widerstand.

Der zweite Teil des Romans beginnt in Magdeburg mit der ersten Verkleidung der Protagonistin. Thekla will nicht untätig in der Festung bleiben und tarnt sich als Krieger, um aus der belagerten Stadt zu fliehen und den geliebten Bernhard zu Hilfe zu rufen. Doch sie wird sofort von feindlichen Wächtern entdeckt, rettet sich knapp und versteht, dass sie unvorsichtig gehandelt hat. Ohne die Unterstützung des Schwedenkönigs („O, Gustav! Gustav! Wo bleibst du!“, TT II, 24) muss Magdeburg kapitulieren und dem kaiserlichen Kommandanten Tilly übergeben werden. Tilly zerstört die Stadt, Falkenberg und Therese werden getötet und Thekla – nochmals als Mann verkleidet – begibt sich mit einer Bedienten in ein naheliegendes Dorf. Auf dem Weg wird sie „Zeugin von Szenen der Unmenschlichkeit“, welche die Erzählinstanz „vor [ihren] Lesern verhülle[n]“ möchte (TT II, 45). Doch an den grausamsten Details wird nicht gespart: Der Leser hört mit der Heldin „[d]as schreckliche Getös von Geschütz, prasselnden Gebäuden, Mordenschrey und

---

<sup>99</sup> Historisch: Dietrich von Falkenburg.

Angstgeheul“ (TT II, 38). Die Gegend um Thekla ist „mit Todten übersäet, über welche zum Theil ihr Fuß gehen mu[ss], wenn sie ihren Weg fortsetzen w[ill]“ (TT II, 41), „[d]ie ganze Stadt schw[immt] in Blute“ und „die Zahl der in die Elbe geworfenen Leichen hemmt[] den Lauf des Stroms“ (TT II, 50).

In einer Kirche hilft Thekla dem Domprediger Baaker,<sup>100</sup> Flüchtlinge zu empfangen und Verwundete zu pflegen. Unter den Überlebenden der Belagerung sucht sie vergebens nach dem Kind der verstorbenen Schwester. Anschließend fängt sie an, bei einem Hauptmann der katholischen Liga zu arbeiten und erwirbt die Freundschaft von seiner Frau, Hadassa. Während einer Reise werden die zwei Frauen, als Männer verkleidet, im Wald überfallen: Hadassa wird getötet, Thekla bekommt einen Hieb über das Gesicht und fällt in Ohnmacht. Das Mädchen wird von schwedischen Offizieren gefunden und in ihr Lager gebracht. Dort gibt sich Thekla für ihren jüngeren Bruder Jaromir aus. Bei den Schweden findet sie den geliebten Bernhard wieder und verbringt viel Zeit mit der Königin, was Verdacht über ihre wahre Identität erregt. Hastendorf, ein alter Bedienter von Gustav Adolf, der ihr den kleinen Christiern bringt, erkennt sie an ihrer mütterlichen Ader, aber behält das Geheimnis für sich. Um ihre Männlichkeit zu beweisen, muss Thekla die militärische Kunst erlernen: Sie übt sich mit Bernhard im Schwertkampf und zeigt ihre Tapferkeit bei einer Scharmützel mit Albert von Lauenburg.

Im Herbst 1632 wird die Schlacht von Lützen vorbereitet und Thekla muss als vermeintlicher Soldat daran teilnehmen. Nikolaus Falk, ein Astrologe und alter Freund der Familie Thurn, warnt Thekla über die Gefahren der Schlacht und sagt den Tod Gustav Adolfs voraus.<sup>101</sup> In Lützen trifft das verkleidete Mädchen seinen Bruder Bogeslav, und dieser hält Thekla vom Krieg zurück: Heimlich legt sie ihre Frauenkleider wieder an und findet Schutz bei einem Müllerpaar in einem Dorf in der Nähe. Sie erlebt die Schlacht nicht direkt, sondern verfolgt sie aus der hoch liegenden Hütte der Müller. Aus dem Feld kommt die Nachricht von Gustav Adolfs Tod, den Naubert als einen von Rache motivierten Meuchelmord präsentiert: Sie zitiert drei historische Quellen, um zu beweisen, dass der König in Lützen nicht durch den blutigen Kampf mit dem Feind, sondern durch Verrat aus den eigenen Reihen gefallen ist.<sup>102</sup>

---

<sup>100</sup> Historisch: Reinhard Bake.

<sup>101</sup> Dasselbe tut auch die Protagonistin der späteren Erzählung *Die Warnerin*, die viele Ähnlichkeiten mit Thekla aufweist. Vgl. Kapitel 2.3.5.

<sup>102</sup> Die Autorin erwähnt einen Brief Samuel von Pufendorfs an den Historikerkollegen Johann Ulrich Pregitzer (TT II, 232) und nennt auch Philipp von Chemnitz als Quelle (TT II, 258). Außerdem zitiert sie in einer Fußnote eine längere Stelle aus einem Dokument, das in der *Geschichte Gustav Adolfs* (1775) von

Nach der Schlacht trifft Thekla – nun als junge Dame – die Königin von Schweden wieder und diese fordert sie auf, in ihr Land zu fahren und Hofmeisterin der Prinzessin Christine zu werden. In Schweden leidet die hübsche und geliebte Thekla unter dem Neid der anderen Hofdamen, die bald wegen der Narbe im Gesicht erkennen, dass sie und Jaromir dieselbe Person sind. Es verbreitet sich das Gerücht, dass Thekla sich als Mann verkleidet hat, um ihre verbotene Liebe zu Bernhard von Weimar zu verheimlichen und dass Christiern eigentlich ihr Sohn sei. Das Mädchen fällt in Ungnade, kehrt nach Deutschland zurück und eilt zu ihrem Vater in Böhmen, sobald sie erfährt, dass er in Wirklichkeit noch lebt und sich in der Nähe von Pilsen auf den Gütern Wallensteins aufhält.<sup>103</sup>

Bevor sie zum Vater gelangt, besucht sie Wallenstein und dessen zweite Gemahlin, Katharine.<sup>104</sup> Thekla ist von der Pracht, in welcher der Herzog von Friedland sie empfängt, ebenso überrascht wie von seiner Humanität: Sie hat sich den großen Feldherrn als einen „Götzen“ voller „Stolz und Übermut“ vorgestellt und findet stattdessen einen ungezwungenen und freundlichen „Mann“ (TT II, 322f.). Wallenstein macht Thekla mit dem Fürsten von Eggenberg bekannt, dem sie einmal als „Jaromir“ im Gefechte das Leben gerettet hat. Eggenberg begleitet Thekla und Christiern zum kranken Grafen von Thurn. Sobald er entdeckt, dass Jaromir eigentlich die verkleidete Thekla war, bietet er dem mutigen und tugendhaften Mädchen seine Hand an. Thekla nimmt sie an, muss sich aber vom Verlobten trennen, um mit ihrem Vater nach Eger zur Befestigung seiner Gesundheit zu fahren.

Zur gleichen Zeit flieht auch Wallenstein nach Eger: Mönche, die auf ihn angesetzt wurden, um seine Schritte zu kontrollieren und Schmeichler in seiner Umgebung haben dem Kaiser „seine Absichten auf die böhmische Krone“ mitgeteilt (TT II, 347). Der von seinem Heer geforderte „Eid des Gehorsams für seine eigene Person ohne Rücksicht auf den Kaiser“ wird in Wien als Verrat erklärt (TT II, 348). In Eger verliert Wallenstein das Leben. Thekla wohnt nicht der Ermordung des Generals bei, hört aber mit seiner Gemahlin in einem anderen Flügel des Palastes, in dem sie zu Gast sind, Waffengeräusche, und beide eilen vergebens zu Wallensteins Zimmer. Es ist zu spät: Der Friedländer ist tot und Thekla kann nur noch Katharine trösten. Als sie aber erfährt, dass die Mörder von Wallenstein

---

Johan Arckenholtz enthalten ist und den Mord des schwedischen Königs als durchgeplante Verschwörung von Seite seiner eigenen Offiziere darstellt (TT II, 258ff.).

<sup>103</sup> Historisch wurde Thurn 1633 von Wallenstein gefangen genommen, um später wieder frei gelassen zu werden.

<sup>104</sup> Historisch: Isabella von Harrach; ihre Schwester Katharina war mit einem Vetter von Wallenstein, Maximilian, verheiratet.



dem Kaiser auch ihren Vater, den protestantischen Erzfeind, tot nach Wien bringen wollen, flieht sie mit dem alten Grafen zu einem Landhaus an der polnischen Grenze, wo sich Sybille niedergelassen hat. Sie reisen mit Bogeslav, dem sie auf dem Weg begegnen, und erzählen einander die jeweiligen Abenteuer. Thurn stirbt kurz darauf<sup>105</sup> und die Trauer verdirbt das nach der Familienvereinigung wiederhergestellte Glück. In wenigen Seiten kommt das Happy End: Bogeslav heiratet die Witwe Wallensteins<sup>106</sup> und fährt mit ihr nach Frankreich. Eggenburg erreicht Thekla, lässt sich mit ihr trauen und reist mit ihr nach Schweden, wo er als Gesandter ein erfolgreiches und glückliches Leben führt. Bernhard von Weimar plant die Heirat mit Amalie von Hanau, wird aber am Tag vor der Hochzeit vergiftet, wie ein Traum des weisen Nikolaus Falk es vorhergesehen hatte. Amalie tröstet sich mit dem kleinen Christiern und sorgt für seine Erziehung.

### 2.3.3.2. Geballte Geschichte. Figurengestaltung, Stil, Perspektive

In der *Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn* begleitet eine opulente Anzahl von Nebenhandlungen, Exkursen und Romanzen die Haupthandlung des Romans. Eine Überfülle von Ereignissen fließt an der Heldin vorüber, so dass die Darstellung ihrer Psyche meistens oberflächlich bleibt und die Aufmerksamkeit vor allem auf die Aktion, auf historische und private Ereignisse gelenkt wird. Die Figuren scheinen somit – wie es in der Unterhaltungsliteratur üblich ist<sup>107</sup> – stark typisiert zu sein. Naubert verzichtet programmatisch auf eine komplexe Darstellung der Individuen und deren Motive, um der Sympathie der Leser eine schnelle Orientierung zu geben: Das Personal des Romans wird in ‚gute‘ und ‚böse‘ Figuren gruppiert, die polar eingesetzt werden. Diese Polarisierung koinzidiert allerdings nicht unbedingt mit der Gegenüberstellung von Protestanten und Katholiken: Obwohl die Erzählinstanz, die mit Thekla und der gesamten Familie Thurn sympathisiert, eine deutlich pro-protestantische Haltung zeigt, gibt es hie und da Figuren von Katholiken, die sich als freundlich und hilfsbereit erweisen, und Protestanten, die auch tadelnswert handeln. Der katholische Hauptmann, der sich nach der Magdeburger Hochzeit um Thekla kümmert, wird zum Beispiel als positive Figur dargestellt, genauso wie der General Wallenstein, der als „Wütrich“ bekannt ist und sich eigentlich „großmüthig“ zeigt (TT II, 207f.). Die Darstellung von Gustav Adolf ist dagegen im Roman keineswegs schmeichelhaft: Ihn, „von dem [...] so viel Vortheilhaftes gesagt“ wird, findet Thekla „nur

---

<sup>105</sup> Historisch starb Thurn 1640, also ein Jahr nach dem Zeitraum, in dem sich die Romanhandlung abspielt.

<sup>106</sup> Unhistorisch.

<sup>107</sup> Peter Nusser, *Trivilliteratur*, a.a.O., S. 127.

mittelmäßig“ und die Personen in seiner Umgebung sind „abgeschmackt, [...] stolz und gezwungen“ (TT I, 316). Als der König Magdeburg gerade in der Not verlässt, entwickelt Thekla einen „heftige[n] Unwillen wider Gustav“, weil er keinen Schritt zur Rettung der Stadt getan hat (TT II, 74).

Trotz dieser Differenzierungen bleiben die Figuren insgesamt unproblematisch, flach und ohne charakterliche Nuancierungen. Der Fokus des Romans ist nicht auf die Psychologie der Protagonistin(nen) gerichtet, sondern vielmehr auf deren Abenteuer. Die Aktion, nicht die Introspektion, steht im Zentrum des Romans. Als direkte Folge dieses Ungleichgewichts zugunsten der Handlung leitet sich ein hastiger, gedrängter, fast atemloser Erzählstil her: Der Wechsel der Szenen ist abrupt, das Erscheinen und Abtreten der Figuren märchenhaft unreal, die inneren Motoren der Narration oft vorgeschoben. Es entsteht eine Ballung an Ereignissen, eine krampfhaftige Suche nach Reisen und turbulentem Geschehen, die sich nicht allein durch die Freude der Autorin (und der Leser) an Abenteuern erklären lässt, sondern auch durch „das Bestreben der Aufrollung eines umfassenden zeitgeschichtlichen Bildes“, durch eine „Tendenz der universalhistorischen Abrundung“.<sup>108</sup> Durch die Mobilität der Protagonisten, durch ihre zufälligen Begegnungen mit Nebenfiguren, die dann überraschend sterben oder geheimnisvoll aus der Handlung verschwinden, kann Naubert den Leser zu verschiedenen Schauplätzen des Dreißigjährigen Krieges führen und ihm die großen Gestalten der Zeit vorstellen. Denn die *Thekla von Thurn* fokussiert als Zweischichtenroman die Privatgeschichte der erfundenen Titelheldin, hat aber immer die Weltgeschichte fest im Blickfeld und versucht, so viele historische Ereignisse wie möglich zu streifen.

Aber wie genau interagieren Thekla und die anderen Figuren des Romans mit der Geschichte? Wie werden sie von den historischen Begebenheiten betroffen und aus welcher Perspektive werden diese dargestellt? Wie aus der Zusammenfassung des Inhalts hervorgeht, erlebt Thekla die wichtigsten Ereignisse der frühen Phase des Krieges direkt mit (Prager Fenstersturz, Zerstörung Magdeburgs) oder sie befindet sich in der Nähe, kann nicht eingreifen und sieht nur die Folgen der Ereignisse (Eroberung von Prag, Schlacht von Lützen, Ermordung Wallensteins). In der Regel wird das Geschehen von der allwissenden Erzählinstanz heterodiegetisch präsentiert, so dass der Leser meistens mehr weiß als die

---

<sup>108</sup> Kurt Schreinert, *Benedikte Naubert*, a.a.O., S. 61.

Figuren.<sup>109</sup> An entscheidenden Stellen ist aber die Fokalisierung intern und reproduziert die Perspektive der Figuren, so dass der Leser eine empathische Nähe zu ihnen fühlt und den Thrill der Spannung mit ihnen teilt. Der Leser verfolgt zum Beispiel mit Thekla die Lützener Schlacht aus der Hütte des Müllerpaars, bei dem die Heldin Gast ist: Das Haus gewährt eine Aussicht auf die ferne Fläche des Schlachtfeldes, aber ein dicker Nebel umhüllt die Gegend, so dass Thekla nur den Widerhall des Heldenlieds und die Kanonenschüsse hören kann (TT II, 246ff.); im Dorf zirkulieren Gerüchte über den Verlauf des Kampfes, aber erst durch die späten Erzählungen von Augenzeugen erfährt man, dass Gustav Adolf getötet worden ist (TT II, 253ff.). Auch im Fall der Verschwörung gegen Wallenstein bleibt der Leser auf die Perspektive von Thekla angewiesen: Eine ausführliche Einleitung schildert zwar die Vorgeschichte des Komplotts („[d]ie Wahrheit von diesen Dingen, welche unsere Damen so wenig zu durchschauen vermochten“, TT II, 347), aber wie dieses durchgeführt wird, erfährt man erst mit Thekla und der Gemahlin des Generals, die Waffengeräusche aus Gordons Speisesaal hören und in Wallensteins Zimmer stürzen, um ihn tot aufzufinden (TT II, 361ff.).

### **2.3.3.3. „Sey ruhig! kümmer dich um nichts!“ Die Rolle der Frau in der Geschichte**

In Nauberts Roman erlebt die Frau die ‚große Geschichte‘ aus der Ferne und kann nicht in die Ereignisse eingreifen. Sie versucht wohl, den Gang der Geschichte zu ändern, aber sie kommt immer zu spät oder sie hat nicht genug Kraft dafür. Bei Naubert wird Geschichte nur von Männern gemacht: Der Prager Fenstersturz wird vom jähzornigen Thurn verursacht, der Krieg nimmt entscheidende Wendungen durch Generäle wie Tilly, Pappenheim und Falkenberg, die Ermordung von Gustav Adolf und die Verschwörung gegen Wallenstein erfolgen durch deren eigene Offiziere. Die Handlungen der Frauen hingegen, die im Roman doch im Vordergrund stehen, bleiben für die Abläufe der Weltgeschichte immer marginal.

Nauberts Darstellung der Frau und deren geringer Einflussmöglichkeiten in die geschichtlichen Prozesse widerspiegelt das Weiblichkeitsideal des späten 18. Jahrhunderts, ein Ideal, das die Frau aus dem politischen und kulturellen Leben im Grunde ausschließt.<sup>110</sup> Das zeigt sich in aller Deutlichkeit an einzelnen Stellen des Romans, in

---

<sup>109</sup> Zum Beispiel weiß der Leser vom Ausgang der Belagerung von Prag eher als Sybille, Thekla und Therese, die in den Katakomben des erzbischöflichen Palastes stecken und erst im Nachhinein erfahren, dass die Stadt in die Hand der Katholiken gefallen ist (TT I, 205ff.; 208).

<sup>110</sup> Zum Folgenden vgl. Waltraut Maierhofer, *Hexen – Huren – Heldenweiber*, a.a.O., S. 79-83.

denen die Frauen großer historischer Figuren es wagen, für die Handlungen ihrer Männer Interesse zu zeigen. Als sich Sybille von Thurn zum Beispiel bei ihrem Mann über die Grausamkeit beschwert, mit welcher er den Böhmisches Aufstand führt, reagiert dieser zornig:

Der schwache Verstand des Weibes ist freylich nicht gemacht, die Dinge ganz zu durchschauen, die nur für Männer gehören. [...] Komm, meine Liebe, [...] du bist meine Gemahlin, [...] in diesem Charakter bist du mir angenehm, nur nichts mehr von Staatsangelegenheiten und Friedensunterhandlungen, ich bitte dich, dies ist ein Fach, in welchem du alles Interesse für mich verlierst“ (TT I, 111).

Eine ähnliche Meinung vertritt Wallenstein in einem Gespräch mit Katharine, die sich über die kühnen Pläne ihres Mannes Sorgen macht: „Sey ruhig! kümme dich um nichts!“ – sagt der Friedländer – „Würke auf deinem Weberstuhl, bete für mein Glück, gehe mit deiner Freundin spazieren, und laß mich für das übrige sorgen“ (TT II, 344). Da die Frauen zur Beschäftigung mit „Nebendingen“ bestimmt sind (TT I, 15), sollen sie sich nicht für die Arbeit und die Entscheidungen ihrer Männer interessieren. Am besten sollen sie die Sphäre des Häuslichen gar nicht verlassen und von jeder Art (geschichtlicher) Handlung fern bleiben, weil sie dabei nichts Gutes anrichten können. Als Thekla zum Beispiel während der Erstürmung von Magdeburg versucht, aus der Stadt zu fliehen und nach Hilfe zu suchen, bezeichnet der Oberste Falkenberg ihre Tat als die „Thorheit eines unvorsichtigen Mädchens“ (TT II, 14).

Bei der Profilierung von Männlichkeit und Weiblichkeit orientiert sich Naubert eindeutig an der Lehre des polaren Geschlechtercharakters, die gerade im 18. Jahrhundert dominant wird.<sup>111</sup> Nach dieser Lehre entsprechen die physiologischen Unterschiede zwischen Mann und Frau bestimmten charakterlichen Geschlechtsmerkmalen, die auf gesellschaftlicher Ebene in einer differenzierten Rollenzuweisung reflektiert werden. Solche Charakterzüge und solche Rollen sollen dazu dienen, die Natur bzw. das Wesen von Mann und Frau zu erfassen.<sup>112</sup> Seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts finden sich immer häufiger Aussagen zu den charakterlichen Geschlechtsunterschieden, die in der Regel darauf abzielen, die Bestimmung von Mann und Frau zu verschiedenen Bereichen des Lebens als „naturgegeben“ zu präsentieren. So gelten Aktivität, Rationalität und

---

<sup>111</sup> Vgl. ebd.

<sup>112</sup> Vgl. Karin Hausen, *Die Polarisierung der ‚Geschlechtercharaktere‘ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben*, in Werner Conze (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Klett, Stuttgart 1976, S. 363-393.

Auftritt in der Öffentlichkeit als typisch männliche Züge, während Passivität, Pflege der Emotionen und Bevorzugung des Privaten als weibliche Qualitäten kodiert werden.

Die Dichotomie zwischen Mann und Frau zeigt Naubert am deutlichsten bei der Kontrastierung der charakterlichen Grundzüge von Sybille und Jaromir von Thurn: „Jaromir war ein Mann, wild und stolz, rachsüchtig und voll hochfliegender Entwürfe. Sybillens Charakter war sanft und nur allzubiegsam; sie glaubte sich fest und standhaft, und schwankte doch leicht von einer Seite zu der andern“ (TT I, 19). Wie ihre Mutter Sybille wird auch Thekla – gemäß den geschlechtsspezifischen Stereotypen der Zeit – als schwach und unüberlegt beschrieben, zumindest am Anfang der Narration. Als sie zum Beispiel, in Männerkleidern getarnt, Herzog Bernhard ihre wahre Identität verschweigt und sich als ihren Bruder ausgibt, beurteilt der Erzähler ihr Verhalten als impulsiv und nicht rational – also als typisch weiblich:

Freylich handelte Thekla schwach und mädchenhaft, daß sie lieber sich in ein Meer von Schwierigkeiten und Unbequemlichkeiten stürzte, als dass sie für den gegenwärtigen Augenblick einige Unannehmlichkeiten und etwas Beschämung über sich nahm, die sich leicht vernichten ließ; aber sie war – nur ein Mädchen und handelte so, wie es die Schwachheit und Vorurtheile ihres Geschlechts mit sich brachten. (TT II, 89)

Die Opposition von Männlichkeit und Weiblichkeit im Roman befolgt außerdem Stereotypen, die im Weiblichkeitsideal der Empfindsamkeit wurzeln. Waltraut Maierhofer hat ausführlich dargelegt, dass der *Thekla*-Roman eine klare Verbindung mit der Kultur der Empfindsamkeit aufweist, welche die Sphäre der Affekte und der Subjektivität zuungunsten des normativen Rationalismus der Aufklärung hervorhebt und den Kult der Familie und der Freundschaft propagiert.<sup>113</sup> Selbst wenn Naubert bei mehreren Gelegenheiten ihre Gegnerschaft gegen die Empfindsamkeit geäußert hat,<sup>114</sup> spielen in diesem Roman familiäre und Freundschaftsverhältnisse eine bedeutende Rolle, und Emotionen – selbst wenn nicht so vertieft dargestellt – skandieren die Handlung. Im Text sind zahlreiche Topoi der empfindsamen Literatur zu finden: Das „Herz“ und die „Seele“ werden wiederholt erwähnt, Tränen übersäen häufig das Gesicht der Figuren, und Gefühle finden in glühenden Wangen, Blässe und Ohnmachtsfällen Ausdruck.<sup>115</sup> Grundideale der Empfindsamkeit wie Tugend, Fügsamkeit, Mitleidsfähigkeit und Umsicht werden immer

---

<sup>113</sup> Vgl. Waltraut Maierhofer, *Hexen – Huren – Heldenweiber*, a.a.O., S. 87-95.

<sup>114</sup> Vgl. Christine Touaillon, *Der deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts*, a.a.O., S. 404-408.

<sup>115</sup> Zur Bedeutung des Gefühls (und der Ohnmacht) vgl. das Kapitel 5.2.6., in dem die Figur der schillerschen Thekla analysiert wird.

wieder evoziert, um ein Frauenbild zu bestätigen, das in der häuslichen Dimension seine volle Realisierung finden kann.

Obwohl die Abenteuer der weiblichen Figuren nach außen zeigen, wird im Roman für einen Rückzug ins Private, ins Familiäre plädiert. Die Wirrnis des Kriegs bringt Unordnung in die konsolidierten Schemata des familiären Zusammenlebens:<sup>116</sup> Ein Happy End kann es nur geben, wenn eine bürgerliche Hochzeit stattfindet und die ‚natürlichen‘ Verhältnissen zwischen den Geschlechtern wiederhergestellt werden.

#### **2.3.3.4. Die Bildung der Frau durch die Geschichte**

Der Roman *Thekla von Thurn* präsentiert ein Ideal von Weiblichkeit und von Tugend, das den Vorstellungen, Werten und Erwartungen des zeitgenössischen Lesepublikums entsprechen sollte. Die Geschichte der Heldin ist die Geschichte ihrer Bildung zur Tugendhaftigkeit und zur charakterlichen Größe, das heißt eine ‚innere‘ Entwicklungsgeschichte, die – dem Prinzip des Zweischichtenromans folgend – auf dem Hintergrund der großen ‚äußeren‘ Geschichte Form annimmt. Die Lektüre des Romans sollte den Lesern – und vor allem den „Leserinnen“, die an einer Stelle ausdrücklich angesprochen werden (TT II, 108) – einen vorbildlichen Charakter zeigen, der nicht perfekt ist, aber sich im Laufe seiner persönlichen Entwicklung verbessert und durch mehrfache Fehler zur Tugend gelangt. In England hatte Samuel Richardson mit seinen Briefromanen *Pamela, or Virtue Rewarded* (1740) und *Clarissa* (1748) bereits ein Tugendideal propagiert, „dessen höchste Werte weibliche Unschuld und sexuelle Reinheit waren“<sup>117</sup> und das im deutschen Frauenroman der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts wichtige Spuren hinterlassen hatte. Naubert übernimmt dieses Ideal und führt es weiter: Bei ihr bedeutet Tugend „auch Vertrauen auf die eigene Größe“, „Aufrichtigkeit“ und „Liebe zur Wahrheit statt angelernten Schmeicheleien und steifem Hofton“.<sup>118</sup>

Indem sie ihren Roman in zwei Teilen unterteilt und auf zwei Frauengestalten einzeln fokussiert, präsentiert die Autorin zwei verschiedene Geschichten weiblicher Bildung und somit zwei positive Leitbilder für ihr Publikum. Die erste Geschichte hat Sybille von Thurn als Protagonistin. Die Mutter von Thekla wird als eine wankelmütige Frau dargestellt, die ihre Haltung je nach Umgebung und Gesellschaft leicht ändert.

---

<sup>116</sup> Die Tatsache, dass sich Thekla als Mann verkleiden muss, um sich zu schützen, ist der beste Beweis für diese Unordnung.

<sup>117</sup> Waltraut Maierhofer, *Hexen – Huren – Heldenweiber*, a.a.O., S. 89.

<sup>118</sup> Ebd.

Naubert unterstreicht diesen unbeständigen Charakter, um ihre häufigen Religionswechsel zu erklären: Aus Liebe zu ihrem Mann wird sie protestantisch, driftet kurz unter dem Einfluss des Erzbischofs von Prag und der alten Gräfin Wallenstein zum Katholizismus zurück, um sich am Ende der protestantischen Sache mit Kraft und Überzeugung zu widmen. Sybille werden ihre Töchter entwendet, weil sie eine „schwache[] verblendete[] Mutter“ ist, wie ein Schreiben von Dorothee – der geheimnisvollen Dame, die sich um Thekla und Therese kümmert – es formuliert: „Sobald als sich verrätherische Freunde vom Schauplatze entfernt haben, oder sobald Sybille für sich selbst denken [...] lernen wird, so werden die jungen Fräuleins ihr wieder zugeschickt werden“ (TT I, 107). Naubert setzt nachdrücklich auf die Bedeutung der Freundschaft für die Gestaltung des eigenen Charakters: Als Sybille in der Gesellschaft der Katholiken wohnt, wird sie trübselig und krank, noch unsicherer und furchtsamer als sonst. Als die „falschen Freunde“ aber mit der Zerstörung von Pilsen beseitigt werden und Sybille mit der Schwester von Mannsfeld Freundschaft schließt, kann die Frau endlich ihre Töchter wieder haben: „Sybille hat ja nunmehr wohl Wahrheit und Falschheit unterscheiden gelernt“, heißt es (TT I, 137). Im Laufe der Handlung gewinnt also die unmündige Sybille ein stärkeres, autonomes Denken und eine tiefe Urteilsfähigkeit und wird somit zu einer verantwortungsvollen Mutter und zu einer sanften, aber selbstsicheren Ehefrau.

Die zweite und wichtigste Entwicklungsgeschichte ist die von Thekla. Das Mädchen ist schon als Kind neugierig, redegewandt und mutig. Selbst ihr Aussehen spricht von einer feurigen jungen Frau, die schwer zu bändigen ist: „Thekla war [...] ein schlankes Mädchen [...] mit schwarzen funkelnden Augen, [...] mit finstern wallenden Haar, von welchem sich nur selten eine seidene Locke unter dem sittsamen Schleyer hervor drängte“ (TT I, 248). Die Lebhaftigkeit ihrer äußerlichen Ausstrahlung findet der Leser bald auch in ihrer inneren Verfassung wieder: Thekla ist tatenlustig und kühn, sie macht ständig Fehler, aber weiß auch ihr Verhalten zu korrigieren. Im Verlaufe des Romans wird sie vom unnachsichtigen Mädchen zur Frau, wie sich mit besonderer Deutlichkeit an drei Stationen ihrer Parabel zeigt. In der ersten Etappe ist Thekla mit dem überwältigenden Gefühl der Liebe konfrontiert (Abschnitt 38-41). Sie befindet sich im schwedischen Lager bei Frankfurt und verliebt sich in Bernhard von Weimar. Bekümmert verfolgt sie die Kämpfe ihres Geliebten aus einem Turm und erregt somit den Verdacht ihrer Schwester Therese. Während Thekla ihr von ihrer Liebe für Bernhard erzählt, kommt die Nachricht, dass ein Herzog schwer verwundet worden ist. Thekla fällt in Ohnmacht, aber der verwundete Herzog ist nicht der geliebte Bernhard, sondern Albert von Lauenburg, der ihre Tugend

bedroht. Als Albert erfährt, dass Thekla für ihn in Ohnmacht gefallen ist, schreibt er ihr einen leidenschaftlichen Brief, der Thekla zutiefst empört. Albert lässt Thekla und Therese von seinen Männern entführen, diese aber verstreuen heimlich ihre Tücher und Schmuckstücke aus dem Wagen, so dass Bernhard dem Weg ihrer Kutsche folgen und sie von den Entführern retten kann. Dieses Abenteuer lehrt Thekla „behutsam zu seyn, und ihre Gedanken selbst nicht in dem Innersten ihres Kabinets ausbrechen zu lassen“ (TT I, 339). Die Heldin hat „die Unterdrückung ihrer Leidenschaft“ erlernt (TT I, 339), eine Eigenschaft, die sich für eine weise, sittsame Frau ziemt. Die zweite Lektion lernt sie aus dem bereits erwähnten Fluchtversuch aus der belagerten Stadt Magdeburg (Abschnitt 43-44). Die ungeduldige, tatenfreudige Thekla verkleidet sich als Mann und sucht nach Hilfe außerhalb der Stadt, wird aber von Soldaten erwischt und rettet sich knapp vom Tode. Die junge Frau sieht ein, dass sie leichtsinnig gehandelt und eine gefährliche „Thorheit[]“ begangen hat (TT II, 14): „Mit schüchtern niedergeschlagenen Augen und zitternder Stimme“ bekennt sie Falkenberg alles und „erh[ält] den Tadel den sie verdiente“ (TT II, 15). Aus dieser Erfahrung lernt sie, weniger impulsiv und bedachtsamer zu handeln, aber auch dass Frauen ohne die Rücksprache mit Männern nicht in die Sphäre des Politischen oder Militärischen eingreifen sollen.<sup>119</sup> Die dritte Lehre zieht Thekla aus ihrer Erfahrung am schwedischen Hof, an dem sie als Favoriten der Königin Eleonore unter dem Neid der anderen Damen leiden muss (Abschnitt 63-65). Als herausgefunden wird, dass Thekla sich lange Zeit als Mann angezogen und unter Soldaten gelebt hat, verbreiten sich falsche Gerüchte über ihre Tugend, die am Ende dazu führen, dass sie in Ungnade fällt. Thekla reagiert jedoch würdevoll auf die Provokationen und entscheidet selbst, Stockholm zu verlassen, bevor sie vertrieben wird. Denn sie hat nichts zu verbergen: Ihr moralisches Betragen ist transparent und soll nicht den bösen Spekulationen der Feinde unterliegen. So tröstet sie ihre Freundin Katharine, die Schwester von Gustav Adolf: „Bekümmert euch über nichts, was eure Feinde wider euch sagen und tun, niemand ist der ihnen glaube. Wir richten nach dem was wir sehen, nicht nach dem was wir hören“ (TT II, 305). Thekla lernt nicht ohne Schmerzen, dass die Tugend nicht nur von konkreten Gefahren geschützt, sondern auch von Unterstellungen verteidigt werden muss. Wer aber moralisch integer lebt, soll das Urteil der anderen und selbst die falschen Gerüchte nicht befürchten.

---

<sup>119</sup> In diese Richtung zeigen auch die anderen Verkleidungsepisoden im Roman: In Männerkleidern fühlt sich Thekla überhaupt nicht wohl, die Rolle des Soldaten spielt sie widerwillig und sie ist froh, wenn sie endlich ihre Damenkleider wieder tragen kann. Vgl. ebd., S. 83-86.



Am Ende ihrer Abenteuerreihe genießt Thekla das Glück freiwilliger Beschränkung und entwickelt eine starke Tugendhaftigkeit, die sie weiter lehren kann. Als sie zur Hofmeisterin der Prinzessin Christina von Schweden wird, fragt sie sich bescheiden, ob sie einer so wichtigen Rolle gewachsen sei:

Thekla sollte das Herz, die Sitten der Prinzeßin Christine bilden helfen, sollte durch die Erziehung einer jungen Königin Einfluß auf das künftige Wohl eines ganzen Volks haben; was für ein Gedanke für eine so schwärmerische Anhängerin der Tugend als sie war! Sie fühlte sich, daß sie das konnte, was man von ihr verlangte. Frühzeitige Unfälle hatten ihr Herz veredelt, hatten sie mit Erfahrungen bereichert, welche man selten bey einem neunzehnjährigen Mädchen findet. (TT II, 275)

Die junge Thekla ist nach allen selbst begangenen Fehlern, nach allen Erfahrungen inmitten schwieriger Zeitumstände zur „Anhängerin der Tugend“ geworden und kann nun andere Mädchen, sogar eine künftige Regentin, zur Sittsamkeit und Redlichkeit erziehen. Naubert präsentiert hier nicht nur eine bürgerliche Erfolgsgeschichte, sondern möchte auch zeigen, dass die Frau durch die Pädagogik ihre Rolle in der Geschichte finden kann – eine kleine Revanche gegenüber den Männern und ihren Kriegstaten.

Am Ende des Textes „handelt [Thekla] in allem edel“ (TT II, 298), ihr „edles Herz“ hat gelernt, „jeden Schatten und Unrecht“ zu hassen (TT II, 297). Sie kann also Trägerin von Tugendhaftigkeit und sogar Erzieherin werden. Nicht zufällig erinnert ihr Name an die apokryphe Geschichte der Heiligen Thekla aus Ikonion,<sup>120</sup> einer Jungfrau, die laut der im 2. Jahrhundert verfassten *Acta Pauli et Theclae* dem Apostel Paulus in Männerkleidern (!) folgte und sich in Predigten an das Volk wandte. Nauberts Thekla wird zur Predigerin der Tugend für die Prinzessin Christine, aber auch für die Leserinnen und Leser des Romans. Ihre Geschichte ist die Geschichte einer Herzensbildung und einer Ausbildung zur charakterlichen Größe, die selbst in schwierigen historischen Situationen erfolgen kann. Die ‚äußere‘ Geschichte des Dreißigjährigen Krieges begleitet diese ‚innere‘ Entwicklung der Hauptfigur und schafft die Bedingungen für eine Unzahl von Abenteuern, Reisen und Unglücksfällen. Die Geschichte bildet in diesem letzten Endes als Entwicklungsroman angelegten Narrativ den Hintergrund und dient vor allem mit ihren Szenen des Schreckens dazu, Mitleidsgefühle beim Leser zu erregen, der sich somit an den Unterfangen der Hauptfiguren direkter beteiligt und sich – wie diese – erziehen lässt.

---

<sup>120</sup> Vgl. ebd., S. 74.

### 2.3.3.5. Exkurs: *Der Graf von Thurn* (1793) von Johann Nepomuk Komareck. Der Böhmisches Aufstand als „Spiegel“ der Französischen Revolution

Vier Jahre nach der Erscheinung der *Thekla von Thurn* verfasst der böhmische Schriftsteller Johann Nepomuk Komareck, von dem später noch die Rede sein wird,<sup>121</sup> eine Dramatisierung in vier Akten vom ersten Teil der Naubertschen Geschichte, die 1793 mit dem Titel *Der Graf von Thurn. Ein Nazionalschauspiel* in Leipzig gedruckt wird.<sup>122</sup> Wie der Titel es ankündigt, konzentriert sich Komareck weder auf Sybille (in diesem Text „Sibille“) noch auf die kleine Thekla, sondern auf die große historische Figur des Grafen, der im Stück seinen eigentlichen Namen („Heinrich Matthias“ und nicht „Jaromir“ wie bei Naubert) trägt. Der Text schildert die Zeit des Böhmisches Aufstands und endet mit den gewaltigen Szenen des Prager Fenstersturzes. Obwohl der Autor in der Vorrede schreibt, dass er nur die Geschichte als Quelle herangezogen hat und nicht etwa „die erhitzte Phantasie“ (GT 7), reicht ein Blick in die Liste des Personals und in die ersten Szenen aus, um aufzuzeigen, dass das Stück nicht bloß von Nauberts Roman angeregt wurde, sondern zum großen Teil eine textnahe Dramatisierung desselben darstellt. Nicht nur die unhistorische Tochter Thekla, aber auch die Kammerfrauen Brigitte und Gertrud und der Astrologe Nikolaus Falk zählen zu den Figuren, die Komareck von Naubert ausleiht. Die alte geizige Gräfin Wallenstein, die einen Schatz in den Kellern ihres Palastes versteckt (GT 47f.) und der Erzbischof von Prag, der versucht, „Sibille in den Schoos der Kirche zurückzuführen, aus welchem sie ihr Mann verlockte“ (GT 22), werden ebenso erwähnt. Andere Elemente der Handlung wie der von den Thurns finanzierte Bau einer protestantischen Kirche bei Klostergrab, die von den Katholiken verbrannt wird (GT 52)<sup>123</sup> und die Entführung von Jaromir durch den Sekretär Fabrizz (GT 81ff.) zeugen von einer direkten Kenntnis des *Thekla*-Romans.<sup>124</sup> An einer Stelle wird sogar ein Dialog von Sibille

---

<sup>121</sup> Im Kapitel 4 wird die Biographie des Autors anhand der wenigen ermittelbaren Informationen vorgestellt und sein Stück *Waldstein* (1789) analysiert. Auch im *Graf von Thurn* tritt der Friedländer mit seinem tschechischen Namen ‚Waldstein‘ auf und wird als treuer Diener des Kaisers präsentiert: „Er ist ein eifriger Katholik, ein mächtiger Beschützer der Geistlichkeit und ein treuer Unterthan des Kaisers. Unsre Kirche [die katholische, D.V.] hat ihn triumphierend aufgenommen – und das Herz aller Redlichen huldigt ihn“ (GT 34).

<sup>122</sup> Johann Nepomuk Komareck, *Der Graf von Thurn. Ein Nazionalschauspiel in vier Akten*, Karl Franz Köhler, Leipzig 1793. Aus dieser Ausgabe wird mit der Sigle GT zitiert.

<sup>123</sup> Diesbezüglich lässt sich eine textinterne Unstimmigkeit beobachten: An einer Stelle des Stückes wird Braunau (GT 23), an anderer Stelle Klostergrab (GT 38) als die Lokalität der Kirche genannt.

<sup>124</sup> Dass Komareck die Romane von Naubert gekannt hat, beweist auch eine Adaptierung des *Hermann von Unna* für die Bühne, die er 1792 unter dem Titel *Ida, oder das Vehmgerich* veröffentlicht. Vgl. Kurt Schreinert, *Benedikte Naubert*, a.a.O., S. 108, Anm. 8.

mit einem Bürger aus dem Roman wortwörtlich übernommen<sup>125</sup> und das Bild vom Balsam der Hoffnung, der bei Naubert die Wunden der Verzweiflung heilen kann, wird bei Komareck ebenso aufgegriffen.<sup>126</sup>

Insgesamt hält sich also der Text von Komareck eng an der Erzählung von Naubert, konzentriert sich allerdings weniger auf die Privatgeschichte der Frauen und widmet der ‚großen‘ Geschichte der Männer mehr Aufmerksamkeit. Längere Sequenzen im Stück bilden zum Beispiel die Gespräche von Slabata, Martiniz und anderen Staatsräten über den Stand der protestantischen Revolte und die Positionen der beiden Parteien werden deutlich profiliert und gegenübergestellt. Einerseits beschwerten sich die katholischen Staatsräte über den Majestätsbrief (1609) von Kaiser Rudolf II., der den evangelischen Ständen in Böhmen Religionsfreiheit gewährt und zum unkontrollierten Bau protestantischer Kirchen „zum Nachtheil der Katholiken“ geführt hat (GT 26); andererseits beschreiben die Protestanten, wie sich ihre Gegner „Unterdrückung und Mißhandlungen aller Art“ gesetzwidrig erlauben (GT 40): Die Katholiken lassen die Protestanten hungern (GT 41) und Thurn, ihr großzügiger „Vater“ (GT 43), schützt und verpflegt sie. Der Konflikt ist aber auch bei Komareck nicht nur konfessioneller Art. Es geht nämlich um Macht und es geht um Liebe. Genau wie bei Naubert werden die Ambitionen des machtgerigen Grafen und seiner Frau erwähnt: Thurn will zuerst zum Staatsrat (GT 12), später zum König von Böhmen ernannt werden (GT 43, 116). Er hasst Martiniz nicht nur, weil dieser an seiner Stelle die Staatsratswürde erlangt, sondern auch weil er auf ihn eifersüchtig ist: Als Sibille noch katholisch war, strebte Martiniz nach ihrer Hand (GT 21). Das Thema der Eifersucht von Thurn übernimmt Komareck von Naubert und führt es weiter mit der Episode eines Briefes, den der Graf fälschlich als Beweis für den Verrat seiner Frau interpretiert und der einen feurigen Wutausbruch verursacht (GT 69f.).

Das Interessante am Text von Komareck liegt allerdings nicht in den Ähnlichkeiten mit dem *Thekla*-Roman, sondern im Hauptunterschied, der entstehungszeitlich bedingt ist:

---

<sup>125</sup> „Mein Freund, sagte Sybille, der Graf von Thurn wird nichts von solchen Abscheulichkeiten dulden, er ist viel zu gut, viel zu menschenfreundlich! Menschenfreundlich? Antwortete der Bürger. Je ja doch!“ (TT I 57); „Sibille: Mein Freund! Der Graf von Thurn wird nichts von solchen Abscheulichkeiten dulden, er ist viel zu gut, viel zu menschenfreundlich. – Rzipa: Menschenfreundlich? – Je ja doch!“ (GT 89).

<sup>126</sup> „[D]ie Wunden [der Leidenden, D.V.] werden [...] von Zeit zu Zeit mit ein wenig lindernden Balsam verbunden, bis sie endlich fest und abgehärtet dastehen, lebendige Denkmahle menschlicher Leiden und menschlicher Kräfte“ (TT I 238); „Nikolaus Falk: [...] Die Hoffnung ist ein guter Balsam – aber nicht hinlänglich eure Wunden zu heilen, die euch euer Muthwille schlagen wird!“ (GT 93); „Sibille: Ach, wär nur der Erzbischof zugegen, daß er Balsam in meine aufgerissene Wunde gießen – und durch seine tröstenden Worte meine kranke Seele heilen könnte!“ (GT 106).

Nauberts Werk erscheint ein Jahr vor der Französischen Revolution, dasjenige von Komareck vier Jahre danach. Seine Darstellung des Böhmisches Aufstands im Drama schlägt notwendigerweise eine Brücke zu den französischen Ereignissen, wie der Autor selbst es in der Vorrede zum Stück andeutet. Hier fühlt er sich quasi verpflichtet, die Absicht zu verteidigen, eine Revolution aus der neueren Nationalgeschichte auf die Bühne zu bringen. Er verstehe nicht, warum man „eine der wichtigsten Begebenheiten des Vaterlandes“ nicht inszenieren dürfe, nur weil sie eine Revolution zum Thema hat: „[D]em, der etwa irrig dächte: ich hielte der Rebellion eine Lobrede, verbiete ich sein sündhaftes Klatschen *ernstlich*; denn mein Gedanke ist unsträflich, und das Stück selbst muß wider das böse Urtheil des Schlechtgesinnten zeugen“ (GT 5f.). Und doch ist sich Komareck allzu bewusst, dass das Thema nach den französischen Unruhen, die sich 1792, als er die Vorrede schreibt, bereits in die *Terreur* umgeschlagen haben, ein heikles ist. Er versucht also, das revolutionäre Potential des Stückes zu mildern, indem er ausdrücklich Stellung gegen die Gewaltexzesse in Frankreich nimmt (bzw. zu nehmen fingiert):

Ich wählte hier geflissentlich jene Epoche, die die Veranlassung zu einem der blutigsten und verheerendsten Kriege [...] war; wo der Pöbel von herrschsüchtigen Köpfen erhitzt, vom Reiz des Neuen, und dem süßen Traum der goldnen Freiheit angelockt, sich dem beigesellte, den Privathaß, Eitelkeitstrieb, Sucht nach Größe – oder wie die Phantome alle heissen, welche in unsren Tagen die Köpfe der Franzosen verwirren, und den Jakobinern Narrenkappen aufsetzen – auf den sträflichen Irrweg brachte, sich wider seinen Landesherrn aufzulehnen. (GT 6)

Komareck will die „schrecklichen Folgen des Ungehorsams gegen die Majestät darstellen“ (GT 7) und wünscht sich weiterhin, dass

die thörichten Franzosen, die [...] berechtigt zu seyn glauben: ihren rechtmäßigen König zu kränken, die Majestät zu entheiligen, und über Religion zu spotten, sich in einem solchen Spiegel besehen, zurück prallen – und [...] zur verlorenen Vernunft wieder gelangen! (GT 8)

Der böhmische Aufruhr soll als „Spiegel“ der Französischen Revolution zu einem Instrument werden, das zum Verständnis der Gegenwart beitragen soll. Mit einem Blick in die Vergangenheit soll das Stück zur Warnung der zeitgenössischen „[f]reiheitskranken Menschheit“ (GT 7) dienen, die demokratische Ideale mit Gewalt erkämpfen will. In der Vorrede zum Stück liefert Komareck also ein strenges Urteil über die Revolte der Protestanten und daher auch über die französische Revolution. Dieses Urteil findet sich im Text vor allem als Kritik der Gewalttätigkeiten wieder. Kurz nach dem Ausbruch der Kämpfe kommentiert Rzipa, ein katholischer Bürger von Prag: „Die Protestanten wüthen

fürchterlich! [...] Ich für meine Person habe es nie gut geheißen, daß man die armen Ketzer so verfolgt und unterdrückte, – aber machen sie es nun anders?“ (GT 88). Und der Astrologe Nikolaus Falk, der auf der Seite der Protestanten steht, warnt seine Glaubensbrüder, die zu Beginn des Aufstands enthusiastisch durch die Stadt gehen: „Gebt Acht, daß sich eure Freude nicht in Trauer, – euer Jauchzen nicht in Angstgeschrei, – euer Triumphgesang nicht in Todesröcheln wandle!“ (GT 93).

Komareck kritisiert also die Gewaltkomponente des Aufstands und die Leichtsinnigkeit der Protestanten, die – ohne es ahnen zu können – in der Tat den Anstoß zu einem langwierigen Krieg gegeben haben. Implizit ist der Verweis auf die *Terreur* als unerwartete Folge der Volksinsurrektion im gegenwärtigen Frankreich. Das Urteil des Autors über die katholisch-habsburgische Partei ist aber ebenso streng: Ihre repressive Politik gegen die Protestanten ist unzulässig, ihr von Religionshass und politischer Blindheit geleitetes Verhalten zensiert Komareck als unmenschlich. Der Autor vertritt keine konservative, antifreiheitliche Position, wie er uns im Vorwort zu glauben gibt. Ganz im Gegenteil stellt er den Aufstand der Protestanten sogar als legitim und verständlich dar. Als der Erzbischof von Prag zum Beispiel die evangelische Kirche der Thurns zerstören lässt, setzt Komareck Worte der Empörung in den Mund des vernünftigen Wallenstein, welcher in der Unterdrückung der Protestanten nicht den Ausdruck des Willen Gottes, sondern einen Missbrauch sieht:

Ich weiß, was Gott *verordnet* – und weiß was die Kirche *widerordnet*. Es ärgert mich [...], wenn ich sehe, daß [...] die Diener der Kirche vernünftiger, als der Stifter selbst handeln wollen – und indem sie an dem Meisterstücke eines felsenfesten Gebäudes künsteln, klügeln und meiseln – seine Festen untergraben [...]. (GT 55f.)

Dass die Linie der Katholiken falsch ist, wird vor allem in den beiden letzten Szenen des Stückes klar. Die Staatsräte versammeln sich und diskutieren über die Maßnahmen, die sie zur Eindämmung des Aufstands ergreifen sollen. Nach Lobkowitz wäre es ratsam, die Protestanten „durch sanftes Zureden und freundschaftliches Behandeln in ihre Schranken zurückzubringen“ (GT 107) und auch Sternberg spricht sich dafür aus, „[n]icht so strenge und unmenschlich“ zu handeln wie die Gegner (GT 109). Slabata und Martiniz dagegen entscheiden sich für eine gewalttätige Lösung, denn „gegen Rebellen kann man nicht anders als mit Schärfe verfahren“ (GT 109). Lobkowitz versucht wieder, die beiden aus diesem Vorhaben abzuwenden:

Die Protestanten sind darum aufrührisch, weil man sie unterdrückt, – sie hungern läßt – und – als wären sie nicht Menschen, sondern giftige Thiere – reißende Wölfe – auf ihre

gänzliche Vertilgung anträgt. Gönnen wir ihnen einige Erholung nur [...] und sie werden in sich gehen – ihre Wuth wird sich legen – und so einem schrecklichen Aufruhr nach und nach ein fester Damm ohne viel Unheil und Blutvergießen entgegen gesetzt werden! (GT 111)

Dieser Appell zum humanen Handeln bleibt aber unbeachtet. Als Thurn in den Saal einbricht und die Versammlung unterbricht, kommt er „in gerechter Forderung“ und verlangt „Sitz und Stimme auf dem Reichstage“ für die protestantischen Stände (GT 114). Er akzeptiert es nicht, als Rebell bezeichnet zu werden, denn das „Vaterland“ und der „Monarch“ sind ihm „heilig“; außerdem erinnert er Slabata an den Majestätsbrief, der eben die Religionsfreiheit proklamiert und den Bau protestantischer Kirchen in Böhmen als gesetzmäßig erklärt (GT 117). Thurn wird also als gerechter Mann dargestellt: Er handelt für die Freiheit seiner Glaubensbrüder, und mit seinen Forderungen widersetzt er sich nicht der kaiserlichen Majestät. Als er allerdings merkt, dass seine Bitten keine Antwort bekommen, lässt er in einem Wutausbruch die Staatsräte aus dem Fenster des Palastes hinauswerfen. Das Stück schließt mit dieser Szene und Komareck lässt das Ende offen: „Ich hab sie herabgestürzt von ihrer Höhe, die uns unterdrücken wollten!“ – triumphiert Thurn – „Mögen sie mich nun Aufrührer, Rebell – oder was sie wollen, schelten, ich achte ihrer nicht! – Das Urtheil ganzer Nationen entscheidet, laßt uns dies vernehmen!“ (GT 119).

Die Beurteilung von Thurns Verhalten übergibt also Komareck den Zuschauern (oder sogar den Nachkommenden). Bei näherer Betrachtung ist aber das offene Ende als Entlastungsstrategie zugunsten des Grafen gedacht: Der Gewaltakt von Thurn – und somit, *mutatis mutandis*, auch die Französische Revolution – scheint aus einer gerechten Forderung nach Freiheit entstanden zu sein, selbst wenn er weitere Grausamkeiten verursacht hat. Es bleibt also danach zu fragen, warum der Autor in seiner Vorrede gegen die „thörichten Franzosen“ schimpft und das revolutionäre Potential seines Stückes abmildert. Es liegt die Vermutung Nahe, dass er im Vorwort eine der Theaterzensur entgegenkommende Aussage liefern möchte, die allerdings nicht mit der eigentlichen Botschaft des Textes korrespondiert.<sup>127</sup> Denn im Stück wird schon der Rekurs auf Gewalt für die Durchsetzung politischer Ziele kritisiert, aber der Autor lässt keinen Zweifel an der Gerechtigkeit der protestantischen Revolte aufsteigen. Um die These der Legitimität des

---

<sup>127</sup> Ein ähnliches Verfahren ist in seinem „vaterländische[n] Trauerspiel“ *Waldstein* ausfindig zu machen. Hierzu vgl. Peter Höyng, *Die Sterne, die Zensur und das Vaterland*, a.a.O., S. 186-188. Zur Rolle der Theaterzensur im späten 18. Jahrhunderts vgl. ebd., S. 79-143.

Freiheitsbestrebens der Rebellen nicht zu stark hervorzuheben, reproduziert er im Text die Positionen beider Parteien mit gleich vehementen Tönen, aber am Ende stellt er sich auf die Seite von Thurn, zeigt seine guten Intentionen und vor allem die Legitimität seines Verhaltens. Im Paratext wird also eine Erwartung gesteuert (die Anklage gegen Revolutionen), die im Drama nicht erfüllt wird. Am Beispiel des Böhmisches Aufstands wird gezeigt, dass die repressive Politik der katholischen Stände in Prag weniger gerechtfertigt als die Rebellion der Protestanten gewesen ist.

In seinem „Nazionalschauspiel“ verteidigt also der böhmische Autor nicht die Haltung und die Interessen des Hauses Habsburg, wie die kaiserliche Zensur es hätte erwarten können, sondern eine unabhängige Identität der Böhmen, die durch die historische Figur des freiheitsstrebenden Grafen von Thurn in der Gegenwart neu belebt werden soll. Gerade zu der Zeit, in der Komareck sein Stück verfasst, beginnt Böhmen, das noch zur habsburgischen Monarchie gehörte, ein stärkeres Nationalbewusstsein zu entwickeln, das in eine Autonomiebewegung (die sogenannte ‚Tschechische Wiedergeburt‘) mündet.<sup>128</sup> Um die tschechische Identität von der österreichischen zu verteidigen und um politische Selbstständigkeit zu erzielen, stellen die Tschechen den Wiener Zentralismus in Frage und fordern als Volk die Freiheit zur Selbstbestimmung. Komarecks „Nazionalschauspiel“ kann als Beitrag zu dieser neuen Emanzipationsbestrebung und Identitätsbehauptung der Böhmen gelesen werden. Seine in der Vorrede vorgetäuschte Abneigung gegen die Französische Revolution ist eigentlich ein Weg zur Thematisierung der Frage nach Freiheit und Selbstbestimmung im eigenen Land.

Mit einem Abstand von vier Jahren übernimmt Komareck den populären Roman von Naubert und lässt daraus ein Stück über Freiheit und die Legitimität von Revolutionen werden. Während Naubert fern von politischen Aussagen bleibt und die Geschichte ohne jede Art von Gegenwartsbezug behandelt, richtet Komareck seinen Blick auf die Vergangenheit seines Landes, um sich über dessen politische Gegenwart zu äußern.

---

<sup>128</sup> Hierzu vgl. Jörg Konrad Hoensch, *Geschichte Böhmens. Von der slawischen Landnahme bis zur Gegenwart*, 3. Aufl., C.H. Beck, München 1997, S. 305-337.

#### 2.3.4. *Graf Rosenberg* (1791). Eine importierte Geschichte

Den Roman *Graf Rosenberg, oder das enthüllte Verbrechen. Eine Geschichte aus der letzten Zeit des dreißigjährigen Krieges* veröffentlicht Naubert 1791 bei Weygand in Leipzig.<sup>129</sup> Es handelt sich um die Übersetzung oder, besser, um die Adaptierung und Bearbeitung eines britischen Romans, wie die Hinweise auf die „englische Urschrift“ (GR 60), die „englische Urschreiberinn“ (GR 218) und die „englische Verfasserinn“ (GR 221) im Text es zu verstehen geben. Bereits Wilhelm Grimm hatte in seiner Liste der Romane von Naubert unter der Rubrik „Uebersetzungen, größtenteils aus dem Englischen“ auch den *Rosenberg* angeführt. Lange Zeit wurde die Liste von Grimm allerdings als wenig zuverlässig betrachtet und manche der darin enthaltenen Werke als Originalwerke der Autorin angesehen.<sup>130</sup> Bis vor kurzem wurde der *Rosenberg* zu den bekanntesten historischen Romanen der Autorin gezählt.<sup>131</sup> Die Entdeckung des englischen Originals verdanken wir Hilary Brown, die herausgefunden hat, dass Nauberts Roman die Übersetzung von *Rosenberg, a Legendary Tale* (1789)<sup>132</sup> der Schriftstellerin Ann Hilditch (verheiratet Howell) ist.<sup>133</sup> Für die Ziele unserer Arbeit entsteht damit eine nicht unwichtige Frage: Inwiefern macht es Sinn, im Rahmen einer Analyse der historischen Erzählprosa von Naubert einen übersetzten Text zu berücksichtigen? Wie sich zeigen wird, erweist sich die Übersetzung der deutschen Autorin in diesem Fall nicht als rein mimetisch, sondern ist an manchen Stellen durch eine aktive Verarbeitung und Umgestaltung des Originals gekennzeichnet. Bevor dieser Aspekt näher beleuchtet wird, soll aber zuerst eine Zusammenfassung des Romans vorgenommen werden.

Protagonist der Handlung ist Lothar (Lothair in der englischen Version), ein Findling, der vom gutherzigen böhmischen Grafen Borislaw (Borlaslaw) wie sein eigener

---

<sup>129</sup> [Benedikte Naubert], *Graf Rosenberg, oder das enthüllte Verbrechen. Eine Geschichte aus der letzten Zeit des dreißigjährigen Krieges*, Weygand, Leipzig 1791. Im Gegensatz zur *Thekla von Thurn* ist die Originalauflage des *Rosenberg*-Romans ein Rarum und ist auch nicht in Digitalbibliotheken auffindbar. Mit der Sigle GR wird im Folgenden aus einem Nachdruck aus demselben Jahr zitiert: [Benedikte Naubert], *Graf Rosenberg, oder das enthüllte Verbrechen. Eine Geschichte aus der letzten Zeit des dreißigjährigen Krieges*, [ohne Verlagsangabe], Leipzig 1791. Das als Bezugstext genommene Exemplar befindet sich in der Universitätsbibliothek der Freien Universität zu Berlin, Signatur: 380/78/07158(2).

<sup>130</sup> Vgl. Lieselotte E. Kurth, *Eine Notiz Wilhelm Grimms zu den Übersetzungen der Benedikte Naubert*, in „Modern Language Notes“, 84.3, 1969, S. 457-458.

<sup>131</sup> Vgl. Marianne Henn / Paola Mayer / Anita Runge, *Nachwort*, a.a.O., S. 339.

<sup>132</sup> [Ann Hilditch], *Rosenberg, a Legendary Tale by a Lady in Two Volumes*, Lane, London 1789. Die Namenszuschreibung folgt den Angaben von Peter Garside / James Raven / Rainer Schöwerling (Hg.), *The English Novel 1770-1829. A Bibliographical Survey of Prose Fiction Published in the British Isles*, Oxford University Press, Oxford 2000, Bd. 1, S. 475.

<sup>133</sup> Vgl. Hilary Brown, *Benedikte Naubert and her Relations to the English Culture*, a.a.O., S. 28f.



Sohn erzogen wird. Nach seinem Tod überlässt der Graf Lothar seine Erbschaft, aber der Junge will die Reichtümer dem legitimen Erben, Borislaws Bruder, schenken und dafür dessen Schwester, die er leidenschaftlich liebt, heiraten. Statt diesem Plan nachzukommen, verstößt der neue Besitzer der Güter den armen Lothar aus dem Schloss, weil er die Hand der schönen Juliane (Juliana) dem Baron von Steinfurt, einem Freund von ihm, schon versprochen hat. So fängt die ziellose Wanderung des Verstoßenen an, der auf dem Weg alle möglichen Abenteuer erlebt. In einer regnerischen Nacht gelangt er in ein Schloss, das im Rufe steht, von Geistern heimgesucht zu sein. Lothar, der an die „Vorurtheile[] des Pöbels“ (GR 18) nicht glaubt, tritt furchtlos ein und legt sich schlafen. Im Zimmer erscheint aber ein Phantom, der ihn in den dunklen Kerker des Schlosses führt. Hier erkennt Lothar eine weibliche Gestalt, die versucht, ihn zu umarmen, und drei kleineren Gestalten, die im Blut schwimmen. Erschrocken fällt er in Ohnmacht und, als er am Tag danach erwacht, findet er ein grauenvolles Szenarium vor sich:

Er sahe sich in einem engen düstern Keller, dessen Wände hier und da mit Blut bespritzt waren, die Feuchtigkeit, wovon die dumpfigsten Mauern troffen, weichte die kläglichen Spuren auf, und schien frisches Blut zu seyn [...]. Das häßlichste Ungeziefer schien sich hier versammelt zu haben, um an den Ueberbleibseln einiger todten Körper zu nagen, welche in einem Winkel lagen; – die Zeit und der Zahn dieser gefreßigen Thiere hatte nicht viel mehr von ihnen übrig gelassen, als die bloßen Gerippe, welche noch mit einigen halbverweseten Fragmenten von dem bedeckt waren, was ehemals köstliche Nachtkleider gewesen zu sein schienen. (GR 30f.)

Der junge Mann flieht aus dem Schloss und begegnet einem guten Bauern, Berthold (Bertoff), der ihm vorschlägt, sich in einer Höhle in der Nähe des Schlosswaldes zu verstecken und dort als Einsiedler zu leben. Als Eremit verkleidet, begibt sich Lothar zum Schloss seines alten Herrn, um Juliane zu retten, aber dort erfährt er von den Teilnehmern eines Trauerzugs, dass die Geliebte gestorben ist. Traurig und niedergeschlagen besucht der Junge das verwunschene Schloss wieder, um mit dem Geist zu sprechen. Dieser erklärt, dass er der Geist seines Vaters, des Grafen Rosenbergs, ist, der im Schloss mit seiner Gemahlin und seinen Kindern ermordet wurde. Nur Lothar habe sich damals gerettet und nun muss er den grausamen Mord rächen, damit die Geister der Toten endlich ruhen können. Mehr verrät das Phantom nicht, sondern weist seinen Sohn auf den Florentiner Marquis Montano, von dem er nähere Informationen erhalten soll. Lothar unternimmt mit Berthold eine Reise nach Italien, um den Marquis aufzusuchen, und findet diesen mit seiner Frau und seiner Tochter in den Alpen. Montano erzählt, dass er im Begriff ist, nach Böhmen zu reisen, um nach langer Zeit den Grafen Rosenberg, seinen Schwager, zu

besuchen. Lothar erfährt somit, dass Montano sein Onkel ist und muss ihm mitteilen, dass seine ganze Familie ermordet wurde und er Rache üben will. Mit den Tränen der Marquise Montano endet das erste Buch (GR 3-110).

Das zweite Buch (GR 111-221) beginnt mit der Erzählung der Lebensgeschichte Lothars, die die im ersten Buch offen gelassenen Geheimnisse und Unstimmigkeiten klärt. Lothar und Montano reisen nach Böhmen zum alten Baron von Steinfort, der laut dem Italiener für den Mord der Rosenbergs verantwortlich sein kann. Vom totkranken Steinfort wollen die zwei Männer „keine Rache, nur Geständniß“ fordern (GR 144) und die Wahrheit über den Tod ihrer Lieben erfahren. Steinfort, der Vater von Lothars Nebenbuhler im Wettbewerb um Julianes Hand, war ein Freund des Grafen Rosenberg und hatte sich in dessen Frau verliebt. Da diese aber seine Avancen tugendhaft ablehnte, ließ er aus Eifersucht die ganze Familie töten. In seinem Geständnis zeigt Steinfort die Qual seiner Schuldgefühle und bittet um Verzeihung für seine schreckliche Tat: Der Marquis und sein Neffe können nicht anders als ihm zu vergeben und „Mitleid“ für ihn zu empfinden (GR 173). Nachdem Lothar die Geschichte seiner Familie gehört hat und Steinfort am Sterbebett Reue gezeigt hat, können die Geister seiner Eltern und seiner Geschwister endlich Ruhe finden. Lothar bezieht das Schloss seiner Familie und lässt die Gebeine seiner Teuren begraben. Eines Tages rettet er im Wald einen jungen Mann vor dem Angriff einer Räuberbande und entdeckt unter der Männerkleidung die für tot geglaubte Juliane, die ihm ihre Abenteuer erzählt. Ihr Bruder hatte die Heirat mit dem jungen Steinfort organisiert, aber gerade am Hochzeitstag starb eines der Dienstmädchen, die Juliane ähnlich sah: So floh die unglückliche Gräfin aus dem Schloss und das tote Dienstmädchen wurde für sie ausgegeben. Seither ist Juliane ziellos gewandert, aber nun kann sie endlich Lothar heiraten und mit ihm im Rosenberger Schloss glücklich leben. Das Paar beschließt, Julianes Bruder die Wahrheit zu erzählen und sich mit ihm zu versöhnen. Die Montanos bleiben bei ihnen im Schloss, und Berthold und seine Frau feiern die Geburt ihres fünften Kindes.

Die Geschichte folgt den üblichen narrativen Mustern des Abenteuers- und Schauerromans um 1800, mit einzelnen Elementen empfindsamer Literatur gewürzt. Typische Themen und Motive der Unterhaltungsliteratur, die damals besonders beliebt waren, etwa das Einsiedlertum, die Verkleidung und die Wiederauffindung tot geglaubter Personen, kommen ebenso vor. Es überrascht also nicht, dass der Roman eine günstige Aufnahme bei Publikum und Kritikern genießen konnte: „Die Geschichte“, schreibt ein

Rezensent der *Allgemeinen deutschen Bibliothek*, „ist so gut erzählt und die Geistererscheinungen sind so täuschend dargestellt, daß vielleicht mancher Leser irre geführt werden könnte, das Ganze für Wahrheit zu halten“.<sup>134</sup> Ein positives Urteil findet auch das Original von Ann Hilditch in *The Critical Review*: „[T]he young lady’s tale is interesting and amusing: the wilder horrors astonish; and the more familiar scenes entertain us“.<sup>135</sup> Beide Besprechungen setzen den Akzent auf das Schauerhafte am Text, und tatsächlich ist der *Rosenberg*-Roman ein gelungenes Beispiel von *gothic novel* in bester britischer Tradition. Doch andere Elemente – vor allem aus dem Bereich des Lehrreichen – sind im Text vorhanden, zum Beispiel die Hervorhebung der Tugend und der Selbstkontrolle, die Verwerfung des Selbstmords selbst in schwierigen Situationen, die Propagierung der Ideale von Großzügigkeit, Würde und Aufrichtigkeit.

Bei einem Vergleich der zwei Versionen fällt sofort auf, dass der Text Nauberts reicher an Beschreibungen und Nebengeschichten als der Prototext ist.<sup>136</sup> Trotz der hohen Anzahl an Abenteuern ist dieser Roman – in Vergleich zum Beispiel zur *Thekla von Thurn* – viel deskriptiver. Die Räumlichkeiten des Schlosses werden präzise geschildert (GR 18-22), die Tapete und eine kleine Skulptur im Schlafzimmer werden durch eine längere Ekphrasis anschaulich dargestellt (GR 22-24). Die Angst erregenden Szenen mit dem Geist und im Keller (GR 27-31) sind ebenso detailliert beschrieben wie die heiteren Naturszenen im Wald, welche die Gefühle des Protagonisten mal widerspiegeln (GR 47-48), mal kontrastieren (GR 56-57). Die Gedanken und die Emotionen von Lothar werden häufig thematisiert, die Wanderungen und das Leben als Eremit bieten ihm mehrere Möglichkeiten zur Selbstanalyse. In einer Szene, in der er sich besonders einsam und verzweifelt fühlt, denkt Lothar sogar an Selbstmord und findet in der aktiven Handlung das

---

<sup>134</sup> [Rezension von] *Graf Rosenberg oder das enthüllte Verbrechen, eine Geschichte aus der letzten Zeit des Dreyßigjährigen Krieges*, in „Allgemeine deutsche Bibliothek“, 1792, Bd. 111, 2. St., S. 441-442, hier S. 442.

<sup>135</sup> [Rezension von] *Rosenberg, a Legendary Tale, by a Lady*, in „The Critical Review“, November 1789, Bd. 68, Section 24, S. 408.

<sup>136</sup> Die Verstärkung der Beschreibungen in den Übersetzungen, und vor allem die Intensivierung von sensationellen und unheimlichen Elementen war Ende des 18. Jahrhunderts eine verbreitete Strategie in deutschen Übersetzungen englischer Schauerromane. Vgl. hierzu Silke Arnold-de Simine, *Blaming the Other. English Translations of Benedikte Naubert’s Hermann von Unna (1788/1794)*, in Andrew Cusack / Barry Murnane (Hg.), *Popular Revenants. The German Gothic and its International Reception 1800-2000*, Camden House, Rochester 2012, S. 60-75, hier S. 64. Zu Nauberts Beitrag zum Genre des Schauerromans und seiner Verbreitung in England vgl. Robert Ignatius Le Tellier, *Kindred Spirits. Interrelations and Affinities Between the Romantic Novel of England and Germany (1790-1820)*, Universität Salzburg, Salzburg 1982; Silke Arnold-de Simine, *Leichen im Keller. Zu Fragen des Gender in Angstinszenierungen der Schauer- und Kriminalliteratur (1790-1830)*, Röhrig, St. Ingbert 2000, vor allem S. 245-265; Silke Arnold-de Simine, „Europe’s Miss Radcliffe“. *Benedikte Naubert’s Rezeption als Schauerromanautorin im deutsch-englischen Kulturtransfer*, in Mario Grizelj (Hg.), *Der Schauer(roman). Diskurszusammenhänge – Formen – Funktionen*, Königshausen & Neumann, Würzburg 2010, S. 155-176.

erhabene Gegengift gegen seine Depression (GR 59-61).<sup>137</sup> Diese längeren deskriptiven Sequenzen – häufig eine Bereicherung des Originaltextes durch Naubert – zeugen von einem völlig anderen Stil der Autorin. Während sie in ihren historischen Romanen dem beschreibenden Moment in der Regel keinen großen Raum gewährt und die Narration größtenteils wie eine geraffte Handlungsstafette gestaltet, werden im *Rosenberg* Gefühle und Schauplätze genau geschildert, und der Duktus des Romans ist durch eine starke Aufmerksamkeit für das Detail charakterisiert.

In ihrer Übersetzung übernimmt also Naubert die narrative Struktur des Originaltextes, bereichert sie aber zum Teil mit einem autonomen stilistischen Schwung. Zu ihrer Übersetzungspraxis gehört Beides: Die treue und sorgfältige Wiedergabe der Originalfassung und die schöpferische Gestaltung neuer oder schon vorhandener Elemente. Mal reproduziert sie den Text in seiner ursprünglichen Diktion, mal bearbeitet sie ihn mit der ihr eigenen Kreativität: Sie dekomponiert die Sätze, kommentiert die Handlung, fügt mehr oder weniger lange Stellen hinzu und erlaubt sich sogar einige, nicht unwichtige inhaltliche Veränderungen.

Hier soll nicht auf den *modus operandi* der Übersetzerin Naubert spezifisch eingegangen werden,<sup>138</sup> doch die Analyse der vielleicht wichtigsten unter diesen kreativen Veränderungen, nämlich die zeitliche Verortung der Romanhandlung im Dreißigjährigen Krieg, kann für die Fragstellung der vorliegenden Arbeit ergiebig sein. In der Originalversion von Hilditch spielt der Roman in Böhmen, aber in einer unbestimmten Zeit, wie die märchenhaften Ereignisse der Handlung es beanspruchen. Die am Anfang des Texts angesprochene Zeitangabe (vor zweihundert Jahre) ist kein präziser Hinweis auf ein bestimmtes Zeitalter: Der Roman ist, wie der Titel es deutlich sagt, eine *legendary tale* und hat daher keinen Anspruch auf historische (oder irgendeine andere) Wahrheit. Naubert spricht dagegen in ihrem Incipit gleich über den Dreißigjährigen Krieg, und kontextualisiert somit die fiktiven Ereignisse in einen genauen historischen Rahmen. So lautet der Romananfang im Original:

---

<sup>137</sup> In diesem Passus ist ein Hinweis auf Edmund Burkes Reflexionen über das Schöne und Erhabene erkennbar. Dem Philosophen zufolge bringt körperliche Untätigkeit zu Melancholie und Verzweiflung und sogar zu Selbstmordgedanken, während Arbeit und Handlung davor schützen können: „Melancholy, dejection, despair, and often self-murder is the consequence of the gloomy view we take of things in [a] relaxed state of body. The best remedy for all these evils is exercise or *labour* [...]“ (Edmund Burke, *A Philosophical Enquiry into the Origin of our Ideas of the Sublime and Beautiful*, hg. v. Adam Philipps, 3. Aufl., Oxford University Press, Oxford 2008, S. 122). Es ist plausibel, dass sowohl Hilditch als auch Naubert diese epochemachende Schrift gekannt haben.

<sup>138</sup> Eine Annäherung zum Thema bietet Hilary Brown, *Benedikte Naubert and her Relations to the English Culture*, a.a.O., S. 31-38.

Two hundred winters have disrobed the wide forests of Bohemia, and as many vernal suns renewed their verdure, since the disconsolate Lothair, cast out from that hospitable roof which had sheltered his helpless infancy, without fortune, without friends, with only a few ducats in his purse, and two or three changes of linen in his pocket; with no other consolation than his integrity, and no other companion than his horse, took from the castle of Borlaslaw his unconcerted journey.<sup>139</sup>

In Nauberts Version fallen sofort der historische Hinweis und der freie Umgang mit der Satzbildung als innovative Elemente auf:

Bald nach Endigung des dreyßigjährigen Krieges (mehr als hundert Winter haben seitdem die böhmischen Wälder entblättert) trat der unglückliche Lothar die traurige Wanderung an, mit welcher wir die Legende von ihm beginnen. Das gastfreye Haus, das ihn seit seiner hilflosen Kindheit beherberget hatte, stieß ihn aus. Ohne Freunde, ohne Vermögen, mit wenigen Ducaten und etwas weißer Wäsche in seinem Reisebündel, that er die letzten Schritte über den Schloßhof nach der Zugbrücke, welche ihm ein alter Hausbedienter eröffnete [...]. (GR 3)

Statt der ungenauen Angabe „vor zweihundert Wintern“ situiert Naubert die Handlung kurz nach 1648 und verleiht somit dem Roman den Anschein einer wahren Geschichte. Dementsprechend beschreibt sie die phantastischen Geschehnisse der Erzählung als „wie durch Zauberwerk“ entstanden (GR 18) und präsentiert die seltsamen Abenteuer des Protagonisten, als wären sie „die unvollkommene Skizze eines Märchens“ (GR 106f.). Um das historisch-referenzielle Element geltend zu machen, versucht also die Erzählinstanz, die Unglaubwürdigkeit der Geschichte mit einer expliziten Meldung der märchenhaften Ereignisse auszubalancieren und diese in ihrer Unwahrscheinlichkeit doch als plausibel erscheinen zu lassen. So muss der Erzähler zum Beispiel mit einem Kommentar in die Narration eingreifen, als Lothar den Montanos über seine Peripetien berichtet: „Die Begebenheiten des Rosenbergschen Schlosses waren so beschaffen, daß sie in dem Munde eines andern vielleicht kaum Glauben erhalten haben würden“ (GR 129).

Trotz der Erwähnung des Dreißigjährigen Kriegs im Incipit bleibt der weltgeschichtliche Rahmen im Laufe des Romans entschieden im Hintergrund. Die Erzählinstanz nennt explizit den Krieg nur noch ein paar Mal und die historischen Entwicklungen desselben werden vage bis gar nicht angedeutet. Natürlich ist im Originaltext keine Spur von solchen Hinweisen zu finden. Dort findet sich ein sehr allgemeiner Bezug auf „the civil broils which affected Germany“ und auf „the wars of

---

<sup>139</sup> [Ann Hilditch], *Rosenberg, a Legendary Tale*, a.a.O., Bd. 1, S. 1f.

Germany [which] threatened to involve Bohemia in all its horrors“,<sup>140</sup> aber damit können auch die Religionskriege vom Ende des 16. Jahrhunderts und nicht der Dreißigjährige Krieg gemeint sein, was übrigens mit der Zeitangabe „vor zweihundert Jahren“ plausibel sein kann. Naubert hingegen redet ganz konkret von den „Zeiten, welche durch die Dauer eines fast dreißigjährigen Krieges so furchtbar gemacht wurden“ (GR 160). Gegen Ende des Romans, als sie die Geschichte von Juliane und ihrer Verkleidung als Mann erzählt, erklärt sie diese als Schutzmaßnahme gegen die Gefahren des Krieges, was mit der Originalversion nicht übereinstimmt:

Ich schrieb unter erdichtetem Nahmen an die Aebstinn von \*\*\*, und conferierte mit ihr über die Bedingungen meiner Aufnahme, welche wenig Schwierigkeiten hatte. Noch waren die Wege wegen des kaum geendeten Krieges unsicher, ich hatte keines von den nächsten Klöstern zu meinem Aufenthalte gewählt, und ich mußte, um besser hindurch zu kommen, mich zur Verkleidung in Jünglingstracht verstehen. (GR 205)

Im Prototext tarnt sich das Mädchen einfach nur, um nicht von möglichen Bekannten wiedererkannt zu werden, da sie für tot gehalten wird und ihre Flucht vom Schloss geheim bleiben muss:

[H]aving wrote to the abbess of one [convent] at N. under a fictitious name, and agreed with her on the terms of admission, I procured the apparel of a youth, left in my journey, I might encounter any one who had formerly known me [...].<sup>141</sup>

Insgesamt bleibt Naubert ihrem Historisierungsversuch nur an wenigen Stellen treu. Der Grund dafür ist klar: Bei einem so stark fiktiven Text ist es nicht möglich, zu viele Hinweise auf die Weltgeschichte hineinzubringen. In einem Schauerroman kann die Historie nicht wie in einem typischen Zweischichtenroman dargestellt werden: Im *Rosenberg* wird die fiktive Geschichte von Lothar nicht durch die Ereignisse des Kriegs beeinflusst, sondern entwickelt sich separat von der wahren Geschichte.

Es muss jedoch auf eine Figur aufmerksam gemacht werden, die im Roman auftaucht und tatsächlich an eine historische Persönlichkeit erinnert. Es handelt sich um den Baron Wallenstein (im Original: Walstein), den Bruder des Grafen Borislav, der als stürmisch und temperamentvoll beschrieben wird (GR 113). Als Borislav Lothar als Sohn annimmt, fürchtet Wallenstein um seinen Anteil an der Erbschaft und flieht wütend aus dem Palast. Da aber Lothar mit Wallensteins Sohn Ferdinand eine enge Freundschaft

---

<sup>140</sup> Ebd., Bd. 2, S. 50; 54. In Nauberts Übersetzung: „die bürgerlichen Unruhen, welche die Eingeweide Germaniens zerrissen, und die Böhmen in vorzüglichem Grade trafen“ (GR 156). In dieser Version wird die bloße Drohung einer Involvierung Böhmens in die internen Konflikte der Deutschen zur Tatsache.

<sup>141</sup> Ebd., Bd. 2., S. 120.

schließt, gelingt es den beiden, ihre Väter zu versöhnen. Allerdings weist die Gestalt des Barons Wallenstein im Roman – außer dem Namen – keine Ähnlichkeit mit der historischen Figur des Friedländers auf. Es handelt sich um eine transitorische Erscheinung, die für die Handlung des Romans keine gewichtige Rolle spielt. Es liegt allerdings die Vermutung nahe, dass Naubert bei der Lektüre des Originals gerade von dieser Figur für die Umgestaltung des zeitlichen Settings des Romans inspiriert wurde: Der Name Walstein kann den Bezug zum historischen Wallenstein und somit zum Dreißigjährigen Krieg angeregt haben.

Der eigentliche Bezug auf den Krieg ist allerdings labil. Er wird nur an wenigen Stellen des Romans und flüchtig angesprochen, so dass der Leser kein Bild von Personen oder Ereignissen der großen Geschichte erhält. Es bleibt also danach zu fragen, warum Naubert diese inhaltliche Veränderung in den Text eingeführt hat. Wahrscheinlich hat sie die letzte Phase des Dreißigjährigen Kriegs als Setting gewählt, und nicht ein anderes Zeitalter,<sup>142</sup> weil textuelle Indizien im Original (Böhmen, Walstein, deutsche Bürgerkriege) in die Richtung jener Epoche gezeigt haben. Es ist aber auch plausibel, dass Naubert gerade den Dreißigjährigen Krieg wählt, weil er damals als modisches Thema in der Literatur galt: In ihrer Übersetzung hält sie sich zum größten Teil an das englische Original, fügt aber hie und da einzelne Hinweise auf ein historisches Thema hinzu, das sich beim damaligen deutschen Lesepublikum einer großen Beliebtheit erfreute. Diese Übersetzungspraxis, die den Prototext für die Interessen des Publikums adaptiert und ihn mit modischen Merkmalen bereichert, war um 1800 häufig zu finden. In einem Beitrag für das *Journal von und für Deutschland* beschwert sich zum Beispiel der Jurist und Literaturwissenschaftler Christian Heinrich Schmid darüber, dass man bei Übersetzungen das Original vergisst, um dem Geschmack der Leser entgegenzukommen:

[D]ie Mode [erfordert es], zu versichern, man habe nicht aus dem Französischen oder Englischen [...] übersetzt, (bey Romanen verschweigt man wohl gar, daß sie übersetzt sind) man habe das Original umgearbeitet, erweitert, berichtigt, abgekürzt, überarbeitet, für Deutsche Leser *adaptirt*.<sup>143</sup>

---

<sup>142</sup> Eine Alternative hätte zum Beispiel das Mittelalter darstellen können, das am Ende des 18. Jahrhundert häufig zur Historisierung von Ritter- und Geistergeschichten verwendet wurde. Vgl. Barry Murnane, *Heterotopien. Gedanken zum historischen Ritterroman als Variante des Schauerromans*, in Andrew Cusack / Barry Murnane (Hg.), *Populäre Erscheinungen. Der deutsche Schauerroman um 1800*, Fink, München 2011, S. 101-120.

<sup>143</sup> Christian Heinrich Schmid, *Ueber die Wahl der Büchertitel, ein Beytrag zu der Charakteristik der neuesten Deutschen Litteratur*, in „Journal von und für Deutschland“, 7, 1790, S. 525-541, hier S. 535. Nachgedruckt in Ernst Fischer (Hg.), *Der Buchmarkt der Goethezeit*, a.a.O., Bd. 2, S. 103-119.

Wahrscheinlich lässt also Naubert die Geschichte von Ann Hilditch in der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs spielen, um eine größere Anziehungskraft auf ihr Publikum zu haben. Aus Erfahrung weiß die Autorin, dass sich geschichtliche Themen in der Belletristik gut verkaufen, und verleiht daher dem phantastischen Schauerroman aus England ein (auch wenn nur angedeutetes) historisches Flair. Geschichte wird somit zur Verkaufsstrategie: Indem Naubert an prominenter Stelle im Titel des Romans ein populäres Thema wie den Konflikt zwischen Protestanten und Katholiken im 17. Jahrhundert nennt, lockt sie den Leser und erregt seine Neugierde. Zu einer Zeit, in der in Deutschland historische Themen – zumal aus der neueren Nationalgeschichte – wiederentdeckt werden, klingt der Untertitel *Eine Geschichte aus der letzten Zeit des dreißigjährigen Krieges* für den gemeinen Leser einladend und verheißungsvoll, selbst wenn der Inhalt des Romans in der Tat den Erwartungen wenig entspricht.

Für uns ist die Titelwahl insofern wichtig, weil sie Vieles über die Popularität des Themas ‚Dreißigjähriger Krieg‘ in der Literatur verrät. Als die Leserevolution ausbricht und immer mehr Bücher zur Unterhaltung wachsender Lesermassen gedruckt werden, muss sich jede Veröffentlichung als originell, spannend und interessant profilieren, um bei der starken Konkurrenz die Aufmerksamkeit der Leser zu gewinnen. Über die Wahl der Büchertitel schreibt Schmid im schon erwähnten Beitrag: „Die Göttin Mode, deren Scepter sich [...] über die Bücherfabrikanten [...] erstreckt, beweist ihren Eigensinn auch in Ansehung der Büchertitel, und ein moderner Schriftsteller wird es nicht verabsäumen, sich durch irgend einen der herrschenden Modetitel zu empfehlen“.<sup>144</sup> Nauberts Übersetzung und Adaptierung des *Rosenberg*-Romans mit der Veränderung des Titels und der Umarbeitung einzelner Textstellen, vor allem aber mit der ausdrücklichen Betonung des Dreißigjährigen Kriegs als historisches Setting, kann wohl als Beweis für das Interesse gedeutet werden, das der Dreißigjährige Krieg im späten 18. Jahrhundert bei Konsumenten von Unterhaltungsliteratur genießt. Anders als in der *Thekla von Thurn* und ihren weiteren historischen Romanen, bietet Naubert im *Graf Rosenberg* einen geschichtlichen Hintergrund, der aber vage bleibt und vermutlich strategisch dazu gedacht ist, dem Buch einen größeren Erfolg zu sichern.

---

<sup>144</sup> Ebd., S. 535. Zur Bedeutung des Titels als „Primärmotivation für Entleihen und Lektüre der Sensationsromane“ vgl. Jörg Schönert, *Zur Typologie und Strategie der Titel von Leihbibliotheksromanen am Beispiel der Schauer- und Verbrechenliteratur (1790-1860)*, in Georg Jäger / Jörg Schönert (Hg.), *Die Leihbibliothek als Institution des literarischen Lebens im 18. und 19. Jahrhundert. Organisationsformen, Bestände und Publikum*, Hauswedell, Hamburg 1980, S. 165-195, vor allem S. 167-169.



### 2.3.5. *Die Warnerin* (1807). Wenn Geschichte das Übernatürliche trifft

Die längere Erzählung *Die Warnerin. Eine Geschichte aus dem dreißigjährigen Kriege* veröffentlicht Naubert 1807 im elften Heft der Zeitschrift *Selene*,<sup>145</sup> die Fortsetzung von Göschens *Journal für deutsche Frauen von deutschen Frauen geschrieben*, an dem anfänglich auch Schiller mitgearbeitet hat. Die Erzählung ist also nicht im ausgehenden 18. Jahrhundert erschienen, sondern schon während der Napoleonischen Kriege und nach der für die preußischen Heere ruinösen Schlacht bei Jena und Auerstedt (1806). Naubert wohnt zu dieser Zeit in Naumburg, wo zwischen September 1806 und Februar 1807 mehr als 100.000 Soldaten einquartiert sind. In der Stadt an der Saale haben Napoleon, Friedrich Wilhelm III von Preußen und Friedrich August von Sachsen ihre Hauptquartiere und die knapp 8.000 Einwohner der Stadt müssen Plünderungen, Requisitionen und Gewalttaten jeder Art leiden. Nach der Schlacht bei Auerstedt werden darüber hinaus Tausende Verwundete nach Naumburg gebracht und in jeder Ecke atmet man die blutige Stickluft des Krieges.<sup>146</sup> Das Wohnhaus der Nauberts liegt zentral am Naumburger Marktplatz und die Frau muss die „lastende Einquartierung“<sup>147</sup> französischer Offiziere bei sich dulden. Nur die Krankheit ihres Sohns Eduard, vermeintlich ein typhöses Nervenfieber, verscheucht die unerwünschten Gäste aus ihrem Haus, wie sie in einem Brief an Rochlitz erzählt:

Als die feindliche Macht den ernstern Aparat des Krankenzimmers sahe, und von mir mit entscheidendem Tone vernahm, daß hier Lebensgefahr für eingedrungene Hausgenößenschaft sey, da zog sie mit gedämpftem Spiel und schlapper Fahne ab, und die Hausfrau behielt das Feld, auf wie lange, nun das weiß der Himmel!<sup>148</sup>

Bei einer ersten Lektüre der Erzählung scheinen diese Ereignisse der Zeitgeschichte keinen Eingang in die Fiktion zu finden: Naubert schildert eine mit phantastischen Elementen gespickte Anekdote, die in der schwedischen Phase des Dreißigjährigen Kriegs angesiedelt ist und Gustav Adolf als historische Nebenfigur hat. Bei einer aufmerksameren Analyse aber stellt sich heraus, dass der Inhalt der Erzählung doch Bezüge zum historischen Rahmen ihrer Entstehung aufweist: An Textstellen, in denen die Reinheit der „deutschen

---

<sup>145</sup> B.[enedikte] N.[aubert], *Die Warnerin. Eine Geschichte aus dem dreyssigjährigen Kriege*, in „*Selene. Fortsetzung des Journals für deutsche Frauen*“, 11, 1807, S. 18-89. Im Folgenden zitiert mit der Sigle *W*.

<sup>146</sup> Vgl. Nikolaus Dorsch, *Editions- und Stellenkommentar*, in „*Sich rettend aus der kalten Wirklichkeit*“, a.a.O., S. 147-224, hier S. 174f.

<sup>147</sup> Benedikte Naubert, *Brief an Johanne Lohmann vom 25. Januar 1807*, in „*Sich rettend aus der kalten Wirklichkeit*“, a.a.O., S. 58-60, hier S. 59.

<sup>148</sup> Benedikte Naubert, *Brief an Friedrich Rochlitz vom 9. Januar 1807*, in „*Sich rettend aus der kalten Wirklichkeit*“, a.a.O., S. 54-57, hier S. 54f.

Sitten“ (W 18) im schreienden Kontrast zur Immoralität ausländischer Figuren gepriesen wird, kommen gerade die Feindseligkeit gegenüber den Fremden und die Wiederentdeckung des eigenen Nationalstolzes zum Vorschein, die während der napoleonischen Kampagne in Deutschland immer stärker im öffentlichen Diskurs thematisiert werden.

Die Erzählung eröffnet sich mit einem fiktiven Brief, 1654 datiert, den Maria, eine junge Frau, an ihre Cousine Ludmilla schreibt und der nur einen Rahmen für die eigentliche Geschichte der Warnerin darstellt (W 18-20). Zusammen mit dem Brief schickt die junge Frau auch die Tagebücher ihrer Eltern, Margaretha Fugger und Friedrich Lilienström, der zwei (unhistorischen) Protagonisten der Hauptgeschichte. Die Abenteuer der beiden Figuren erfahren wir also unvermittelt aus ihren Tagebucheinträgen, die der sonst unglaublichen Handlung einen gewissen Realismus verleihen. Ludmilla, die Empfängerin des Briefes und der Tagebücher, soll aus der Liebes- und Leidensgeschichte ihrer Eltern die Tapferkeit, Tugend und Gelassenheit lernen, die sich einer guten „deutsche[n] Jungfrau[]“ ziemen (W 18).

Das Tagebuch von Friedrich Lilienström (W 20-44) enthält die retrospektive Beschreibung der Begegnung mit Margaretha vor dem Hintergrund des Dreißigjährigen Kriegs. Friedrich ist ein schwedischer Soldat und kommt mit dem Heer von Gustav Adolf 1630 nach Deutschland. Er ist an einem Schenkel schwer verwundet und wird von der schönen Margaretha gepflegt, in die er sich sofort verliebt. Das deutsche Mädchen weist auffällige Ähnlichkeiten mit Thekla von Thurn auf: Nicht nur hat sie schwarzes Haar und dunkle Augen wie die andere Heldin Nauberts, sondern ihre Figur zeichnet sich durch einen „stolzen Bau“ aus, „so daß sie schier ehr einem rüstigen Jüngling gl[eicht], als einem Mägdlein“ (W 24). Sie ist temperamentvoll und in den Waffen geübt, so dass niemand ihre Identität zu entschlüsseln vermag, wenn sie sich als Soldat verkleidet.<sup>149</sup> Als Friedrich wieder gesund wird, verschwindet Margaretha, und der Junge wird von den Truppen des päpstlichen Generals Torquato Conti gefangen genommen. Die Katholiken belagern die Stadt Pasewalk und Savelli, ein Untergeneral von Conti,<sup>150</sup> verübt „unerhörte Unthat [...]

---

<sup>149</sup> Der Topos der *fanciulla guerriera*, des Soldatenmädchens, der vor allem in der Volksballade eine erstaunliche Verbreitung in ganz Europa kannte, gehört zu den beliebtesten Motiven der Trivialliteratur des 18. und 19. Jahrhunderts. Vgl. Rudolph Schenda, *Volk ohne Buch*, a.a.O., S. 391-395; Erich Seemann, *Die Gestalt des kriegerischen Mädchens in den europäischen Volksballaden*, in „Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde“, 10, 1959, S. 192-212.

<sup>150</sup> Historisch: Federigo Savelli, römischer Fürst und Oberbefehlshaber der habsburgischen Truppen in Meklenburg und Vorpommern während des Dreißigjährigen Kriegs. Laut Angabe des *Universalexikons* von

an Mannern, Jungfraun und Kindern“ (W 27). Savelli will eine Kirche in Brand setzen, in der Frauen und Kinder untergebracht sind, aber Margaretha erscheint plötzlich „in Waffen, in der Hand das Schwert, auf dem Haupt den offenen Sturmhut, schön wie ein gewapneter Engel“ und verteidigt die elenden Flüchtlinge (W 29). Der freche Italiener belästigt das Mädchen und Lilienström versetzt ihm aus Eifersucht einen Streich, der ihn jedoch nicht tötet. Dafür wird der Schwede wieder eingekerkert. Er vermag zu fliehen und begibt sich auf der Suche nach Margaretha, findet sie aber nicht. Er sammelt Informationen über die junge Frau und erfährt, dass sie angeblich die Gabe besitze, „Unglück vorauszuwissen und Menschen zu warnen“ (W 34). In ihren Prophetien fehlt Margaretha fast nie, aber ihre Warnungen bleiben jederzeit ungehört, weil sie immer negative Visionen enthalten. Friedrich vergleicht das mit Zauberkräften begabte Mädchen mit der mythologischen Figur von Cassandra (W 39), der Tochter von Priamos, die von Apollon dazu verdammt wird, niemals in ihren Weissagungen geglaubt zu werden.<sup>151</sup> Gustav Adolf kommt inzwischen nach Pasewalk und Friedrich wird zu seinem Führer durch „Aschenhaufen und Blutströme, verstümmelte Menschen und offene Gräber“ (W 36). Im Tagebuch lobt Friedrich seinen König uneingeschränkt für sein „großes Herz“, sein Bild wird quasi mit göttlichen Zügen versehen: „O dieser König ist zu groß für eine irdische Krone!“ (W 36f.). Gustav bestellt Friedrich nach Schweden und in der Zwischenzeit wird die Stadt Magdeburg, in der sich Margaretha bei Verwandten aufhält, von Tilly genommen. Hier enden die Erinnerungen des Soldaten und beginnt die auf 1650 datierte Fortsetzung der Geschichte durch Margaretha (W 44-89).

Während der Magdeburger Hochzeit wird die junge Frau von den Kaiserlichen entführt, flieht aber zu ihrem Onkel, dem Prediger Baker (noch ein Augenzwinkern auf den *Thekla*-Roman), und hilft ihm in der Kirche. Tilly erfährt, dass Margaretha „übernatürlicher Dinge kundig“ und „in der Heilkunst erfahren“ ist, und will sie täglich sehen und von ihr „erfahren, was der Wallenstein aus seinen Sternen sieht“ (W 51). Außerdem fragt er Margaretha, ob sie Lucardis von Lichtenhayn, eine Thüringer Adlige,<sup>152</sup> die sich beim Fliehen ein Bein verletzt hat, heilen kann und das Mädchen gehorcht. Die

---

Zedler soll er so ein schlechter Feldmarschall gewesen sein, dass Gustav Adolf ihm riet, „dem Kaiser lieber bey Hofe als bey seinen Armeen zu dienen“ (Johann Heinrich Zedler, *Friedrich Hertzog von Savelli*, in *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste; welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden*, Zedler, Leipzig 1732ff., Bd. 34, Sp. 300f., hier Sp. 301).

<sup>151</sup> Schiller hatte 1802 der trojanischen Königstochter ein Gedicht mit dem Titel *Kassandra* gewidmet (vgl. NA II/1, 255-258). Ob Naubert die Ballade zum Zeitpunkt der Arbeit an der *Warnerin*-Erzählung gekannt hat, muss dahingestellt bleiben.

<sup>152</sup> Historische Figur, jedoch aus dem frühen 14. Jahrhundert.

Leute sind vom „Wunder“ Margarethas begeistert und überall wird von ihren „verborgenen Künsten“ geredet (W 53). Das Mädchen begleitet Tilly in seiner Kampagne und versucht mit ihren Visionen, ihn von Angriffsplänen gegen protestantische Städte abzubringen. Nach diversen Abenteuern, Schlachten und Trennungen finden sich Margarethe und Friedrich im Mai 1632 wieder. Mit Lucardis geht Margarethe zu einem Fest, in dem auch Gustav Adolf anwesend ist. Ein „innere[r] Sinn“ meldet sich in der Frau beim Anblick des Königs: Es ist der „inner[e] Trieb[], den Helden zu warnen wegen heimlicher Feinde“ (W 76). Margarethe muss spätestens bis zum Mumentanz, den Gustav Adolf wenige Tage später gibt, einen Plan zur Rettung des Königs schmieden. Sie lässt für sich und Lucardis zwei weiße Mäntel schneiden und denkt sich ein kleines Warnungsschauspiel für den Abend aus: Sie wird als schützender Engel auftreten, ihre Freundin hingegen als Ate, die hinkende Göttin der Hybris, welche die Menschen verblendet und zu unüberlegten Handlungen verführt. Außerdem wird sich der Herzog von Lauenburg als Wallenstein verkleiden, „um dem König eine Lust und schmeichelndes Vorspiel künftiger Siege zu geben“ (W 82), und der kleine Sohn von Savelli, der beim Herzog als Page tätig ist, soll die Maske eines schwarzen Dämons tragen, um zu suggerieren, dass der Friedländer von bösen Geistern begleitet wird. Der Abend des Balls kommt und Margaretha stellt sich beim Schwedenkönig als seinen „Schutzgeist“ vor, „gesandt [ihn] zu warnen“ (W 86). Es erscheinen Wallenstein, „das blutige Laster“ (W 87), und Ate, die Hybris, die ihn begleitet. Margarethe warnt den Monarchen: „denke dem Räthsel nach, und hüte dich!“ (W 87), aber Gustav Adolf versteht den Sinn dieser Botschaft nicht. Die Frau muss ihm die Risiken deutlicher erklären, die sie vorausgesehen hat: „Der König staunt[], glaubt[], glaubt[] nicht, fordert[] Beweise“, aber die Seherin kann für ihre Intuitionen keine Beweise vorlegen (W 87). Bei der Aufführung des Schauspiels, das Margaretha organisiert hat, um Gustav zu warnen, geht etwas schief: Der kleine Savelli, der die ganze Nacht den Gästen und insbesondere den Frauen schlimme Streiche gespielt hat, erscheint mit bunten Blumenketten geschmückt und verfälscht somit seine Tarnung als böser Dämon.

So ward dies ernst gemeinte Schauspiel eine Posse, und verfehlte seines Endzwecks, so wie immer geschieht, wenn Wahrheit zu lachend sich kleidet. Ach, Verdacht hatt ich vielleicht gesäet in das Herz des verrathnen Königs, aber keine Rettung; dies erwies ja die Zukunft! (W 88)

Wie Cassandra den Untergang von Troja voraussah und ihre warnende Stimme von niemandem ernst genommen wurde, prophezeit Margaretha das tragische Schicksal Gustav Adolfs und kann trotz aller Warnungen den Tod des Königs nicht verhindern. Am Ende

des in Komödie verwandelten Warnungsspiels lässt sich der Schwedenkönig die Identität des Engels verraten. Als er den Namen Margaretha hört, ruft er sofort Lilienström und legt die Hände der zwei Geliebten zusammen, um ihre Verbindung zu segnen. Am Tag danach findet die Hochzeitsfeier statt.

Die Erzählung, die stilistisch sowie inhaltlich keinen besonderen Wert aufweist, ist vor allem deswegen interessant, weil sie einen anderen Modus der Geschichtsverarbeitung Nauberts zeigt. Nach dem Schema des Zweischichtenromans wird in ihr die fiktive Geschichte von Friedrich und Margaretha in den Kontext des Dreißigjährigen Kriegs eingebettet. Bedeutsame Ereignisse des Konflikts (die Ankunft Gustav Adolfs nach Deutschland, die Einnahme von Pasewalk, die Belagerung von Magdeburg, der Tod des Schwedenkönigs) werden angesprochen und historische Persönlichkeiten (Tilly, Savelli, Lauenburg usw.)<sup>153</sup> in die erfundene Geschichte transponiert. Während aber in einem Roman wie *Thekla von Thurn* die fiktiven Begebenheiten trotz aller literarischen Färbung glaubhaft erscheinen, ist hier die magische Komponente zu stark, um beim Leser plausibel zu wirken. Nauberts Behandlung der übernatürlichen Elemente der Erzählung geht in zwei Richtungen: Einerseits versucht sie, die Wunder und Visionen der Warnerin durch deren Verortung in einen historischen Rahmen wahrscheinlicher erscheinen zu lassen, andererseits aber betont sie deren außerordentliche Züge, indem sie die Geschichte Margarethas mit dem Mythos von Cassandra ausdrücklich assoziiert. Nauberts zwiespältige Haltung zeichnet den Übergang vom Rationalismus ihrer ersten Romane in die magische Atmosphäre der Romantik, die ihre späte Produktion charakterisiert.<sup>154</sup> Immer stärker tendiert die Autorin dazu, dem historisch Genauen, dem Bekannten und wissenschaftlich Bewiesenen das scheinbar Unerklärliche, das Wunderbare und Geheimnisvolle vorzuziehen. Schon bei der Veröffentlichung der *Neuen Volksmärchen* (1789-1793) und der *Ägyptischen Märchen* (1793-1797) zeigte Naubert Interesse für das

---

<sup>153</sup> Es ist sehr plausibel, dass Naubert für ihre Erzählung die 1759 entstandene, 1760 ins Deutsche übersetzte und gerade 1807 neu aufgelegte *History of Gustavus Adolphus, King of Sweden* von Walter Harte herangezogen hat. Dort kommen nämlich die Namen von Federigo Savelli, Torquato Conti und Quinti del Ponte vor, die in anderen Geschichtswerken der Zeit nicht erwähnt werden.

<sup>154</sup> Vgl. Christine Touaillon, *Der deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts*, a.a.O., S. 408-422. Wie Touaillon beobachtet, kommen eigentlich auch in den frühen, „streng historischen“ Romanen Nauberts Gesichte, Weissagungen, geheimnisvolle Träume und Stimmungen vor, „welche aus der Berührung mit einer übersinnlichen Welt hervorgehen“; allerdings, während die Autorin in den früheren Werken versucht, diese irrationalen Elemente aufklärerisch zu kritisieren, etwa mit dem Hinweis auf die Vorurteile der Vergangenheit oder auf die Aberglaube des Pöbels, akzeptiert sie in der späteren Phase das Irreale als faszinierenden Bestandteil der Dichtung und lässt ihrer Einbildungskraft die Zügel schießen (ebd., S. 412f.). Im Sinne dieser schwankenden Stellung zum Wunderbaren bastelt sie mit ihren Romanen das „Mittelglied zwischen Aufklärung und Romantik“ (ebd., S. 420).

Übersinnliche und das Wundervolle; in späteren Werken – vor allem in ihren Novellen und Erzählungen – dominieren diese Elemente. Bei der Lektüre des Textes wird also Nauberts progressive Wendung zum Phantastischen deutlich, die der romantischen Ästhetik näher kommt und den rationalistischen Sinn der früheren Geschichtsromane in Frage zu stellen scheint.

Ein weiterer Aspekt, der bei der Analyse der *Warnerin* nicht unberücksichtigt bleiben darf, ist der nationalistische Ton, der die Erzählung durchzieht und von dem in den früheren Texten Nauberts keine Spur zu finden ist. Dieses Nationalbewusstsein, dieser fast chauvinistische Stolz tritt vor allem in der Rahmengeschichte von Maria und Ludmilla in Erscheinung und motiviert die pädagogische Absicht der Erzählung: Maria schickt ihrer Cousine die Tagebücher der Eltern, nicht um sie durch die Zauberkräfte von Margaretha zu faszinieren, sondern vielmehr um sie zu belehren und zu „warnen“. Aus der Geschichte soll Ludmilla (und mit ihr das Zielpublikum des *Journals für deutsche Frauen*) lernen, dass man sich vor Ausländern hüten soll, dass man sich von ihnen nicht hofieren lassen soll, dass man sie nicht heiraten soll. Ein gewisser Herr Savelli, der an den bösen Feldmarschall der Geschichte von Friedrich und Margaretha erinnert, wirbt um Ludmilla, und Maria fühlt sich dazu verpflichtet, die Freundin „vor der ausländischen Heirath [zu warnen]. Wir sind deutsche Jungfrau, und keine Damen“ – schreibt sie – „Mir giebts allemal einen Stich ins Herz, wenn dein Signor Savelli mich eine Dame schilt. Seit diese fremden Worte deutsche Sitten verdrängen, ist bei uns deutsche Freiheit, samt deutscher Zucht und Freude verschwunden“ (W 18). Allein die Wiederholungen des Adjektivs „deutsch“ in diesem Satz verraten schon viel über die Botschaft der Autorin: Man muss die deutschen *boni mores* verteidigen und die eigene Moralität, die eigene Sprache nicht durch fremde Sitten und Redeweisen beschmutzen lassen. Den ausländischen Namen Savelli bezeichnet Maria als einen „Ekelnamen“, der Italiener sei „fürwitzig“ und frech; dagegen wird Lilienström – der zwar aus Schweden kommt, aber aus pangermanischer Sicht zu den ‚Deutschen‘ gezählt wird – als „streng“ und „tugendhaft“ vorgestellt (W 18f.). In der Erzählung werden die fremden Eindringlinge negativ konturiert und die Maskierung des jungen Savelli als schwarzes Teufelchen kann als konkrete Verbildlichung des xenophobischen Grundgedankens der Erzählung betrachtet werden. Die Worte, mit denen die Geschichte abschließt, lassen keinen Zweifel übrig: Margaretha will ihre Tochter und ihre Nichte „vor dem bösen Dämon“, vor dem gefährlichen Ausländer „warnen“, weil dieser – wie Savelli – „unmöglich ein tugendhafter Mann“ werden kann (W 89).

In der *Warnerin*-Erzählung kombiniert Naubert also nicht nur geschichtliches Faktenwissen mit literarischer Erfindung, sondern sie liefert auch eine moralische Botschaft an ihre (weibliche) Leserschaft. Das geschichtliche Datum wird nicht nur mit phantastischen und übersinnlichen, sondern auch mit moralischen und patriotischen Elementen verwoben. Wie die Schriftstellerin es programmatisch in einem Brief an Rochlitz erklärt, zielt bei ihr die Verbindung von Historie und Phantasie darauf ab, die erzieherische Funktion der Literatur zu steigern: „[I]ch bin [überzeugt], daß Interesse und Belehrung gewinnt, wenn Dichtung an Wahrheit geknüpft wird“.<sup>155</sup> Die Lehre ist in diesem Fall die nationalistische Aufforderung zur Verteidigung der eigenen Identität und zum Kampf gegen fremde Eroberer. Dass die Begebenheiten aus der Entstehungszeit der Erzählung zur Entfaltung eines solchen Themas entscheidend beigetragen haben, liegt auf der Hand: In der Warnung vor der „ausländischen Heirath“ ist die Furcht ablesbar, dass deutsche Frauen während der napoleonischen Kriege von französischen Soldaten verführt werden und so ihre Tugend verlieren. Dass die nationalistische Lehre in der Erzählung von der Figur des Königs Gustav Adolf begleitet wird, der als integrierter germanischer Held porträtiert und fast zur mythischen Figur erhoben wird, muss nicht überraschen. Denn gerade in Gustav Adolf beginnt man Anfang des 19. Jahrhunderts einen Nationalhelden zu sehen, der sich für die Emanzipation der deutschen Nordstaaten von Österreich eingesetzt und mit exemplarischer Tapferkeit für die protestantische (das heißt: die wahre „deutsche“) Freiheit gekämpft hat.

---

<sup>155</sup> Benedikte Naubert, *Brief an Friedrich Rochlitz vom September 1805*, in *„Sich rettend aus der kalten Wirklichkeit“*, a.a.O., S. 29-30, hier S. 29.





## DRITTES KAPITEL

### Gustav Adolf als germanischer Nationalheld. Diskurse und Dichtungen aus dem späten 18. Jahrhundert

#### 3.1. Der „Schutzengel Deutschlands und Europens“. Porträt eines Helden

Gustav II. Adolf von Schweden ist – zusammen mit seinem Erzfeind Albrecht von Wallenstein – eine Schlüsselfigur des Dreißigjährigen Kriegs. Gottesfürchtig, großzügig, weise, tapfer, mild, gerecht: Sein Bild wird in der Historiographie wie in der Literatur fast ausnahmslos geheiligt und häufig im Kontrast mit der finsternen Figur Wallensteins gepriesen.<sup>1</sup> Menschlich und doch irgendwie göttlich, wird der mutige Schwedenkönig – insbesondere in der Tradition protestantischer Geschichtsschreibung – als deutscher Held konturiert, als Schützer und Retter der Nation: Seine Kampagne durch das zersplitterte Reich und sein beherzter Kampf für die Religionsfreiheit und die Vereinigung der deutschen Staaten werden im öffentlichen Diskurs so stark idealisiert, dass aus ihm eine identitätsstiftende Figur wird, ein Vater der Nation, der in der Popularität sogar mit Hermann<sup>2</sup> oder Luther<sup>3</sup> wetteifern kann. Während die heutigen Historiker es für selbstverständlich halten, dass der Eingriff des Königs in den Dreißigjährigen Krieg durch schwedische Interessen motiviert war,<sup>4</sup> wird in (protestantischen) Geschichtsnarrationen aus dem späten 18. und frühen 19. Jahrhundert immer wieder behauptet, dass er uneigennützig und rein aus Liebe für Deutschlands Freiheit gehandelt hat. Dementsprechend wird der Feldzug des ‚Schneekönigs‘ gegen Österreich und die Katholiken als Befreiungskrieg mythisiert und sein tragischer Tod auf dem Schlachtfeld von Lützen als Martyrium für die ‚gute Sache‘ dargestellt. Aber was ist über das Leben des historischen Gustav Adolf bekannt?

---

<sup>1</sup> Für eine Skizze dieses Kontrastverhältnisses bei Schiller vgl. Kapitel 1.3.4.

<sup>2</sup> Vgl. Kapitel 3.2.

<sup>3</sup> Vgl. Hartmut Lehmann, *Martin Luther as a National Hero in the Nineteenth Century*, a.a.O., S. 194f.

<sup>4</sup> Wahrscheinlich schwebte Gustav Adolf ein protestantisches Bündnis in Nordeuropa unter schwedischem Protektorat vor; weniger plausibel ist dagegen die Hypothese, laut der er selbst Kaiser in Deutschland werden wollte. Vgl. Jörg-Peter Findeisen, *Gustav Adolf von Schweden. Der Eroberer aus dem Norden*, Styria, Graz u.a. 1996, S. 98-107. Zur historischen Figur Gustav Adolfs siehe auch Marcus Junkelmann, *Gustav Adolf. Schwedens Aufstieg zur Großmacht*, Pustet, Regensburg 1993; Felix Berner, *Gustav Adolf. Der Löwe aus Mitternacht*, Bechtermünz, Augsburg 1997.

Geboren wird der sechste Monarch aus dem Haus Wasa im Dezember 1594 in Stockholm als Sohn des Reichsverwesers und späteren Königs Karl IX. und dessen zweiter Frau Christine von Holstein-Gottorp. Er erhält eine herausragende humanistische und politische Erziehung, unter anderen durch Johannes Bureus und Johan Skytte, und lernt neben Latein und Altgriechisch auch Französisch und Niederländisch. Deutsch, die Sprache seiner Mutter, beherrscht er fließend. Schon als Kleinkind wird er in die komplexe Welt der Politik und der Diplomatie eingeführt: Mit sechs Jahren nimmt er an seinem ersten Feldzug teil, mit acht sitzt er nach seines Vaters Willen im Senat und mit fünfzehn hat er öffentliche Auftritte und empfängt ausländische Gesandte. 1611 besteigt er den Thron Schwedens und in kurzer Zeit macht er aus seinem durch den Kalmarkrieg verarmten Reich einen modernen, wirtschaftlich und kulturell blühenden Staat. Durch die enge Zusammenarbeit mit dem Kanzler Axel Oxenstierna leitet Gustav bedeutsame Reformen im Bildungssystem, im Recht und in der öffentlichen Verwaltung ein. Siegreiche Kriege gegen Dänemark (1611-1613), Russland (1614-1617) und Polen (1621-1629) machen aus dem Schwedenkönig den besten Kandidaten für die Vorherrschaft im Ostseeraum. Zu dieser Zeit jedoch dehnt sich die habsburgische Macht durch die Erfolge Albrechts von Wallenstein nach Norden aus und droht somit, die schwedischen Expansions- und Hegemonieziele einzuschränken. Aus diesem Grund bittet Gustav 1629 die schwedischen Stände darum, ihm die Mittel für einen Krieg von drei Jahren in Deutschland zu gewähren und im Juli 1630, zwölf Jahre nach Beginn des Dreißigjährigen Kriegs, landet er mit 13.000 Mann an der pommerschen Küste. Anfänglich sind die Reaktionen der norddeutschen Fürsten auf Schwedens Eintritt in den Krieg eher lauwarm und skeptisch; bald aber lassen sich die protestantischen Staaten zu einem Bündnis für die Erkämpfung der Religionsfreiheit und der deutschen Unabhängigkeit von Österreich überzeugen. Durch zwei siegreiche Schlachten – in Breitenfeld (1631) und bei Rain (1632) – zerschlagen Gustav Adolf und seine Alliierten die Position kaiserlicher Truppen in Norddeutschland und dringen mit einer triumphalen Kampagne bis an die Grenzen der habsburgischen Erblande ein. Mit der Wiederkehr Wallensteins in den Konflikt und der Aufstellung eines neuen kaiserlichen Heers wird das militärische Gleichgewicht wiederhergestellt. Im November 1632 messen der Generalissimus und der Schwedenkönig ihre Kräfte in der entscheidenden Schlacht von Lützen bei Leipzig, in der Gustav Adolf trotz des Sieges seiner Armee tödlich verwundet wird. Durch das Engagement des

Kanzlers Oxenstierna wird Schweden bis zum Ende des Kriegs in den politischen Händeln Deutschlands verstrickt bleiben.<sup>5</sup>

Der Tod des charismatischen Königs löst sofort in Deutschland einen Gustav-Adolf-Kult aus, von dem zahlreiche Texte aus der Geschichtsschreibung, der Publizistik und der Literatur Zeugnis ablegen. Wenn protestantische Historiker und Intellektuelle den verstorbenen Monarchen als Freiheitsmartyrer und germanischen Helden verehren, loben katholische Stimmen seine Klugheit als Staatsmann, werfen jedoch Zweifeln an der Uneigennützigkeit seines militärischen Eingriffs auf.<sup>6</sup> Die einen sehen in ihm einen Retter, die anderen einen Eroberer. Diese zwei Deutungslinien bilden sich schon im 17. Jahrhundert durch die grundlegenden Arbeiten dreier Historiker heraus und bleiben auch für spätere historiographische und literarische Schriften – einschließlich diejenige von Schiller – richtungsweisend. Das erste große Geschichtswerk zur Teilnahme Gustav Adolfs an den Krieg hat der schwedische Staatsrechtler Bogislaw Philipp von Chemnitz 1648 in deutscher Sprache unter dem Titel *Königlich Schwedischen in Teutschland geführten Krieges erster Theil* veröffentlicht. Das Werk, das sich auf Dokumente aus erster Hand stützt und häufig Argumentationen der Propagandaschriften zu Gustav Adolf übernimmt, vertritt eine deutlich pro-schwedische und protestantenfreundliche Position. Auf Chemnitz verweist vier Jahrzehnte später der sächsische Philosoph Samuel von Pufendorf in seiner *Schwedisch- und Deutschen Kriegsgeschichte* (1688). Die Kampagne des Königs beurteilt Pufendorf als positiv sowohl für Deutschland als auch für Schweden, dessen Nationalgeschichte durch Gustav Adolf einen wichtigen politischen Wendepunkt kennt. Eine von Chemnitz und Pufendorf abweichende Sicht auf den Eintritt Schwedens in den Dreißigjährigen Krieg wird von Franz Christoph von Khevenhüller geboten, dem Gesandten des Kaisers Ferdinand II. am spanischen Hof. In der Abhandlung *Annales Ferdinandeï* (1721), an der er zwischen 1634 und 1646 unter Heranziehung offizieller Akten der kaiserlichen Kanzlei arbeitet, spendet Khevenhüller dem Schwedenkönig viel Lob, doch er wirft ihm vor, dass er mit seinem Angriff gegen Österreich unter dem Vorwand der deutschen Freiheit eigentlich nur das egoistische Ziel verfolgte, den Kaiserthron zu erobern.

---

<sup>5</sup> Zur Figur des Kanzlers und zu seiner Rolle während der Gesamtdauer des Konflikts vgl. Jörg-Peter Findeisen, *Axel Oxenstierna. Architekt der schwedischen Großmacht-Ära und Sieger des Dreißigjährigen Krieges*, Casmir Katz, Gernsbach 2007.

<sup>6</sup> Zum Folgenden vgl. Sverker Oredsson, *Geschichtsschreibung und Kult. Gustav Adolf, Schweden und der Dreißigjährige Krieg*, übers. v. Klaus R. Böhme, Duncker & Humblot, Berlin 1994, S. 30-34.

Parallel zu diesen Texten historiographischer Natur, die eine erste Aufwertung der Figur Gustav Adolfs anbieten, entstehen auch literarische Texte – vorwiegend Volkslieder und Dramen – zum Leben und Tod des Königs, in lateinischer wie in deutscher Sprache.<sup>7</sup> Hier soll zumindest an die *Schwedische Comoedia* (1632) von Rudolph Fischer und an *Agathander pro Sebasta vincens* (1633), ein das Drama *à clef* von Johannes Micraelius, erinnert werden.

Nach dieser ersten Phase der historischen und literarischen Verarbeitung gerät die Figur Gustav Adolfs fast in Vergessenheit, um erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine Renaissance zu erleben.<sup>8</sup> Zur dieser Wiederentdeckung tragen vor allem zwei historische Biographien bei, die um 1760 im Ausland entstehen und bald ins Deutsche übersetzt werden: *Das Leben Gustav Adolphs des Großen, Königs von Schweden* (1759 erschienen, 1760 übersetzt) des britischen Pfarrers William (Walter) Harte<sup>9</sup> und die *Geschichte Gustav Adolphs, Königs von Schweden* (1764 erschienen, 1775-1777 übersetzt) des deutsch-französischen Aufklärers Jakob Eléazar de Mauvillon.<sup>10</sup> Durch diese und andere Werke – etwa Michael Ignaz Schmidts *Geschichte der Teutschen* (1778-1783) und selbst Schillers *Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs* (1790-1792) – erhält die Figur Gustav Adolphs auch in Deutschland erneut Aufmerksamkeit, die im Laufe des 19. Jahrhunderts andauernd wachsen wird.<sup>11</sup>

Dieses Interesse für die Gestalt des Schwedenkönigs im ausgehenden 18. Jahrhundert findet Widerspiegelung in der Literatur der Zeit. Neben der Dichtung *Gustav Adolph, König in Schweden* (1790) von Niklas Vogt, die in diesem Kapitel ausführlicher analysiert wird, sollen im Folgenden weitere Texte erwähnt werden, in denen die Taten des schwedischen Monarchen thematisiert werden. Es handelt sich um wenig bekannte Werke deutschsprachiger *auctores minores*, die trotz ihrer geringen Relevanz in der

---

<sup>7</sup> Zur literarischen Aufarbeitung der Figur Gustav Adolfs in zeitgenössischen Texten vgl. Eduard Willig, *Gustav II. Adolf, König von Schweden im deutschen Drama. Ein literarhistorischer Versuch*, Phil. Diss., Rostock 1908, S. 10-28; Werner Milch, *Gustav Adolf in der deutschen und schwedischen Literatur*, M. & H. Marcus, Breslau 1928, S. 11-42. Zu den Volksliedern vgl. Karl Bartsch (Hg.), *Die historisch-politischen Volkslieder des dreißigjährigen Krieges. Aus fliegenden Blättern, sonstigen Druckwerken und handschriftlichen Quellen gesammelt und nebst den Singweisen zusammengestellt von Franz Wilhelm Freiherrn von Ditfurth*, Winter, Heidelberg 1882, u.a. S. 180-181; 186-189; 263-264; 268-269.

<sup>8</sup> Vgl. Sverker Oredsson, *Geschichtsschreibung und Kult*, a.a.O., S. 35-41.

<sup>9</sup> Originaltitel: *The History of the Life of Gustavus Adolphus, King of Sweden, Surnamed the Great*.

<sup>10</sup> Originaltitel: *Histoire de Gustave-Adolphe Roi de Suede, Composée sur tout ce qui a paru de plus curieux, & sur un grand nombre de Manuscrits, & principalement sur ceux de Mr. Arkenholtz*.

<sup>11</sup> Für die Popularität Gustav Adolfs in der Historiographie und im öffentlichen Diskurs des 19. Jahrhunderts vgl. Sverker Oredsson, *Geschichtsschreibung und Kult*, a.a.O., S. 45-53 u. 65-90; für die Literatur vgl. Eduard Willig, *Gustav II. Adolf, König von Schweden im deutschen Drama*, a.a.O., S. 38-82; Werner Milch, *Gustav Adolf in der deutschen und schwedischen Literatur*, a.a.O., S. 58-98; Martin C. Wald, *Die Gesichter der Streitenden*, a.a.O., S. 315-333.

Literaturgeschichte von der Popularität der Figur Gustav Adolfs (und des Dreißigjährigen Kriegs im Allgemeinen) in der Literatur des späten 18. Jahrhunderts zeugen. 1783 erscheint *Die Schweden in Baiern oder die Bürgertreue. Ein Schauspiel in fünf Aufzügen* des bayrischen Dichters Maximilian Blaimhofer, eine lokalpatriotische Gelegenheitsarbeit, in deren Mittelpunkt die Stadt Landshut und ihre Bürger stehen, während die Figur Gustav Adolfs marginal und verschwommen bleibt.<sup>12</sup> Eine wichtigere Rolle soll der König im Drama *Gustav Adolf oder der Sieg bei Lützen* des Schauspielers und Trivialautors Friedrich Hochkirch gespielt haben, aber dieser Text, 1797 erschienen, muss heute leider als verschollen gelten. Eduard Willig liefert in seiner Studie von 1908 eine Beschreibung des Stückes und zitiert ein Fragment aus der Vorrede, in der Hochkirch unumwunden zugibt, dass er sein Schauspiel mit der Absicht geschrieben habe, ohne Schwierigkeiten Geld zu machen: „Merkwürdige Charaktere der Geschichte ziehen immer Leute ins Theater – ich denke also, dass mein Gustav seinen Endzweck nicht verfehlt; das Sujet ist interessant und wird Einnahme machen“.<sup>13</sup> Dass der Autor Gustav Adolf – einen „merkwürdigen Charakter der Geschichte“ – als interessantes und profitables Thema wählt, beweist die Popularität der historischen Figur beim damaligen Publikum.

Diese Popularität zeigt sich auch im Roman *Gustav Adolph. Ein Familiengemälde aus zwey Jahrhunderten* (1791), einem Jugendwerk des Schriftstellers Heinrich Clauren, der in den Zwanziger und Dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts zum Ruhm gelangt.<sup>14</sup> Der Titel des Romans erweckt allerdings falsche Erwartungen beim Leser, da die eponyme Figur nicht der berühmte Gustav Adolf ist, sondern ein junger Mann, der nach dem Schwedenkönig genannt wird, weil einer seiner Vorfahren ein Günstling von diesem war.<sup>15</sup> Mit dem wahrscheinlichen Ziel, sich die Aufmerksamkeit des Publikums zu sichern, verwendet Clauren den Namen des beliebten Schneekönigs, um eine originelle Geschichte zu entfalten.

Auch in den Zeitschriften der Zeit erscheinen literarische Beiträge zu Gustav Adolf. In den *Mannigfaltigkeiten* zum Beispiel publiziert Johann Wilhelm Bernhard von Hymmen 1772 eine *Anekdote* aus dem Geschichtswerk von Harte, in der die Gerechtigkeit

---

<sup>12</sup> Vgl. Eduard Willig, *Gustav II. Adolf, König von Schweden im deutschen Drama*, a.a.O., S. 31-34.

<sup>13</sup> Zitiert nach ebd., S. 34.

<sup>14</sup> Heute ist Clauren vor allem wegen einer Polemik mit Wilhelm Hauff bekannt, der seine Trivialtexte – insbesondere den pornographischen Roman *Mimili* (1816) – als geschmacksverderbend kritisierte. Hierzu vgl. Klaus Berghahn, „Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme“. *Beobachtungen zur Clauren-Hauff-Kontroverse*, in „Monatshefte“, 69.1, 1977, S. 58-65; Ursula Fritzen-Wolf, *Trivialisierung des Erzählens. Claurens „Mimili“ als Epochenphänomen*, Peter Lang, Frankfurt am Main u.a. 1977.

<sup>15</sup> Vgl. [Heinrich Clauren], *Gustav Adolph. Ein Familiengemälde aus zwey Jahrhunderten*, Beygang, Leipzig 1791, S. 21.

und Weisheit des Königs hervorgehoben werden.<sup>16</sup> In Schillers *Neuer Thalia* erscheint 1792 ein Beitrag von Karl Wilhelm Ferdinand von Funck, in dem kuriose Aspekte aus dem Leben Gustav Adolfs vor dessen Engagement in Deutschland erzählt werden.<sup>17</sup> Und im *Deutschen Museum* lässt der Oldenburger Aufklärer Gerhard Anton von Halem 1786, ein Jahr nach der Verfassung seines *Wallenstein*-Dramas,<sup>18</sup> den ersten Gesang eines geplanten (und nie durchgeführten) Versepos zu Gustav Adolph veröffentlichen.<sup>19</sup>

Ähnlich wie Halem hat sich Schiller eine Zeit lang mit dem Plan getragen, Gustav Adolfs Gestalt für ein Epos zu verwerten: Ende 1791 taucht bei ihm der Gedanke auf, ein „Heldengedicht“ über den Schwedenkönig zu verfassen (NA XXVI, 114),<sup>20</sup> doch bekanntlich ist dieses Projekt später der *Wallenstein*-Trilogie gewichen.

Da die vorliegende Arbeit danach strebt, die Verhältnisse zwischen Schillers Arbeiten zum Dreißigjährigen Krieg und den Texten der *minores* zu erkunden, sollen die Gustav-Adolf-Dichtungen in diesem Kapitel nicht so eingehend wie die *Wallenstein*-Dichtungen im nächsten untersucht werden. Allerdings kann es sich als interessant und ergiebig erweisen, einzelne Aspekte des Gustav-Adolf-Kults im späten 18. Jahrhundert zu betrachten. Nach einer Einleitung zu den Diskursen und den Rhetoriken dieses Kults, in welcher unter anderen der benannte Text von Halem näher untersucht wird (3.2.), soll der Fokus auf den *Gustav Adolph* von Niklas Vogt gerichtet werden (3.3.). Vogt ist ein katholischer Historiker und Vertreter der Aufklärung, der jedoch an protestantischen Universitäten studiert hat. Seine Perspektive auf den Dreißigjährigen Krieg entspricht also größtenteils der seiner evangelischen Kollegen. Durch die Analyse seiner Abhandlung *Ueber die Europäische Republik* (1787), seiner *Gustav-Adolph*-Dichtung (1790) und einzelner Aufsätze aus den späteren *Europäischen Staats-Relationen* (1804-1809) wird Vogts Bild des Schwedenkönigs innerhalb des breiten Nationaldiskurses vom späten 18. Jahrhundert kontextualisiert und vor dem Hintergrund seines politischen Denkens beleuchtet.

---

<sup>16</sup> Johann Wilhelm Bernahrd von Hymmen, *Eine Anekdote*, in „Mannigfaltigkeiten“, 3, 1772, S. 570-573. Die Geschichte kann als eine Bearbeitung des salomonischen Urteils gelesen werden: Wie der biblische König löst der weise Gustav die Feindschaft zweier streitender Offiziere auf, die sich am Ende versöhnen.

<sup>17</sup> Karl Wilhelm Ferdinand von Funck, *Gustav Adolph von Schweden vor seiner Theilnehmung an dem deutschen Krieg*, in „Neue Thalia“, 1792, Bd. 1, S. 229-275; S. 307-374.

<sup>18</sup> Vgl. Kapitel 4.2.1.

<sup>19</sup> Gerhard Anton von Halem, *Gustav Adolf. Erster Gesang*, in „Deutsches Museum“, 1786, Bd. 1, 6. St., S. 481-497. Aus diesem Text wird fortan mit der Sigle *HGA* zitiert.

<sup>20</sup> Zum diesem Projekt und zum Bild Gustav Adolfs bei Schiller vgl. Lars Hermodsson, *Schiller, Gustav Adolf und die Nemesis*, in Gert Mellbourn / Helmut Müssener / Hans Rossipal / Birgit Stolt (Hg.), *Germanistische Streifzüge. Festschrift für Gustav Korlén*, Almqvist & Wiskell, Stockholm 1974, S. 62-78.

### 3.2. Die Anfänge des Gustav-Adolf-Kults im späten 18. Jahrhundert

Ein anonymes Beitrag im *Journal von und für Deutschland* kündigt im Jahr 1786 „den vesten Entschluß eines edeldenkenden Sachsen“ an, ein Monument zum Andenken des schwedischen Königs Gustav II. Adolf zu errichten:

Mit Entzücken sage ich Ihnen [...], der Ort wird geheiligt, wo König Gustav Adolf für Deutschlands Rechte und Freyheit starb. Ein Monument wird auf dieser Stelle errichtet werden, mit zwey treffenden Inschriften, die eine in deutscher, die andere in schwedischer Sprache.<sup>21</sup>

Laut dem Verfasser der Annonce habe der Kammerherr Otto Carl Franz von Eberstein bereits durch einen Künstler, einen „Meister vom ersten Range – ein[en] Deutsche[n]“, die Zeichnung des Denkmals verfertigen lassen: „Sie ist prachtvoll – natürlich, würdig des königlichen Helden, und wird gewiß durch die Meisterhand unsers berühmten Bildhauers noch verschönert werden“.<sup>22</sup> Mit patriotischem Elan, dem Stil der Zeitschrift angemessen, schließt der Beitrag mit einem Lob an den verstorbenen König und mit einer Aufforderung an die Deutschen zur Bewahrung des historischen Gedächtnisses:

Heil diesem richtigen Menschenkenner und Staatsmann [...] – Heil ihm für seine edle Handlung! – Möchten doch alle meine deutschen Mitbrüder so erhaben dankbar denken, und jede Heldenthat, jede gute Handlung, des Monarchen, wie des Privatmannes, mit glänzendem Ruhme verewiget werden!<sup>23</sup>

Das angekündigte Monument wird allerdings nicht errichtet: Vier Jahre nach der Bekanntgabe dieses Bauprojekts fragt ein anonymes Gelehrter im selben Journal, was aus diesem Vorhaben geworden sei,<sup>24</sup> doch auf diese Anfrage ist keine Antwort gefolgt. Erst 1837 wird ein Denkmal zur Ehre Gustav Adolfs in Lützen gebaut: Ein gusseiserner Baldachin, von niemandem weniger als Karl Friedrich Schinkel entworfen, bedeckt seitdem einen Granitstein, welcher der Legende zufolge nach der tödlichen Schlacht an der Stelle gesetzt wurde, an der man die Leiche des Königs fand.<sup>25</sup>

Der Thüringer Diakon und Publizist Friedrich Salomo Moser, der 1832 bereits ein Buch mit dem vielsagenden Titel *Gustav Adolph, der Beschützer der protestantischen*

---

<sup>21</sup> Anonym, *Monument, das dem König Gustav Adolf errichtet werden soll*, in „Journal von und für Deutschland“, 3, 1786, 10. St., S. 362-363.

<sup>22</sup> Ebd., S. 363.

<sup>23</sup> Ebd.

<sup>24</sup> Anonym, *Anfragen*, in „Journal von und für Deutschland“, 7, 1790, 9. St., S. 284.

<sup>25</sup> Vgl. Hartmut Mai / Kurt Schneider, *Die Stadtkirche St. Viti und die Gustav-Adolf-Gedenkstätte zu Lützen*, Union, Berlin 1981.

*Religion und der deutschen Freiheit* veröffentlicht hatte, beschreibt 1844 im Pamphlet *Gustav Adolph und die dankbare Nachwelt* die Enthüllung des Monuments in Lützen. Dabei nutzt er die Gelegenheit, ein Porträt des Menschen und Helden Gustav Adolf zu umreißen und dessen Krieg gegen Österreich zu rekonstruieren. Moser erinnert an die Hoffnungen der deutschen Protestanten auf die Ankunft eines messianischen Retters, der die scheinbar unaufhaltbaren Truppen Wallensteins zähmen sollte:

Tausend und aber tausend Stimmen riefen und beteten zu Gott: Hast du denn, Herr unser Gott, unsrer ganz vergessen? Ach mach ein Ende, Herr, unserm Unglücke und Elend, trockne unsere Thränen, stille unsre Seufzer! Sende uns einen rettenden Engel aus solcher Noth und Trübsal! Und [...] [Gott, D.V.] erhörte dieses Gebet und sendete einen rettenden Engel zu uns in Gustav Adolph, Könige von Schweden.<sup>26</sup>

Der Autor lässt weiterhin die Siege des Schwedenkönigs in Deutschland Revue passieren und hält sich insbesondere bei der Beschreibung der Lützener Schlacht auf. Er bezeichnet den Ort, an dem Gustav Adolf sein Leben für die deutsche Freiheit aufgeopfert hat, als eine „heilige Stätte“ und erinnert daran, dass in der Nähe des Schlachtfeldes bei Leipzig auch die gloriose Völkerschlacht (1813) stattfand, in der Napoleon besiegt wurde und die französische Besetzung zu Ende kam.<sup>27</sup> Moser verwebt somit die historische Erinnerung an den Dreißigjährigen Krieg mit den Ereignissen der jüngsten Vergangenheit: Nicht nur müssen seine Landsleute die Schwierigkeiten von 1629 im Gedächtnis aufbewahren, sondern auch den nationalen Wiederaufstieg im Jahr 1813 feiern. Der Eingriff des Schwedenkönigs in den deutschen Krieg wird also im öffentlichen Diskurs des frühen 19. Jahrhunderts als der *erste* große Krieg zur Befreiung der Deutschen gedeutet und wird unentwerrbar mit dem *zweiten* Freiheitskrieg, nämlich dem gegen Napoleon, assoziiert. Wie Kevin Cramer bemerkt, stellen beide Ereignisse zwei entscheidende Momente in der Entwicklung des deutschen Nationalismus dar, weil in beiden „a vision of a unified Germany had beckoned briefly before it cruelly disappeared“.<sup>28</sup>

Die Verehrung der deutschen Protestanten für Gustav Adolf stellt sicherlich ein zentrales Phänomen in der Kultur- und Mentalitätsgeschichte des 19. Jahrhunderts dar. Cramer hat ausführlich gezeigt, wie sich das Bild des Schwedenkönigs den entscheidenden politischen Wendepunkten des Jahrhunderts (1813, 1848, 1871) angepasst hat und dabei

---

<sup>26</sup> Friedrich Salomo Moser, *Gustav Adolph und die dankbare Nachwelt*, Julius Klinkhard, Leipzig 1844, S. 12f.

<sup>27</sup> Ebd., S. 70.

<sup>28</sup> Kevin Cramer, *The Thirty Years' War and German Memory*, a.a.O., S. 51.



immer seine Funktion als Symbol für Einigkeit und Freiheitskampf aufrechterhalten hat.<sup>29</sup> Der Kult für die Person, die Taten und vor allem für den heroischen Tod des schwedischen Monarchen findet aber seine Wurzeln bereits im ausgehenden 18. Jahrhundert, in einem Bedürfnis nach politischer Einheit, das schon um diese Zeit Sorgen und Hoffnungen bereitet.<sup>30</sup> In historischen und publizistischen Schriften, die erst später, im Jahrhundert des Historismus und des wachsenden deutschen Patriotismus, eine immer intensivere Bearbeitung in der Literatur finden, wird der Feldzug Gustav Adolfs gegen die kaiserlichen Truppen als ein Krieg für die Befreiung der Deutschen von der österreichischen Tyrannei betrachtet. Der König Schwedens wird somit rasch zu einem ‚deutschen‘ Nationalhelden: Immer wieder versucht man in den Geschichtsnarrationen, Elemente aus der Biographie des Monarchen hervorzuheben, die von seinem ‚Deutschtum‘ bezeugen, wie die Beherrschung der deutschen Sprache und die deutsche Herkunft seiner Mutter, der Herzogin von Schleswig-Holstein. Nicht nur aber hatte Gustav Adolf deutsches Blut, sondern er gehörte auch zur ‚richtigen‘ Konfession: Deswegen engagierte er sich für die Emanzipation der Deutschen von der österreichischen Macht, deswegen kämpfte er für die Freiheit der Protestanten in Europa. In seiner Heldengestalt kondensieren sich die Eigenschaften des ‚guten Deutschen‘: Opferbereitschaft, Verteidigung von Recht und Freiheit, Missachtung gegen Rom und den Katholizismus. In seiner Deutschlandkampagne sehen evangelische Historiker die verpasste Chance für eine ‚kleindeutsche‘, preußenzentrierte Vereinigung der deutschen Nordstaaten:

Because they believed it pointed toward the creation of a unified Protestant German Reich, Gustavus Adolphus's campaign in Germany between 1630 and 1632 was recalled by German Protestants as the defining event in modern German history. Protestant nationalism envisioned the German state as "the one true church" – a morally, culturally and politically regenerated community built on the ruins of the Holy Roman Empire. In short, it was to be a modernized Protestant nation as a "republic of German virtue".<sup>31</sup>

Zudem werden die Rolle Gustav Adolfs als Retter der Protestanten und sein Tod als Säkularmartyrer durch hagiographische und mythologisierende Züge geschildert: Der König habe einen religiösen Krieg für die protestantische Freiheit geführt und erst sein

---

<sup>29</sup> Vgl. ebd., S. 51-93. Siehe auch Kevin Cramer, *The Cult of Gustavus Adolphus. Protestant Identity and German Nationalism*, in Helmut Walser Smith (Hg.), *Protestants, Catholics and Jews in Germany 1800-1914*, Berg, Oxford 2001, S. 97-120.

<sup>30</sup> Zum Nationaldiskurs Ende des 18. Jahrhunderts vgl. Hans-Martin Blitz, *Aus Liebe zum Vaterland. Die deutsche Nation im 18. Jahrhundert*, Hamburger Edition, Hamburg 2000, S. 343-349; Anke Waldmann, *Reichspatriotismus im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts*, in Otto Dann / Miroslav Hroch / Johannes Koll (Hg.), *Patriotismus und Nationsbildung am Ende des Heiligen Römischen Reiches*, SH-Verlag, Köln 2003, S. 19-61.

<sup>31</sup> Kevin Cramer, *The Thirty Years' War and German Memory*, a.a.O., S. 55.

frühzeitiger Opfertod habe sein messianisches Erlösungsprojekt für Deutschland unterbrochen.<sup>32</sup> Mit den Worten Cramers:

Protestant histories of the Thirty Years' War placed Gustavus Adolphus at the centre of a new and self-consciously „national“ German history. Conceived as part of a unifying master narrative, these histories became the core of a modern nationalist ideology that united past glories with present needs through the use of popular and easily recognized biblical tropes of the covenant between God and the chosen people, sacrifice, and religious war.<sup>33</sup>

Im Nationaldiskurs entwickelt sich eine dem Alten Testament entlehene Theologie der Befreiung, welche die Deutschen als das ‚auserwählte Volk‘ identifiziert, das dazu bestimmt ist, politische Macht zu erhalten, aber erst nach einer Phase propädeutischer Leiden und Schwierigkeiten.<sup>34</sup> Die traumatischsten Ereignisse des Dreißigjährigen Kriegs, an erster Stelle die Belagerung der Stadt Magdeburg, werden als historische Momente des gemeinsamen Leidens gedeutet und tragen somit zur Identitätsbildung und zur Stärkung des Zugehörigkeitsgefühls bei. Gustav Adolf, der sich für die Befreiung und die Vereinigung der Deutschen eingesetzt hat, wird demnach als *pater patriae* vorgestellt und nimmt die symbolische Funktion einer moralischen, kulturellen und politischen Orientierungsfigur für die deutsche Nation ein.

Dieser Diskurs findet in der Literatur des späten 18. Jahrhunderts Wiederhall. Im erwähnten Roman *Gustav Adolph* von Heinrich Clauren, in dem der Schwedenkönig nur indirekt vorkommt, wird seine Figur mit dem deutschen Patriotismus ausdrücklich verbunden. Im fünften Kapitel des ersten Buchs erzählt Anton – der Urgroßvater des Titelhelden – die Geschichte der Freundschaft seines Vaters mit Gustav Adolf. Der Mann, ein schwedischer Adliger, war ein Günstling des Königs und aus dem täglichen Umgang mit ihm lernte er

jene Standhaftigkeit der Seele, jene Scharfsichtigkeit bei herannahender Gefahr, jenen unerschütterlichen Heldenmuth, verbunden mit dem wärmsten und edelsten Patriotismus,

---

<sup>32</sup> Eine ähnliche Charakterisierung des ‚politischen Märtyrers‘ ist auch in apologetischen Darstellungen der Rolle Wallensteins im Krieg zu finden. Vgl. hierzu Kapitel 4.4.

<sup>33</sup> Kevin Cramer, *The Thirty Years' War and German Memory*, a.a.O., S. 53f.

<sup>34</sup> Vgl. ebd., S. 55. Hierzu siehe auch Kevin Cramer, *Religious Conflict in History. The Nation as the One True Church*, in Michael Geyer / Hartmut Lehmann (Hg.), *Religion and Nation – Nation und Religion. Beiträge zu einer unbewältigten Geschichte*, Wallstein, Göttingen 2004, S. 35-48. Zur Verbindung von Religion und Nationalismus in Deutschland vgl. Manfred Jacobs, *Die Entwicklung des deutschen Nationalgedankens von der Reformation bis zum deutschen Idealismus*, in Horst Zillesen (Hg.), *Volk – Nation – Vaterland. Der deutsche Protestantismus und der Nationalismus*, Mohn, Gütersloh 1970, S. 51-110; Hartmut Lehmann, „God Our Old Ally“. *The Chosen People Theme in Late-Nineteenth and Early-Twentieth-Century German Nationalism*, in William Hutchinson / Hartmut Lehmann (Hg.), *Many Are Chosen. Divine Election and Western Nationalism*, Fortress, Minneapolis 1994, S. 85-108.

kurz, alle jene erhabnen Eigenschaften der Seele, die den ewig unvergeßlichen Fürsten in so hohem Grade unter allen Thronbesitzern der Vor- und Nachwelt – auszeichneten.<sup>35</sup>

Die nationalistische Apotheose des Monarchen erfolgt aber mit der Beschreibung der Schlacht bei Lützen: Antons Vater war an dem Tag selber auf dem Schlachtfeld und hat den sterbenden Monarchen in seinen Armen gehalten.<sup>36</sup> Der Erzähler betont, wie die Schweden damals mit „Patriotismus“ und Tapferkeit „für Religion und Vaterland“ gefochten haben.<sup>37</sup> Das Wortpaar „Religion und Vaterland“ hebt die Verflechtung von konfessioneller Identität und nationalem Zugehörigkeitsgefühl in der Figur des Königs hervor: Der Kampf Gustav Adolfs gegen die Kaiserlichen wird als Heldentat zur Verteidigung der deutschen Identität und zum Schutz der protestantischen Sache erklärt.

Eine ähnliche Rhetorik lässt sich bei der Lektüre von Gerhard Anton von Halem's Gesang *Gustav Adolf* beobachten. Bereits in der Vorrede, auf März 1786 datiert, ist die nationalistische Farbe erkennbar, mit welcher der schwedische Monarch und seine Kampagne vorgestellt werden. Halem erblickt im deutschen Zug Gustav Adolfs die einzige Begebenheit der neueren Zeit, die „die epische Muse zur Feier zu wecken vermag“: „Nach Hermanns That wüß'ich keine, die für Deutschland mehr Nationalinteresse hätte, als eben sie“ (HGA 481). Halem evoziert den Sieg der Deutschen gegen die Römer in der Schlacht im Teutoburger Wald (9 n. Chr.) und vergleicht somit Arminius, notorisch eine nationale Symbolfigur,<sup>38</sup> mit Gustav Adolf: Beide hätten das Vaterland gegen Rom (gegen die antiken Römer bzw. gegen das HRR) verteidigt und beiden gelte ewiger Dank und Ehre. Den Schwedenkönig vergleicht Halem jedoch nicht nur mit dem Führer der Cherusker, sondern auch mit Friedrich II. von Preußen, der 1785 einen „große[n] Fürstenbund“ mit Hannover, Sachsen und vierzehn anderen Reichsstaaten gegen die expansionistischen Ziele von Kaiser Joseph II. geschlossen hat (HGA 481):<sup>39</sup> Wie 1630 unter Führung von Gustav Adolf, müssen sich die deutschen Staaten 1785 unter der Ägide Friedrichs des Großen

---

<sup>35</sup> [Heinrich Claren], *Gustav Adolf*, a.a.O., S. 26.

<sup>36</sup> Vgl. ebd., S. 32.

<sup>37</sup> Ebd., S. 28.

<sup>38</sup> Im Laufe des 18. Jahrhunderts erscheinen in Deutschland zahlreiche Hermann-Dramen (etwa Johann Elias Schlegels *Hermann. Ein Trauerspiel* von 1743 oder Justus Möser's *Arminius* von 1749), die den Weg für eine eingehendere Thematisierung des Vaterlandsdiskurses gegen Ende des Jahrhunderts vorbereiten. Dass die Figur des Cheruskers eine anhaltende Popularität bis in das 19. Jahrhundert hinein genießt, zeugen es die drei *Bardieten für die Schaubühne* (1769-1787) von Klopstock sowie Kleist's *Hermannschlacht* (1808). Hierzu vgl. Hans Peter Herrmann, „Ich bin fürs Vaterland zu sterben auch bereit“. *Patriotismus oder Nationalismus im 18. Jahrhundert? Lesenotizen zu den deutschen Arminiusdramen*, in Hans-Martin Blitz / Hans Peter Herrmann / Susanna Moßmann (Hg.), *Machtphantasie Deutschland. Nationalismus, Männlichkeit und Fremdenhaß im Vaterlandsdiskurs deutscher Schriftsteller des 18. Jahrhunderts*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1996, S. 32-65; Hans-Martin Blitz, *Aus Liebe zum Vaterland*, a.a.O., S. 91-143.

<sup>39</sup> Zum Fürstenbund vgl. Johannes Kunisch, *Friedrich der Große. Der König und seine Zeit*, 3. Aufl., C.H. Beck, München 2005, S. 518-523.

verbünden, um sich vor möglichen territorialen Angriffen des habsburgischen Feindes zu schützen.

Mit solchen patriotischen Gedanken entwirft Halem ein Epos zum Schwedenkönig, von dem er allerdings nur den ersten Gesang vervollständigt. In diesem skizziert er den Kriegszustand vor Gustavs Ankunft und beschreibt die Verzweiflung der „Söhne Deutschlands“, die – „bedroht von Austrias Joche“ – laut seufzen: „Wann komt der Helfer aus Norden?“ (HGA 483). Um den Konflikt gegen die Katholiken zu erklären, rekonstruiert er die Zeit der Reformation und der Religionskriege. Dabei präsentiert er Luthers Revolte gegen den „gefürstete[n] Priester auf seinen / Sieben Hügeln“ als einen aufklärerischen Kampf gegen die „Wächter der Dumheit“ (HGA 484) und für die „Freiheit des Geistes“ (HGA 485).<sup>40</sup> Anschließend beschreibt er den Böhmisches Aufstand und den Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs. Kaiser Ferdinand II. wird als ein Sklave der Jesuiten präsentiert, die die Beseitigung der protestantischen Ketzerei nur als Vorwand benutzen, um politische Macht zu erlangen und „Herrscher der Deutschen“ zu werden (HGA 486).<sup>41</sup> Nach den ersten Siegen der Katholiken unter Wallensteins Führung wird endlich der Eintritt Gustav Adolfs in den Krieg angekündigt. Der König wird als Leiter eines gefährlichen Protestantenbundes durch eine Prophezeiung von Seni, Wallensteins Astrologen, eingeführt, auf welche der General abfällig reagiert: „Wer ist der Mann, der es wagt, [...] / Mir Grenzen zu sezen? Am Nordpol suche sich Gustav / Völker, die zittern dem Wort des Gebieters! Mich kümmert sein Bund nicht“ (HGA 495). Wallenstein wird allerdings geschlagen und muss sich zurückziehen, „von der Schande verfolgt“ (HGA 495). Die Protestanten werden zum Schluss des Gesangs als die Verteidiger der Freiheit, der Gleichheit und des ewigen Friedens vorgestellt; sie kämpfen gegen das

---

<sup>40</sup> Hier lässt sich eine im späten 18. Jahrhundert geläufige Deutung der protestantischen Reformation als Antizipation der Aufklärung beobachten. Luther habe die geistige Emanzipation der Aufklärung eingeleitet, weil seine Lehre progressive Elemente wie das ‚Schriftprinzip‘ (die unvermittelte Lektüre der Bibel) und Tugenden wie die Emsigkeit, Mäßigkeit und Ordnung gefördert habe. Abgesehen davon, dass diese Interpretation historisch unpräzise ist, weil die Aufklärung in Frankreich entstanden ist, klammert sie die nicht unbedeutende Frage nach den Auswirkungen des lutherischen Obrigkeits- und Gehorsamkeitsdenkens völlig aus. Vgl. Horst Möller, *Aufklärung in Preußen. Der Verleger, Publizist und Geschichtsschreiber Friedrich Nicolai*, Colloquium, Berlin 1974, S. 320f. Eine ähnliche Position wie Halem vertritt auch Niklas Vogt in seinen Schriften (vide infra). Zu Luther als Geistesheld und Vorläufer der Aufklärung vgl. Leopold Zscharnack, *Reformation und Humanismus im Urteil der deutschen Aufklärung*, in „Protestantische Monatshefte“, 12.3-4, 1908, S. 81-103 u. 153-171; Karl Völker, *Die Kirchengeschichtsschreibung der Aufklärung*, Mohr, Tübingen 1921, S. 69-77; Heinrich Bornkamm, *Luther im Spiegel der deutschen Geistesgeschichte*, 2. Aufl., Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1970, S. 16-19.

<sup>41</sup> Zur kontroversen Rolle der Jesuiten in der Politik und zur Polemik der Spätaufklärer gegen die Societas Jesu vgl. Kapitel 4.6.

Restitutionsedikt und gegen die katholischen Obskurantisten, die zur Gewalt hetzen, um ihre Macht zu behaupten.<sup>42</sup>

[...] schon kehrte nun unwiderstehlich  
Loyolas schleichende Brut und die jauchzende Schaar der verbundenen  
Priester und Mönche zurück. Geschützt von Wallensteins Kriegern  
Ginge auf's neue sie ein in die düstern Zellen der Dumheit.  
Schüchtern naheten sich der Freien edlere Fürsten,  
Drückten einander die Hand und schauten zum Helfer nach Norden. (HGA 496f.)

Halem schließt seine Dichtung mit dem Bild der verbündeten protestantischen Fürsten und spielt somit deutlich auf die antihabsburgische Koalition von 1785 an. Gustav Adolf wird als Symbol der deutschen Einheit präsentiert, die gegen das Haus Österreich erfolgreich sein kann: Durch seine Allianz mit den deutschen Protestanten bietet er ein Modell von politischem Bündnis, das den einzelnen kleinen Staaten durch die Union und die Zusammenarbeit zu einem gemeinsamen Ziel Stärke verleiht.

Der Fürstenbund von 1785, den Halem als einen ersten Schritt zur Vereinigung Deutschlands sieht, dauert – wie bekannt – nur wenige Jahre: Der Tod Friedrichs 1786, die unterschiedlichen Interessen der Kleinstaaten, der Ausbruch der Französischen Revolution und der Tod Josephs II. 1790 führen allmählich zu seiner Auflösung. In der Zeit um die Französische Revolution – und später mit dem Aufstieg Napoleons – nimmt allerdings der Gustav-Adolf-Kult nicht ab. Im Gegensatz wird er ins Zentrum geopolitischer Spekulationen über eine mögliche Neuordnung in Europa gerückt: Der Schwedenkönig, der sich durch seine visionäre Politik die Vereinigung eines starken und freien Deutschlands zum Ziel gesetzt hatte, wird evoziert, um eine germanozentrische Neukonfiguration Europas herbeizuwünschen.<sup>43</sup> Dies zeigt sich sehr gut im Werk Niklas Vogts, eines Mainzer Historikers und Vertreters der Spätaufklärung, der vor und während der Französischen Revolution in seinem Werk *Ueber die Europäische Republik* (1787-1792) die Idee eines großen föderalen Europas entwirft, in dem Deutschland den „Vereinigungspunkt“ bilden soll, das das Gleichgewicht unter den politischen Mächten garantieren und zum Zusammenhalt und zur Stabilität aller anderen Staaten beitragen soll.<sup>44</sup> Vogt nimmt gerade den Fürstenbund als Beispiel für ein föderales Kräftespiel größerer und kleinerer Staaten, das strategisch zur Herausbildung eines

---

<sup>42</sup> Diese Themen streift Halem auch in seinem *Wallenstein*-Drama. Mehr dazu im Kapitel 4.

<sup>43</sup> Kevin Cramer, *The Thirty Years' War and German Memory*, a.a.O., S. 60f.

<sup>44</sup> Niklas Vogt, *Ueber die Europäische Republik*, Varrentrapp und Wenner, Frankfurt am Main 1787ff., Theil 1, S. 7.

zwischenstaatlichen Gleichgewichts in Europa dienen kann.<sup>45</sup> Und mit diesem Projekt, das laut Vogt auch den Ansatz bietet, den deutschen Nationalgeist zu wecken, verbindet er ideell die Kampagne Gustav Adolfs. Den Schwedenkönig zählt Vogt zu den „größten Regenten, welche die neuere Geschichte kennt“ und zu den „wahren Gesezgeber[n] der europäischen Republik“, weil er den Weg zum Westfälischen Frieden vorbereitet hat, den Vogt – wie andere Historiker damals – positiv beurteilt und als den „ehrwürdige[n] Kodex von den Gesetzen, Freiheiten und Gerechtsamen der europäischen Völkerschaften“ betrachtet.<sup>46</sup>

In einer Abschweifung in seiner Europa-Abhandlung beschreibt Vogt den Schwedenkönig mit lobenden Tönen: Er sei „tapfer“, „gerecht“, „aufrichtig, fromm und bieder“ gewesen, und habe „in seiner Heldenblüte die gros müthige Rolle eines Befreiers und Gleichgewichthalters von Europa“ übernommen.<sup>47</sup> 1629, als der immer mächtigere Wallenstein den deutschen Boden verheerte, blieb den protestantischen Fürsten nichts anderes übrig, als den „Retter“ aus dem Norden zu rufen:

Teuschland hatte jezt keine andere Hülfe, als an Gustav Adolf. Seine Gerechtigkeitsliebe, sein erprobter Heldenmuth, seine Religion, sein Interesse: Alles rief ihn auf, der Schutzengel Teuschlands und Europens zu seyn. [...] Gustav Adolf, dessen Herz ein Tempel der Gerechtigkeit, und dessen Kopf eine Bibliothek der Gerechtigkeit war, foderte erst den Willen seines Volks, und den Beifall der Gesetze zu einem Unternehmen, dessen Gerechtigkeit einem jeden so leicht in die Augen fällt. Erst rief er die Stände seines Reichs zusammen [...], um durch deren Genehmigung auch erst die gerechte Erlaubniß zu haben, gerecht zu seyn. [...] Endlich [...] kam er mit einer handvoll Schweden über die See, vereinigte sich mit dem teutschen Bunde; zog wie ein strafender Gott quer durch Teuschland durch. Niedersank vor seinem Heldenmuthe Despotismus und Fanatismus [...].<sup>48</sup>

Der König wird in einer Art Klimax ein „Held“, ein „Schutzengel“, ein „Gott“ genannt. Sein befreiender Feldzug durch Deutschland wird als ein Akt politischer Gerechtigkeit vorgestellt, der das Ideal internationalen Gleichgewichts gegen die despotischen Ziele einzelner Staaten oder Parteien behauptet hat. Am Ende des Porträts vollzieht sich die Seligsprechung des politischen Helden: Vogt bezeichnet seinen Tod in Lützen als einen regelrechten „Martirertod für die Freiheit Teuschlands und Europens“ und sieht in

---

<sup>45</sup> Vgl. Ebd., S. 169ff. Hierzu siehe Heinz Gollwitzer, *Europabild und Europagedanke. Beiträge zur deutschen Geistesgeschichte des 18. Und 19. Jahrhunderts*, 2. Aufl., C.H. Beck, München 1964, S. 84; Helmut Mathy, *Niklas Vogt (1756-1836) ein Mentor Metternichs. Zwischen rheinischem Patriotismus und europäischem Gleichgewicht*, in „Lebendiges Rheinland-Pfalz“, 23.5, 1986, S. 113-123, hier S. 116.

<sup>46</sup> Niklas Vogt, *Ueber die Europäische Republik*, a.a.O., S. 127.

<sup>47</sup> Ebd., S. 153.

<sup>48</sup> Ebd., S. 154f.

Oxestiernas Engagement für den Westfälischen Frieden – „ein Triumph der Völkerfreiheit gegen Despotismus und Bigotterie“ – die Fortsetzung von Gustavs Plan.<sup>49</sup>

Schon Ende des 18. Jahrhunderts lassen sich also in der Literatur und in der Publizistik die Anfänge jenes Gustav-Adolf-Kults ausfindig machen, der im Laufe des 19. Jahrhunderts zu seiner vollen Entfaltung gelangen wird. Vor der Französischen Revolution wird die Rolle des Schwedenkönigs als Einiger Deutschlands mit dem Fürstenbund von 1785 in Verbindung gesetzt: Gustav schafft – wie Friedrich der Große – einen Bund deutscher Staaten gegen die österreichischen Feinde und genießt durch die Einheit seiner Koalition einen Erfolg nach dem anderen. Zugleich wird der König durch die Idealisierung seiner politischen Pläne und die Mythisierung seines Todes zu einem Nationalhelden und einer identitätsstiftenden Figur: Gustav kämpft (und letztendlich fällt) für ein freies, starkes Deutschland und ein friedliches Europa. Dieses ideologisierte Bild des Schneekönigs wird nach der Französischen Revolution und während der Napoleonischen Kriege immer stärker mit den Umwälzungen der Zeitgeschichte assoziiert, wie die Dichtung *Gustav Adolph* und spätere Schriften von Niklas Vogt es anschaulich machen.

---

<sup>49</sup> Ebd., S. 159.

### 3.3. Niklas Vogts Beitrag zur Herausbildung des Gustav-Adolf-Mythos

Parallel zur Arbeit an der *Europäischen Republik* versucht sich der Historiker und politischer Theoretiker Vogt in der Dichtkunst. 1790 lässt er ein literarisches Werk in zwei Bänden erscheinen, in welchem er das Leben Gustav Adolfs kurz vor und während seiner Teilnahme am Dreißigjährigen Krieg darstellt. Das Werk, *Gustav Adolph, König in Schweden*, schwankt zwischen Versepos, Drama und Roman und wird im Titelblatt als „Nachtrag zur europäischen Republik“ präsentiert.<sup>50</sup> In Vogts Dichtung über den Schwedenkönig rekurriert nämlich das Europaideal der theoretischen Schrift, und die Gustav Adolf zugeschriebene Absicht einer Vereinigung Deutschlands zum Wohl des gesamten Kontinents wird wiederholt als Modell zur Veränderung der zeitgenössischen politischen Lage präsentiert.

Als das Buch im Frühjahr 1790 erscheint, lässt Vogt durch seinen Freund Karl Theodor von Dalberg ein Exemplar an Schiller zukommen.<sup>51</sup> Es ist nicht mit Sicherheit festzustellen, ob der damals in Jena tätige Geschichtsprofessor das Werk des Mainzer Kollegen gelesen und für die eigene Abhandlung zum Dreißigjährigen Krieg herangezogen hat.<sup>52</sup> Gewiss hat Schiller aber die *Europäische Republik* gekannt, wie aus seinem Brief vom 29. November 1790 an Ludwig Ferdinand Huber deutlich wird,<sup>53</sup> und es ist nicht auszuschließen, dass er sich vom dort gezeichneten Porträt Gustav Adolfs hat beeinflussen lassen. Eine Danksagung für sein Geschenk an Schiller erhält aber Vogt nicht. Im Juni 1802 versucht er erneut, mit dem Dichter Kontakt aufzunehmen. Schiller lebt nun in Weimar und hat seit zwei Jahren die erfolgreiche Veröffentlichung der *Wallenstein*-Trilogie hinter sich. Aus Frankfurt schickt ihm Vogt eine Kopie seines *Systems des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit* (1802) mit einem ergebenen Begleitbrief:

Mit Freude ergreiff ich hier eine Gelegenheit, um Ihnen durch dieses Geschenk die Achtung zu bezeigen, welche ich schon lange gegen Sie fühlte. Ich gab vor ohngefahr

---

<sup>50</sup> Niklas Vogt, *Gustav Adolph. König in Schweden, als Nachtrag zur europäischen Republik*, Varrentrapp und Wenner, 2 Theile, Frankfurt am Main u. Mainz 1790. Aus dieser Ausgabe wird im Folgenden mit dem Kürzel *VGA* zitiert.

<sup>51</sup> Charlotte von Lengefeld erwähnt das Werk in einem Brief an Schiller vom 28./29. Juli 1790 (NA XXXIV/1, 23f.).

<sup>52</sup> Die Tatsache, dass beide Autoren dieselben historischen Quellen verwendet haben, erschwert eine genauere Aussage zu einem möglichen Einfluss des vogtschen Textes auf Schiller.

<sup>53</sup> Schiller fragt den in Mainz wohnenden Freund, ob er „Voigt, den Verfaßer der europäischen Republik“ kennt (NA XXVI, 60). Die – offensichtlich positive – Antwort von Huber ist nicht übermittelt. Am 10. Dezember 1790 kommt aber Schillers Replik: „Was du von Vogt und seiner historischen Profefur schreibst, ist mir neu gewesen. Ich dachte, der Vogt, der Profefor in der Geschichte war, sey gestorben“ (NA XXVI, 63). Schiller verwechselt hier Niklas Vogt mit seinem Bruder Johann Heinrich, der ebenso in Mainz – allerdings Philosophie – unterrichtete.



zwölf Jahren dem Herrn coadjutor Von Dahlberg jezigen Fürsten zu Constanz den Auftrag, Ihnen meinen *Gustav Adolf* zu geben. Ich weis nicht, ob er Ihnen davon gesagt hat. Ich suchte in diesem Werke, die Übereinstimmung des Worts (der Vernunft) mit dem Fleische (der Geschichte) zu zeigen. ob es mir gelungen sey, müßen Kenner, wie Sie, entscheiden. Ich bitte mir daher Ihr Urtheil darüber aus [...]. (NA XXXIX/1, 287)

In seiner Dichtung zum Schwedenkönig habe Vogt versucht, „die leeren Vernunftformen Auszufüllen, und die rohe Füllung nach Vernunftformen zu ordnen“ (NA XXXIX/1, 288): Das poetische Wort habe er also durch die Wahrheit der Geschichte potenziert und dem magmatischen historischen Stoff durch die Vernunft eine schöne, geordnete Form verliehen. Auch dieser Brief ist ohne Antwort geblieben. Im August bemüht sich Vogt um eine weitere unbeholfene Kontaktaufnahme mit dem verehrten Schriftsteller, die ebenso scheitert.<sup>54</sup>

Im Folgenden soll nach einem biographischen und intellektuellen Porträt des Autors eine Analyse seiner *Gustav-Adolph*-Dichtung angeboten werden. Besondere Aufmerksamkeit soll dabei der heroisierenden Konnotation des Protagonisten gelten, sowie der Kontextualisierung des Werks in Vogts politischem Denken. Es wird sich zeigen, dass das Bild des Schwedenkönigs die Ideen der *Europäischen Republik* und anderer theoretischer Schriften Vogts widerspiegelt und abrundet. Zum Schluss wird Vogts Aufsatz *Wallenstein, oder über die Vereinigung der deutschen Nation* (1805) analysiert, der eine Rehabilitierung des kaiserlichen Generals versucht und uns somit in die Thematik des vierten Kapitels einführt.

### 3.3.1. Zwischen Mainz und Europa. Vogts Leben und Werk

Nicolaus (Niklas) Vogt ist nicht nur ein wichtiger Historiker der Spätaufklärung gewesen, sondern auch ein feiner Beobachter und Kommentator seiner Zeit, der mit vielen Riesen der Politik und des Geisteslebens – von Metternich und Napoleon bis hin zu Herder und Goethe – persönlich bekannt war.<sup>55</sup> Im Dezember 1756 als Sohn eines katholischen

---

<sup>54</sup> „Hochgeehrtester Herr! Es sind beynah schon zwey Monathe, daß ich Ihnen mein Werk: *Sistem des Gleichgewichts und der Gerechtigkeit*: zugeschickt habe. Da ich noch keine Antwort darüber Von Ihnen erhielt, so muß ich befürchten, daß es nicht an Sie gekommen sey. Ich bitte Sie daher, mir doch dem Empfang desselben gefälligst anzuzeigen“ (NA XXXIX/1, 310).

<sup>55</sup> Im Vorwort zum dritten Band seiner *Rheinischen Geschichten* (1817) schreibt er: „Ich habe [...] in der Geschichte unserer Zeit nicht nur gelebt, sondern gesehen, gehört, gesprochen, geschrieben und gehandelt. Mit vielen der Fürsten, Generale, Minister, Volkspräsidenten, Gesetzgeber und Gelehrten, welche die Begebenheiten unserer Zeit entweder herbeigeführt oder geleitet haben, war ich entweder bekannt oder

Stadtrats in Mainz geboren, bekommt Vogt die damals übliche Grunderziehung durch einen Hauslehrer.<sup>56</sup> Später besucht er das Jesuitengymnasium der Stadt und immatrikuliert sich an der katholischen Universität Mainz. Das Jura- und Philosophiestudium unterbricht er jedoch sehr früh, um sich der Geschichte zu widmen. Anlässlich einer Reise zu seiner Schwester in Westphalen besucht er 1776 die protestantischen Universitäten von Göttingen, Marburg und Gießen, lernt Gelehrte kennen und recherchiert in den Bibliotheken. In Göttingen lässt er sich von den neuen Theorien Schlözers und Gatterers zur Universalgeschichte faszinieren,<sup>57</sup> die in seiner (nicht überlieferten) Jugendschrift *Über die Art, wie man auf der Hohen Schule Geschichte lehren und studieren sollte* Echo gefunden haben sollen. Dank dieser Schrift wird Vogt 1782 zum Professor für Geschichte in Mainz berufen. Dort hält er lebhaft und anschauliche Vorlesungen vor begeisterten Studenten, unter denen auch der spätere österreichische Kanzler Klemens von Metternich sitzt. Zu dieser Zeit entstehen seine bedeutendsten Werke: *System der allgemeinen Weltgeschichte* (1785), *System des Gleichgewichts als nützliches und praktisches Resultat der Geschichte* (1785) und *Über die Europäische Republik* (1787-1792). Seinen Enthusiasmus für die Französische Revolution zeigt er in mehreren Schriften, doch seine Hoffnungen nach politischer Regeneration scheitern mit dem Grassieren der *Terreur*.

Als 1792 Mainz von den französischen Revolutionstruppen besetzt wird und die sogenannte Mainzer Republik etabliert wird, muss Vogt mit seiner Frau ins Schweizer Exil gehen, wo er mit Lavater und Fichte verkehrt. Nach dem Abzug der Franzosen kehrt er im Juli 1793 nach Mainz zurück, flieht aber bei der erneuten französischen Belagerung der Stadt 1795 nach Klingenberg am Main. Als mit der Schließung der Mainzer Universität die Hoffnungen Vogts auf eine Wiederaufnahme der Lehrtätigkeit verschwinden, begibt sich der Historiker zuerst nach Frankfurt am Main, später nach Aschaffenburg, wo er 1803 Bibliothekar und Galerieinspektor wird. Mit Karl Theodor von Dalberg, dem Erzbischofskoadjutor von Mainz und Regensburg und Freund der Weimarer Dioskuren,

---

vertraut“ (Niklas Vogt, *Vorrede*, in *Rheinische Geschichten und Sagen*, Bd. 3, Hermann, Frankfurt am Main 1817, S. III-VI, hier S. IVf.).

<sup>56</sup> Zu Vogt vgl. Magdalene Herrmann, *Niklas Vogt, ein Historiker der Mainzer Universität*, in „Volk und Scholle“, 6.3/4, 1928, S. 97-101; Reinhold Lorenz, *In weltgeschichtlicher Wendezeit. Professor Niklas Vogt, Metternichs politischer Lehrer*, in *Drei Jahrhunderte Volk, Staat und Reich*, Wiener Verlagsgesellschaft, Wien 1942, S. 262-290; Hermann Josef Peters, *Niklas Vogt und das rheinische Geistesleben 1792-1836. Ein Beitrag zur Geschichte des politischen und historischen Denkens am Mittelrhein*, [ohne Verlagsangabe], Mainz 1962; Hermann Weber, *Niklas Vogt, ein aufgeklärter Historiker der alten Mainzer Universität*, in Hermann Weber (Hg.), *Aufklärung in Mainz*, Franz Steiner, Wiesbaden 1984, S. 31-46; Ursula Berg, *Niklas Vogt (1756-1836). Weltsicht und politische Ordnungsvorstellungen zwischen Aufklärung und Romantik*, Franz Steiner, Stuttgart 1992.

<sup>57</sup> Hierzu vgl. Kapitel 1.2.1.

reist Vogt 1804 zu Napoleons Krönung nach Paris. Auf den neuen Kaiser setzt er größte Hoffnungen im Blick auf ein neues politisches Gleichgewicht in Europa, aber auch diese werden bald enttäuscht.

Vogt verlässt die optimistischen Töne seiner universalgeschichtlichen und europäischen Schriften und widmet sich immer mehr lokalgeschichtlichen Entwürfen zu: 1806 veröffentlicht er die *Mahlerischen Ansichten des Rheins von Mainz bis Düsseldorf*, zwischen 1810 und 1814 gibt er zusammen mit Johannes Weitzel das *Rheinische Archiv für Geschichte und Literatur* heraus und zwischen 1817 und 1833 legt er vier Bände *Rheinischer Geschichten und Sagen* vor. Von 1807 bis zu seinem Tod im Mai 1836 wohnt und arbeitet Vogt in Frankfurt, wo er verschiedene Rollen im institutionellen und geistigen Leben der Stadt bekleidet und 1816, ein Jahr nach dem Wiener Kongress, zum Senator gewählt wird. Sein Körper ruht in der Nähe vom Schloss Johannisberg im Rheingau, während sein Herz und Hirn bei Rüdesheim in einem Felsen am Rhein beigesetzt worden sind.

### 3.3.2. *Gustav Adolph* (1790). Ein politisches Stück über Europa

Vogts zweibändige Dichtung *Gustav Adolph, König in Schweden*, „[d]en teutschen Frauen gewidmet“ (VGA I, D), ist eine Mischung von Versepos und Drama, unterbrochen von erzählenden Prosastellen. Dass sie das Werk eines Historikers und nicht eines Dichters ist, erkennt der Leser nicht nur an der Unregelmäßigkeit des Stils, sondern auch an der Präsenz zahlreicher Fußnoten und Quellenverweise,<sup>58</sup> die der Dichtung eine gewisse wissenschaftliche Aura verleiht. Wie viele seiner Zeitgenossen versucht Vogt also, Geschichtswissenschaft und Poesie, historische Dokumentation und poetischen Vortrag zu verflechten. Dass dieser Versuch jedoch nicht unbedingt gelungen ist, beweisen die vielen kritischen Besprechungen des Werkes.<sup>59</sup> Die harscheste davon ist in der *Allgemeinen deutschen Bibliothek* zu lesen:

Es war ein unglücklicher Einfall [des Verfassers], die Geschichte *Gustav Adolphs* dichterisch zu behandeln. Wir haben uns schon mehr als einmal darüber erklärt, daß wir dergleichen Mißhandlung der ernstesten Geschichte nicht billigen können, und bedauern es sehr, daß der V. diese böse Mode durch sein Beyspiel gebilliget hat. Aber die Geschichte

---

<sup>58</sup> Neben den Standardwerken von Chemnitz, Pufendorf, Khevenhüller und Archenholz verwendet Vogt auch Gregor Kolbs *Series romanorum imperatorum cum reflexionibus historicis* (1724).

<sup>59</sup> Für eine kurze kritische Revue vgl. Magdalene Herrmann, *Niklas Vogt, ein Historiker der Mainzer Universität aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts*, Phil. Diss., München 1916, S. 91. Bis auf eine Ausnahme kritisieren alle Rezensionen mit beißenden Tönen Vogts „Zwitterding, das weder den Dichter noch den Geschichtsschreiber befriedigt“.

ist an ihm gerächt worden, indem sein dichterisches Werk, als ein solches beobachtet, nur einen höchst geringen oder gar keinen Werth hat.<sup>60</sup>

In Einklang mit vielen Intellektuellen der Zeit äußert der Rezensent seine vehemente Kritik gegen die „böse Mode“ der „Misshandlung“ geschichtlicher Themen in der Literatur: Ein solches hybrides Werk kann „eben so wenig denjenigen, der nur zu seinem Vergnügen liest, als den Leser, welcher unterrichtet seyn will, befriedigen“.<sup>61</sup> So bittet der Rezensent den Verfasser darum, „für die Sünde, die er durch dieses Buch an der Geschichte und dem guten Geschmacke begangen hat“ mit einer gründlichen Geschichte des Schwedenkönigs zu büßen, die seinen Fähigkeiten sicherlich besser liegen würde.<sup>62</sup>

Derselbe Vogt ist sich bewusst, dass sein dichterischer Versuch voller Mängel ist. In einem Brief vom 22. Juli 1790 an den Geschichtsschreiber Johannes von Müller bezeichnet er sein „literarische[s] Kind[]“ als „ein[en] wahre[n] Hanswurst“,<sup>63</sup> und im Eingangslied zum Werk bittet er die Muse der Kunst um Gnade, weil er sich nicht so fest an ihre „Regeln und Gränzen“ gehalten hat. Im Folgenden soll das Werk nicht im Hinblick auf seinen ästhetischen Wert, sondern auf seine diskursive Tragweite untersucht werden. Es soll insbesondere danach gefragt werden, wie die Figur des Königs im Text konturiert wird, inwiefern sich der Text in den damals ansetzenden nationalistischen Diskurs einbetten lässt, und warum gerade der Schwedenkönig in Vogts Überlegungen zur Neugestaltung Europas passt.

### 3.3.2.1. Zu Struktur und Inhalt der Dichtung

*Gustav Adolph* ist in zwei Teilen und zwölf Gesängen unterteilt, die aus losen Szenen und Schilderungen bestehen. In den drei ersten Gesängen (VGA I, 3-41; 42-74; 75-100) wird die Liebe des jungen Prinzen für die Gräfin Ebba Brahe in einem bukolischen Schweden geschildert. Die Thematisierung des trivialen Themas, das übrigens nur auf historischen Gerüchten gründet, motiviert Vogt durch die Annahme, dass ein Mensch „erst zu einem guten König“ werden kann, wenn er auch in seinem Privatleben großer Gefühle fähig ist (VGA I, 71): „Die Liebe [...] verschönerte alles um ihn her. Er liebte alles – er wollte alles glücklich machen, – er faßte den Entschluß, ein guter friedlicher König, ein Vater seines

---

<sup>60</sup> Anonym, [Rezension von] *Gustav Adolph, König in Schweden als Nachtrag zur Europäischen Republik, von Niklas Vogt*, in „Allgemeine deutsche Bibliothek“, 1792, Bd. 110, 2. St., S. 422-423, hier S. 422.

<sup>61</sup> Ebd.

<sup>62</sup> Ebd., S. 423.

<sup>63</sup> Niklas Vogt, *Brief an Johann von Müller vom 22. Juli 1790*, in Johann von Müller, *Sämtliche Werke*, hg. v. Johann Heinrich Maurer-Constant, Hurter, Schaffhausen 1839, Supplement, Bd. 3, S. 64-65, hier S. 65.

Volks zu werden“ (VGA I, 39). Und ferner: „[E]r liebte sein Mädchen und sein Volk – er genoß der Liebe – und arbeitete für seinen Staat“ (VGA I, 41). Diese starke Liebe wird allerdings vom Herzog von Lauenburg, der sich als Freund des Königs ausgibt, aber in Wirklichkeit von Eifersucht und Neid zerfressen ist, sowie von der Königin Mutter, die das Mädchen der Krone unwürdig findet, kontrastiert. Am Ende muss Gustav nachgeben und sich dem Willen des Hofes beugen. Um die Gräfin Brahe zu vergessen, entschließt er sich, für das Wohl seines Landes noch eifriger zu arbeiten. In einem Gespräch mit Oxenstierna entwirft er seinen Plan für Schweden:

Ich habe erst seit einer kurzen Zeit eine Staatskunst gelernt, die mehr werth ist, als das, was so in euren Machiavellen und Kabinetern ist. [...] Regieren – ja regieren will ich, wahrhaft gut regieren, wie ein Vater über seine Kinder. Was nennt ihr Wütriche und feindliche Dämonen des Menschengeschlechts regieren? – Menschen morden, – Brüder gegen Brüder verhetzen – die Gaben der gütigen Natur von den Füßen der Rosse zertreten lassen – [...] und das nennt ihr regieren? – nein – [...] das Schwerdt und Spießgewehr will ich zu Feldgeräthe und Pflüge umschmieden lassen – die Kriegsschiffe Schwedens sollen nur dem Handel geheiliget seyn – die Wissenschaften und Künste [...] sollen [...] mein Reich mit Blumen zieren, und so will ich [...] mich unter meine Schweden setzen, und wie ein Vater mein Volk regieren. (VGA 59ff.)

Vogt präsentiert Gustav Adolf als der Prototyp des idealen aufgeklärten Monarchen, der für den Frieden arbeitet, die Prosperität seines Landes durch Wirtschaft und Kultur fördert, keine Übermacht für sich selbst verlangt und keine machiavellischen Intrige für die Erzielung seiner Pläne vorsieht.<sup>64</sup>

Zur selben Zeit beginnt der König, sich für die deutschen Angelegenheiten zu interessieren, wie Vogt es im vierten Gesang (VGA I, 101-152) zeigt. Schweden tritt infolge der Unterdrückung der norddeutschen Staaten unter Wallensteins Geißel in den Krieg ein. Lauenburg geht in die katholische Partei über und verrät Seni, Wallensteins Astrologen, die Pläne Gustav Adolfs zur Rettung der Protestanten. Im fünften Gesang (VGA I, 152-175) wird die Abfahrt des Helden mit seinem Heere nach Deutschland beschrieben. Es wird betont, dass die Schweden die Waffen ergreifen, um „ein unterdrücktes Volk zu retten“ (VGA I, 153); sie gehen in den Tod „für das Wohl und die Freiheit [ihrer] Brüder“ (VGA I, 157). Nachdem Gustav die deutschen Fürsten überzeugt hat, sich mit ihm zu verbünden, gewinnt die protestantische Fraktion eine Schlacht nach der anderen, wie im sechsten und siebten Gesang (VGA I, 176-207; 208-236) geschildert

---

<sup>64</sup> Ein ähnliches Schema (die Projektion von Leitgedanken der aufklärerischen Staatstheorie auf große Gestalten der Vergangenheit) findet sich auch in den Wallenstein-Dramen von Gerhard Anton von Halem und A.G.F. Rebmann. Vgl. Kapitel 4.5.

wird. Die Protestanten müssen zwar in Magdeburg jede Art Grausamkeit erleben,<sup>65</sup> aber am Ende triumphieren sie in Breitenfeld und setzten ihren siegreichen Zug nach Süden fort. Im Mainzer Lager lernt er die Kurfürstin Katharina Sophia von der Pfalz kennen, die ihn heiraten will, aber auf diese Geschichte wird nicht mehr zurückgegriffen.

Im zweiten Teil der Dichtung wird die Erzählung der Teilnahme Gustav Adolfs am Krieg immer mehr von politischen Aussagen begleitet, die deutlich auf die Kernthesen der *Europäischen Republik* anspielen. Im achten Gesang (VGA II, 1-43) ist diese politische Wendung der Dichtung am auffälligsten: Ganze Seiten sind mit den staatstheoretischen Überlegungen des Historikers und Staatsmanns Bogislaw von Chemnitz und mit den Gegenargumentationen des Kanzlers Axel Oxenstiernas angefüllt. Der erste – mehrmals als „Schwärmer“ apostrophiert (VGA II, 2) – vertritt die revolutionäre Idee einer Abschaffung aller Privilegien und eines anarchischen Umgangs mit Macht; der zweite setzt dagegen auf Ausgleich, internationale Diplomatie und Erhaltung der bestehenden Verfassung in jedem Staat. Aus der Auseinandersetzung der beiden Staatsmänner entsteht der Entwurf einer europäischen Republik, der mit Vogts Ausführungen völlig korrespondiert (VGA II, 9-12). Als Oxenstierna mit Gustav Adolf die nächsten Schritte der Kampagne bespricht, wird klar, dass der König tyrannische Pläne verfolgt. Die Macht, die er in Deutschland erreicht hat, hat seine ursprünglich guten Intentionen korrumpiert: „Ich fühle mich so stark und so kräftig“ – sagt der König – „Europa ehret und fürchtet mich, meine Glaubensgenossen beten mich an [...]. Ich stehe an der Spitze der tapfersten Nationen Europens – und kann der Welt Gesetze vorschreiben“ (VGA II, 14; 28).<sup>66</sup> Ab diesem Zeitpunkt will er sich dafür einsetzen, dass „die Krone von Schweden einmal festen Fuß im teutschen Reich“ fassen kann, um sich selbst später „zum römischen König wählen“ zu lassen (VGA II, 27f.). Gustav, „durch seine Siege und sein Glück aufgeblasen“ (VGA II, 13), will mächtig wie Alexander der Große werden. Oxenstierna allerdings, der versucht, den König zu mäßigen und zurechtzuweisen, zeigt ihm eine andere Richtung:

Alexander war ein Verwüster und Unterjocher der Nationen, Gustav soll der Befreier und Gesetzgeber der Völker werden. Alexander stiftete ein gebrechliches Reich, das wie sein Körper dahinfiel, Gustav soll ein festes auf viele Jahrhunderte dauerndes Völkersystem gründen, und mit seinem Reiche auch die übrigen Staaten Europens reich, mächtig und glücklich machen. (VGA II, 36)

---

<sup>65</sup> Vogt beschreibt die Gewalttaten, die die Protestanten erleiden müssen – die Schändung der Frauen, der Mord von unschuldigen Kindern, die Plünderungen und Brutalitäten: „Weder hat die Dichtkunst Worte“ – sagt der Erzähler – „noch die Malerei Farben, die auffallend genug wären, um die Zerstörung von Magdeburg zu schildern“ (VGA I, 176).

<sup>66</sup> Eine ähnliche Wendung vom Stifter des Menschenglücks zum Despoten erlebt auch Wallenstein in den Darstellungen von Halem und Rebmann. Hierzu vgl. Kapitel 4.5.

Der Gesang schließt mit einem Attentat auf Gustav: Eine Kugel flieht an ihm vorbei und der König versteht, dass er seine „kindlichen Spinnewebe“ aufgeben muss, um den gottgewollten „großen Plan“ von Oxenstierna zu realisieren (VGA II, 43).

Der neunte Gesang (VGA II, 44-92) ist – literarisch gesehen – der vielleicht interessanteste Teil der Dichtung. Darin schildert Vogt einen Traum Gustav Adolfs, eine lange Vision, die offensichtlich die Frucht dichterischer Erfindung ist. Der König, der sich mit seinen Truppen im Kloster der Heiligen Hildegard bei Bingen aufhält, träumt von dem Geist der Mystikerin, der ihm die Pforte der Vergangenheit öffnet. Dort wohnt er dem Gericht der Geschichte – durch die Figur einer „ehrwürdige[n] Matrone“<sup>67</sup> verkörpert – bei. Neben dem Richterstuhl der Geschichte sitzen ihre „mißhandelte Schwester die Philosophie“, William Shakespeare, der „Sohn“ von der Geschichte und deren „Schwester Dichtung“, und der italienische Dichter der Renaissance Pietro Aretino, der „beissende Geißel der Könige“, der in seinen Schriften oft die Mächtigen verspottet und polemisch angegriffen hat (VGA II, 47ff.). Shakespeare und Aretin rufen Päpste, Kaiser, Könige und Geistliche herein und lassen sie von der Geschichte beurteilen: Nur die würdigen unter ihnen werden als ewige Muster großer Persönlichkeiten aufgestellt werden. Während des Prozesses wiederholt die Geschichte ihre Grundregel: Um zur Unsterblichkeit zu gelangen, müssen die verstorbenen Großen nicht nur Wichtiges geleistet, sondern auch dabei keine despotischen Absichten verfolgt haben, denn es kann keine Glorie für Tyrannen, Intriganten und Betrüger geben (VGA II, 68; 71). Die surreale Reise in der Vergangenheit bricht allerdings ohne Richterspruch ab: Die Heilige Hildegard erscheint wieder, um Gustav nun das Tor der Zukunft zu öffnen. Die verschwommene Vision, die dem König völlig unklar bleibt, enthält eine Voraussagung seines Todes und eine Anspielung auf den Westfälischen Frieden:

Er sah sich am Tempel der Freiheit arbeiten; schon vieles war gebaut, schon stunden seine Säulen fest, als ein Mensch mit einer Larve hinzutrat, und ihm mitten in der Arbeit von hinten ermordete. [...] Zudem sah er die Stadt Münster und die Stadt Osnabrück – aus ihren Thoren kam eine große Anzahl weiser Männer mit heiterem Gesichte, und Oelzweige in den Händen haltend: hinter ihnen folgte eine frohe Schaar von Bauern, Handwerkern, Haldelsleuten und Künstlern, welche um ihn einen frohen Kreis machten und tanzten. (VGA II, 90)

---

<sup>67</sup> Ob Vogt den Roman *Konradin von Schwaben* (1788) von Benedikte Naubert gelesen hat, in dessen Vorrede die Geschichte als eine „sittsame Matrone“ personalisiert wird, ist nicht zu eruieren. Zu dieser Metapher vgl. Kapitel 2.3.2.

Gustavs Traum beschränkt sich nicht nur auf das Schicksal Deutschlands, sondern gewinnt ferner eine europäische Dimension, mit einem allegorischen Hinweis auf den spanischen Erbfolgekrieg (1701-1714) und den Frieden von Utrecht (1713).<sup>68</sup> Dann erscheinen zwei Männer, die Zeichen der wirtschaftlichen und kulturellen Prosperität zeigen: Es handelt sich vermutlich um Rousseau und Voltaire, weil sie – in Einstimmung mit einem späteren Drama von Vogt<sup>69</sup> – als die höchsten Vertreter der Aufklärung („ihr Haupt war gezieret mit Lorbeeren und Myrthen, und auf ihrer Stirne stralte die göttliche Weisheit“) und als ideale Lehrer der Fürsten vorgestellt werden (VGA II, 91). Es folgen eine schnelle Reihe von Regenten und ein plötzlicher „gewaltige[r] Schlag“, wodurch die Welt zu zerspringen scheint und viele Thronen zusammenfallen: die Französische Revolution (VGA II, 91f.). Mit dem Schlag erwacht Gustav.

Das Gespräch mit Oxenstierna und der warnend prophetische Traum bringen den König von seinen despotischen Absichten ab. Am Anfang des zehnten Gesangs (VGA II, 93-143) engagiert er sich dafür, „das Gleichgewicht in Teutschland und Europa wieder herzustellen, und durch einen gerechten und dauernden Frieden die Ruhe auf lange Zeit wieder zu befestigen“ (VGA II, 93). Zu diesem Zweck empfängt er mit Oxenstierna die Gesandten aller Nationen und versucht, einen Friedenspakt zu entwerfen, der für jeden gerecht sei. Die Aufgabe ist nicht einfach, aber alle haben großen Vertrauen zu Gustav Adolf, der inzwischen vom „Schuzengel Teutschlands und Europens“ zum „Schuzengel des Menschengeschlechtes“ geworden ist (VGA II, 136).

Im elften Gesang wird der Untergang Gustav Adolfs vorbereitet (VGA II, 144-178), im zwölften wird er mit der Beschreibung der Schlacht bei Lützen dramatisch geschildert (VGA II, 179-195). Noch vor Wallensteins Zurückberufung versucht Gustav vergebens, den General für seine pazifistischen Zwecke zu gewinnen. Dieser zeigt aber kein Interesse an dem Plan des Feindes: Zuerst, als er glücklich in Znaim wohnt, wo er seit der Absetzung von 1630 seinen Garten baut und „aus der Ferne dem blutigen Schauspiele in Teutschland zu[sieht]“ (VGA II, 145), will er mit dem Krieg nichts mehr zu tun haben; später, als er mit voller Macht wieder an der Spitze der kaiserlichen Truppen ist, strebt er

---

<sup>68</sup> Nicht zufällig weist Vogt auf die Verträge von Utrecht hin: In der historiographischen Tradition wird der Friedenspakt als beispielhafter Versuch zum Gleichgewicht der Mächte in Europa genannt, jenes Gleichgewicht, das gerade Anfang des 18. Jahrhunderts durch Charles Davenants *Essay upon the Balance of Power* (1701) theorisiert wird, und auf das Vogt in seinen politischen Schriften immer wieder zurückkommt. Hierzu vgl. Steven Allen Stargardter, *Niklas Vogt 1756-1836. A Personality of the Late German Enlightenment and Early Romantic Movement*, Garland, New York u. London 1991, S. 68-96.

<sup>69</sup> In *Das Urtheil von Paris. Eine Farçe in drei Aufzügen* (1792) zeigt Vogt ausdrücklich seine Bewunderung für Voltaire und Rousseau, die im Stück die Rolle der Lehrer Friedrich des Großen übernehmen.



den Kaiserthron an („Mein, ganz mein muß Oestreichs Macht und seine Schätze seyn“, VGA II, 154) und ist für keinen Friedenspakt zu gewinnen.<sup>70</sup>

Ein innovatives Element in Vogts Darstellung vom Schicksal des Schwedenkönigs ist die Spekulation, dass er durch eine Intrige der Jesuiten ermordet worden sei. Die Jesuiten, die während des Dreißigjährigen Krieges genauso wie Ende des 18. Jahrhunderts für ihre Einmischung in die Politik im Zentrum einer großen Polemik standen und in der Tradition für den Tod Wallensteins verantwortlich gemacht wurden,<sup>71</sup> sind bei Vogt die Auftraggeber vom Mord Gustav Adolfs. In einem Gespräch zwischen dem Beichtvater des Kaisers und dem Vater Provinzial wird deutlich, dass sie eine skrupellose, machiavellistische Politik vertreten, in welcher sogar Mord zur Bewahrung der eigenen Interessen vorgesehen ist:

Sobald ich überzeugt bin, daß [...] das Wohl vieler Millionen und der ganzen Christenheit ein einzelnes Opfer erfordern, muß ich mich weder durch ein weibliches Mitleid, noch durch eine kindische Ehrfurcht zurückhalten lassen, einen Menschen zu schlachten, er sei König oder Priester – so fiel Heinrich IV., so fiel der Prinz von Oranien – und so falle auch Gustav Adolph – Der Zweck heiligt die Mittel. (VGA II, 159)<sup>72</sup>

Die „schlaun Geistlichen“ (VGA II, 155) wissen allzu gut, dass die Denkfreiheit für ihren Obskurantismus, für ihre „heiligen Betrüge“ schädlich sein kann, weil das „Licht“ der neuen Lehre – des Protestantismus bzw. der Aufklärung – die „Binde“ des Aberglaubens und der Frömmigkeit „dem Volke und seinen Regenten von den Augen [ziehen würde]“ (VGA II, 161; 165). Der Plan ist also festgelegt: Gustav muss beseitigt werden, und zwar „im Getümmel der Schlacht“, so dass man nicht wissen wird, ob der tödliche Schuss „vom Freund oder Feind“ gekommen ist (VGA II, 159). An der Verschwörung ist auch der Herzog von Lauenburg beteiligt, der die jugendliche Eifersucht auf die Gräfin Brahe nicht vergessen hat. Aber der sterbende Gustav vergibt dem Verräter seine Tat und fällt heldenhaft „für Religion – und Freiheit“ (VGA II, 191).

---

<sup>70</sup> Das Bild Wallensteins in der *Gustav-Adolph*-Dichtung entspricht der herkömmlichen Überlieferung, die den General als egoistischen Tyrannen präsentierte. Aus dieser in der Historiographie konsolidierten Darstellung weichen die Dichtungen von Halem, Komareck und Rebmann ab, die ihn als Friedensstifter und nachsichtigen Politiker porträtieren (vgl. hierzu Kapitel 4). Derselbe Vogt wird in einer späteren Schrift den Friedländer rehabilitieren (vgl. Kapitel 3.3.3).

<sup>71</sup> Vgl. Kapitel 4.6.

<sup>72</sup> Ähnlich heißt es weiter im Text: „[D]er verdient nicht den Namen eines Weltregenten, wer nicht fähig ist, zu großen Zwecken sogar Könige und seine Eltern aufzuopfern. Der Zweck heiligt die Mittel“ (VGA II, 165). Vogts Kritik am Machiavellismus steht argumentativ im Einklang mit der Schrift *Anti-Machiavell, oder Versuch einer Kritik über Nic. Machiavells Regierungskunst eines Fürsten* (1740) von Friedrich II.

### 3.3.2.2. Gustav Adolf als Held der deutschen Freiheit und des europäischen Gleichgewichts

In *Gustav Adolph* präsentiert Vogt ein Bild des Schwedenkönigs, welches dem seiner Ausführungen in der *Europäischen Republik* völlig entspricht. Der episch-dramatische Text stellt in diesem Sinne eine literarische Ergänzung, einen „Nachtrag“ zu seinem theoretischen Entwurf eines föderalen Europas dar, in dem die Prinzipien der Solidarität, des Respekts und des Gleichgewichts unter den Staaten herrschen sollen. Die Anspielungen auf die *Europäischen Republik* lassen sich am deutlichsten im zweiten Teil der Dichtung auffinden: Das politische Programm von Chemnitz und Oxenstierna im achten Gesang und die Unterhandlungen des Königs mit den Vertretern der verschiedenen Staaten im zehnten reflektieren den Wunsch des Autors nach einem friedlichen Kontinent, in dem ein vereinigtes Deutschland die Rolle des Garanten für eine gerechte Verteilung der Mächte übernehmen soll. Ein fragiles Aggregat von Staaten – wie das zersplitterte deutsche Reich es war – läuft nämlich Gefahr, den Invasionen größerer Mächte kontinuierlich ausgesetzt zu werden:

[D]as teutsche Reich, wie es jezt ist, [...] ist [...] weiter nichts, als ein altes baufälliges Haus, das nicht lange mehr Bestand halten kann. – So bestellt bleibt es der ewige Zankapfel der Großen, und der Tummelplatz anhaltender blutiger Kriege und Verwirrungen. (VGA II, 25)

Man braucht also ein starkes Deutschland, um ein Gleichgewicht im geopolitischen Schachspiel herzustellen und ein friedliches Europa zu schaffen. Diese Idee eines germanozentrischen Europas soll aber nicht zu einer deutschen Tyrannei, zu einer Despotie des Reichs gegenüber anderen Staaten führen. Denn das würde die freiheitliche Entfaltung, die Stärke, den Fortschritt des gesamten Kontinents verhindern, wie der Kanzler Oxenstierna es erklärt:

Was an dem Himmel die Sonne ist, ist in Europa das teutsche Reich – durch seine sonderbare Verfassung hält es, wie die Sonne die Gestirne, so alle Staaten Europens an seinem Interesse fest [...] – würde nun die Kraft des teutschen Reichs vermehrt, [...] so [...] [würden] alle die strebenden Kräfte der Europäer [...] in einem Despoten zusammen[schrumpfen], und Europa, das freie edle Europa [...] wäre weiter nichts, als der matte kalte Riesenkörper vom Seelgen eines Kindes leicht bewegt. (VGA II, 42)

Das Gleichgewicht unter den Staaten ist also die Voraussetzung für die Entfaltung jeder Nation und für die Stärke des gesamten Erdteils. Und dieses Gleichgewicht – wie Vogt es auch in seinen beiden *Systemen* von 1785 vorankündigt – ist „der Grund, auf den die

Gottheit unser Glück und unsere Freiheit gebauet zu haben scheint“ (VGA II, 40f.). Vogt erkennt in der Natur ein von Gott gesteuertes Gleichgewicht, das durch die Wechselwirkung verschiedener Kräfte entsteht und die Vernichtung des Kosmos verhindert. Dasselbe kann von der menschlichen Natur gesagt werden, in der tierische, humane und göttliche Kräfte (Körper, Seele, Geist) harmonisch koexistieren. Auf die Gesellschaft und die Politik transponiert, verbindet sich das Prinzip des Gleichgewichts mit dem der Gerechtigkeit: Die soziale, staatsinterne Ausgewogenheit und das internationale Gleichgewicht können nur hergestellt werden, wenn die zwischenstaatlichen Beziehungen gerecht sind. Gleichgewicht und Gerechtigkeit dienen der Entwicklung des Menschengeschlechts, die Vogt als einen organischen Prozess versteht, an dessen Ende die Glückseligkeit, das heißt das erfüllte Zusammenleben der Völker steht.<sup>73</sup> Die geschichtlichen Abläufe werden also teleologisch gedeutet als eine ständige Entwicklung, die auf politische Harmonie und Vollkommenheit abzielt.

Die Idee des politischen Gleichgewichts, das auf ein dynamisches, aber gerechtes Kräftespiel der europäischen Mächte fußt, wird im *Gustav Adolph* als Voraussetzung für einen anhaltenden Frieden erwähnt. Hauptziel der Politik des Königs ist es nämlich, „das Gleichgewicht in Teutschland und Europa wieder herzustellen, und durch einen gerechten und dauernden Frieden die Ruhe auf lange Zeit wieder zu befestigen“ (VGA II, 93). Und als es dazu kommt, einen Friedenspakt konkret zu entwerfen, beschreibt Gustav die Punkte seines Plans für einen „dauerhaften gerechten Frieden“ wie folgend:

Sie sind so abgefaßt, daß sich kein ehr- und rechtliebender Monarch, Staat, Fürst oder Stand darüber zu beklagen hat. Sie gehen alle dahin, die Uebermacht des gefährlichen Hauses Oestreich zu brechen, das die Rechte und Freiheit unterstützende Gleichgewicht zu gründen, und so einen jeden in seine Rechte und Freiheit wieder herzustellen. (VGA II, 134)

Eine antihegemonische Gerechtigkeit soll auf der Basis einer Neuordnung Europas stehen, und wer dem Prinzip des Gleichgewichts nicht zustimmt, soll als „Feind des allgemeinen Bestens“, ja, „des menschlichen Geschlechtes“ verachtet werden, weil er nicht dazu bereit ist, aus seinen Privatabsichten zum Wohl des gesamten Systems auszutreten (VGA II, 134).

---

<sup>73</sup> Vgl. Hermann Weber, *Niklas Vogts Geschichtskonzeption*, in „Lebendiges Rheinland-Pfalz“, 23.5, 1986, S. 130-133; Heinz Duchhardt, *Niklas Vogt (1756-1836)*, in Heinz Duchhardt / Małgorzata Morawiec / Wolfgang Schmale / Winfried Schulze (Hg.), *Europa-Historiker*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2007, Bd. 3, S. 43-62, hier S. 48-51.

Als solche Feinde des Menschengeschlechts werden die Machiavellisten betrachtet, die gegen die Gerechtigkeit und für die Behauptung der eigenen Macht arbeiten. Dazu zählen die Jesuiten, die im Text den Mord von Gustav Adolf planen, um den Katholizismus über den Protestantismus – das heißt: den Obskurantismus über die Aufklärung und die Gedankenfreiheit – triumphieren zu lassen. „Unser Orden ist angelegt zur Herrschaft über die Welt“ (VGA II, 167), erklärt der Provinzial dem Beichtvater des Kaisers: Das politische Modell der Jesuiten basiert auf Selbstbehauptung und Überwältigung, nicht auf Gleichgewicht und Diplomatie. Gustav Adolf, der sich für die letzteren Werte einsetzt und schließlich den Jesuiten zum Opfer fällt, wird somit zum politischen Märtyrer erhoben, der für die Freiheit der Deutschen und für ein utopisches Europa stirbt. Er wird in der Tat fast christologisch konnotiert, als er verwundet wird und ruft: „Gott! Gott! ich falle vor deine Sache!“ (VGA II, 190) und dem Feinde Lauenburg den Verrat vergibt („Gott bekehre dich, und vergebe dir deine böse Thaten, wie ich sie dir vergebe“, VGA II, 191). Seine letzten Worte, sein gedankliches Testament, sind der prägnante Ausdruck seiner gebrochenen Mission: „So fällt Gustav Adolph für Religion – und Freiheit. – (er stirbt)“ (VGA II, 191).

Der König, der auch in der Rede an seine Soldaten vor der Schlacht die religiöse und die politische Freiheit der Deutschen mehrmals anspricht (VGA II, 185f.), gewinnt durch seine Selbstaufopferung für die protestantische (und die deutsche) Emanzipation die Aura eines säkularen Heiligen. Der Held schwebt somit zwischen einer weltlichen und einer religiösen Dimension, was seinen Mythos umso mehr verstärkt. Es handelt sich um einen politisch-nationalen Mythos, der Züge aufklärerischer Staatstheorie mit Elementen eines einsetzenden Vaterlandsgefühls verbindet. Der Zukunftstraum im neunten Gesang zeigt am besten, wie Vogt eine Filiationslinie zwischen Gustavs Projekt und der politischen Theorie der Aufklärung zieht: Nach dem Friedens- und Vereinigungsversuch des Monarchen kommt der Westfälische Friede, der eine Reihe weiterer, das Gleichgewicht fördernder Friedensverträge inauguriert und die Aktion aufklärerischer Monarchen ermutigt. Diese sorgen für das wirtschaftliche Wachstum und die kulturelle Prosperität Europas – zumindest bis zum Ausbruch der Französischen Revolution.

Die Revolution wirkt wie ein Erdbeben im politischen System Vogts. Mit ihrem „gewaltigen Schlag“ stellt sie die Theorie des Gleichgewichts dramatisch in Frage, weil sie die Möglichkeit eines europäischen Staatenbundes unterminiert und jede Ordnung durch die wildeste Anarchie zerreißt. 1790, als seine *Gustav-Adolph*-Dichtung erscheint, zeigt Vogt noch eine Hoffnung auf politische Veränderung durch die Revolution, doch er

fürchtet, dass sie gewaltsame Folgen für ganz Europa haben kann. Im Vorbericht zum *Gustav Adolph* vergleicht er Luthers Reformation mit der Französischen Revolution: Beide haben zum Fortschritt der Menschheit beigetragen, aber es ist zu fürchten,

daß diese *politische Reformazion* oder *Regenerazion* ferner noch eben so traurige Folgen haben sollte, wie ehemals die *Geistliche*. Es wäre nicht gut, wenn einem neuen oder auch bessern Westphälischen Frieden erst wieder ein Bauernkrieg, eine Münzeriade, ein Bartholomäustag, oder gar ein dreißigjähriger Krieg vorausgehen müßte. (VGA I, VI)

Daher möchte Vogt mit seinem Werk seinen „Zeitgenossen einige Gräuelszenen des dreißigjährigen Krieges zur Warnung, und jenen Helden zur Nachfolge [...] schildern, welcher diesem verwüstenden Kriege durch seine Tapferkeit und Klugheit ein Ende zu machen suchte“ (VGA I, VI f.). In späteren Schriften, in denen Vogt ein harsches Urteil über die in *Terreur* degenerierte Revolution formuliert, wird der Vergleich zwischen den beiden Epochen noch unmittelbarer: Die Reformation hat Religionskriege und Konflikte, die Revolution eine Spirale der Gewalt in Gang gesetzt. Beide wollten „Aufklärung und Freyheit [...] befördern“, haben aber „mehr dazu beigetragen, die Nation[en] zu schwächen, als sie über ihre wahren Interessen aufzuklären und zu vereinigen“. <sup>74</sup>

Anfang des 19. Jahrhunderts, mit der Behauptung Napoleons im politischen Szenario, verstärkt sich Vogts Idee einer europäischen Bundesstruktur als die einzige Möglichkeit, einen dauerhaften Frieden und ein heiteres Zusammenleben der Staaten zu erlangen. In Bonaparte sieht der Historiker einen Nachfolger von Karl dem Großen<sup>75</sup> oder Heinrich IV.,<sup>76</sup> zwei historischen Helden, die in der *Gustav-Adolph*-Dichtung als Vorbilder für die Politik des Schwedenkönigs präsentiert werden (VGA II, 78ff.; 89f.). Im Unterschied zu vielen Intellektuellen seiner Zeit, die im Korsen eine Bedrohung für Deutschland sahen, stellt Napoleon nach Vogt eine wichtige Chance dar, aus der postrevolutionären Krise herauszukommen und endlich eine neue Einheit im zerrütteten Europa herzustellen: Wie Gustav Adolf im Dreißigjährigen Krieg, so hat Napoleon zu

---

<sup>74</sup> Nik[las] Vogt, *Ueber den natürlichen Charakter, die Tendenz und das künftige Schicksal der europäischen Staaten und Nationen*, in *Europäische Staats-Relationen*, Bd. 1, Andräische Buchhandlung, Frankfurt am Main 1804, S. 163-221; 345-362, hier S. 358f.

<sup>75</sup> „Er wird [...] wie Karl der Große zwar die oberste Würde eines Imperators als den Centralpunkt der verschiedenen Staaten bestehen lassen, aber einer jeden Nation die ihr zuständige Selbständigkeit und die ihren Charakter belebende Autonomie gestatten“ (Nik[las] Vogt, *Die französische Reichsverfassung nach Einführung der erblichen Kaiserwürde in der Familie des Napoleon Bonaparte*, in *Europäische Staats-Relationen*, Bd. 2, Andräische Buchhandlung, Frankfurt am Main 1804, S. 1-66; 85-264, hier S. 7).

<sup>76</sup> „Ich behaupte [...], dass nur dann ein System von Freyheit und Ordnung in Europa gegründet werden kann, wenn allen Völkern erst ihre Selbständigkeit und alte Kraft wiedergegeben seyn wird. Heinrich IV. hatte den großen Plan gefasst, ganz Europa zu einem Bunde freyer Staaten zu erheben. Es würde Napoleons schönster Krone seyn, wenn er das hinausführen wollte, was sein großer Vorfahrer angefangen hat“ (Ebd., S. 164). Zur Bedeutung der Figur Heinrichs IV. bei Vogt und Schiller vgl. Kapitel 5.2.5.

Beginn des 19. Jahrhunderts die Gelegenheit, das obsoleete Heilige Römische Reich zu demolieren und ein neues vereinigtes Deutschland (in einem neuen föderalen Europa) hervorzubringen. Dem Korsen schreibt er 1807 – ein Jahr nach dem Triumph der französischen Truppen bei Jena – Aufgaben zu, die er früher als Teil des politischen Projekts vom Schwedenkönig anführte:

Er [Napoleon, D.V.] muß Europa einen auf der Selbständigkeit der Nationen gegründeten Frieden geben. Er muß das alte zertrümmerte System durch eine neue und freye Verfassung ersetzen. Er muß die verschiedenen Religionsverhältnisse durch ein allgemeines Band zu einer wohlthätigen Harmonie stimmen.<sup>77</sup>

Diese Hochschätzung Napoleons zeigt, wie Vogt ein überzeugter Europäer eher noch als ein stolzer deutscher Patriot ist: Gewiss neigt er dem damals aufkeimenden Nationalismus zu, wenn er ein starkes vereinigtes Deutschland als die erste Voraussetzung für die Herstellung des europäischen Gleichgewichts nennt, aber für ihn macht es keinen großen Unterschied, ob Europa durch einen Schweden, einen Deutschen oder einen Franzosen zu diesem Gleichgewicht gelangt. Im neuen Cäsar sieht er eine Möglichkeit für die Verbesserung der Gesamtlage des Kontinents – eine Möglichkeit, die sich aber mit dem Zusammenbruch des napoleonischen Systems dramatisch zerschlägt.<sup>78</sup>

### 3.3.3. Exkurs: Vogts *Wallenstein*-Aufsatz (1805). Der Friedländer als Erbe der politischen Pläne Gustav Adolfs

Wie gerade angedeutet, spielt die Figur Napoleons im späten Werk Niklas Vogts eine zentrale Rolle. Für uns ist diese Zentralität besonders interessant, weil Vogt nicht nur Gustav Adolf, sondern auch dessen historischen Nebenbuhler, den Generalissimus Albrecht von Wallenstein, als Vergleichsperson für den französischen Kaiser heranzieht.

1805, fünf Jahre nach der Veröffentlichung der *Wallenstein*-Trilogie von Schiller und nach der Erscheinung einer Reihe historiographischer und literarischer Werke, die die Figur des Friedländers vom üblen Ruf des Verräters rehabilitiert haben,<sup>79</sup> veröffentlicht Vogt im dritten Band seiner *Europäischen Staats-Relationen* einen kurzen Aufsatz mit

---

<sup>77</sup> Nik[las] Vogt, *Napoleons höchstes Interesse*, in *Europäische Staats-Relationen*, Bd. 7, Andräische Buchhandlung, Frankfurt am Main 1807, S. 126-145, hier S. 145.

<sup>78</sup> Zum Echo dieses Zusammenbruchs in der späten Produktion Vogts vgl. Hermann Weber, *Geschichtsschreibung zwischen Revolution und Restauration. Niklas Vogt in seiner zweiten Schaffensperiode 1792-1836*, in Christoph Jamme / Otto Pöggeler (Hg.), *Mainz – „Centralort des Reiches“*. Politik, Literatur und Philosophie in Umbruch der Revolutionszeit, Klett-Cotta, Stuttgart 1986, S. 138-164, vor allem S. 151-158.

<sup>79</sup> Hierzu vgl. Kapitel 4.

dem Titel *Wallenstein, oder über die Vereinigung der deutschen Nation*.<sup>80</sup> Anders als die vorhergehenden Schriften, thematisiert Vogt nicht das Problem der Authentizität von Wallensteins Verrat bzw. der Legitimität seiner Ermordung. Nach einer Skizze seiner Teilnahme am Dreißigjährigen Krieg – in der sowieso die „Treue“ gegenüber Ferdinand II. und die „Ergebenheit an den kaiserlichen Hof“ hervorgehoben werden (VW 233) – sagt Vogt in aller Deutlichkeit, dass es unbedeutend ist zu wissen, ob Wallenstein in Wirklichkeit verraten hat oder verraten wurde. Viel interessanter ist es seines Erachtens danach zu fragen, wie das Unternehmen Wallensteins „auf die deutsche Nation und ihre Verfassung gewirkt haben würde“, wenn es gelungen wäre (VW 236).

Nach der zweiten Entlassung, vom Kaiser beleidigt und mit den Protestanten noch in vorsichtigen Verhandlungen beschäftigt, fasst Wallenstein den Entschluss, „sich und die deutsche Nation über beyde das Vaterland entzweyende Partheyen zu erheben“ (VW 235), und endlich „der Verfassung mehr Einheit, dem Volke Stolz und Gemeingeist, und dem Reiche sein verlohnes äußeres Gewicht wieder[zu]geben“ (VW 237). Ziel des Generals ist es, wie der Titel des Aufsatzes vorankündigt, die „Vereinigung der deutschen Nation“. Es geht wieder um zwei beliebte Themen des Publizisten Vogt: die Einheit Deutschlands und das Gleichgewicht der Mächte in Europa. Wallenstein setzt sich wieder an die Spitze seiner Armee und kämpft mit den ihm treu gebliebenen Soldaten und Offizieren, um „neues Oberhaupt des Reichs“ zu werden (VW 235). Er ist der Überzeugung, „daß die Schwäche der Regierung das Reich um alle Energie, und das Uebergewicht fremder Mächte (der Schweden und Franzosen) die Nation um ihre Selbständigkeit und Ehre brächte“ (VW 236). In gewisser Hinsicht führt Wallenstein das Projekt des verstorbenen Gustav Adolf fort: Er will die deutsche Nation stärker machen, um eine politische Balance im Kontinent herzustellen. Dafür sollen die Interessen der Parteien beseitigt und das große gemeinsame Ziel einer Vereinigung der deutschen Staaten gegen die ausländischen Mächte – bzw. in Zusammenarbeit mit ihnen – realisiert werden. Der Plan scheitert, weil Wallenstein ermordet wird. Aber Vogt suggeriert, dass eine Durchführung dieses visionären Projekts jedenfalls schwierig gewesen wäre. Nicht nur hätte er gegen den Kaiser, die protestantischen Fürsten und die aufsteigende Macht Frankreichs kämpfen sollen, sondern seinen Absichten hätte auch die eingeborene Zersplitterung des Reichs entgegengewirkt, die selbst zu Friedenszeiten unbewältigt blieb:

---

<sup>80</sup> Nik[las] Vogt, *Wallenstein, oder über die Vereinigung der deutschen Nation*, in *Europäische Staats-Relationen*, Bd. 3, Andräische Buchhandlung, Frankfurt am Main 1805, S. 231-238. Aus diesem Text wird im Folgenden mit der Sigle *VW* zitiert.

Die deutsche Nation war, so lange man ihre politische Geschichte kennt, in Partheyen getheilt [...]. Schon in früheren Zeiten, wo doch des Kaisers Ansehen und Gewalt größer war, konnte es weder den Ottonen, noch Heinrichen, weder den Konraden noch Friederichen gelingen, die Regierung des Reichs zu vereinfachen; wie war ein solches Unternehmen während einem Kriege möglich, den eben der Partheygeist angefacht hatte? (VW 237f.)

Dieser fast resignierte Ton bedeutet allerdings nicht, dass Vogt die Hoffnung aufgibt, „Deutschland zu einer vortheilhaften Einigkeit zu bringen“ (VW 238). Er glaubt immer noch an eine gründliche Reorganisation des politischen Machsystems auf innendeutscher und internationaler Ebene: „Vielleicht ist es im Buche des Schicksals geschrieben“ – so schließt Vogt seinen *Wallenstein*-Essay ab – „daß nur eine gänzliche Ueberwältigung der Nation, sie eben wieder zu der Einigkeit und Selbständigkeit führen soll, deren Mangel bisher ihr Unglück war“ (VW 238). Nur eine radikale Änderung der bestehenden Lage kann also Einheit, Freiheit, Frieden und Prosperität garantieren. Und diese Änderung kann im Europa des frühen 19. Jahrhunderts laut Vogt allein Napoleon bewerkstelligen. Der Historiker attribuiert Wallenstein „die große Idee, [...] das in Deutschland zu versuchen, was Napoleon jetzt in Frankreich bewirkt hat“ (VW 232): Der Friedländer hätte ein ähnliches imperialistisches Programm wie der französische Kaiser realisieren können, weil er – wie Gustav Adolf vor ihm – versucht hat, Deutschland stärker zu machen und eine Neuordnung Europas zu gründen. Diese Versuche werden nun auf Napoleon und auf seine Zerlegung des alten europäischen Staatensystems projiziert, in der Vogt die Möglichkeit einer Vereinigung Deutschlands erblickt.

Mit seinem *Wallenstein*-Essay versöhnt Vogt die beiden Antagonisten des Dreißigjährigen Kriegs: Dem Generalissimus schreibt er ein politisches Projekt zu, das viele Gemeinsamkeiten mit dem des Schwedenkönigs in der *Gustav-Adolph*-Dichtung aufweist. Zugleich rehabilitiert er in dieser Schrift Wallenstein als einen progressiven Revolutionär, der den Versuch unternommen hat, Deutschland und Europa ein neues, einheitlicheres Gesicht zu geben. Somit korrigiert er das Bild eines tyrannischen Wallenstein, das er in seiner *Gustav-Adolph*-Dichtung gezeichnet hatte, und bietet zugleich eine neue Perspektive auf die historische Figur des Generals. Eine rehabilitierende Perspektive eben, der bereits seit einiger Zeit im literarischen und historiographischen Diskurs zu begegnen war.



## VIERTES KAPITEL

### Wallenstein-Dichtungen vor Schiller im kulturgeschichtlichen Kontext

#### 4.1. „Von der Partheyen Gunst und Haß verwirrt“. Wallensteins Charakterbild zwischen Geschichte und Mythos

„Wallensteins Character ist einer der unentwickeltsten in der neuern Geschichte“, schreibt Gerhard Anton von Halem im Mai 1785, „und schwerlich wird er je mit Sicherheit entwickelt werden, da seine Feinde mehr wie einen Grund hatten, alles, was dazu dienen könnte, aus dem Wege zu räumen“.<sup>1</sup> Aus heutiger Sicht mag dieser Satz verwunderlich klingen, da Wallenstein unter den Persönlichkeiten der Geschichte deutschsprachiger Länder als eine der bekanntesten gilt, über die mittlerweile eine kaum überschaubare Flut von Schriften erschienen ist. Sein abenteuerliches Leben samt kontroverser Heldentaten, vor allem aber die Verschwörung, die zu seinem blutigen Ende führte, hat jahrhundertlang produktiven Stoff für Historiker und Schriftsteller geboten. Diese anhaltende Popularität verdankt der Generalissimus in großem Maße dem Bild, das Schiller von ihm in der *Geschichte* und später in der dramatischen Trilogie gezeichnet hat, ein Bild von außerordentlicher Komplexität und gewaltigem Charme, das Generationen von Autoren fasziniert und inspiriert hat. Dank Schiller hat sich der Mythos Wallensteins so stark in das Bewusstsein der Deutschen eingepägt, dass manchmal die Grenzen seiner Geschichte mit denjenigen der Fiktion verwischt sind: In einer kuriosen Statistik von 1985 hat sogar mehr als die Hälfte der Befragten eingestanden, dass sie nicht wussten, dass Wallenstein außerhalb der schillerschen Dichtung wirklich existiert hat.<sup>2</sup> Dass es einen historischen Wallenstein gegeben hat, steht allerdings außer Frage.<sup>3</sup>

Am 24. September 1583 wird der kleine Albrecht Wenzel Eusebius im böhmischen Hermanitz an der Elbe in einer protestantischen Adelsfamilie geboren. Die Eltern sterben sehr früh, so dass er im Alter von elf Jahren Vollwaise ist. Erzogen wird der junge

---

<sup>1</sup> Gerhard Anton von Halem, *Wallenstein, ein Schauspiel*, Johann Christian Dieterich, Göttingen 1786, S. 2. Aus dieser Ausgabe wird fortan mit der Sigle *HW* zitiert.

<sup>2</sup> *Bei Wallenstein müssen viele passen. Historische Bildung höherer Schulen oft mangelhaft – Das Ergebnis einer demoskopischen Umfrage*, in „Südkurier Konstanz“, Nr. 158, 12.07.1985, S. 3.

<sup>3</sup> Für das folgende Porträt vgl. Hellmut Diwald, *Wallenstein. Biographie*, Ullstein, Frankfurt am Main 1987; Josef Polišenský / Josef Kollmann, *Wallenstein. Feldherr des Dreißigjährigen Krieges*, Böhlau, Köln u.a. 1997; Sergio Valzania, *Wallenstein. La tragedia di un generale nella guerra dei Trent'anni*, Mondadori, Milano 2007.

Wallenstein zuerst an der evangelischen Lateinschule in Goldsberg und später an der Universität Altdorf, die er jedoch wegen wiederholter Gewalttaten bald verlassen muss. 1602 begibt er sich auf eine Grand Tour nach Italien, wo er in Padua, Bologna oder Siena studiert und ein besonderes Interesse für die Astrologie entwickelt haben soll. Vier Jahre später konvertiert er zum Katholizismus. Sein sozialer Aufstieg beginnt 1609 mit der Heirat von Lukrezia Neckesch von Landek, einer jungen reichen Witwe, die fünf Jahre später stirbt und ihm eine beträchtliche Erbschaft hinterlässt. In seiner finanziellen Lage gestärkt, erweitert Wallenstein rapide seine Besitzungen in Mähren, wo er als Obrist tätig ist, als der Dreißigjährige Krieg beginnt. Als 1618 der Böhmisches Aufstand ausbricht, bietet er Ferdinand von Habsburg, dem König von Böhmen und zukünftigen Kaiser, seine militärische Hilfe an und verweigert den protestantischen Rebellen unter seinen Soldaten ihren Lohn. Zwei Jahre später, im November 1620, profitiert Wallenstein von der Schlacht am Weißen Berg, der ersten wichtigen Niederlage der protestantischen Partei, mit dem günstigen Kauf des Herzogtums von Friedland in Böhmen, weshalb er auch als der Friedländer bekannt ist. Drei Jahre später heiratet er die Gräfin Isabella von Harrach, Tochter eines einflussreichen kaiserlichen Ministers, und macht sich einen Namen im Militärwesen und in der Politik.

Vom einfachen Krieger wird er zu einem regelrechten Kriegsunternehmer. Auf eigene Kosten setzt er im Jahr 1625 ein Heer von 24.000 Mann ein, um Ferdinand II. gegen den Angriff des Dänenkönigs Christian IV. zu unterstützen. Es bleibt bis heute unklar, welche Gründe ihn dazu bewegt haben, aber man kann wohl mit Schiller vermuten, dass dies „Unternehmen kühnen Übermuts“ des „ungesättigt immer weiter strebend[en]“ Helden von seiner „unbezähmten Ehrsucht“ diktiert wurde (NA VIII N/2, 456). Mit seiner imposanten Armee greift Wallenstein 1626 in den Krieg in Norddeutschland ein, er besiegt zunächst Ernst von Mansfeld an der Dessauer Brücke und ein Jahr später besetzt er Mecklenburg und Pommern. Überall wird er gefeiert und 1628 erhebt ihn der Kaiser zum General des Ozeanischen und Baltischen Meers. Mit der Einführung des Restitutionsedikts (1629), das die Wiedergewinnung der kirchlichen Ländereien sanktioniert, welche die Katholiken mit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555 verloren hatten, beginnen die Divergenzen mit den katholischen Fürsten. Gegen das Edikt opponiert Wallenstein mit Vehemenz, weil er in ihm jede Möglichkeit der Versöhnung und des Friedens mit der protestantischen Seite verhindert sieht. Um Ruhe innerhalb der katholischen Partei zu bewahren, entschließt sich der Kaiser 1630 auf dem Kurfürstentag zu Regensburg, den Feldherrn zu entlassen und drei Viertel seines Heeres aufzulösen. In den Augen der vielen

Feinde am Hof ist Wallenstein zu mächtig geworden und seine Absetzung scheint die einzige Lösung zu sein, um seinen Aufstieg einzudämmen. Allerdings wird diese Entscheidung zu einem ungünstigen Zeitpunkt getroffen: Der schwedische König Gustav Adolf ist gerade in den Krieg eingetreten, um die protestantische Faktion zu unterstützen, und feiert dank seiner tapferen Truppen einen Triumph nach dem anderen. Um die katholische Partei vor der Katastrophe zu retten und den Verlauf des Krieges zu kippen, wird Wallenstein im Dezember 1631 gebeten, in den Krieg zurückzukehren. Der Friedländer, der in kurzer Zeit eine neue Armee zusammenstellt, akzeptiert nur unter der Voraussetzung, mit unbeschränkten Vollmachten ausgestattet zu werden. Sein zweites Generalat beginnt 1632 mit der Befreiung Böhmens von den Sachsen; in der zermürbenden Schlacht an der Alten Veste (September 1632) besiegt Wallenstein Gustav Adolf und wenige Wochen später, am 16. November, fällt der Schwedenkönig in Lützen.

Nach der siegreichen Schlacht bei Steinau im Oktober 1633 zieht sich Wallenstein nach Böhmen zurück, um dort in militärischer Untätigkeit zu verharren, während er durch die Vermittlung des Diplomaten Hans Georg von Arnim geheime Verhandlungen mit der protestantischen Seite pflegt. Da niemand dem Angebot der Katholiken zu einem Waffenstillstand traut, verlaufen diese Unterhandlungen ergebnislos. Die Nachrichten davon genügen allerdings, um Wallensteins Gegner im Lager in einer Kampffront zu vereinen. Wallenstein spürt den Druck seiner Feinde und fordert am 11. Januar 1634 eine persönliche Treueerklärung von all seinen Offizieren (Pilsner Revers), um seine Position zu stärken. Dieses Dokument veranlasst den Kaiser, den Verdacht über eine Verschwörung Wallensteins gegen ihn als konkret und zwingend zu betrachten. Der General muss als Reichsverräter geächtet und verfolgt werden: Am 24. Januar verabschiedet Ferdinand ein Patent, das die erneute Absetzung Wallensteins proklamiert, und befiehlt seinen treu gebliebenen Offizieren Gallas, Aldringen, Piccolomini und Colloredo, Wallenstein zu verhaften und zu einem Verhör nach Wien zu bringen oder aber – hätte er sich dem verweigert – ohne Skrupel zu töten. Als die Nachricht von der zweiten Entlassung Wallensteins am 22. Februar in Pilsen eintrifft, rebellieren die Soldaten im Lager gegen den Friedländer, der mit wenigen Vertrauten nach Eger flieht, in die Nähe der schwedischen Stellungen, wo er Schutz zu finden hofft. In Eger jedoch erwartet ihn und seine Anhänger Terzky, Illo und Kinsky ein Mordkomplott, das von den Offizieren Buttler, Leslie und Gordon mit Präzision vorbereitet und durchgeführt wird. Am Abend des 25. Februar wird der Generalissimus neben seinem Bett vom Iren Devereux mit einer Partisane erstochen.

Die Anfänge der Mythologisierung Wallensteins sind bereits kurz nach dessen Tod zu suchen, einem Ereignis, das sofort gegensätzliche Urteile über den Feldherrn auslöst.<sup>4</sup> Wenn auf der einen Seite „die vnerhörte, allen Historien Teutschen Landes vnbekandte Meuchelmörderische Schandthat deß Egerischen Blutbads“<sup>5</sup> verdammt wird, versucht man auf der anderen, die kaiserliche Aktion zu rechtfertigen, insbesondere durch die im Oktober 1634 veröffentlichte Staatsschrift *Ausführlicher und gründlicher Bericht der vorgewesenen Friedtländischen und seiner Adhaerenten abschwelichen Prodition*, die lange Zeit die Rezeption der historischen Figur Wallensteins besonders in katholisch-konservativen Kreisen als Verräter beeinflusst hat.<sup>6</sup> Außerdem verbreitet sich durch den *Gründtlichen und wahrhaftigen Bericht* (1635) von Jaroslav Sezima Rašín, einem böhmischen Rebellen, die Legende, dass Wallenstein sich durch die verräterischen Unterhandlungen gegen den Kaiser nach der Demütigung von Regensburg rächen wollte.<sup>7</sup>

Die Frage um Wallenstein lautet also von Anfang an: Verräter oder doch Verratener? Machtusurpator oder legitimer Rächer? Aus dieser Frage haben sich im Verlaufe der Jahrzehnte die verschiedensten Interpretationen über die Figur des Generalissimus herauskristallisiert, die ihn mal heroisiert, mal verteufelt haben.<sup>8</sup> Und es ist gerade diese ungelöste Frage, die das Faszinosum an Wallenstein begründet. Die Beschäftigung mit seinem Charakter – in der Historiographie wie in der Literatur – hat die Geschichte anderer Persönlichkeiten bzw. den Ablauf anderer Ereignisse des Dreißigjährigen Krieges verblassen lassen. Nicht nur bei Schiller, sondern bei den meisten Gesamtdarstellungen des Konflikts wird die Aufmerksamkeit völlig auf die ersten Kriegsjahre gelenkt und von der Zeit nach 1634 wird *de facto* noch nur am Rande Notiz

---

<sup>4</sup> Zum Folgenden vgl. Steffan Davies, *The Wallenstein Figure*, a.a.O., S. 4f.

<sup>5</sup> Anonym, *Eygentliche Abbildung und Beschreibung deß Egerischen Banckets, und Was von denen zu halten, welche ihre Mörderische Händ an ihren Generalissimum Herzogen von Friedland, General Feldmarschaln Christian von Ilo, Obristen Graf Wilhelm Kinsky, Obristen Landjägermeistern deß Königreichs Böhmen, Obristen Terzki und Rittmeister Nieman gelegt und wie erbärmlich sie mit ihnen umgangen*, in Wolfgang Harms (Hg.), *Deutsche illustrierte Flugblätter des 16. Und 17. Jahrhunderts*, Max Niemeyer, Tübingen 1997, Bd. 2, S. 539.

<sup>6</sup> Für einen Nachdruck der Staatsschrift vgl. Christoph Gottlieb von Murr, *Beyträge zur Geschichte des dreyssigjährigen Krieges, insonderheit des Zustandes der Reichsstadt Nürnberg, während desselben. Nebst Urkunden und vielen Erläuterungen zur Geschichte des berühmten kaiserlichen Generalissimus Albrecht Wallensteins, Herzogs zu Friedland*, Bauer & Mann, Nürnberg 1790, S. 203-296.

<sup>7</sup> Eine Reproduktion des Textes findet sich in Gottfried Lorenz (Hg.), *Quellen zur Geschichte Wallensteins*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1987, S. 436-467.

<sup>8</sup> Vgl. u.a. Paul Schweizer, *Die Wallenstein-Frage in der Geschichte und im Drama*, Fäsi & Beer, Zürich 1899; Ilja Miecek, *L'assassinat de Wallenstein*, in Yves-Marie Bercé / Elena Fasano Guarini (Hg.), *Complots et conjurations dans l'Europe moderne*, École française de Rome, Roma 1996, S. 507-534.

genommen.<sup>9</sup> Auf die Frage, warum Wallenstein im Allgemeinen eine solche Prominenz in der Auseinandersetzung mit dem Dreißigjährigen Krieg gehabt hat und immer noch genießt, haben kürzlich Joachim Bahlcke und Christoph Kampmann zwei mögliche Antworten gegeben: 1) die Sonderstellung des Generals unter den Akteuren des Konflikts und 2) das dramatische Werk von Friedrich Schiller.<sup>10</sup> Laut den Historikern sei das Wirken Wallensteins im Gesamtverlauf des Dreißigjährigen Krieges nicht so prägend gewesen wie dasjenige anderer hervorragender Persönlichkeiten, wie zum Beispiel Gustav Adolf oder der Kardinal Richelieu. Was den kaiserlichen Feldherrn trotzdem zu einer interessanten Figur gemacht habe, sei, dass er sich einer klaren und endgültigen Einordnung entziehe, und dies sowohl in seinem Verhältnis zum Kaiser wie zur Religion, in seiner gesellschaftlichen Herkunft wie in seiner nationalen Zugehörigkeit. Seine schwebenden Positionen und sein Pochen auf Eigenständigkeit ließen ihn als eine rätselhafte, erklärungsbedürftige Figur erscheinen. Und es sei gerade dieses Undurchsichtige an ihm, dieses Fehlen an Transparenz, dieses Zwielfichtige, das die Aufmerksamkeit Schillers auf sich gezogen habe. Ganz in der Tradition der frühen Rezeption des Wallenstein-Bildes hat Schillers Trilogie den Anstoß für weitere polarisierende Darstellungen des Generals gegeben und ist dabei der zentrale Bezugspunkt aller späteren Bearbeitungen der Thematik vom 19. Jahrhundert und bis hin zur Gegenwart geblieben.

Es muss allerdings stärker hervorgehoben werden, dass Schillers Trilogie nicht das erste literarische Werk ist, das sich mit dem Leben (und vor allem dem Tod) Wallensteins beschäftigt. Unbestreitbar hat Schiller die berühmteste Darstellung des Feldherrn geliefert und diese hat nachhaltig als Ausgangspunkt für viele Annäherungen an den Stoff gedient. Zugleich bildet aber das schillersche Drama den letzten Ring einer längeren Kette von Wallenstein-Dichtungen, von welchen die ersten noch zu Lebzeiten des Friedländers erschienen sind.<sup>11</sup> Nach dem umstrittenen Tod des Generals vermehren sich noch die Versuche, dessen merkwürdige Geschichte in verschiedenen literarischen Gattungen zu verarbeiten. Beschränkt man sich auf das Drama, die bevorzugte Gattung für die Behandlung des Wallenstein-Stoffes, so sollen zumindest die Stücke *Fritlandus* von

---

<sup>9</sup> Vgl. Christoph Kampmann, *Europa und das Reich im Dreißigjährigen Krieg. Geschichte eines europäischen Konflikts*, Kohlhammer, Stuttgart 2008, S. 5.

<sup>10</sup> Joachim Bahlcke / Christoph Kampmann, *Wallensteinbilder. Einleitende Bemerkungen zu Problemstellung, Leitfragen und Konzeption des vorliegenden Bandes*, in *Wallensteinbilder im Widerstreit*, a.a.O., S. 7-25, vor allem S. 15-19.

<sup>11</sup> „Wallenstein wurde in der Nacht vom 24. auf den 25. Februar 1634 zu Eger ermordet; aber schon vorher gab es ein lateinisches, zwei deutsche und ein spanisches ‚Wallenstein‘-Drama“ (A. Nikolaus Harzen-Müller, *Wallenstein-Dramen und -Aufführungen vor Schiller*, in „Mitteilungen des Vereins für die Geschichte der Deutschen in Böhmen“, 38.1, 1899, S. 57).

Nicolaus Vernulaeus und *Tragedy of Albertus Wallenstein* von Henry Glapthorne erwähnt werden, beide 1636 aufgeführt. Dazu noch die verschollenen Texte von Johann Rist und August Adolph von Haugwitz, sowie die zahlreichen – ebenso nicht überlieferten – Jesuitendramen, die das Leben Wallensteins in Schultheatern mit moralischen Absichten inszenierten.<sup>12</sup> Diese erste Welle von Schriften endet um die Mitte des 17. Jahrhunderts; Aufführungen von Wallenstein-Dramen sind zwar im späten 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts nachzuweisen, aber man muss die Jahre um 1780 abwarten, um literarische Neubearbeitungen des Stoffes – mit vielerlei Bezügen auf zeitgenössische Diskurse – aufzufinden.

In den zwei letzten Dezennien des 18. Jahrhunderts, also vor dem Erscheinen von Schillers Trilogie, wird man im deutschsprachigen Raum mit einer regelrechten Explosion von Wallenstein-Dramen konfrontiert, die im größeren Zusammenhang jener Wiederentdeckung des Dreißigjährigen Krieges, deren Auslegung das Ziel dieser Forschungsarbeit ist, einen speziellen Platz einnehmen. Bald aber sinken diese Texte „zurück in das Nichts der Vergessenheit vor dem Meisterwerke Schillers, wie die Sonne am Morgen die kleinen Gestirne der Nacht verjagt und für das menschliche Auge unsichtbar macht“<sup>13</sup> – so hat man Ende des 19. Jahrhunderts geschrieben, noch in vollem Geniekult. Doch zu Unrecht sind diese Werke nahezu vergessen worden, denn sie haben viel zu erzählen über ihren zeitgeschichtlichen Kontext und können selbst neues Licht auf Schillers *Wallenstein* werfen. Neben den Dichtungen von Halem, Komareck und Rebmann, die im Folgenden genau untersucht werden, sollen hier drei weitere Dramen Erwähnung finden, auf welche jedoch in unserer Analyse nicht eingegangen wird. Zwei dieser Schauspiele – *Albrecht Waldstein* (1781) von Karl Franz Guolfinger Ritter von Steinsberg (1757-1833) und *Albrecht Wenzel von Waldstein, Herzog von Friedland* (1790) von Václav Thám (1765-1816) – gelten leider als verschollen. Das dritte Drama, das 1783 mit dem Titel *Der Baron von Wallenstein. Ein militärisches Schauspiel* anonym veröffentlicht wurde, ist für uns weniger interessant, weil dort der Namensheld, der als Geist auftritt, keine zentrale Rolle in der Handlung spielt und keine Anknüpfungspunkte mit der historischen Figur aufweist.

---

<sup>12</sup> Für einen zusammenfassenden Überblick über diese üppige Produktion von Wallenstein-Dichtungen in der Literatur der Barockzeit vgl. Maria Wolf, *Wallenstein als Dramenheld*, a.a.O., S. 39-53.

<sup>13</sup> Georg Irmer, *Die dramatische Gestaltung des Wallensteinstoffes vor Schiller*, in „Nord und Süd. Eine deutsche Monatschrift“, 170, 1891, Bd. 57, S. 248-261, hier S. 258. Ein ähnliches Urteil findet sich wenige Jahre später in den Blättern der *Deutschen Bühne*: „Nach solchen Stümperwerken mußte Schillers geniale Dichtung um so gewaltiger wirken“ (W. Widmann, *Wallenstein in der dramatischen Dichtung*, in „Die Deutsche Bühne“, 6, 1914, S. 603-606, hier S. 606).

Als Schillers Trilogie auf die Bühne gebracht wird, ist also das Leben des Generals aus dem Dreißigjährigen Krieg dem breiten Publikum weitgehend bekannt. In wenigen Jahren hat sich die Figur Wallensteins vom „unentwickelten Charakter“ – wie es bei Halem noch heißt – zum beliebten literarischen Helden entfaltet. Diese Verwandlung nachzuzeichnen, ist das Ziel dieses Kapitels. Dabei sollen die Texte von Halem, Komareck und Rebmann in den kulturellen und ideengeschichtlichen Kontext ihrer Entstehung eingebettet und vor dem Hintergrund dominanter Diskurse der Zeit gedeutet werden.

Als Erstes soll eine zusammenfassende Darstellung von Leben und Werk dieser wenig bekannten Autoren gegeben werden (4.2.). Die neuralgischen Themenkomplexe ihrer Wallenstein-Dichtungen sollen anschließend durch eine textnahe Analyse herausgearbeitet werden. Es wird sich zeigen, dass Halem, Komareck und Rebmann gemeinsame rhetorische Strategien bei der Darstellung (und moralischen Entlastung) des Friedländers einsetzen. Zum einen weisen ihre Texte ein in früheren Darstellungen fehlendes Interesse am *Menschen* Wallenstein, das auf den seelenkundlichen und anthropologischen Mainstream des späten 18. Jahrhunderts zurückzuführen ist (4.3.). Zum anderen konnotieren sie die historische Figur durch christologische Motive, die aus der pietistischen Tradition stammen und eine Rehabilitierung des säkularen „Märtyrers“ anvisieren (4.4.).

Nach der Beschreibung der Modalitäten, durch welche der Friedländer in den drei Dichtungen porträtiert wird, soll sich die Untersuchung auf die Werke von Halem und Rebmann beschränken, die auf diskursiver Ebene interessanter sind, weil sie ähnliche Themenkomplexe streifen und eine vergleichbare philosophisch-spekulative Richtung aufweisen. Bei den beiden Spätaufklärern wird Wallenstein anachronistisch als Träger politischer und ethischer Werte der Aufklärung – wie des Gemeinwohls, des ewigen Friedens und der Eudämonie – konturiert. Diese Diskurse sollen einzeln thematisiert und für die Textanalyse produktiv gemacht werden (4.5.). Das Scheitern der Friedens- und Freiheitspläne des unzeitgemäßen Revolutionärs Wallenstein wird schließlich mit dem aufklärerischen Kampf gegen den religiösen Obskurantismus in Zusammenhang gebracht, der in den Dichtungen – genauso wie in mancher Publizistik der Zeit – durch die Jesuiten und ihre proverbiale Einmischung in die Politik vertreten ist (4.6.).

## 4.2. Kontextualisierung der Wallenstein-Dichtungen und Bemerkungen zum Verhältnis ihrer Autoren zu Schiller

Bevor wir uns einer themenübergreifenden Analyse quer durch die bedeutendsten Aspekte der Wallenstein-Dichtungen von Halem, Komareck und Rebmann widmen, empfiehlt es sich, die Texte in Bezug auf ihren Entstehungshorizont zu präsentieren. Erstmals soll ihre Editions-geschichte und – wenn möglich – das Urteil der wichtigsten Rezensionsorgane der Zeit geschildert werden, so dass auch ein Einblick in die unmittelbare Rezeption der Werke verschafft wird. Ferner sollen die intellektuellen Biographien von Halem, Komareck und Rebmann in kleinen Porträts skizziert und die zu untersuchenden Wallenstein-Dichtungen in die gesamte literarische Produktion der jeweiligen Autoren eingebettet werden. Auf eine ausführliche Darstellung muss man trotzdem verzichten, da das Bild dieser Schriftsteller in der Forschung noch pointillistisch ist und es nicht zu den primären Aufgaben der vorliegenden Arbeit gehört, diese Lücke zu schließen. Vielmehr soll ein besonderer Akzent auf das Verhältnis von Halem, Komareck und Rebmann zu Schiller gelegt werden. Wie sich herausstellen wird, ist es nicht immer möglich, mit Genauigkeit festzustellen, ob Schiller die Wallenstein-Dichtungen seiner Vorgänger gekannt hat. Allerdings kann man an den Texten erforschen, ob die Autoren die gleichen Quellen verarbeitet haben und inwiefern sie dieselben Themengeflechte aufgreifen und an gemeinsamen Diskursen partizipieren.

### 4.2.1. *Wallenstein* von Gerhard Anton von Halem (1786)

Halems *Wallenstein* ist veröffentlicht, gelesen und besprochen worden, doch zu einer Aufführung des Stückes ist es wahrscheinlich nie gekommen. Die vier ersten Szenen des Dramas erscheinen 1785 in der Zeitschrift *Deutsches Museum*,<sup>14</sup> während die vollständige Buchpublikation ein Jahr später in Göttingen erfolgt. In dritter Fassung wird das Stück in die Sammlung *Dramatische Werke* – zusammen mit den Trauerspielen *Johanna von Neapel* und *Agamemnon* – aufgenommen, die 1794 sowohl in Berlin als auch in Rostock und Leipzig aufgelegt wird.<sup>15</sup> Noch vor der Veröffentlichung will Halem das Stück inszenieren lassen: Er schickt das Manuskript an Friedrich Ludwig Schröder, den Leiter

---

<sup>14</sup> Gerhard Anton von Halem, *Wallenstein*, in „Deutsches Museum“, 1785, Bd. 1, S. 396-417.

<sup>15</sup> Gerhard Anton von Halem, *Wallenstein. Schauspiel in fünf Aufzügen*, in *Dramatische Werke*, Christian Friedrich Voß, Berlin 1794, S. 75-200; zugleich: Karl Christoph Stiller, Rostock u. Leipzig 1794, S. 75-200. Die Abweichungen der verschiedenen Fassungen sind unerheblich, da hauptsächlich stilistischer Art.



des Hamburger Theaters, der jedoch eine Aufführung des Dramas ablehnt. In einem Brief vom 10. Juli 1785 erklärt er dem Debütanten:

Als historisches Trauerspiel, das nicht für die Bühne bestimmt ist, ist es vortrefflich: die Sprache ist edel, den Personen angemessen, und die Behandlung der Geschichte so treu wie möglich. Aber für die Aufführung dürfte wohl der schnelle Fortgang der Zeit, die häufigen Veränderungen des Schauplatzes, und vor allem der Cardinal Caraffa nicht seyn; denn in wenig Städten Deutschlands darf man Personen dieses Ranges mit nur zweydeutigem Character auf den Schauplatz bringen.<sup>16</sup>

Sein Veto legt Schröder also gegen die Übertretung der aristotelischen Einheitsregeln und gegen die gefährliche Darstellung eines Geistlichen als Intrigant ein.<sup>17</sup> Der Schauspieldirektor ermuntert Halem zur Produktion weiterer Theaterstücke, jedoch mit der Aufforderung, sich „dem Strome [zu widersetzen], der unsre Dichter fortzureißen scheint: der Regeln zu spotten!“<sup>18</sup> Auch in den insgesamt wohlwollenden Besprechungen des Stückes in den Literaturzeitschriften der Zeit wird häufig der Vorwurf erhoben, Halem habe sich nicht an die Präskriptionen der klassischen Dramaturgie gehalten. So lesen wir zum Beispiel in der *Allgemeinen Literatur Zeitung*, dass die

schnellen Veränderungen [...] schließen [lassen], daß dieses Schauspiel, nicht mit der Absicht, daß es aufgeführt werden sollte, geschrieben worden ist. Nur so angesehen ist es ein treffliches Stück Arbeit. [...] Hätte Hr. v. H. mit einiger Rücksicht auf theatralische Vorstellung geschrieben, Welch ein Gewinn für die tragische Bühne wäre sein Schauspiel gewesen!<sup>19</sup>

Ähnlich wünscht sich ein Rezensent der *Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek*, der „bey allen Regellosigkeiten, und zu raschen und wiederholten Ortsveränderungen“ das Stück als eine „glückliche Aeüßerung dramatischer Kunst“ beschreibt, „daß der Verf. mit diesem Schauspiele eine Umarbeitung vornehmen, und ihm in seinen Bestandtheilen mehr Einheit und Consistenz ertheilen möchte, um es zu einem der besten Stücke unsrer Bühne umzubilden“.<sup>20</sup> Weniger begeistert, doch positiv, fällt die in der *Allgemeinen Deutschen Bibliothek* zu lesende Kritik aus: „Dieß Schauspiel ist in der That nicht übel gerathen. Der

<sup>16</sup> [Brief] Von Schröder, in Gerhard Anton von Halem, *Selbstbiographie nebst einer Sammlung von Briefen*, zum Druck bearb. v. seinem Bruder Ludwig Wilhelm Christian v. Halem u. hg. v. C. F. Strackerjan, Schulzesche Buchhandlung, Oldenburg 1840, Brief 24, S. 28.

<sup>17</sup> Einen ähnlichen Einwand erhob Schröder ein Jahr später gegen die Figur des Großinquisitors in Schillers *Dom Karlos*: „Der Catholicismus muß hier freilich ein wenig geschont werden, weil wir so viele catholische Gesandte haben – auch wäre es mir (wenn es dem Stücke nicht zu sehr schadet) äusserst angenehm, wenn der Dominicaner weltlich würde – oder auch nur Weltgeistlicher“ (NA XXXIII/1, 116).

<sup>18</sup> [Brief] Von Schröder, in Gerhard Anton von Halem, *Selbstbiographie*, a.a.O.

<sup>19</sup> [Rezension von] *Wallenstein, Schauspiel in 5 Aufz. Von G. A. v. Halem*, in „Allgemeine Literatur Zeitung“, 1790, Bd. 4, Nr. 356, Sp. 559-560.

<sup>20</sup> [Rezension von] *Dramatische Werke, von G. A. v. Halem*, in „Neue allgemeine deutsche Bibliothek“, 1797, Anhang zum 1.-28. Bd., 1. Abt., S. 186-191, hier S. 187ff.

Plan ist gut angelegt, nicht unverständlich eingetheilt, nicht ohne Geschmack und Kenntniß bearbeitet“; selbst wenn die Handlung manchmal matt voranschreitet – so der Rezensent – „verdient ein solches Stück [...] immer mehr Beyfall, als die Misgeburten unsrer schwindelnden Kraftmänner“.<sup>21</sup>

Zur Zeit der Erscheinung seines Wallenstein-Dramas ist Halem noch kein geübter Schreiber. Veröffentlicht hat er bisher nur Gedichte und kurze Prosastücke in Zeitschriften; das Schauspiel ist seine erste literarische Buchpublikation. Mit *Wallenstein* macht sich der hauptberufliche Jurist einen Namen als Literat und durch diesen Ruhm kann er in den folgenden Jahren zahlreiche Texte vorlegen, die von seinem Eklektizismus und seiner Interessenvielfalt zeugen. 1752 in Oldenburg geboren, hat Halem eine vielseitige und kosmopolitische Bildung genießen können.<sup>22</sup> Dank der „nicht unbeträchtliche[n] Büchersammlung“<sup>23</sup> seines Vaters, des Stadtsyndikus und Advokaten Anton Wilhelm von Halem, widmet sich der junge Gerhard sehr früh der Lektüre von Reiseberichten und Geschichtsbänden, aber auch von Klassikern der lateinischen und französischen Literatur. Im Schulalter besucht Halem das Großherzogliche Gymnasium in Oldenburg, in welchem er neben kanonischen Autoren wie Livius, Tacitus, Horaz, Ovid und Plinius auch die neuere deutsche Literatur entdeckt: Ewald Christian von Kleist, Johann Wilhelm Ludwig Gleim, Friedrich von Hagedorn und vor allem Friedrich Gottlieb Klopstock liest er mit Leidenschaft und inniger Anteilnahme. Wie die meisten Gelehrtensöhne seiner Zeit lernt er Griechisch, Latein, Französisch, Italienisch und Englisch und begeistert sich für Dante, Ariost, Milton, Shakespeare und die Ossian-Gesänge. Doch der bürgerliche Pragmatismus des Vaters hat für Halem einen Bildungsweg vorgesehen, der die Neigung zur Literatur nicht einschließt: „Zum juristischen Practiker bestimmt, hatte ich mich fast ganz auf

---

<sup>21</sup> [Rezension von] *Wallenstein, ein Schauspiel von G. A. von Halem*, in „Allgemeine deutsche Bibliothek“, 1787, Bd. 75, 1. St., S. 133-134.

<sup>22</sup> Die beste Quelle zur Rekonstruktion von Halems Leben bleibt seine Autobiographie, die 1798 begonnen, 1818 fortgesetzt und erst 1840 (posthum) veröffentlicht wird. Die *Selbstbiographie* ist jedoch unvollendet und bricht mit dem Jahre 1782 ab. Die sorgfältigste und organischste Darstellung des Lebens und der intellektuellen Laufbahn Halems, mit besonderer Aufmerksamkeit für seine publizistische Tätigkeit, seine Korrespondenz mit prominenten Aufklärern und sein Wirken in Gesellschaften bietet Christina Randig, *Aufklärung und Region. Gerhard Anton von Halem (1752-1819). Publikationen – Korrespondenzen – Sozietäten*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2007. Für weitere Überblicke vgl. Hermann Oncken, *Gerhard Anton von Halem*, in „Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg“, 1896, Bd. 5, S. 103-124; Gerhard Lange, *Gerhard Anton von Halem (1752-1819) als Schriftsteller*, Hermann Eichblatt, Leipzig 1928, S. 9-25; Karl Steinhoff, *Gerhard Anton von Halem (1752-1819). Oldenburgischer Geschichtsschreiber, Literat und Weltbürger im Zeitalter der Aufklärung*, in „Oldenburgische Familienkunde“, 1980, 22.1, S. 147-160; Claus Ritterhoff, „...den Aristoteles und Montesquieu in der Hand“. *Zum Leben Gerhard Anton von Halems (1752-1819)*, in Egbert Koolman / Peter Reindl (Hg.), *Im Westen geht die Sonne auf. Justizrat Gerhard Anton von Halem auf Reisen nach Paris 1790 und 1811*, Landesbibliothek Oldenburg, Oldenburg 1990, Bd. 1, S. 11-17.

<sup>23</sup> Gerhard Anton von Halem, *Selbstbiographie*, a.a.O., S. 9.

juristische Collegia einschränken müssen. Geschichte, schöne Litteratur und Sprachen mußten hintan gesetzt werden“.<sup>24</sup> Anton von Halem nimmt den jungen Gerhard mit auf seine Reisen durch Europa und lässt ihn vier Semester lang an der Universität Frankfurt an der Oder Jura studieren. Lustlos aber hört der Sohn die Vorlesungen: „Marklose Dogmatik, nach irgend einem hölzernen Compendium vorgetragen. [...] Gähnten doch die Lehrer selbst, wenn sie das Buch ergriffen“.<sup>25</sup> 1770 erlangt er in Kopenhagen, nach der Verteidigung seiner mit Hilfe des Vaters verfassten Dissertation, die Doktorwürde. Somit kann Halems juristische Laufbahn im öffentlichen Dienst anfangen: Nach der Arbeit in der väterlichen Advokatur wird er beim oldenburgischen Landgericht als Assessor eingestellt und später als Kanzleirat in der Regierungskanzlei. Den Höhepunkt seiner juristischen Karriere erreicht Halem 1807, als er zum Leiter des Konsistoriums des Herzogtums Oldenburg ernannt wird. Als die Stadt vier Jahre später unter napoleonische Herrschaft gerät, begibt er sich in den französischen Dienst und wird Mitglied der Cour Impériale in Hamburg. Aus diesem Grund bleibt ihm nach dem Ende der französischen Okkupation eine Rückkehr nach Oldenburg verwehrt. Von 1815 bis zu seinem Tode im Jahr 1818 muss er im abgelegenen Eutin als Appellationsgerichtsrat arbeiten.

Seine literarische Tätigkeit fängt Halem mit Übersetzungsversuchen und kleineren Beiträgen – meistens Gedichten und novellistischen Erzählungen – an, die im *Deutschen Museum* und in den Musenalmanachen veröffentlicht werden. Nachdem er 1779 in Hamburg zum literarischen Kreis von Klopstock Zutritt gefunden hat, gründet er die Oldenburgische literarische Gesellschaft mit dem Ziel, „einige ungefähr gleichaltrige junge Männer, bey welchen die Lust zu den schönen Wissenschaften durch Theater und Lecture erregt war, [...] zusammen zu rufen“.<sup>26</sup> Halems Mitarbeit für literarische Zeitschriften wird nach dem relativ großen Erfolg seines *Wallenstein*-Dramas intensiver. 1787 gründet er selbst mit Gerhard Anton Gramberg die *Blätter verschiedenen Inhalts*, eine Zeitschrift „zum Nutzen und Vergnügen zunächst für ihre Mitbürger aus allen Ständen und namentlich auch für den nachdenkenden Bürger und Landmann“.<sup>27</sup> Voll Freiheitsliebe und revolutionärem Enthusiasmus begibt er sich 1790 nach Paris, um jene epochemachenden Begebenheiten, von denen man in ganz Europa schwärmte, direkt erleben und festhalten zu können. Halems Reiseeindrücke, sein heute vielleicht bekanntester Text, erscheinen 1791

---

<sup>24</sup> Ebd., S. 35.

<sup>25</sup> Ebd., S. 22f.

<sup>26</sup> Gerhard Anton von Halem, *Selbstbiographie*, a.a.O., S. 87f.

<sup>27</sup> Die Herausgeber, *Vorbericht*, in „Blätter vermischten Inhalts“, 1787, Bd. 1, S. 3-8, hier S. 3.

in Hamburg.<sup>28</sup> Zwischen 1794 und 1796 veröffentlicht er die monumentale *Geschichte des Herzogthums Oldenburg* in drei Teilen, 1798 die Lyriksammlung *Blüthen aus Trümmern*. In den Jahren 1801 bis 1806 erscheint unter seiner Leitung *Irene, Deutschlands Töchtern geweiht*, später als *Irene, eine Monatsschrift* und schließlich als *Neue Irene*. 1804 beginnt die Herausgabe der *Oldenburgischen Zeitschrift*, die als eine Fortsetzung der *Blätter* konzipiert wird. Nach den lyrischen und dramatischen Versuchen, nach dem günstig aufgenommenen historiographischen Werk und den publizistischen Beiträgen wendet sich Halem gegen Ende seines Lebens der religiösen Dichtung zu, mit den Epen *Jesus der Stifter des Gottesreiches* (1810) und *Vernunft aus Gott* (1818).

Die polyedrische Produktion des Schriftstellers – von den Rezensenten meistens als epigonal, aber auch als „wohlgefällig zu lesen, [...] anmuthig und belehrend“<sup>29</sup> beurteilt – wird von den heterogenen Lektüren beeinflusst, die Halem seit seiner Jugend angehäuft hat. Auch die vielen Freundschaften mit Literaten und Gelehrten seiner Zeit, von denen ein reicher Briefwechsel Zeugnis ablegt, spielen für den Autor Halem eine gewichtige Rolle. Unter den Freunden und geschätzten Intellektuellen, mit denen er verkehrt, sind Heinrich Christian Boie, Johann Heinrich Voß, Johann Gottfried Herder und Christoph Martin Wieland zu erwähnen. Eine rege Korrespondenz unterhält er außerdem mit Johann Wilhelm Ludwig Gleim, Christian Friedrich Daniel Schubart und Friedrich Nicolai. Durch die Vermittlung des gemeinsamen Freundes Karl Ludwig von Woltmann, Schillers Nachfolger als Historiker und Mitbegründer der *Horen*, tritt Halem in Kontakt mit dem verehrten Autor in Weimar. In den *Horen* darf er 1796 den Einakter *Gemil und Zoe* veröffentlichen,<sup>30</sup> wofür er sich einige Jahre später mit einem Epigramm bedankt:

Weniges gab, o Schiller! ich Dir, als im Tanze der Horen  
Du Dein magisches Band hold um die Dichtungen schlangst.  
Lohn' Irenen, ich fleh. Das Scherflein, welches der Gute  
Wille bietet, wird oft Gold in des Reicheren Hand. (NA XL/2,194)

---

<sup>28</sup> Gerhard Anton von Halem, *Blicke auf einen Theil Deutschlands, der Schweiz und Frankreichs bey einer Reise vom Jahre 1790*, Carl Ernst Bohn, Hamburg 1791. Hierzu vgl. Karsten Witte, *Reise in die Revolution. Gerhard Anton von Halem und Frankreich im Jahre 1790*, Metzler, Stuttgart 1971; Ernst Hinrichs, *Die Französische Revolution Gerhard Anton von Halems*, in Egbert Koolman / Peter Reindl (Hg.), *Im Westen geht die Sonne auf*, a.a.O., Bd. 1, S. 45-50, Wolfgang Griep / Cord Sieberns, *Nachwort*, in Gerhard Anton von Halem, *Blicke auf einen Theil Deutschlands, der Schweiz und Frankreichs bey einer Reise vom Jahre 1790*, Temmen, Bremen 1990, S. 309-319.

<sup>29</sup> Johann Gottfried Herder, [Rezension von] *Blüthen aus Trümmern. Von G. A. von Halem (1798)*, in *Sämtliche Werke*, hg. v. Bernhard Suphan, Georg Olms, Hildesheim 1967 [Nachdruck der Ausgabe Berlin 1880], Bd. 20, S. 311-314, hier S. 313.

<sup>30</sup> Gerhard Anton von Halem, *Gemil und Zoe. Neugriechisches Sittengemälde*, in „Die Horen“, 1796, Bd. 7, 8. St., S. 95-102.

Um die Popularität seiner Zeitschrift *Irene* zu erhöhen, fordert Halem einen kleinen Beitrag aus der Feder des namhaften Schriftstellers. Schillers Antwort vom 13. April 1804 ist nicht überliefert, aber es ist anzunehmen, dass er diese Bitte empört abgelehnt hat. Halem gegenüber muss der Dichter Irritation und Wut empfunden haben, nachdem jener 1801 im ersten Band der *Irene* den Prolog zur *Jungfrau von Orleans* – wahrscheinlich ohne Schillers Zustimmung – veröffentlicht hatte.<sup>31</sup> Als ein Jahr später der Verleger des Journals, Johann Friedrich Unger, Schiller und Goethe um „einen kleinen Aufsatz oder noch ungedrucktes Gedicht“ zu bitten wagt, „um durch Ihre Namen diese Zeitschrift zu heben und zu verherrlichen“ (NA XXXIX/1, 210), drückt Schiller in einem Brief an Goethe vom 17. März 1802 seine Indignation aus:

Sie sind, mit mir, höflich eingeladen, einige Beiträge zu der Irene von Halem einzuschicken. Es ist doch eine wahre Bestialität, daß diese Herren, welche das Mögliche versuchen um uns zu annihilieren, noch verlangen können, daß wir ihre Werke selbst fördern sollen. Ich bin aber Willens, Ungern, der mir diesen Antrag gethan, recht aus vollem Herzen zu antworten. (NA XXXI, 117)

Noch harscher klingt die Reaktion von Goethe: „Ich wünsche Ihnen einen recht guten Humor und eine recht derbe Faust, wenn Sie auf die *irenische* Einladung antworten. Es wäre recht schön wenn Ihnen eine Epistel glückte, die auf alle das Packzeug paßte, dem ich immer größern Haß widme und gelobe“ (NA XXXIX/1, 216). Schillers Brief an Unger vom 1. April 1802 ist leider nicht zu ermitteln, doch in einem späteren Schreiben nach Weimar entschuldigt sich der Verleger für seine Unverschämtheit: „Wegen der Irene trete ich nun ganz Ihrer Meinung bei, und werde Sie nie wieder mit einer solchen Bitte behelligen“ (NA XXXIX/1, 256). Die verstimmte Haltung der Weimarer Dioskuren lässt sich im Kontext des saturierten Buchmarkts um Achtzehnhundert nachvollziehen: Wie Stefan Ormanns im Kommentar der Nationalausgabe erklärt, hatten Goethe und Schiller nichts Persönliches gegen Halem und sein Zeitschriftenprojekt, doch der Jurist gehörte in den Augen beider Schriftsteller zu jenen Möchte-Gerne-Künstlern, zu jener „Spezies mittelmäßiger Literaten und Journalisten, deren Almanache und Zeitschriften das Publikum überschwemmten und dadurch den Erfolg ambitionierter Projekte – wie den der *Propyläen* – nachhaltig behinderten“.<sup>32</sup>

Da Schiller sich also von Menschen wie Halem bedroht und „annihilier[t]“ fühlt, kann er die Verehrung des Oldenburger Juristen nicht erwidern. Aber hat er Halems

---

<sup>31</sup> „Irene, Deutschlands Töchtern geweiht“, 1801, Bd. 1, 3. St., S. 388-419.

<sup>32</sup> NA XXXI, 453. Zur Kritik am hypertrophen Buchmarkt der Goethezeit und an der „Vielschreiberei“ mittelmäßiger Autoren vgl. Kapitel 2.2.1.

*Wallenstein* gelesen? Die Frage nach der Rezeption und der eventuellen Anleihe von Themen, Motiven und Ausdrücken aus Halems Stück ist in der Schiller-Forschung nicht neu.<sup>33</sup> Bereits 1875 deutet Heinrich Düntzer in seiner Erläuterung der schillerschen Trilogie auf das Schauspiel des weniger bekannten Vorläufers hin, ohne jedoch feststellen zu können, ob Schiller es tatsächlich näher gekannt hat.<sup>34</sup> Ohne viel Zögern behauptet dagegen der französische Germanist Arthur Chuquet, der 1896 den Pariser Reisebericht von Halem übersetzt, dass „Schiller a évidemment connu la pièce de Halem“; die Beweise dafür seien „les passages de sa trilogie qui rappellent certains passages du drame de son devancier“.<sup>35</sup> Die Textstellen, die Chuquet als mögliche Berührungspunkte zwischen den zwei Dramen anführt, lassen sich jedoch eher auf gemeinsame historiographische Vorlagen zurückführen.<sup>36</sup> Da Halems *Wallenstein* in den Schriften von Schiller nirgends erwähnt wird, darf man nicht mit Sicherheit von einer direkten Kenntnis des Stückes sprechen. Wohl aber muss der Autor der *Geschichte des Dreyßigjährigen Krieges* von der Existenz dieses Dramas gewusst haben, zumindest weil Christoph Gottlieb von Murr in seinen *Beyträgen zur Geschichte des dreyssigjährigen Krieges*, einer von Schillers Hauptquellen, darauf hinweist. Halem, der erklärtermaßen die Figur des Generalissimus so historisch korrekt wie möglich zu gestalten versucht,<sup>37</sup> erntet Murrs Lob, weil er „in seinem schönen Schauspiele Wallensteins Charakter meist richtig getroffen“<sup>38</sup> habe.

#### **4.2.2. Albrecht Waldstein von Johann Nepomuk Komareck (1789)**

Komarecks „vaterländisches Trauerspiel“ *Albrecht Waldstein, Herzog von Friedland* wird zum ersten Mal 1789 in Pilsen veröffentlicht.<sup>39</sup> Das fünftaktige Stück, das im Gegenteil zu Halems *Wallenstein* die traditionellen Regeln der Einheit respektiert, ist in böhmischen Theatern gespielt worden und hat eine günstige Aufnahme genossen. Vom Erfolg des

---

<sup>33</sup> Vgl. zuletzt Roland Heinze, *Halem, Schiller und Wallenstein. Probleme der Dramengestaltung und der Darstellung des Krieges im „Wallenstein“*, in „Pankower Vorträge“, 78, 2006, S. 32-43.

<sup>34</sup> Vgl. Heinrich Düntzer, *Schillers Wallenstein*, Wartig, Leipzig 1875, S. 151.

<sup>35</sup> Arthur Chuquet, *Introduction*, in *Paris en 1790. Voyage de Halem*, Léon Chailley Éditeur, Paris 1896, S. 3-156, hier S. 39.

<sup>36</sup> Vgl. K. Albrecht, *Halems und Schillers Wallenstein*, in „Euphorion. Zeitschrift für Litteraturgeschichte“, 6, 1899, S. 290-295, hier S. 294.

<sup>37</sup> „[I]ch glaube, daß der historische Wallenstein ungefähr der gewesen ist, den ich darzustellen versucht habe“ (HW 3f.). Auch in einem historischen Aufsatz hat sich Halem mit der Figur Wallensteins beschäftigt, allerdings nur marginal: Gerhard Anton von Halem, *Pausanias, Wallenstein und Dümoriez*, in *Kleine historische Schriften*, Peter Waldek, Münster 1808, S. 1-17.

<sup>38</sup> Christoph Gottlieb von Murr, *Beyträge zur Geschichte des dreyssigjährigen Krieges*, a.a.O., Vorbericht (ohne Seitenzahl).

<sup>39</sup> Johann Nepomuk Komareck, *Albrecht Waldstein, Herzog von Friedland. Ein vaterlaendisches Trauerspiel in fuenf Akten*, Morgensaeuler, Pilsen 1789.

Trauerspiels ermuntert, lässt Komareck es 1793 zu Leipzig in einer zweibändigen Sammlung historischer Dramen erscheinen,<sup>40</sup> in der auch das „Nationschauspiel“ *Der Graf von Thurn* enthalten ist.<sup>41</sup> Aus der Vorrede zu dieser zweiten Ausgabe ist zu entnehmen, dass am 10. April 1791 eine mit Beifall gesegnete Inszenierung des *Waldstein* stattgefunden hat und dass die Schauspieler Voß<sup>42</sup> und Erfurth eine hervorragende Leistung auf die Bühne gebracht haben.

Komarecks *Schauspiele* sind Joseph Seconda gewidmet, dem Leiter einer zwischen Dresden, Leipzig und Prag pendelnden Schauspielergesellschaft, und dem Bruder von Franz Seconda, dem Ökonomen des königlichen Hoftheaters zu Dresden, unter dessen Direktion auch Schillers *Fiesko* und *Dom Karlos* aufgeführt wurden. Komareck ist also mit wichtigen Persönlichkeiten der deutschsprachigen Theaterwelt befreundet, doch sehr wenig ist ansonsten über sein Leben zu eruieren. Geboren wird er 1757 in Prag und gestorben ist er nach 1821 in Pilsen, wo er als Schauspieler und Dramatiker, später auch als Buchhändler gearbeitet hat.<sup>43</sup> Er ist der Autor von historischen Dramen wie *Faust von Mainz. Ein Gemählde aus der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts* (1792) und *Ida, oder das Vehmgericht* (1793). Letzteres ist die dramatische Bearbeitung des Romans *Hermann von Unna* von Benedikte Naubert.

Leider ist nicht zu ermitteln, ob Schiller Komarecks Wallenstein-Fassung gelesen hat und ob er den böhmischen Autor überhaupt gekannt hat. Mit Sicherheit können wir zumindest feststellen, dass Komareck Schillers *Geschichte des dreißigjährigen Kriegs* rezipiert hat: In der auf Dezember 1792 datierten Vorrede zur zweiten Ausgabe des Schauspiels weist er auf die kurz zuvor erschienenen historiographischen Arbeiten von Schiller und Herchenhahn hin, die den Generalissimus „mit Ungrund Wallenstein [nennen]“<sup>44</sup>, wobei der korrekte tschechische Name eigentlich Waldstein (Valdštejn) sei.

---

<sup>40</sup> Johann Nepomuk Komareck, *Albrecht Waldstein, Herzog von Friedland. Ein vaterländisches Trauerspiel in fünf Akten*, in *Schauspiele*, Karl Franz Köhler, Leipzig 1793, Bd. 1, S. 11-93. Aus dieser Ausgabe wird fortan mit der Sigle KW zitiert.

<sup>41</sup> Für eine Analyse dieses Stückes vgl. Kapitel 2.3.3.5.

<sup>42</sup> Ob damit Heinrich Vohs gemeint ist, der unter anderem 1798 den Prolog von Schillers *Wallenstein* bei der Eröffnung des neuen Weimarer Theaters deklamiert hat und die Rolle von Max Piccolomini bei den Uraufführungen des *Lagers* und der *Piccolomini* gespielt hat, ist leider nicht zu eruieren.

<sup>43</sup> Vgl. Heinz Rupp / Carl Ludwig Lang (Hg.), *Deutsches Literatur Lexikon. Biographisch-Bibliographisches Handbuch*, begründet v. Wilhelm Kosch, Francke, Bern u. München 1984, Bd. 9, S. 206; Andreas Meier, Komareck, in Walter Killy (Hg.), *Literatur Lexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*, Bertelsmann, Gütersloh u. München 1990, Bd. 6, S. 464f.; Reinhart Meyer, *Bibliographia dramatica et dramaticorum. Kommentierte Bibliographie der im ehemaligen deutschen Reichsgebiet gedruckten und gespielten Dramen des 18. Jahrhunderts nebst derer Bearbeitungen und Übersetzungen und ihrer Rezeption bis in die Gegenwart*, Max Niemeyer, Tübingen 1986, 1. Abt. Bd. 2, S. 460f.

<sup>44</sup> KW Vorrede (ohne Seitenzahl).

#### 4.2.3. *Hochverräther durch Cabale* von Andreas Georg Friedrich von Rebmann (1794)

Rebmanns *Albrecht der Friedländer Hochverräther durch Cabale* erscheint 1794 in Leipzig.<sup>45</sup> Wie der Untertitel *Halb Geschichte einer mißlungenen Revolution des siebzehenden Jahrhunderts, halb Roman* suggeriert, handelt es sich um einen hybriden Text, der zwischen Fiktion und historischer Wirklichkeit oszilliert, aber auch mit den Grenzen der Gattungen spielt. Diese „romantische Bearbeitung einer in der Geschichte merkwürdigen Catastrophe“<sup>46</sup> fängt nämlich als historischer Roman an, mit einer Skizze von Wallensteins Leben, und setzt sich dann als dramatischer Text fort, in welchem „die Personen des Spiels selbst reden“ (RW 27), gelegentlich von der Stimme eines allwissenden Erzählers unterbrochen, der die Handlung souverän steuert und kommentiert. Außerdem bietet der Untertitel schon einen Schlüssel zur Lektüre des Texts: In Anlehnung an die gefeierten Epochenereignisse im zeitgenössischen Frankreich stellt Rebmann Wallensteins Rebellion gegen den Kaiser als eine „Revolution“ dar und porträtiert den Generalissimus als einen Helden der Vernunft, der gegen obskurantistische Mächte kämpft. Diese neue Perspektive in der Schilderung der historischen Figur Wallensteins kennzeichnet auch die Rezeption des Werkes bei den Zeitgenossen:

Wallenstein erscheint [...] von einer bessern Seite, als er gemeinlich gekannt wird. Er ist nicht jener unbesonnene Wüterich, sondern ein Mann von Vernunft und Kraft; dessen Vernunft jedoch von einem beträchtlichen Zulaße vom Aberglauben verdunkelt, so wie sein Herz von zügellosem Stolze verdorben wurde. Nach der Schilderung des Verf. hatte er keine geringere Absicht, als der Menschheit religiöse und politische Freiheit zu verschaffen. Das Bestreben, sich eine Königskrone aufzusetzen, war bey ihm blos das letzte verzweifelte Mittel, sich vom Untergange zu retten. [...] Kurz, die ganze Geschichte läßt sich angenehm lesen, sollte auch gleich der strenge Historiker manches zu erinnern finden, welches bey dramatisierter Geschichte fast immer der Fall ist.<sup>47</sup>

Rebmanns Wallenstein-Fassung, nicht ohne Beifall geblieben, wird 1795 im vierten Band der *Nelkenblätter*, einer Sammlung von Jugendschriften des Autors, erneut veröffentlicht.<sup>48</sup> Wie man aus der Vorrede zum Buch entnehmen kann, betrachtet Rebmann den Neudruck als eine kleine Revanche gegen seinen ehemaligen Verleger, der den ungewöhnlichen Text mit skeptischer Vorsicht publiziert hatte:

---

<sup>45</sup> Andreas Georg Friedrich von Rebmann, *Albrecht der Friedländer Hochverräther durch Cabale. Halb Geschichte einer mißlungenen Revolution des siebzehenden Jahrhunderts, halb Roman*, Wilhelm Heinsius, Leipzig 1794. Aus dieser Ausgabe wird fortan mit der Sigle *RW* zitiert.

<sup>46</sup> *RW* Vorrede (ohne Seitenzahl).

<sup>47</sup> [Rezension von] *Nelkenblätter*, von G.F. Rebmann, in „Neue allgemeine deutsche Bibliothek“, 1796, Bd. 24, 2. St., S. 485.

<sup>48</sup> Andreas Georg Friedrich von Rebmann, *Hochverräther durch Cabale*, in *Nelkenblätter*, Wilhelm Heinsius, Leipzig 1794, Bd. 4, S. 1-214.



Vor einem Jahre machte ich den Versuch, einen historischen Roman aus den Vorzeiten, aber ohne Geister und Humpen, zu bearbeiten. Mein Herr Verleger glaubte, daß meine Arbeit ohne diese Ingredienzien kein Glück machen werde, und ließ nur eine ganz kleine Auflage veranstalten, welche sich aber bald vergriff. Dieser Roman erscheint hier aufs neue und zwar [...] *unverändert* abgedruckt [...].<sup>49</sup>

Als sein *Friedländer* 1794 in die Buchhandlungen und Bibliotheken kommt, ist der junge Schriftsteller dem breiten Publikum für seine politische Freimütigkeit bekannt. Wenige Monate davor hat er die Rede Robespierres vom 27. Brumaire II (17. November 1793) übersetzt und mit dem Titel *Neues Manifest der Frankenrepublik an alle Völker der Welt* in mehreren Auflagen publiziert, was ihm den lebenslangen Ruf als Jakobiner einbringen sollte.<sup>50</sup> Noch heute wird Rebmann in der Forschungsliteratur als Vertreter des deutschen Jakobinismus angeführt,<sup>51</sup> vor allem wegen seines unermüdlichen Zivilengagements und seiner Begeisterung für die Ideale der Französischen Revolution. In der Tat aber, wie Falko Schneider hervorhebt, lehnte Rebmann die Praxis der Pariser Jakobiner ab und auch mit deren theoretischen Vorstellungen stimmte er nicht vollkommen überein: „Weder vertrat er die Idee einer direkten Demokratie, noch propagierte er politische Freiheit im Sinne allgemeiner Wahlen.“<sup>52</sup> Selbst die Frage nach dem Nutzen von Gewalt zum Erzwingen aufklärerischer Ziele ist bei Rebmann nicht unproblematisch: „Gewaltanwendung legitimiert er nur in wenigen Schriften, die innerhalb seines Gesamtwerks eine Sonderstellung einnehmen. Der Appell an die Moral bleibt bei Rebmann immer ein gleichberechtigtes Mittel zur Durchsetzung seiner politischer Ziele.“<sup>53</sup> Den revolutionären Terror missbilligt er eindeutig, denn in der Gewalt sieht er alle Menschenrechte verletzt und verraten. Trotzdem bleibt er ein Freund der Revolution und ein Verfechter ihrer Ideale: Robespierres Rede lässt er im feudalabsolutistischen Deutschland zu Wort

---

<sup>49</sup> Ebd., Vorrede (ohne Seitenzahl).

<sup>50</sup> Hierzu vgl. Hedwig Voegt, *Robespierres Reden im Spiegel der Publizistik Georg Friedrich Rebmans*, in Walter Markov (Hg.), *Maximilien Robespierre 1758-1794. Beiträge zu seinem 200. Geburtstag*, Rütten & Loening, Berlin 1958, S. 505-517; Gonthier-Louis Fink, *Rebmann und Robespierre*, in Gerhard Sauder / Elmar Wadle (Hg.), *Georg Friedrich Rebmann (1768-1824) – Autor, Jakobiner, Richter*, Jan Thorbecke, Sigmaringen 1997, S. 65-82.

<sup>51</sup> Vgl. beispielsweise Hedwig Voegt, *Die deutsche jakobinische Literatur und Publizistik 1789-1800*, Rütten & Loening, Berlin 1955, S. 112-130; Inge Stephan, *Literarischer Jakobinismus in Deutschland (1789-1806)*, Metzler, Stuttgart 1976, S. 130-133; Walter Grab, *Eroberung oder Befreiung? Deutsche Jakobiner und die Franzosenherrschaft im Rheinland 1792-1799*, in Hans Pelger (Hg.), *Studien zu Jakobinismus und Sozialismus*, Dietz, Berlin u. Bonn-Bad Godesberg 1974, S. 1-102; Werner Greiling, *Rebmanniana. Die Publizistik eines deutschen Jakobiners*, in Georg Friedrich Rebmann, *Ideen über Revolutionen in Deutschland*, Reclam, Leipzig 1988, S. 5-32.

<sup>52</sup> Falko Schneider, *Aufklärung und Politik. Studien zur Politisierung der deutschen Spätaufklärung am Beispiel A.G.F. Rebmans*, Athenaion, Wiesbaden 1978, S. 89.

<sup>53</sup> Ebd.

kommen, weil er sich mit den darin propagierten Friedens- und Freiheitsabsichten der jungen französischen Republik durchaus identifiziert.

Für seinen Ruhm als Jakobiner zieht Rebmann die Kritik konservativer Öffentlichkeit auf sich an. So lesen wir zum Beispiel in einem Artikel von 1797 aus der reaktionären Zeitschrift *Eudämonia*:

Rebmann! Mit diesem Namen verbindet sich von selbst alles schändliche und infaminiude, was die Eigenschaften, Calumniant, Lügner, Landesverräter, landesflüchtiger Jakobiner, Religionsspotter, Pasquillant, zum falschen Eid Verführer, die er in sich vereinigt, mit sich bringen.<sup>54</sup>

An harsche Urteile ist der Autor aber gewöhnt. Verleumdung und Zensur werden ihn durch sein ganzes Leben verfolgen und zum ständigen Wechsel des Wohnsitzes zwingen.

Geboren wird Rebmann 1768 im fränkischen Sugenheim, wo der Vater als Kameralbeamter arbeitet.<sup>55</sup> Laut einer Familienchronik kann der kleine Georg Friedrich bereits im Alter von drei Jahren Deutsch und Latein lesen. Der strenge und ambitionierte Vater schreibt ihn sehr früh an der juristischen Fakultät in Erlangen ein, aber der temperamentvolle Student, von der kulturell und gesellschaftlich dumpfen Stadt gelangweilt, zieht bald nach Jena um, wo er unter anderem Schillers Geschichtsvorlesungen mit Begeisterung besucht und später seine Prüfungen ablegt. Als Richter arbeitet er unter dem Direktorium in Mainz, unter Napoleon in Trier und schließlich unter dem bayerischen König Maximilian I. Joseph in Zweibrücken. Die juristische Laufbahn, für die er auch geadelt wird, begleitet Rebmann seit 1793 mit einer regen publizistischen und schriftstellerischen Produktion.<sup>56</sup> Die Reiseberichte *Kosmopolitische Wanderungen durch einen Teil Deutschlands* (1793) und *Wanderungen und Kreuzzüge durch einen Teil Deutschlands* (1795), die zu Auseinandersetzungen mit den Zensurbehörden führen, schreibt er mit der Absicht, die Misere der politischen und gesellschaftlichen Bedingungen der deutschen Kleinstaaten anzuprangern. Neben solchen

---

<sup>54</sup> *Erste Fortsetzung der Rügen auffallender öffentlicher Aeusserungen*, in „Eudämonia, oder deutsches Volksglück, ein Journal für Freunde von Wahrheit und Recht“, 1797, 5. St., S. 555.

<sup>55</sup> Zu Rebmann vgl. Nadeschda von Wrasky, *Rebmann. Leben und Werke eines Publizisten zur Zeit der großen französischen Revolution*, Phil. Diss., Heidelberg 1907; Rainer Kawa, *Georg Friedrich Rebmann (1768-1824). Studien zu Leben und Werk eines deutschen Jakobiners*, Bouvier, Bonn 1980; Maria Anna Sossenheimer, *Georg Friedrich Rebmann und das Problem der Revolution. Revolutionserfahrungen, Revolutionsinterpretationen und Revolutionspläne eines deutschen Republikaners*, Peter Lang, Frankfurt am Main u.a. 1988; Hedwig Voegt, *Einleitung*, in Georg Friedrich Rebmann, *Werke und Briefe*, hg. v. Werner Greiling, Hedwig Voegt u. Wolfgang Ritschel, a.a.O., Bd. 1, S. 5-52; Christian Wirth, *Der Jurist Johann Andreas Georg Friedrich Rebmann zwischen Revolution und Restauration*, Peter Lang, Frankfurt am Main u.a. 1996.

<sup>56</sup> Eine Auswahl von Rebmanns Schriften findet sich in der erwähnten dreibändigen Werkausgabe.

eher dokumentarischen Texten lässt er 1794 einen satirisch-aufklärerischen Roman à la Voltaire erscheinen, *Hans Kiekindiewelts Reisen in alle vier Weltteile*, in welchem sich Utopie und Exotismus, bissige Zeitkritik und Abenteuer miteinander verflechten. Nach der Flucht nach Paris 1796 veröffentlicht er Verteidigungsschriften wie die *Bruchstücke aus meinem politischen Glaubensbekenntnis* und die *Vollständige Geschichte meiner Verfolgungen und meiner Leiden*, die seinen Mythos bei den Lesern schüren. Während und nach dem Exil arbeitet er unermüdlich an der Verbreitung der revolutionären Ideale in Deutschland durch die Herausgabe der militanten Zeitschriften *Das neue graue Ungeheuer* (1795-1797), *Die Schildwache* (1796-1797) – später *Die neue Schildwache* (1797-1798) – und *Die Geißel* (1797-1799). Doch die Erfahrungen in Frankreich desillusionieren Rebmann zutiefst und mildern die Konturen seiner politischen Agitation. Als Napoleon, den Rebmann zunächst als republikanischen Helden verehrt, sich zum Kaiser erhebt, muss der Autor feststellen, dass die Freiheitsideale, die er so leidenschaftlich begrüßt hatte, nun endgültig verblasst sind. In der Sammlung *Historisch-politische Miscellen aus dem Jahrhundert der Kontraste für unbefangene Leser* (1805) klagt er mit Bitterkeit, dass von der Revolution „nichts geblieben [sei], nicht einmal ein armseliger Kalender“.<sup>57</sup> Langsam zieht sich Rebmann aus der Öffentlichkeit zurück und verstummt. Jeden Traum von einem freiheitlichen und unabhängigen Deutschland muss er gegen Ende seines Lebens aufgeben, um einem dunklen Pessimismus Raum zu lassen. In einem Brief vom 27. Dezember 1816 an den alten Dresdner Freund Friedrich Laun schreibt er resigniert: „An die mögliche Zukunft muß man nicht denken, sondern vom Tag zu Tage leben, [...] seinen Pudding in Ruhe essen und schweigen“.<sup>58</sup> Er stirbt 1824 in Wiesbaden während eines Kuraufenthaltes.

Nun: In welchem Verhältnis steht Rebmann zu Schiller? Wie gesagt hatte er 1789 als Student in Jena die Gelegenheit, an den Lehrveranstaltungen des neuberufenen Geschichtsprofessors teilzunehmen. Und zwar mit Bewunderung, wie dem dritten seiner *Briefe über Jena* (1793) zu entnehmen ist:

Man darf Schillern nur einmal gesehen haben, um sogleich zu wissen, daß er nicht unter die gemeinen Menschen gehört. Sein Blick hat etwas Feuriges, aber in sich selbst Verschlossenes, ich möchte beinahe sagen, etwas Abschreckendes. Mit Ehrfurcht erblickt man den Mann, den man vielleicht mit Recht unter diejenigen Menschen zählen kann, nach deren Erschaffung die Natur die Form zerbrach, aus der sie hervorgingen.<sup>59</sup>

---

<sup>57</sup> Georg Friedrich Rebmann, *Der revolutionäre Kalender. Eine Parentation*, in *Werke und Briefe*, a.a.O., Bd. 2, S. 584-589, hier S. 587.

<sup>58</sup> Zitiert nach Friedrich Laun, *Memoiren*, Appun, Bunzlau 1837, Bd. 3, S. 53.

<sup>59</sup> Andreas Georg Friedrich Rebmann, *3. Brief. Erste Bekanntschaft mit Jena*, in *Jena fängt an, mir zu gefallen. Stadt und Universität in Schriften und Briefen*, hg. v. Werner Greiling, Leipziger Universitätsverlag, Jena u. Leipzig 1994, S. 50-54, hier S. 53.

Am deutlichsten kommt Rebmanns Verehrung für Schiller in einem ihm gewidmeten Porträt zum Ausdruck, das in der Sammlung *Katheders-Beleuchtung* (1794) neben anderen Charakteristiken diverser Akademiker enthalten ist. Überschwänglich lobt Rebmann – unter dem Pseudonym Justinus Pfefferkorn – die Frische und Neuigkeit aller Kreationen des geschätzten Dichters, Philosophen und Historikers:

Schiller hat in den Herzen aller derer, die seinen Namen kennen, einen so beneidungswürdigen Platz, daß es überflüssig ist, seine Verdienste weitläufiger auseinanderzusetzen. Die Kraft seines Kopfs zerbrach die Ketten, in die ihn das Verhältnis seiner frühern Tage geschmiedet hatte. Mit Adler-Flug schwang er sich dem Lichte entgegen, und all sein Wissen ist *sein*. [...] Unter seinen Händen wandelt sich alles in Gold, er mag die Freude singen oder in den erhabensten Regionen der Philosophie wallen oder den Geist verflossener Jahrhunderte darstellen, und jedes seiner Werke ist neu, groß, unsterblich.<sup>60</sup>

In Rebmanns Eloge findet auch die schwere Erkrankung Erwähnung, die Schiller Anfang 1791 ereilt und nicht zuletzt mit der erschöpfenden Arbeit an der *Geschichte* zusammenhängt: „Leider [...] hat er seinen Ruhm mit seiner Gesundheit erkaufte. Noch ist er aber von Vorlesungen dispensiert, und (so groß dieser Verlust auch für die Akademie ist) so sehr ist zu wünschen, daß er sie nicht vor seiner gänzlichen Genesung wieder beginnen möge.“<sup>61</sup> Schiller wird weiter als ein ruhiger Mensch beschrieben, dessen distanzierte Gelassenheit ein Zeichen der Größe seines Geistes darstelle:

ein Mann, in dessen Kopf sich der Charakter eines Marquis Posa erzeugen konnte, [kann] bei gewöhnlichen Menschen nicht Befriedigung für sich finden [...]. Gleich höhern Geistern, die auf eine Zeitlang unter Menschen gebannt wären und keine Saite berühren könnten, die ihren verfeinerten Organen gleich tönte, muß sich [...] der große Mann meist in seinem eigenen Ideenzirkel verlieren. [...] Lächerlich ist die Klage mancher Leute über diese natürliche Zurückhaltung. [...] Wenn die *Stunden* eines Königs *teuer* sind, so sind Schillers *Minuten* für die Menschheit kostbar; denn ein Strahl seines Geistes würde hinreichen, um zehn Monarchen Anspruch auf Vergötterung zu geben.<sup>62</sup>

Die fast anbetende Haltung, mit der Rebmann den „Koloß unter den wenigen Geistern“<sup>63</sup> ansieht, scheint auch in manchen Stellen seiner Wallenstein-Dichtung durch. *Hochverräther durch Cabale* ist nämlich der erste Text in der langen Rezeption von

---

<sup>60</sup> Georg Friedrich Rebmann, *Friedrich Schiller, Herzogl. Meiningscher Hofrat und Professor der Geschichte zu Jena, 36 Jahr alt* [aus *Katheders-Beleuchtung*], in *Werke und Briefe*, a.a.O., Bd. 1, S. 231-232, hier S. 231. Rebmann muss eine besondere Vorliebe für die Ode *An die Freude* (1785) gehabt haben, auf die er hier anspielt: Als Motto seines Journals *Die Geißel* setzte er einige Verse aus diesem Gedicht auf die erste Seite des ersten Heftes.

<sup>61</sup> Ebd.

<sup>62</sup> Ebd., S. 231f.

<sup>63</sup> Andreas Georg Friedrich Rebmann, *3. Brief*, a.a.O., S. 52.

Schillers Darstellung des Generalissimus. Nicht der Dichter der Trilogie – die damals erst im Entstehen begriffen war – sondern der Historiker des Dreißigjährigen Kriegs stellt Rebmanns Vorbild dar. Schon in der Vorrede zitiert er fast wortwörtlich aus Schillers *Geschichte* und nach wenigen Seiten, wenn es zur nicht einfachen Aufgabe kommt, die komplexe Innerlichkeit des Protagonisten in Worte zu fassen, muss der Autor wieder auf die unübertrefflichen Schilderungen seines Vorgängers verweisen: „Des Feldherrn Charakter zu zeichnen, liegt ganz außer dem Gesichtskreis dieser Blätter. Auch möchte es schwer seyn, hier ein Gemälde zu entwerfen, das neben dem des großen *Schillers* bestünde, ohne allzuviel zu verlieren“ (RW 10). Eine ganze, längere Stelle aus Schillers Werk (NA XVIII, 321) zitiert Rebmann dann, wenn er die Psyche des gerade von allen verlassenen Wallenstein konturieren muss (RW 129f.). Der Autor verlässt sich vollkommen auf seine Quelle und rekurriert gerne darauf, sobald die Beschreibung der inneren Welt seiner Figur eine Tiefe und einen schärferen Blick benötigt, die er am besten beim Historiker findet.<sup>64</sup> Ob Schiller Rebmanns Text gelesen hat, der eine gewisse Resonanz bei den Zeitgenossen hatte, ist nicht zu ermitteln.

---

<sup>64</sup> Auch Herchenhahn wird einmal von Rebmann als Quelle angeführt (RW 4f.).

### 4.3. Verräter aus verlorener Ehre? Apologie durch psychologische Verfeinerung

Wie in der Einleitung zu diesem Kapitel schon angedeutet, ist das tradierte Wallenstein-Bild in der Literatur und Historiographie bis zum Ende des 18. Jahrhunderts kein schmeichelhaftes. In den meisten Fällen wird der Generalissimus als ein ehrgeiziger Mann, ein machiavellistischer Führer und ein frevelhafter Tyrann porträtiert, seine Taten – selbst die guten – werden in ein negatives Licht gerückt und als eindeutig böse konnotiert.<sup>65</sup> Die große Schuld, die ihm in solchen Darstellungen zugewiesen wird, ist der aus unumschränkter Ambition begangene Hochverrat an Kaiser Ferdinand II., wofür er mit einem ehrlosen Tod angemessen bestraft worden sei. In den Dichtungen von Halem, Komareck und Rebmann dagegen wird die Figur Wallensteins nuancierter geschildert, seine Rolle als Verräter in Frage gestellt, seine fast sprichwörtliche Bosheit problematisiert, wenn nicht völlig widerrufen. In diesen Texten tritt der Friedländer zum ersten Mal als ein gemischter Charakter auf, hitzig und resolut, aber auch nachdenklich und verletzbar. In allen drei Versionen wird er als Opfer von Intrigen konturiert: Für seinen tragischen Fall sind die neidischen Höflinge um den Kaiser verantwortlich.

Um Wallensteins zweideutiges Verhalten zu rechtfertigen oder zumindest begreifbarer zu machen, bedienen sich die drei Autoren eines ähnlichen dramaturgischen Schemas, das sich in vier Punkten zusammenfassen lässt: 1) Wallenstein erleidet durch die Absetzung von 1630 eine erste Degradierung, und sein Rückzug ins Privatleben ist von Rachegefühlen und vorgetäuschter Ruhe gekennzeichnet; 2) die Wiederberufung des Friedländers an die Spitze der kaiserlichen Armee wird als Rehabilitation, seine Ernennung zum allmächtigen Generalissimus als Entschädigung für die erlittene Schmach präsentiert; 3) die zweite Entlassung, von Wallensteins verdächtigen Verhandlungen mit den Protestanten verursacht, stürzt den Feldherrn wieder in den Abgrund der Infamie und veranlasst ihn zum tatsächlichen Verrat: Um sich an Ferdinand zu rächen, will Wallenstein sich mit den Schweden verbünden und König von Böhmen werden; 4) die kühnen Pläne zur Rückgewinnung der Ehre nach den zwei Beleidigungen gelingen nicht und enden mit dem blutigen Tod des Meineidigen.

Bei der Konstruktion ihrer Dichtungen greifen Halem, Komareck und Rebmann nicht auf die offizielle habsburgische Geschichtsüberlieferung zurück, die den Verrat des

---

<sup>65</sup> Zum schwankenden Bild des Generals in der Historiographie und zu seiner allgemein negativen Charakterisierung in der Literatur der Barockzeit sowie in den Jesuitendramen aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts vgl. Maria Wolf, *Wallenstein als Dramenheld*, a.a.O., S. 10-111.

Friedländers ohne Appell verdammen, sondern auf jene Minderheit apologetischer Werke, die Wallensteins Tat problematisieren und seine Figur in *chiaroscuro* darstellen. Die Rebellion des Generals wird bei den drei Schriftstellern als die natürliche Folge wiederholter Erniedrigungen begründet, der Verrat am Kaiser als plausible Reaktion auf die Beleidigung seines Stolzes interpretiert. Ursprünglich ist Wallenstein kein Verräter: Die Gespräche, die er mit den Feinden führt, werden als gut gemeinte Versuche der legitimen Kooperation zwecks Waffenstillstand und Frieden geschildert. Deshalb stellt die Acht, mit welcher ihn Ferdinand für vogelfrei erklärt, eine noch bitterere Enttäuschung für den treuen Kaiserdienner dar, der *sich* verraten fühlt. Es ist Wallensteins verletzte Ehre, die ihn zum Verräter macht: „Wallenstein fiel nicht, weil er rebellirte, sondern er rebellirte, weil er fiel“, schreibt Rebmann – Schiller zitierend – in seiner Vorrede.<sup>66</sup>

Die drei Dichtungen, die im Zentrum unserer Analyse stehen, wagen eine psychologische Verfeinerung der Figur Wallensteins. Ihre Intention ist es, „nicht de[n] Feldherr[n], nicht de[n] Politiker, nur de[n] Mensch[en] Wallenstein“ (RW 22) zu Wort kommen zu lassen und die unruhigen Gedanken des Protagonisten wie die geheimen Triebfedern seines Agierens genauer zu ergründen. Wallenstein soll nicht mehr als ein moralisch zu verurteilender Bösewicht, sondern als ein komplexer Charakter dargestellt werden, dessen volles Verständnis nur durch eine genaue Analyse seiner Gefühle und Motive möglich werden kann. Um eine solche Charakterisierung auszuführen, greifen diese Texte den anthropologischen und seelenkundlichen Diskurs auf, der im späten 18. Jahrhundert sich zu verbreiten beginnt. An diesem Diskurs, der wichtige Impulse für das wissenschaftliche Interesse am Menschen und an der Komplexität seiner Innerlichkeit geboten hat, partizipieren Ärzte, Anthropologen, Juristen, Kriminologen und selbst Literaten. Durch die Beobachtung einzelner Kriminalfälle und Geschichten seelischer Krankheiten will man der breiten Öffentlichkeit zeigen, wie abweichendes soziales Verhalten entstehen und sich entfalten kann, um eine Debatte über die psychologische Genese von Verbrechen anzuregen und womöglich auch Änderungen im strafrechtlichen System einzuführen. Aus dem Studium verschiedener Kriminalgeschichten wird deutlich, dass jeder Fall seine spezifischen Eigenarten hat, da jeder Mensch eine eigene Psyche und eine besondere Geschichte besitzt. Dank der anthropologischen und seelenkundlichen Studien entsteht Ende des 18. Jahrhunderts ein neues, dynamischeres Menschenbild: Der Mensch wird nicht mehr als ein Monolith begriffen, sondern als ein sich wandelndes

---

<sup>66</sup> RW Vorrede (ohne Seitenzahl). Bei Schiller heißt es: „so fiel Wallenstein, nicht weil er Rebell war, sondern er rebellirte, weil er fiel“ (NA XVIII, 329).

Individuum, dessen Handlungen und Entscheidungen durch persönliche Erlebnisse ausgeformt und durch kontingente Erfahrungen mitgeprägt sind.

Das Interesse für den *Menschen* Wallenstein und die Beobachtung seiner Psyche bilden in allen drei Dichtungen den Schlüssel für die Neuinterpretation dieser umstrittenen Figur. Man kann daher behaupten, dass diese Texte im psychologischen Mainstream der Zeit stehen, selbst wenn nicht für alle Autoren mit Präzision festgestellt werden kann, ob sie die Positionen der Erfahrungsseelenkunde gekannt haben. Von Komareck zum Beispiel wissen wir allzu wenig, um eine mögliche Beziehung zu diesem Diskurs zu beweisen. Es ist allerdings durchaus plausibel, dass die Debatte um die menschliche Psyche auch in böhmischen Kulturkreisen Resonanz gehabt hat.

Genauer lässt sich über Halem herausfinden. In seiner Bibliothek, die in der Landesbibliothek Eutin aufbewahrt ist, finden sich mehrere Titel von Karl Philipp Moritz, unter anderen das Büchlein *Aussichten zu einer Experimentalseelenkunde* von 1782, das über die Vertrautheit des Autors mit dem Thema vor Beginn der Arbeit am Wallenstein-Drama Zeugnis ablegt.<sup>67</sup> Außerdem ist eine Personenkonstellation in Halem's Entourage interessant: Zu den Mitglieder seiner Literarischen Gesellschaft zählt Heinrich Matthias Marcard, der Leibarzt des Regenten Peter I. von Oldenburg. Marcard – ein enger Freund von Johann Georg Zimmermann, der unter anderem untersucht hat, welche Möglichkeiten die Erfahrungsseelenkunde für die Medizin haben kann – hat mit Wahrscheinlichkeit zur Debatte über das Thema in Halem's Lesezirkel beigetragen.<sup>68</sup>

Bei Rebmann ist kein direkter Kontakt zu Vertretern der Erfahrungsseelenkunde zu ermitteln. Es lässt sich aber vermuten, dass ein reger Intellektueller, wie er es war, schwerlich von einem so zentralen Diskurs seiner Zeit unberührt bleiben konnte. Da die Sekundärliteratur grundsätzlich nur für den Politiker Rebmann – und nicht für den Literaten – Interesse gezeigt hat, lässt sich wenig über die Interaktion des Autors mit der breiteren kulturellen Welt zeigen. Dies schließt aber nicht aus, dass Rebmann – auch während seiner zahlreichen Reisen durch Deutschland – den seelenkundlichen Diskurs rezipiert haben kann. Seine in der Wallenstein-Dichtung gezeigte Sensibilität für anthropologische Fragen kann er nicht zuletzt bei Schiller selbst, in Jena, geschult haben:

---

<sup>67</sup> Landesbibliothek Eutin, Sammlung Halem, Signatur: Rd 159.

<sup>68</sup> Für diesen Hinweis danke ich Dr. Christina Randig. Zu Zimmermann vgl. Hans-Jürgen Schings, *Melancholie und Aufklärung. Melancholiker und ihre Kritiker in Erfahrungsseelenkunde und Literatur des 18. Jahrhunderts*, Metzler, Stuttgart 1977, S. 217-225; Markus Zenker, *Therapie im literarischen Text. Johann Georg Zimmermanns Werk „Über die Einsamkeit“ in seiner Zeit*, Max Niemeyer, Tübingen 2007.



Wie bereits gezeigt, ist das Wechselverhältnis von Historiographie und Psychologie ein *punctum saliens* in der Produktion des Akademikers Schiller,<sup>69</sup> aus dem Rebmann in geschichtsphilosophischer sowie schriftstellerischer Hinsicht viel gelernt hat.

Schiller, der sich seit dem Besuch der Karlsschule intensiv mit den anthropologischen und seelenkundlichen Positionen seiner Zeit beschäftigt,<sup>70</sup> betrachtet die Entwicklung des Individuums als das Ergebnis der „unveränderlichen Struktur der menschlichen Seele“ und der „veränderlichen Bedingungen“ der sozialen Umwelt (NA XVI, 9). In der Erzählung *Verbrecher aus verlorener Ehre* (1786) zeigt er in aller Deutlichkeit, dass selbst ein rechtschaffener Mensch in einer Extremsituation entsetzlicher Handlungen fähig sein kann. Da die Psyche des Menschen komplex und vielschichtig ist, soll es nach dem Autor nicht überraschen, „in dem nämlichen Beete, wo sonst überall heilsame Kräuter blühen, auch den giftigen Schierling gedeihen zu sehen, Weisheit und Torheit, Laster und Tugend in *einer* Wiege beisammen zu finden“ (NA XVI, 9).

In den kommenden Seiten soll zuerst ein Überblick über die Kernthesen der Erfahrungsseelenkunde und der Kausalpsychologie – mit besonderem Augenmerk auf Schriften von Moritz und Meißner – umrissen werden. Nach einer kurzen Analyse der schillerschen *Verbrecher*-Erzählung, welche die Infamie als psychologischen Hintergrund kriminellen Verhaltens thematisiert, sollen Textstellen aus den Wallenstein-Dichtungen von Halem, Komareck und Rebmann untersucht werden, in denen der General des Dreißigjährigen Krieges als verratener Verräter dargestellt wird, als ein Held, der für seine verlorene Ehre Rache fordert. Dabei soll gezeigt werden, wie in diesen Texten eine psychologische Verfeinerung des Protagonisten zustande kommt, die auf dem Bewusstsein von der Komplexität menschlicher Seelenprozesse ruht und mit apologetischen Intentionen realisiert wird.

---

<sup>69</sup> Vgl. Kapitel 1.3.4.

<sup>70</sup> Vgl. die bereits erwähnte Studie *Die Anthropologie des jungen Schiller* von Wolfgang Riedel. Zur Produktivität der empirischen Psychologie bei Schiller vgl. Sybille Kerschner, *Karl Philipp Moritz und die Erfahrungsseelenkunde. Literatur und Psychologie im 18. Jahrhundert*, Verlag für Wissenschaft und Kunst, Herne 1991, S. 115-122; Wolfgang Riedel, *Influxus physicus und Seelenstärke. Empirische Psychologie und moralische Erzählung in der deutschen Spätaufklärung und bei Jacob Friedrich Abel*, in Jürgen Barkhoff / Eda Sagarra (Hg.), *Anthropologie und Literatur um 1800*, Iudicium, München 1992, S. 24-52; Alexander Košenina, *Schiller und die Tradition der (kriminal)psychologischen Fallgeschichte bei Goethe, Meißner, Moritz und Spieß*, in Alice Stašková, *Friedrich Schiller und Europa. Ästhetik, Politik, Geschichte*, Winter, Heidelberg 2007, S. 119-139.

#### 4.3.1. Erfahrungsseelenkunde und Kausalpsychologie im späten 18. Jahrhundert

„Von dem Leben der Menschen“, schreibt Karl Philipp Moritz 1782 in einem Beitrag für das *Deutsche Museum*, „kennen wir nur die Oberfläche. Wir sehen wohl, wie der Zeiger an der Uhr sich dreht, aber wir kennen nicht das innere Triebwerk, das ihn bewegt“.<sup>71</sup> In dieser Schrift entwirft der Autor das Programm jenes *Magazins zur Erfahrungsseelenkunde*, das sich zwischen 1783 und 1793 unter seiner Leitung zum bedeutendsten Organ für empirische Psychologie seiner Zeit entfalten würde. Die Viermonatsschrift wird als eine Plattform für die Erkundung der menschlichen Psyche konzipiert, in der durch die Darstellung authentischer Fallgeschichten vor allem die Gründe seelischer Pathologie und sozialer Devianz dargelegt werden sollen.

Theoretischer Ausgangspunkt dieses ehrgeizigen Projekts bildet das in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verbreitete Interesse für psychologische Fragen, die zu einer neuen, eher experimentell als theoretisch orientierten Wissenschaft des Menschen auffordern. Diese neue Anthropologie entfaltet sich aus der Überzeugung, der Mensch sei kein monolithisches Gebilde, sondern das konkrete Resultat seiner persönlichen Geschichte sowie der äußeren Bedingungen. Kindheits- und Jugendereignisse, Erziehung, soziales Milieu, prägende Lebenserfahrungen und Lektüren spielen zum ersten Mal eine Rolle ersten Ranges in der Erfassung eines Charakters und in der Anfertigung seiner Biographie. Der Mensch wird als ein werdendes Subjekt, als „ein empirisches Wesen inmitten empirischer Bedingungen“<sup>72</sup> betrachtet, laut der Erfahrungsseelenkunde ist er „Produkt seiner Geschichte. Von Anfang an fließen ihm Ideen zu, die ihn präg[en] und konstituier[en]. Die empirisch-kausale Fragestellung des *Magazins* thematisiert ihr Objekt als geschichtlich geworden, als Konkretionsort vorgängiger Daten [...] psychologischer und insonderheit soziologischer Art“.<sup>73</sup> Gerade deswegen, weil die Psychologie jedes Individuums eine eigene Evolution kennt, muss jeder Fall von psychischer Störung einzeln betrachtet werden, so dass dank einer treffenden Diagnostik auch die richtigen Behandlungen verschrieben werden können. Denn Moritz geht es in seinen Darstellungen nicht nur darum, ein Verzeichnis von Seelenkrankheiten zu redigieren, um anthropologisches Wissen anzuhäufen, sondern „die Geschichte der Krankheit in der Entwicklung eines konkreten Individuums zu liefern, die einzelnen Stadien festzuhalten

---

<sup>71</sup> Karl Philipp Moritz, *Vorschlag zu einem Magazin einer Erfahrungs-Seelenkunde*, in *Werke*, hg. v. Heide Hollmer u. Albert Meier, Deutscher Klassiker Verlag, Frankfurt am Main 1999, S. 793-809, hier S. 799f.

<sup>72</sup> Raimund Bezold, *Popularphilosophie und Erfahrungsseelenkunde im Werk von Karl Philipp Moritz*, Königshausen & Neumann, Würzburg 1984, S. 89.

<sup>73</sup> Ebd.

und in therapeutischer Absicht nach Gründen zu suchen, die den fatalen Prozeß vorantreiben oder retardieren“.<sup>74</sup> Die neue Seelenkunde muss also in erster Linie dem Menschen nützlich sein, sie muss praktische Anwendbarkeit besitzen. Aufgabe des *Magazins* soll es nicht sein, durch eine Sammlung psychischer Missbildungsgeschichten reine Neugierde zu erwecken, sondern „[a]us den vereinigten Berichten mehrerer sorgfältiger Beobachter des menschlichen Herzens [...] eine *Erfahrungsseelenlehre* entstehen“ zu lassen, „welche an praktischem Nutzen alles das weit übertreffen würde, was unsere Vorfahren in diesem Fache geleistet haben“.<sup>75</sup>

Die Darstellung authentischer Straftaten und Verbrecherbiographien ist ein wichtiger Bestandteil des moritzschen Programms. Geschichten von Amokläufern, Dieben, Kindermörderinnen und Betrügern werden in den Zeitschriftbeiträgen kausalgenetisch rekonstruiert, um aufzuzeigen, unter welchen Bedingungen Menschen zu bestimmten Handlungen fähig sind. In außergewöhnlichen Lebensumständen und in Krisensituationen verändert sich nämlich die menschliche Psyche. Ein Einblick in diese magmatischen Veränderungen soll nach Moritz ein eingehenderes Verständnis für die abwegigen Lebensläufe von Außenseitern und Kriminellen ermöglichen und das moralische Urteil des Beobachters über die Täter suspendieren. „Tausend Verbrecher sahen wir hinrichten“, beklagt Moritz, „ohne den moralischen Schaden dieser, von dem Körper der menschlichen Gesellschaft abgesonderten Glieder unserer Untersuchung wert zu halten“.<sup>76</sup> Und weiter fragt er sich – stets in medizinischer Metaphorik – ob eine Prophylaxe gegen Delinquenz möglich sein kann:

Wie nahm die Entzündung in dem schadhaften Gliede allmählich zu? Wie hätte dem Übel noch beizeiten vorgebeugt, der Schaden noch geheilt werden können? [...] In welchem Dorn hatte sich der gesunde Finger gereizt? welcher kleine unbemerkte Splitter war darin stecken geblieben, der nach und nach ein so gefährliches Geschwür erweckte?<sup>77</sup>

Das Bild des gesunden Fingers, der sich im Kontakt mit äußeren Einwirkungen entzündet und eitrig wird, erinnert an Rousseaus Auffassung des *homme naturel*, der von Natur aus gut sei und erst durch den Einfluss der Gesellschaft verdorben werde. Was Moritz in Anlehnung an diese Idee suggeriert, ist, dass die Ursachen der Korruption des *homme social* entlarvt werden sollen, um die Begründungen seiner Verfehlungen

---

<sup>74</sup> Ebd., S. 176f.

<sup>75</sup> Karl Philipp Moritz, *Vorschlag zu einem Magazin*, a.a.O., S. 794f.

<sup>76</sup> Ebd., S. 793.

<sup>77</sup> Ebd.

nachzuvollziehen. Die Physiologen der Seele, die „moralische[n] Ärzte“, <sup>78</sup> die sich analytisch mit der singulären Beschaffenheit ihrer Patienten auseinandersetzen, sind laut Moritz in der Lage, deren Pathologien zu korrigieren, wenn nicht sogar präventiv zu behandeln. Bevor sie aber zu Interpreten krimineller Biographien werden können, sollen sie eine genaue Selbstanalyse betreiben, denn nur diejenigen, die zuerst die eigene Innerlichkeit bis in die feinsten Details exploriert haben, dürfen zu Erziehern der anderen werden:

können wir in die Seele eines andern blicken, wie in die unsrige? und opfern wir uns nicht beinahe eben so auf, wenn wir, andern zum Besten, den Zustand unsrer Seele zergliedern, wie derjenige, der nach seinem Tode andern Menschen durch die Zergliederung seines Körpers nützlich wird? [...] So müßte nun der Menschenbeobachter von sich selber ausgehen, und dann könnten seine Beobachtungen nach und nach zu Gesicht, Sprache, und Handlungen von Kindern, Männern und Greisen übergehen. Von der geheimen Geschichte seiner eigenen Gedanken müßte er durch Gesicht, Sprache und Handlung auf die Seele andrer schließen lernen. <sup>79</sup>

Nur indem wir uns selbst minuziös beobachten, unsere persönliche Geschichte Revue passieren lassen und unsere psychischen Vorgänge sezieren, können wir ein wirksames Untersuchungsinstrumentarium zur Verfeinerung unserer Menschen- und Weltkenntnis entwickeln. Durch das konkrete Interesse am Besonderen des Individuums, das sich in der Studie einzelner menschlicher Schicksale widerspiegelt, zielt die Erfahrungsseelenkunde, so wie sie Karl Philipp Moritz konzipiert, auf eine intensive Beschäftigung mit sich selbst, welche ihrerseits zur psychophysischen Harmonie des Subjekts und zur sozialen Integration erziehen soll.

Der erfahrungsseelenkundliche Diskurs, der im späten 18. Jahrhundert eine enorme Resonanz im deutschsprachigen Gebiet erhält, entwickelt sich parallel zu bedeutenden Veränderungen im strafrechtlichen System. Die Ergebnisse der vielen gerichtsmedizinischen Studien, die in diesen Jahren vorgestellt werden, heben vor allem das Unbewusste und Unkalkulierbare am Verbrechen hervor und tragen dazu bei, dass sich die Aufmerksamkeit der Richter beim Beurteilen von Delinquenz von der Tat auf den Täter und seine Motive verschiebt. <sup>80</sup> Wie Immanuel David Mauchart in seinem *Repertorium für empirische Psychologie* (1792-1799) beobachtet, ist „nicht blos die

---

<sup>78</sup> Ebd., S. 794.

<sup>79</sup> Ebd., S. 800f. Das Modell der Selbstbeobachtung und der Aufwertung der Innerlichkeit übernimmt Moritz aus dem pietistischen Subjektivismus. Hierzu vgl. Cristina Fossaluzza, *Subjektiver Antisubjektivismus. Karl Philipp Moritz als Diagnostiker seiner Zeit*, Wehrhahn, Hannover 2006, S. 40-44.

<sup>80</sup> Diesbezüglich vgl. Harald Neumeyer, *Unkalkulierbar Unbewußt. Zur Seele des Verbrechens um 1800*, in Gabriele Brandstetter / Gerhard Neumann (Hg.), *Romantische Wissenspoetik. Die Künste und die Wissenschaften um 1800*, Königshausen & Neumann, Würzburg 2004, S. 151-177.

Geschichte des Verbrechens, sondern die Geschichte des Verbrechers“ von Interesse, da nur diese es ermöglicht zu begreifen, „wo der erste Keim des Lasters oder des Verbrechens, zu dem der Unglückliche reifte, aufzusuchen ist“.<sup>81</sup> Die Begründungen delinquenten Verhaltens, die für jedes Verbrechen anders sind, sollen in der persönlichen Geschichte und in der Seelenverfassung des Täters selbst gesucht werden. Jeder Kriminalfall benötigt also eine Untersuchung für sich, weil die Innerlichkeit jedes Subjekts geheimnisvoll komplex und nicht auf allgemeine Wissenskategorien reduzierbar ist.

Wenn es aber unmöglich ist, ein spezifisches Täterprofil ein für alle Mal zu definieren, dann kann jeder Mensch potentiell einen Verbrecher in sich tragen. Es besteht eine „dünne March zwischen Tugend, Schwäche und Laster“, schreibt August Gottlieb Meißner in der Vorrede zu seinen *Skizzen* (1788-1796), und gerade deswegen, weil die Trennungslinie zwischen Verbrecher und Nicht-Verbrecher leicht zu überschreiten ist, sollte man durch die Lektüre von Kriminalgeschichten dazu angeregt werden, „über die sonderbare Verkettung vom Guten und Bösen, [...] über die Unsicherheit menschlicher Urtheile“<sup>82</sup> nachzudenken. Programmatisch gesehen, unterscheidet sich Meißners Projekt kaum vom moritzschen. Im Mittelpunkt seiner 14 Bände *Skizzen* stehen von Prozessakten inspirierte Verbrechergeschichten, die nicht „auffallende Gräslichkeiten“ für neugierige Leser anbieten, sondern Beiträge, die „in dieser oder jener Rücksicht einen merkwürdigen Zug des menschlichen Herzens darstell[en]“.<sup>83</sup> Die von Meißner geschilderten Außenseiterexistenzen haben einen pädagogischen Abschreckungscharakter. Der Autor möchte darlegen, „wie schnell, wie unmerklich zugleich oft diejenige That in Fehler und Laster übergeht, die als Tugend oder wenigstens als schuldlose Empfindung begann“.<sup>84</sup> Meißner will natürlich nicht wirkliche Verbrecher entschuldigen, sondern am Beispiel ihrer Abweichungsgeschichten Aufschluss über die Norm, über den Menschen im Allgemeinen gewinnen. Ausdrücklich betont er „den großen Unterschied zwischen *gesezlicher* und *moralischer* Zurechnung; zwischen dem Richter, der nach Thaten, und demjenigen, der nach dem Blick ins Innerste des Herzens urtheilt“.<sup>85</sup> Um es mit Schiller zu formulieren, lädt Meißner seine Leser dazu ein, den Blick nicht ausschließlich „in das Buch der Gesetze“ sondern „in die Gemütsverfassung des Beklagten“ zu werfen (NA XVI,

---

<sup>81</sup> Immanuel David Mauchart, *Geschichte eines in der Trunkenheit begangenen Mordes*, in „Allgemeines Repertorium für empirische Psychologie und verwandte Wissenschaften“, Bd. 1, 1792, S. 183-206, hier S. 198f.

<sup>82</sup> August Gottlieb Meißner, *Vorrede*, in *Ausgewählte Kriminalgeschichten*, hg. v. Alexander Košenina, Röhrig, St. Ingbert 2003, S. 7-11, hier S. 9.

<sup>83</sup> Ebd.

<sup>84</sup> Ebd., S. 10.

<sup>85</sup> Ebd.

11f.). Das axiologische Urteil über Gut und Böse einer Tat soll zugunsten einer psychologischen Erwägung ihrer Genese suspendiert werden.

#### **4.3.2. Schillers *Verbrecher aus verlorener Ehre* (1786)**

Das wissenschaftliche Interesse für die Kausalpsychologie und die Seelenkunde findet rasch in der Literatur der Zeit ein fruchtbares Terrain. Bereits die Geschichten von Moritz und Meißner – selbst wenn sie aus realen Prozessakten schöpfen und sich im psychopädagogischen Bereich bewegen – weisen eine gewisse künstlerische Geschlossenheit auf. In den 1780er und 1790er Jahren etabliert sich eine explizit literarische Auseinandersetzung mit Außenseiterexistenzen und Verbrechergeschichten, etwa durch die *Biographien der Selbstmörder* (1785) von Christian Heinrich Spieß und die *Sammlung und Erklärung merkwürdiger Erscheinungen aus dem menschlichen Leben* (1784-1790) von Jacob Friedrich von Abel, dem Lehrer des jungen Schiller. Ihren Höhepunkt aber erreicht die Popularität der Kriminalerzählung mit der deutschsprachigen Anthologie der *Causes célèbres et intéressantes* (1734-1743) von François Gayot de Pitaval, die zwischen 1782 und 1792 unter dem Titel *Merkwürdige Rechtsfälle als ein Beitrag zur Geschichte der Menschheit* erscheint. Pitavals Erzählungen finden regen Zuspruch beim Publikum, einerseits weil sie aus authentischen Kriminalfällen schöpfen und so die Neugier der Leser wecken, andererseits weil sie ausdrücklich die psychologische Dimension des Täters ans Licht bringen und eine neue Perspektive für die moralische Auseinandersetzung mit Verbreche(r)n anbieten. Schiller, der 1792 die Vorrede zur Neubearbeitung der deutschen Ausgabe verfasst, findet bei Pitaval die richtige Art und Weise, mit spannenden Geschichten aus dem gerichtlichen Alltag umzugehen, ohne ins Triviale, Sensationelle oder rein Unterhaltende abzudriften. Die Texte des französischen Juristen, „welche sich an Interesse der Handlung, an künstlicher Verwicklung und Mannigfaltigkeit der Gegenstände bis zum Roman erheben und dabei noch den Vorzug der historischen Wahrheit voraus haben“, vermitteln der Leserschaft einen Einblick ins „geheime Spiel der Leidenschaft“, indem sie „den Menschen in den verwickeltesten Lagen“ darstellen:

Triebfedern, welche sich im gewöhnlichen Leben dem Auge des Beobachters verstecken, treten bei solchen Anlässen, wo Leben, Freiheit und Eigenthum auf dem Spiele steht, sichtbar hervor, und so ist der Kriminalrichter imstande, tiefere Blicke in das Menschen-Herz zu thun. Dazu kommt, daß der umständlichere Rechtsgang die geheimen Bewegursachen menschlicher Handlungen weit mehr ins Klare zu bringen fähig ist, als es

sonst geschieht, und wenn die vollständigste Geschichtserzählung uns über die letzten Gründe einer Begebenheit, über die wahren Motive der handelnden Spieler oft genug unbefriedigt läßt, so enthüllt uns oft ein Kriminalprozeß das Innerste der Gedanken und bringt das versteckteste Gewebe der Bosheit an den Tag. (NA XIX/1, 202f.)

Die Kriminalerzählung hat also den Vorteil, die geheimen Beweggründe menschlicher Handlungen aufzudecken, über welche normale Geschichten in der Regel schweigen. Und Schiller, der sich einige Jahre davor mit der Gattung gemessen hat, weiß das wohl.

Seine Prosa *Verbrecher aus Infamie*, die sich reichlich aus dem erfahrungsseelenkundlichen Diskurs speist,<sup>86</sup> legt die Geschichte eines Mannes vor, der wegen persönlicher Demütigungen und sozialer Exklusion zum Delinquenten wird. Im Herbst 1785 verfasst, erstmalig 1786 im zweiten Heft der *Rheinischen Thalia* veröffentlicht und 1792 mit dem prägnanteren Titel *Der Verbrecher aus verlorener Ehre* in die *Kleinen prosaischen Schriften* aufgenommen, schildert die Erzählung das Schicksal des berüchtigten Sonnenwirts Friedrich Schwan, von dem der Autor im November 1783 aus einer Unterhaltung mit seinem Lehrer Abel erfahren hatte. Schwan, der bei Schiller den fiktiven Namen Christian Wolf trägt, war ein württembergischer Krimineller, der im Juli 1760 wegen Raubes und Mordes öffentlich gerädert wurde. Schillers spannungsreiche Missbildungsparabel ist also „eine wahre Geschichte“ (NA XVI, 7), wie es der Untertitel verkündet, ihr narrativer Kern ist dokumentarischen Ursprungs. Diese Tatsache allein hätte das Interesse des breiten Lesepublikums geweckt, aber Schiller will sich auf keinen Fall den marktbestimmenden Gesetzen der bloßen Sensationslust fügen. Um der Befriedigung eines niedrigen Unterhaltungsbedürfnisses willen ist er keineswegs bereit, das Risiko einer voyeuristischen Schilderung des Abwegigen einzugehen. Demgemäß lässt er den Fokus seiner Erzählung weder auf die Delikte, noch auf die Todesstrafe des Verbrechers fallen,<sup>87</sup> sondern auf die Psychogenese seines Charakters, auf seinen seelischen Untergang, auf seine fatale Entwicklung vom einfältigen Menschen zum Wilddieb, und dann vom Ausgestoßenen zum Mörder. Ähnlich mit dem Programm von Moritz möchte der Autor zeigen, „wie die ersten Keime von den Handlungen des Menschen sich im Innersten seiner Seele entwickeln“<sup>88</sup> – sein primäres Interesse ist psychologischer und anthropologischer Art.

---

<sup>86</sup> Vgl. Lesley Sharpe, *Der Verbrecher aus verlorener Ehre: an early exercise in Schillerian psychology*, in „German Life & Letters“, 33, 1980, S. 102-110.

<sup>87</sup> So schweigt der Erzähler gerade in dem Moment, als der Leser die gräulichen Details von Christians Verbrechen gerne erfahren würde: „Den folgenden Teil übergehe ich ganz; das bloß Abscheuliche hat nichts Unterrichtendes für den Leser“ (NA XVI, 23).

<sup>88</sup> Karl Philipp Moritz, *Vorschlag zu einem Magazin*, a.a.O., S. 800.

Bereits in der Vorrede zum ersten Heft der *Thalia* (1785) kündigt Schiller in Anlehnung an die moritzsche Metapher von der Seele als Uhr an, dass die neu gegründete Zeitschrift unter anderem „Gemälde merkwürdiger Menschen und Handlungen“ anbieten soll, um Einsicht in die „Räder in dem unbegreiflichen Uhrwerk der Seele“ (NA XXII, 95) zu ermöglichen. Und genau das gelingt ihm mit der Geschichte von Christian Wolf. Neben dem psychologisch-analytischen Moment ist jedoch – wie bei Moritz und Meißner – zugleich ein pädagogisches zu erkennen. Es gibt nämlich nichts Belehrenderes, so lesen wir am Anfang der Erzählung, als die „Annalen [menschlicher] Verirrungen“; „die Leichenöffnung [des] Lasters“ eines Verbrechers „unterrichtet vielleicht die Menschheit“ mehr als die Betrachtung einer normalen oder gar exemplarischen Biographie (NA XVI, 7; 9).<sup>89</sup> Genauso wie Moritz geht Schiller von der Medizin aus, um über die Erkenntnis-, Erziehungs- und Präventionskraft der angewandten Seelenkunde zu sprechen:

Die Heilkunst und Diätetik, wenn die Ärzte aufrichtig sein wollen, haben ihre besten Entdeckungen und heilsamsten Vorschriften vor Kranken- und Sterbebetten gesammelt. Leichenöffnungen, Hospitäler und Narrenhäuser haben das hellste Licht in der Physiologie angezündet. Die Seelenlehre, die Moral, die gesetzgebende Gewalt sollten billig diesem Beispiel folgen, und ähnlicherweise aus Gefängnissen, Gerichtshöfen und Kriminalakten – den Sektionsberichten des Lasters – sich Belehrungen holen. (NA XVI, 405)

Von Strafrechtsfällen und Verbrecherlaufbahnen kann sich also der Mensch instruieren und erbauen lassen; aber nur unter bestimmten Voraussetzungen, wie im essayistisch angelegten Vorspann zur *Verbrecher*-Erzählung deutlich wird. Bevor die eigentliche Narration des Schicksals von Christian Wolf anfängt, reflektiert nämlich die auktoriale Erzählinstanz über die strategische Art und Weise, mit der man eine solche Geschichte wiedergeben soll, ohne ihr erzieherisches Wirkungspotential zu schwächen. Damit die Anekdote nicht im Bereich des Kuriosums bleibt, soll jene „Lücke zwischen dem historischen Subjekt und dem Leser“ aufgehoben werden, „die alle Möglichkeit einer Vergleichung oder Anwendung abschneidet und statt jenes heilsamen Schreckens, der die stolze Gesundheit warnet, ein Kopfschütteln der Befremdung erweckt“ (NA XVI, 8). Die bürgerlichen Leser betrachten die Depravierten der Gesellschaft als fremd und verächtlich, sie können weder Interesse noch Rührung für deren Schicksale empfinden. Um die Identifikation des Publikums mit dem Helden zu fördern, um ein Gleichgewicht zwischen

---

<sup>89</sup> Schiller greift hier deutlich auf Positionen zurück, die er bereits in der Vorrede zum *Räuber*-Stück (1781) geäußert hatte. Dort sprach er vom Wunsch, „die Seele gleichsam bei ihren geheimsten Operationen zu ertappen“ (NA III, 5); der Dichter als Menschenmaler muss die „nächtlichen Labyrinth“ der Psyche durchwandern, damit das „inner[e] Räderwerk“ des Lasters erkundet wird und dadurch „die Tugend im Kontrast mit dem Laster das lebendigste Kolorit erhält“ (NA III, 5f.).



„der heftigen Gemütsbewegung des handelnden Menschen und der ruhigen Stimmung des Lesers“ wiederherzustellen, soll „[e]ntweder der Leser [...] warm werden wie der Held, oder der Held wie der Leser erkalten“ (NA XVI, 8). Die erste Lösung, das heißt die Gemütslage des Lesers zu manipulieren, um ihn in den erregten Zustand des Helden zu versetzen, würde die Urteilsfreiheit des Lesers selbst verletzen; die zweite Lösung, das heißt die distanzierte, aber subtile Beobachterhaltung des Erzählers, würde dagegen jene genaue Darstellung der persönlichen Geschichte und der Innerlichkeit des Helden ermöglichen, die Schiller zu seinem pädagogischen Ziel herbeisehnt.<sup>90</sup> Mit dem Helden muss man nämlich

bekannt werden, eh' er handelt; wir müssen ihn seine Handlung nicht bloß *vollbringen* sondern auch *wollen* sehen. An seinen Gedanken liegt uns unendlich mehr als an seinen Taten, und noch weit mehr an den Quellen seiner Gedanken als an den Folgen jener Taten. Man hat das Erdreich des Vesuvs untersucht, sich die Entstehung seines Brandes zu erklären; warum schenkt man einer moralischen Erscheinung weniger Aufmerksamkeit als einer physischen? Warum achtet man nicht in eben dem Grade auf die Beschaffenheit und Stellung der Dinge, welche einen solchen Menschen umgaben, bis der gesammelte Zunder in seinem Inwendigen Feuer fing? (NA XVI, 8f.)

Die innere Dimension der Figuren soll also erörtert, die Genealogie ihrer Gedanken aufgedeckt werden. Die Aufmerksamkeit muss dabei nicht auf die Taten, sondern auf deren Beweggründe gelenkt werden. Der didaktische Ehrgeiz von Schillers moralischer Erzählung besteht also darin, die Motive abweichenden Verhaltens zu hinterfragen, die psychischen Vorgänge des Protagonisten bloßzulegen, die verwirrenden Kräfte seiner Innenwelt zu ergründen. Niemand ist ein geborener Verbrecher – so die Botschaft – aber manchmal wird man durch die Umstände dazu gezwungen. Vor einer Erniedrigung, vor der Verletzung menschlicher Würde kann ein Mensch entweder nachgeben oder rebellieren.

Diesem Ansatz entsprechend baut Schiller die Handlung seiner Erzählung auf: Christian Wolf wird aus Ehrverlust Verbrecher, aus sozialer Ausschließung Delinquent. Von Gesetzen und Institutionen entfernt er sich in Reaktion auf eine progressive Degradierung, die immer auf gesellschaftliche Kränkungerfahrungen zurückzuführen ist. Christian wird zum Wilddieb, um die Liebe und Zuneigung seiner geliebten Johanne zu erkaufen, die er sonst wegen seiner Hässlichkeit nicht erlangt hätte; der Jäger Robert, sein Nebenbuhler im Liebeswettbewerb, denunziert ihn und Christian verliert sein ganzes

---

<sup>90</sup> Vgl. John A. McCarthy, *Die republikanische Freiheit des Lesers. Zum Lesepublikum von Schillers Der Verbrecher aus verlorener Ehre*, in „Wirkendes Wort“, 29, 1979, S. 23-43.

Vermögen, um die Geldbuße zu zahlen. Mit „beleidigtem Stolze“ (NA XVI, 11) widmet er sich zum zweiten Mal dem Wilddiebstahl und, erneut erwischt, muss er ein Jahr im Zuchthaus verbringen. Als er freigelassen wird, ist „sein Trotz unter dem Gewicht des Unglücks gestiegen“, er möchte als Schweinehirt im Dorf arbeiten, aber niemand will ihn einstellen: „In allen Entwürfen getäuscht, an allen Orten zurückgewiesen, wird er zum drittenmal Wilddieb“ (NA XVI, 11) und gelangt wieder ins Gefängnis, diesmal für drei Jahre. Nach dieser traumatischen Erfahrung, in der sein „Stolz [...] sich unter der Schande [krümmte]“ (NA XVI, 13), betrachtet er sich selbst als ein „Märtyrer des natürlichen Rechts und als ein Schlachtopfer der Gesetze“ (NA XVI, 12). An Abscheulichkeiten gewöhnt, dürstet er nun nach Rache: „Alle Menschen hatten mich beleidigt, denn alle waren besser und glücklicher als ich“ (NA XVI, 12). Mit Exklusion muss er nochmals konfrontiert werden, als die Dorfleute ihm den Gruß verweigern und ein Kind ihm verachtungsvoll einen Groschen ins Gesicht wirft. Allein geblieben und von allen verschmäht kann Christian nur an eines denken: „Ich wollte Böses tun“ (NA XVI, 14). Eines Morgens im Wald erschießt er in halbunbewusstem Zustand den Jäger Robert; er flieht verwirrt und findet Zuflucht in einer organisierten Räuberbande, die als Surrogat gesellschaftlichen Lebens präsentiert wird: „Die Welt hatte mich ausgeworfen wie einen Verpesteten – hier fand ich brüderliche Aufnahme, Wohlleben und Ehre“ (NA XVI, 22). Damit aber ist der gütig veranlagte Christian auch nicht zufrieden. Er versucht nochmals, in die Gesellschaft reintegriert zu werden und bittet seinen Landesherrn um Gnade, aber seine Briefe bleiben ohne Antwort. Er will ausreisen und wieder eine rechtschaffene Existenz führen, wird aber wegen seiner verdächtigen Papiere festgenommen. Endlich von einem Amtmann mit Nachsicht und Menschlichkeit behandelt, liefert er sich aus freien Stücken in die Hände der Justiz aus.

Christian Wolf wird als ein gemischter Charakter präsentiert: Er ist kein eindeutiger Vertreter des Bösen, aber auch kein unschuldiger Mann. Indem Schiller auf die Entwicklung und Motivierung von Wolfs Verbrechen aufmerksam macht, schafft er einen Identifikationsraum, innerhalb dessen der Leser Gemeinsamkeiten mit dem ursprünglich unschuldigen Helden erkennt. Der Rückgriff auf Kindheit und Jugend ist in diesem Sinne wichtig: Der Leser ist bereit, im Verbrecher noch einen Menschen zu sehen, weil er ihm vor dem Verbrechen begegnet. Durch die Betonung der seelischen und sozialen Ursprünge von Christians krimineller Tat versteht der Leser mehr über die Seele des Verbrechers und verstärkt somit auch die eigene Fähigkeit zur Selbstbeobachtung. Die Lektüre des Textes regt die psychologische Kompetenz des Publikums an und verfeinert dessen Gespür für

gesellschaftliche Problemkonstellationen.<sup>91</sup> Wie bei Pitaval, dessen Geschichten laut Schiller einen außerordentlichen „Gewinn für Menschenkenntnis und Menschenbehandlung“ (NA XIX/1, 203) leisteten, gelingt es der *Verbrecher*-Erzählung, durch die Einsicht in die Gedankenwelt des Protagonisten mehr Verständnis für die Komplexität menschlicher Seele zu erzeugen.

#### 4.3.3. Die verlorene Ehre des Albrecht Wallenstein

Wie Christian Wolf ist auch Wallenstein ein gemischter Charakter *par excellence*, sowohl bei Schiller<sup>92</sup> als auch bei den *auctores minores*, die kurz vor ihm Wallenstein-Dichtungen vorgelegt haben. Bis zum späten 18. Jahrhundert war die Figur des Feldherrn in der historiographischen und fiktionalen Literatur vorwiegend negativ besetzt. In der Tradition wurde er fast eindeutig als untreuer Verschwörer und kühner Intrigenspinner porträtiert, als ein skrupelloser Tyrann und nimmersatter Machtmensch, der seinen Untergang vollkommen verdient hatte. Bei Halem, Komareck und Rebmann wird nun ein Mensch dargestellt, der vielleicht auch stolz und aggressiv wirken mag, der seine Fehler begangen hat, aber selbst Opfer von Erniedrigungen und Machenschaften ist. Wallenstein wird zum Verräter, weil er selbst verraten, weil seine Ehre unrettbar beleidigt wird. Zum ersten Mal wird hier der General des Dreißigjährigen Kriegs als ein komplexer Charakter konturiert – gespalten, menschlich, modern. Seine Psyche ist vielfältig, seine Handlungen sind Reaktionen auf äußere Bedingungen. Typische argumentative Elemente der Erfahrungsseelenkunde wie die Suche nach den Motiven menschlichen Agierens und die Betonung der Vielschichtigkeit psychischer Vorgänge werden von diesen Autoren aufgegriffen und produktiv eingesetzt. Bei allen – wie sich gleich zeigen wird – wird Wallenstein als ein idealistischer Verbrecher dargestellt, der von der wiederholten Verletzung seines Rechtsgefühls und seiner Würde ausgeht, um die eigene Diskreditierung zu rächen.

---

<sup>91</sup> Vgl. Achim Aurnhammer, *Engagiertes Erzählen: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“*, in Achim Aurnhammer / Klaus Manger / Friedrich Strack (Hg.), *Schiller und die höfische Welt*, Max Niemeyer, Tübingen 1990, S. 254-270; Stefania Sbarra, *„Annalen der Verirrungen“: Verbrecher und Attentäter von Friedrich Schiller bis Ricarda Huch*, in Matteo Galli / Heinz-Peter Preußner (Hg.), *Mythos Terrorismus. Vom Deutschen Herbst zum 11. September*, Winter, Heidelberg 2006, S. 131-148.

<sup>92</sup> Vgl. Kapitel 5.2.1. Zum Bild Wallensteins als Verbrecher aus verlorener Ehre beim Historiker Schiller vgl. Benno von Wiese, *Friedrich Schiller*, a.a.O., S. 389; Holger Reinitzhuber, *Schillers „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs“ als schriftstellerische Leistung*, a.a.O., S. 189ff.

Das Bild des verrathenen Verräters ist in Hales *Wallenstein* von primärer Bedeutung. Bereits in der Vorrede zum Drama erklärt der Oldenburger Autor seine apologetische, gegen konventionelle Darstellungen polemisierende Absicht, indem er die Überzeugung äußert,

daß Wallenstein dem Kaiser weit länger, als die meisten Geschichtschreiber annehmen, getreu blieb, und daß er selbst im Anfange und Fortschritte seiner Tractaten mit Arnheim, an nichts weniger als Verrath dachte. Nur das offenbare Mistrauen des Kaisers riß ihn dazu hin. (HW 3)<sup>93</sup>

Um diese These zu substantiieren, lässt Halem sein Stück kurz vor der Wiederberufung des Generals an die Spitze der kaiserlichen Armee anfangen: Nach der demütigenden Absetzung von 1630 lebt Wallenstein mit seiner Familie in Znaim, „in königlicher Ruhe“ (HW 7), während das Reich unter der Geißel Gustav Adolfs eine Schlacht nach der anderen verliert. Langsam wird am Wiener Hof deutlich, dass der Friedländer „der Einzige [ist], der sich ein Heer schaffen, der Gustavs Glück hemmen kann“ (HW 12), er ist „die letzte Säule, die dem Sturz widerstehen kann“ (HW 23). Deswegen bittet ihn der Minister Eggenberg, das Kommando über die Armee wieder zu übernehmen. Wallenstein reagiert zuerst widerstrebend, entschließt sich aber am Ende, seine häusliche Ruhe zu opfern unter der Bedingung, dass ihn der Kaiser „zum Generalissimus seiner Truppen, zum unumschränkten Schiedsrichter über Krieg und Frieden, über Strafen und Belohnungen“ erhebt (HW 31).

Zurück im Dienst und mit voller Macht ausgestattet, steigt Wallenstein wieder zum erfolgreichen Feldherrn auf, er besiegt den Schwedenkönig in Lützen und verhandelt mit der protestantischen Partei – ohne Wissen des Kaisers – einen Waffenstillstand. Was der General als einen positiven Schritt in die Richtung eines gerechten Friedensschlusses sieht, wird von den Hofleuten um den Kaiser als Verrat ausgelegt. Kritisiert wird nicht so sehr Wallensteins freundlicher Umgang mit den Feinden, sondern vor allem seine Übermacht, die der kaiserlichen Autorität zu trotzen scheint.<sup>94</sup> Der Friedländer hat „furchtbare Feinde in der Heimath“, die aus „Eifersucht und Neid“ alles tun würden, sein Vermögen zu begrenzen (HW 60); die Ratgeber Ferdinands II. wollen Wallenstein „in den wehrlosen Zustand zurücksetzen, worinn er nach [der] erste[n] Entlassung gerieth“ (HW 83). Sie

---

<sup>93</sup> Diese Meinung teilt er mit Samuel von Pufendorf, einer Quelle, die auch Schiller benutzte. Als weitere Quellen nennt Halem die Geschichtswerke von Hyacynte Bougeant – ebenfalls Schiller bekannt – und Michel le Vassor (vgl. HW 4).

<sup>94</sup> „Wir haben [...] ihm das Commando der Armee wieder[ge]geben. Zum Großvezier hat er sich selbst gemacht“, beobachtet der Kardinal Caraffa (HW 61).

diffamieren ihn vor dem Kaiser, doch dieser ergreift am Anfang für seinen General Partei: „Ich liebe den Stolz, wenn er wirkt, was Wallenstein wirkt“ (HW 63), sagt er. Als er aber aus einem Brief des Fürsten Piccolomini erfährt, dass Wallenstein täglich mit dem sächsischen General Arnheim Verhandlungsgespräche führt, entzieht er dem Feldherrn die Vollmacht, Frieden zu schließen, und übergibt Feria das Kommando über 20 000 spanische Soldaten. Eine solche Machteinschränkung kann aber Wallenstein nicht dulden: „Zerbrochen [...] ist die Bande, die mich an Oesterreich kettete“ (HW 75), teilt er seinen Offizieren mit. Beleidigt und wütend kann der Held nach dem unerwarteten Sturz nur an eines denken: „Rache! sey du meine Göttin! Leite du mich durchs Dunkel, das noch mich umgiebt! – Rache? Nein, es ist nicht Rache; – es ist Selbstvertheidigung: – es ist Gefühl meiner Selbständigkeit, was mich treibt“ (HW 77). Mit der Entmachtung hat ihn der Kaiser zum zweiten Mal degradiert und das gegenseitige Vertrauen gebrochen. Wallenstein muss nun seine Ziele in eigener Regie durchsetzen. Er will den Frieden in Europa wiederherstellen und die Wenzelskrone als kleinen „Ersatz des Aufwandes, der Anstrengungen, denen Ferdinand seinen Thron verdankt“ (HW 78) erlangen. Wie jede verletzte Seele träumt er von einer Kompensation für die erlittene Erniedrigung. Wallensteins Mutter versteht das und versucht, den Sohn vom gefährlichen Vorhaben abzubringen: „Du bist beleidiget mein Sohn! Aber, giebt die Beleidigung das Recht, den Beleidiger zu berauben, – ein Feind des Vaterlandes zu werden?“ (HW 78).

Die Kernfrage des Stückes lautet also: Kann man aus Ehrverlust Verräter werden? Ist es nicht vernünftiger, „in den Schooß d[es] Vaterlandes“ zurückzukehren (HW 80), statt aus Rachsucht zu rebellieren? Ein paroxystisches Rechtsgefühl leitet aber Wallensteins Gedanken: „[W]en solche Beleidigung nicht empört“, sagt er seiner Mutter, „dem fehlt Muth und Kraft. Gott gab mir beides und brauchen will ich, was er gab“ (HW 78). Von anmaßender Entschiedenheit ist sein letztes Wort: „[E]s kann nicht bleiben, wie es ist. Ich trete ab vom Schauplatz, oder füll’ ihn allein. Ein anderes Mittel kenn’ ich nicht“ (HW 81). Von den Absichten des Abtrünnigen informiert, erlässt Ferdinand ein öffentliches Edikt, in dem er Wallenstein „für einen Feind des Vaterlandes, für einen Verräther, für vogelfrei erklärt“ (HW 99). Nach der Bekanntmachung des kaiserlichen Dokuments fallen die Truppen von Wallenstein ab. Der einst bei allen beliebte Feldherr ist nun verstoßen und in seinem Stolz noch tiefer verwundet:

Es ist, als ob mein Blick nicht mehr Vertrauen einflößt; mein Wort und Handschlag nicht mehr so treuherzig ist, wie sonst. Wenn ich sonst im Lager umherging, drängte sich alles vor, mich zu sehen, mich zu grüßen. Ich hörte oft mich Vater nennen, und durch Wort und

Blick und Handdruck streut'ich Freud umher. Izt scheint's, als scheue sich jeder, in meine Nähe zu kommen. Die ich anrede werden blaß – verlegen. (HW 100)

Der charismatische Führer hat die Achtung seiner Untergebenen verloren, der Konsens seiner Soldaten hat sich durch das Edikt zerstreut. Von den eigenen Männern verleugnet und ausgegrenzt, plant der Verräter mit den wenig gebliebenen Getreuen eine Flucht nach Eger: „Fort! Wallenstein! Fort! Verpestet ist hier die Luft“ (HW 107). An der Grenze zwischen Böhmen und Sachsen, wo er Unterstützung und Rettung bei den Schweden hätte finden sollen, sterben aber mit Wallenstein auch seine Pläne durch den Dolch der Verschwörer.

Ein ähnliches dramaturgisches Schema lässt sich auch bei Komareck verfolgen. Sein *Abrecht Waldstein*, der am 25. Februar 1634 in Eger spielt und somit ausschließlich den Untergang des Helden inszeniert, schildert den Friedländer im Moment seiner Flucht aus Pilsen wegen der kaiserlichen Acht, die ihn als Verräter stigmatisiert. Die bellizistischen Erfolge des Feldherrn sowie die „Eifersucht“ der vielen „Raben“ (KW 12f.), die zu seiner Verfolgung geführt haben, werden durch Rückblenden geschildert. Wallenstein sucht Zuflucht mit seiner Gemahlin Isabella in Eger, wo der Stadtkommandant Gordon sie als teure Gäste annimmt, um sie später zu verraten.<sup>95</sup>

Das kaiserliche Patent, mit dem Wallenstein wegen der heimlichen Bündnisse mit den Feinden entlassen und durch den spanischen Feldherrn Gallas ersetzt wird, steht im Zentrum der ersten Szenen. Damit wird der Protagonist zum „hintergegangene[n] Fürst[en]“, gar zum „Bettler“ herabgewürdigt (KW 18); durch die schämliche Absetzung hat Wallensteins „Ehre [...] einen schändlichen Brandfleck erlitten, den nichts als Blut abwaschen kann“ (KW 27). Der degradierte General fordert Rache gegen seine „Hasser[]“ und „Neider“ (KW 88), aber nicht gegen den Monarchen: „Die Majestät ist mir heilig –

---

<sup>95</sup> In Komarecks Version wird die historische Verschwörung gegen Wallenstein von der trivialen Geschichte der unerwiderten Liebe Gordons für Isabella begleitet. Es handelt sich um einen anderen Fall von verlorener Ehre, der zur Unterhaltung des Publikums rein erfunden wird. Gordon, der nach einer jugendlichen Enttäuschung Isabella noch liebt, hat nicht vergessen, wie die Frau ihn zurückgewiesen hat, um Wallenstein zu heiraten. Die vermutliche Untreue des Generalissimus, die vom kaiserlichen Patent bestätigt wird, bietet ihm endlich die Gelegenheit, jene alte Beleidigung zu rächen: „Nun, stolze Isabella! beuge dein Haupt! Gordon war dir zu klein, wolltest Herzoginn heißen, verschmähtest mich; – aber die Schande will ich an dir, deinem Gemahl und deinem Blute rächen. Fürchterlich will ich seyn! – dich bald im tiefsten Abgrund der Schmach und Schande zu sehen, Waldstein, soll meinen Augen das göttlichste Schauspiel werden! [...] Rache muß ich haben!“ (KW 14f.); „Nun hab' ich alle Waffen wider dich, Waldstein! Was man der Eifersucht zur Last legen könnte, will ich mit der Treue eines Unterthans entschuldigen [...] Hier das Patent soll mir zum sichersten Wegweiser dienen, alle wider ihn aufzubringen, mit mir gemeinschaftlich an seinem Sturz zu arbeiten“ (KW 23f.). Mit der psychologischen Motivation der Eifersucht und des Ressentiments inszeniert also Komareck die Ermordung Wallensteins zum großen Teil als eine private Affäre. Hierzu vgl. Maria Wolf, *Wallenstein als Dramenheld*, a.a.O., S. 177.

und bei Gott! der Gedanke sie zu beleidigen, kam in meine Seele nie. – Fluch und Verderben dem, der Ferdinands Rechte antastet! – Nicht wider den, wider seine Verführer streite ich!“ (KW 29).<sup>96</sup> Neidische Hofleute wie Piccolomini und machtvolle Priester wie der jesuitische Beichtvater haben Ferdinand geschickt manipuliert und Wallenstein verleumdet. Der Kaiser wird somit von seiner Schuld entlastet und Wallenstein als Opfer niedriger Machinationen präsentiert. Der in den Ruf des Meineidigen nur durch „Ränke, List, Bosheit, Lügen“ (KW 26) Geratene ist in Wahrheit ein ergebenen Untertan und ein „gerechter Mann“ (KW 39). Als Terzky ihm einen Bund mit den Sachsen vorschlägt, reagiert er wütend und entrüstet:

Ich sollte die Feinde meines Vaterlands in mein Vaterland führen? – ihnen den Weg bahnen Grausamkeiten am Bürger auszuüben, der mich einst segnete, seinen Vater, seinen Schutzgott nannte, mit jauchzender Stimme zurief! [...] Weg mit dem entehrenden strafbaren Gedanken! – Waldstein ist ein Held, Verräther kann er nicht sein! (KW 53)

Der Friedländer stellt sich als ein integrierter Mann vor, dem Kaiser treu. Deswegen ist die Absetzung in seinen Augen umso bitterer und unverständlicher:

Bekriege ich nicht den Irrglauben? Streite ich nicht wieder die Schweden und Sachsen, in deren Lande eine andere Religion eingeführt worden? – – Aber da steckt ein Nebenbuhler [...] und Waldstein muß mit Gott und seinem heiligen Eide Unrecht behalten, wird für meineidig, eidbrüchig, für Rebellen erklärt, seiner Würden schimpflich entsetzt und verfolgt. – O! Rache! Rache in mein Herz! (KW 31)

Der sich als unschuldig bekennende Held sucht eine edle Rache (KW 32) für die erlittene Schmach, er will einen Krieg gegen seine Rivalen führen und die verletzte Ehre wiederherstellen. Dabei wird er von seiner ehrgeizigen Frau unterstützt, die sich am Anfang als kämpferisch und rachsüchtig erweist, zuletzt aber wie Lady Macbeth dem Wahnsinn verfällt.<sup>97</sup> Zur Rückgewinnung der Ehre ihres Gemahls fordert die rasende Isabella die böhmische Krone: Die Frau, in mehreren misogynen Stellen des Stückes gedemütigt, wird für die fatale Machtbegierde des Generals verantwortlich gemacht:

---

<sup>96</sup> Die Treue Wallensteins lässt sich dadurch erklären, dass Komareck sein Drama unter der kaiserlichen Zensur veröffentlicht und so die Positionen seiner Figur gegenüber den Habsburgern abmildern muss. Auch Isabella enthebt den Kaiser von jedweder Verantwortung, wenn sie sagt: „[N]icht dir diese Schuld, Ferdinand! Dir sey das Ach und Weh nicht zugeschrieben, womit bald mein Geheul die Lüfte füllen wird! – Du bist ein guter Fürst, ein großer Monarch – hast aber das allgemeine Schicksal der Regenten, von Schmeichlern umgeben zu seyn“ (KW 18f.).

<sup>97</sup> Shakespeares Figur ähnlich phantasiert sie: „Das Blut! das Blut!! wie es ströht! [...] Sieh, meine Hand ist gefärbt – raucht von des theuren Gatten edlem Blut! (Wischt die Hand mit dem Tuche.) Umsonst! es klebt an mir, wie die Sünde Adams am Menschengeschlecht!“ (KW 86f.).

Ich suchte dir eine Krone zu verschaffen – Königin wolltest du heissen. Der Name *Waldstein*, war dir zu wenig. – – *Albrecht König der Böhmen* klang harmonisch in deinem Ohr. Mir – mir ist er ein Geheil der Hölle! – Dieser Wahn kostet mich alles. [...] Streue Asche auf dein Haupt, Königin! – – Isabella! dein Purpur ist in des Gemahls Blut getaucht, deine Krone Dornenkrone [...]. (KW 57f.)

In Konvergenz mit der apologetischen Gesinnung des Dramas, das auf eine Korrektur der Urteile über die Schuldhaftigkeit der historischen Wallenstein-Figur zielt, wird bei Komareck die Verantwortung für den tragischen Untergang des Generals anderen zugeschrieben. Zur Verfassung und Promulgation der kaiserlichen Acht sorgen seine Feinde am Wiener Hof, zu den Bestrebungen um den böhmischen Thron treibt ihn die Ehrsucht seiner Frau. Wallenstein rebellierte zwar, weil er diskreditiert und beleidigt wird, aber für seine Katastrophe hat er in Komarecks Version nicht sich selbst zu verantworten.

Auch bei Rebmann tritt das Thema von Wallensteins verlorener Ehre in den Vordergrund. Sein Roman fängt *in medias res* mit der Beschreibung der beendeten Schlacht von Lützen an, um sich dann analeptisch in eine skizzenhafte Rekonstruktion der wichtigsten Etappen im „Leben des *Menschen* Wallenstein“ (RW 3) zu entwickeln. Rebmanns Interesse für biographische Anekdoten aus der frühen Jugendzeit Wallensteins hängt mit dem Bedürfnis zusammen, einige Aspekte vom Charakter des Erwachsenen schon beim Kind ausfindig zu machen. So erfahren wir, dass der junge Albrecht – wie später der reife Feldherr – ein unbändiger Schelm war, aber auch ein genialer, „unruhiger Kopf“ (RW 5):

Wallenstein zeigte schon in seiner Kindheit einen ehrgeizigen, weitstrebenden Geist, der eben deswegen die damalige erbärmliche Erziehungsart nicht zu behandeln verstand, und der also auch der Art, nach welcher damals Gelehrsamkeit getrieben wurde, unmöglich Geschmack abgewinnen konnte. [...] [D]ie damals übliche klösterliche Schulzucht konnte auf einen Geist, wie der junge Wallenstein, nur ganz verkehrt wirken. Strafen erbitterten ihn nur, statt ihn zu bessern.<sup>98</sup> (RW 5)

Ein fleißiger Schüler war Wallenstein nicht, dafür aber ein begeisterter Abenteurer, der ganz früh quer durch Europa reiste und sich überall an die Gebräuche der verschiedenen Länder anpassen konnte. Aus Interesse konvertierte er zum Katholizismus<sup>99</sup> und bestimmt

---

<sup>98</sup> Nur am Rande sei hier angemerkt, wie Rebmann – ganz im Sinne von Rousseaus Kritik im *Émile* – das Erziehungssystem angreift.

<sup>99</sup> Beim Markgrafen Karl von Burgau, bei dem er als Dienstknappe tätig war, wechselte Wallenstein, „von Catholicken umgeben, angelockt durch glänzende Versprechen, vom Glauben seiner Väter zur katholischen Religion“ (RW 7).



nicht aus Liebe heiratete er eine reiche adlige Witwe.<sup>100</sup> Sein sozialer Aufstieg war so rasch und vom Glück gesegnet, seine militärische Karriere so glänzend, dass ihm nach wenigen Jahren „nichts [...] mehr zu erreichen übrig [blieb], als der Königsthron“ (RW 17). Und gerade an der Spitze seiner Macht kommt die „durch Pfaffencabale bewürkte Absetzung“ (RW 18) von 1630. „In stillem Bewußtseyn seiner Größe, gewiß, man werde ihn bald wieder rufen müssen“ widerfährt ihm eine „gänzliche Umschaffung“ (RW 18): Plötzlich versteht er, dass er sein Leben dem Ehrgeiz geopfert hat, bloß um vergängliche Kriegsglorie zu erlangen.<sup>101</sup> Nicht zuletzt dank der Liebe für Therese von Holk, eine erfundene Figur, beschließt er, sich von nun an der „erhabenen Arbeit am Wohl des Menschengeschlechts“ (RW 22) zu widmen und sich für das Ende des Krieges und den Abschluss eines billigen Friedens zu engagieren.

Der biographische Umriss endet mit der Wiedererinssetzung Wallensteins als General. Endlich kann der Held sein „edles Ziel“ (RW 39) verfolgen, doch seine Übermacht und die Unterhandlungen mit den protestantischen Fürsten erregen Verdacht bei seinen Feinden am Wiener Hof. Es werden Spione ins Lager gesendet, um die Handlungen des Generals zu beobachten, und der Kaiser stellt ihm dringende militärische Forderungen, um seine Treue auf die Probe zu stellen. Da aber Wallenstein laut den Bedingungen seiner Wiederberufung in den Dienst „allein Befehlshaber seyn sollte“ (RW 35), weigert er sich, diesen Ansprüchen nachzukommen. Seine Offiziere, die über die Intrigen informiert sind, mit welchen man den Friedländer stürzen will, unterzeichnen eine Treueerklärung, um ihn ihrer Unterstützung zu versichern. Der Opportunist Piccolomini lässt jedoch die Nachricht des geheimen Beschlusses als Beweis für Meuterei nach Wien senden. Kurz danach beschließt der Wallenstein feindlich gesinnte Regierungsbeirat, dass die Verschwörer verhaftet oder getötet werden sollen und dass Gallas die Führung der kaiserlichen Truppen übernehmen wird. Als Wallenstein durch Terzky vom kaiserlichen Patent erfährt, ist er fassungslos:

Ich! ein Verräther mit diesem Herzen! Ich! [...] Mich erklärt der Schwächling für ehrlos, dessen Reiche zehnmal in meiner Hand standen. Ich erhielt sie ihm. – Sieh Illo! So lohnen Fürsten! Acht und zwanzig Jahre und diese Narben! Hier liegt der Lohn. (auf das Patent zeigend) [...] Ferdinand, ich danke dir, du hast mich frei gemacht. Zerrissen liegt deine Forderung an mich, und mit blutiger Schrift will ich dir die meinige schreiben. O dieses Todesurtheil ist unschätzbar. [...] Ferdinand, du hast mir keine Wahl gelassen zwischen Ehrlosigkeit und deiner Krone. Bebe dann, bleicher kaiserlicher Sünder! Bebe! ich greife

---

<sup>100</sup> „Die grauen Haare der Dame schreckten den Jüngling nicht ab, der nur Geld suchte, um seine größern Pläne ausführen zu können“ (RW 10).

<sup>101</sup> „Ohne zu wissen, für wen er kämpfte, strebte er bisher blos dahin, zu siegen“ (RW 19).

nach der letztern. Hier (auf das Patent zeigend) liegt deine letzte Kaiserthat. Sie vollendet. Bebe! Ich komme zum blutigen Gericht. (RW 116f.)

Der Bund zum Kaiser ist durch die undankbare Entwürdigung aufgelöst, fürchterliche Rache steht nun auf dem Plan. Der tapfere und gütige General, der die sinnlose Gewalt des Krieges verachtete und für Frieden und Freiheit in seinem Lande kämpfte, wird nun zum rachedurstigen Bösewicht, die Beleidigung der Absetzung macht den Stolzen zum Unvernünftigen, zum potentiellen Verbrecher. Die Ideale, die er einst verfocht, scheinen ihm jetzt bloße „Trugbilder“, die Friedenshoffnungen „kindliche[] Geburten meiner Einbildungskraft“: „Sie sind weggeschwunden jene schönen Träume, aus meinem Gehirn, und haben mir nichts zurückgelassen, als etwas Kopfschmerzen“ (RW 118). Die Infamie muss durch neue Ehre ausgeglichen werden. Wallenstein muss König werden, um sich an Ferdinand zu rächen: „Meine Ehre steht auf dem Spiel, nur mit einer Krone kann ich sie einlösen, und bei Gott! ich will sie einlösen. Ich bin gebrandmarkt vor ganz Europa, und nur der Thron adelt Verbrechen zu Grosthaten und Schandmahle zu Lorbeern. [...] Meine Losung heist von nun an Tod und Rache“ (RW 123f.). Diese wütende Kraft lässt aber nach, als der degradierte General langsam einsieht, dass der Fall aus der Gnade des Kaisers einen katastrophalen Schicksalswechsel bedeutet:

So stand ietzt Wallenstein, vor wenig Tagen noch angebetet von seinem Heer, gefürchtet von seinem Monarchen fast mehr, als von den Feinden, Herr über Leben und Tod jedes Einzelnen unter seinen Kriegern, allgemein anerkannt, als die hauptsächlichliche Stütze der katholischen Religion und des Hauses Oesterreich, Belagerer seines Kaisers, den er in der Hauptstadt gefangen hielt, nun da als ein armer Verbannter, verlassen von dem einen, verabscheut vom anderen Theil der Armee, in die Hände jedes Menschen gegeben, der den Blutlohn an ihm verdienen wollte, selbst im Grunde ein Gefangener, begleitet von einer zweideutigen Schaar, die vielleicht blos deshalb ihm noch anhieng, weil ihr der Schlag noch nicht allgemein bekannt war, der ihren Führer getroffen hatte. (128f.)

Die Soldaten in Prag, „von Mönchen [...] gedreht“ (RW 132), erklären sich gegen Wallenstein, während Piccolomini mit einer Armee nach Pilsen zieht, um ihn zu überfallen und endgültig zu stürzen. Dem verratenen Verräter bleibt nur die Flucht nach Eger übrig, seinem Tod entgegen.

Aus der Lektüre dieser Texte wird die Anwendung rhetorischer Strategien ersichtlich, die in der Literatur des späten 18. Jahrhunderts für die Beschreibung (und moralische Entlastung) eines grundsätzlich unschuldigen, von Ehrverlust zum Verbrechen geführten Individuums typisch waren. Die mehrfache Beleidigung des Stolzes, die darauf

folgende Verachtung und Herabwürdigung vor der Öffentlichkeit und der plötzliche Entzug von Anerkennung treiben das Individuum zur Rache und zum Verbrechen (in Wallensteins Fall zum Verrat). In allen drei Versionen wird die Vorgeschichte des Verrats – wenn auch auf unterschiedliche Weise – umrissen, um die Aufmerksamkeit des Lesers bzw. des Zuschauers auf die Genese der Rebellion Wallensteins zu lenken. Halem und Komareck rekonstruieren die Neid erweckenden Kriegserfolge und das Übermächtigwerden des Feldherrn durch die Dialoge der Figuren, Rebmann dagegen durch die narrativen Segmente seines hybriden Drama-Romans. Rebmann und Halem favorisieren durch die Dehnung der betrachteten Zeitspanne eine breitere Perspektive der Entwicklung von Wallensteins allmählichem Fall, Komareck dagegen konzentriert sich vorwiegend auf den Untergang des Helden und weist retrospektiv auf dessen Ursachen hin. Bei Halem wird der geschmähte General zum Vertreter des *bien commun* und in seiner begeisterten Verfolgung von Friedens- und Freiheitsidealen setzt er sich dem bösen, oder einfach nur schwachen, Kaiser gegenüber. Bei Rebmann verwirft er alle Ideale und sucht blinde Rache, um das erlittene Unrecht zu vergelten. Bei Komareck kommt er vor und nach der Absetzung als Unschuldiger davon, er hat den Kaiser nicht verraten und nach der Beleidigung sucht er Rache und neues Prestige, nur weil seine Frau ihn dazu anregt. Auch Ferdinand ist laut Komareck kein Verräter, und die Verantwortung für Wallensteins Sturz wird den eifersüchtigen Hofleuten allein zugeschrieben.

In allen drei Versionen verwischt die Grenze zwischen Loyalität und Verrat, man kann nicht genau feststellen, auf welcher Seite Treue, auf welcher Treubruch zu finden ist.<sup>102</sup> Die Frage lautet: Wer hat wen verraten? Wallenstein, der nach Rückgewinnung des Gleichgewichtes in den Kriegsdynamiken einen gerechten Frieden mit den Protestanten schließen möchte, oder Ferdinand, der seinen treuen General wegen falscher Gerüchte entlassen hat? Oder doch Wallenstein, der, beleidigt durch die zweite Entlassung und von seinen Männern verlassen, Ferdinand stürzen und König von Böhmen werden will? Die apologetische Struktur der Texte lässt den Friedländer in allen drei Fällen als Opfer erscheinen: Ein Verräter ist er ursprünglich nicht und wenn er ein solcher wird, tut er das nur, um die Verletzung seiner Würde und seines Selbstwertgefühls zu kompensieren. Dabei scheint er ein Ideal der Gerechtigkeit zu verfolgen, das ihm irgendwie eine moralische Größe verleiht und ihn zum lehrreichen Charakter erhebt.

---

<sup>102</sup> Am deutlichsten kommt diese Ambiguität bei Halem zum Vorschein, als der Graf von Harrach, Wallensteins Schwiegervater, den General für seine Rachepläne rügt: „Wie können Sie Treue erwarten, wenn die Treue Verrath ist?“ (HW 104f.).

Dem seelenkundlichen Diskurs entsprechend werden Wallensteins Handlungen psychologisch motiviert als Folgen des Zusammenstoßes mit widrigen Verhältnissen. Die Autoren verzichten auf eine vereinfachte Darstellung des Helden als Tyrann und Verräter und versuchen stattdessen die Psychogenese seines Charakters zu betonen. Vor allem bei Rebmann kommt dieses Verfahren auch kompositorisch zum Ausdruck: Wie Schiller in der *Verbrecher*-Erzählung schildert er die prägenden Kindheits- und Jugenderfahrungen des Protagonisten in einer einleitenden biographischen Skizze. Im Namen des psychologischen Realismus lässt er außerdem die Figuren selbst zu Wort kommen (RW 27), so dass diese im Übergang von Romanfiguren zu Dramagestalten ihren Leidenschaften und Empfindungen unmittelbar Stimme geben können. Das geschieht zum Teil auch in Schillers *Verbrecher* mit dem Wechsel von der allwissenden Erzählinstanz zur dokumentarischen Ich-Erzählung von Christian Wolf („man höre ihn selbst, wie er nachher gegen seinen geistlichen Beistand und vor Gerichte bekannt hat“, NA XVI, 12) und mit der längeren Dialogsequenz am Ende (NA XVI, 27ff.).<sup>103</sup> Die erzählten Geschichten gewinnen dabei an Glaubwürdigkeit, die Figuren sind nicht vollkommen rund und einfach zu beurteilen, sondern komplexer und menschlicher. Durch die psychologische Kompetenz des Dichters, welcher imstande ist, Verständnis, Identifikation und Mitleid zu erwecken, wird die Menschenkenntnis des Lesers erhöht, sein Blick auf die anderen geschärft und seine Fähigkeit zur moralischen Beurteilung verfeinert. Weder Christian Wolf noch Wallenstein können am Ende für ihre Taten verurteilt werden. Die Aufdeckung der Wunden ihrer Seele hat sie in ein neues Licht gerückt, durch die Introspektion und die Suche nach den Triebfedern ihrer Handlungen haben die Dichter ihre Geschichten problematisiert und sie vor den Augen der Leser rehabilitiert.

---

<sup>103</sup> Die Dramatisierung des Erzählens mag sowohl bei Schiller als auch bei Rebmann ein Zeichen der Rezeption von Friedrich von Blanckenburgs *Versuch über den Roman* (1774) sein, in welchem der bloße epische Bericht als oberflächlich bezeichnet und die Idee einer Gattungsmischung als Mittel zur Erregung der Leseranteilmahme propagiert wird. Laut Blanckenburg sollen die Handlungen der Figuren dramatisch vorgeführt und die Leser in Zuschauer verwandelt werden, so dass die erzählten Geschichten realitätsnäher wirken und ein tieferer Einblick in die Psyche der Charaktere ermöglicht wird. Vgl. Friedrich von Blanckenburg, *Versuch über den Roman*, hg. v. Eberhard Lämmert, Metzler, Stuttgart 1965, S. 493-528.

#### 4.4. Wallenstein als christologische Figur. Rehabilitierung und Hypostatisierung des politischen Helden

Die Umwertung des überlieferten Bildes von Wallenstein als Verräter und Despot erfolgt in den Dichtungen von Halem, Komareck und Rebmann nicht nur durch die Beschreibung der verlorenen Ehre als Hauptmotiv für seine Rebellion gegen den Kaiser, sondern auch durch die Inszenierung des Generals als Opfer, als Verfolgter, als Märtyrer. An mehreren Stellen wird die Figur sogar christologisch aufgeladen, und zwar durch eine Symbolik und eine Wortverwendung, die sich ausdrücklich an Mustern der Evangelien orientieren. Wallenstein teilt mit Jesus ein mit Autorität versehenes Charisma, das besonders auf seine Offiziere und Soldaten – seine ‚Jünger‘ – ausstrahlt. Seine Umgebung spaltet sich in unerbittliche Gegner und verehrende Anhänger, in Skeptiker und Sympathisanten; sein Name ruft bei den einen Hass, bei den anderen Bewunderung hervor. Am durchsichtigsten aber lassen sich die Christus-Ähnlichkeiten in der Darstellung von Wallensteins Tod erkennen: Die Analogien und Parallelen mit den Passionsberichten sind an manchen Textstellen so zahlreich, dass man quasi von einer Kontrafaktur, von einer weltlichen Umdichtung des religiösen Modells sprechen darf. Der „Rhetorik der Oxymora“ folgend, die die Passionsliteratur kennzeichnet,<sup>104</sup> wird der gewaltsame Tod des Friedländers mit der *humiliatio* des Sohnes Gottes bis hin zum Kreuzestod gleichgestellt: Wie der Herr gelitten und sich erniedrigt hat, um die Menschheit zu retten, so setzt sich Wallenstein für große Ideale ein und opfert sich körperlich zum Wohl seines Volkes. Durch die Demütigung des einst Mächtigen wird die Empathie des Lesers bzw. des Zuschauers mit den Leiden des Verfolgten geweckt. Durch die Darstellung als zu Unrecht ermordetes Opfer erfährt die Figur Wallensteins eine sakrale Überhöhung, die ihn verherrlicht und sein historisches Ansehen rehabilitiert.

Diese Darstellungsstrategie verrät aber nicht nur eine apologetische Intention. Indem die drei Autoren einen politischen Charakter aus der Realgeschichte mit christologischen Zügen versehen, nobilitieren sie zugleich die Funktion der Politik selbst. Wallenstein wird zum Erlöser, wenn auch zu einem gebrochenen, er wird zur Hypostase höchster politischer Ideale. In einem Kontext von Intrigantentum und Korruption versucht

---

<sup>104</sup> Vgl. Burghart Wachinger, *Die Passion Christi und die Literatur. Beobachtungen an den Rändern der Passionsliteratur*, in Walter Hang u. Burghart Wachinger (Hg.), *Die Passion Christi in Literatur und Kunst des Spätmittelalters*, Max Niemeyer, Tübingen 1993, S. 1-20, hier S. 12.

er wie Christus, eine unglaublich mutige Mission zu erfüllen: die Erlösung der Menschheit durch Freiheit und Frieden.<sup>105</sup>

Die Porträtierung des Helden als Jesus-Figur kann darüber hinaus als (zumindest sprachliches) Residuum vom pietistischen Kult der Passion gelesen werden. Der Rekurs auf eine eminent christologische Bildlichkeit bei Halem, Komareck und Rebmann erweckt Reminiszenzen an pietistische Lieder und Schriften, ohne jedoch irgendeine kultisch-religiöse Ausprägung aufzuweisen. Wallensteins Weg zum Tode, seine Leiden, zum Teil auch seine Wunden und seine Leiche werden mit einem solchen Pathos beschrieben, dass sie in gewisser Weise an die Bluttheologie von Nikolaus Ludwig von Zinzendorf erinnern oder an seine Lehre der Schönheit des toten Körpers. In den Wallenstein-Texten allerdings wird der Blick nicht so vehement auf die Anatomie des Sterbenden gerichtet, sondern auf den Akt seiner politischer Selbstaufopferung: In der säkularisierten Schilderung des hingerichteten Erlösers Wallenstein ist keine spirituelle Tiefe zu erkennen, sondern ein poetisches Verfahren, das dem Helden eine gewisse ästhetische Komplexität verleiht und ihn zugleich den Herzen des Lesepublikums näher rückt.

Es ist interessant zu bemerken, dass die historische Figur von Jesus, mit der Wallenstein zu hagiographisch-apologetischen Zwecken verglichen wird, bei den drei Autoren positiv besetzt ist, trotz ihrer verschiedenen Haltungen gegenüber Religion und Religiosität. Komareck stammt mit aller Wahrscheinlichkeit aus einer katholischen Familie, wie sein Name – Johann Nepomuk, der Name eines sehr verehrten böhmischen Heiligen – es suggeriert. Weiteres zu seiner Glaubenspraxis ist allerdings nicht zu ermitteln. Halem und Rebmann gehören dagegen – selbst wenn mit unterschiedlicher Überzeugung – der evangelischen Konfession an. Der erste bleibt sein ganzes Leben lang ein eifriger Protestant. Er arbeitet für das lutherische Konsistorium in Oldenburg und verfasst gegen Ende seines Lebens Gedichte religiösen Inhalts. Für ihn ist Religion – gemäß der rousseauschen Auffassung einer *religion civile* – vor allem ein Mittel zur moralischen Bildung und Festigkeit des Bürgers.<sup>106</sup> Auch Rebmann, wie Halem, wird evangelisch erzogen, doch als radikaler Aufklärer widersetzt er sich schon in der Jugendzeit der Religion und vor allem dem Obskurantismus der Kirche. In der frühen Schrift *Hochgesang geweiht der Harmonie* (1791) präsentiert er sich schon als nicht-christlicher Anhänger der aufklärerischen Vernunft und noch ausführlicher ist seine

---

<sup>105</sup> Mehr hierzu im Kapitel 4.5.

<sup>106</sup> Das lässt sich deutlich im undatierten Gedicht *Gott* nachvollziehen, das sich in Halem's Nachlass an der Oldenburgischen Landesbibliothek findet (Cim. I, 88°, Bd. 2, Bl. 331), sowie im *Freimaurerlied* (Cim. I, 88°, S. 69-71). Diese Informationen verdanke ich Dr. Christina Randig.

scharfe Gegnerschaft zur christlichen Orthodoxie in den Beiträgen für *Das neue graue Ungeheuer* dokumentiert.<sup>107</sup>

Im Folgenden soll auf die figuralen und sprachlichen Anklänge an die Bibel eingegangen werden, welche in den drei Wallenstein-Dichtungen vorkommen und von einer christologischen Charakterisierung des Protagonisten zeugen. Dabei wird auffallen, dass solche Indizien mit ungleicher Intensität bei den drei Schriftstellern erscheinen: Bei Halem wird die Christus-Analogie nur flüchtig angedeutet, während sie bei Komareck und Rebmann stärker in den Vordergrund der Dramaturgie drängt, zum Teil mit deutlichen Zitaten und bildlichen Anspielungen.

#### 4.4.1. Christologische Motive in den Wallenstein-Dichtungen

In Halem's Schauspiel wird im Flüsterton auf eine Parallele zwischen der *immolatio Christi* und der Selbstaufopferung Wallensteins hingewiesen. Als der Kaiser ihn im Moment der Not wieder einsetzt, verlässt der Feldherr sein Vaterland nicht, sondern erklärt sich bereit, sein eigenes Leben für das Wohl des Reichs hinzugeben:

Ich muß der Ruhe, die mir winkte, entsagen und alle meine Kraft, all meinen übrigen Credit aufbieten, um herzustellen, was ich nicht verdorben habe, möglich zu machen, was unmöglich scheint, zu erliegen vielleicht der Unternehmung, oder, gelingt's, dem Neide. Aber – es ist ein großes Wort was ich da ausspreche – ich will es thun, ich will mich darbringen zum Opfer. (HW 30f.)

Wie Jesus entsagt Wallenstein der Bequemlichkeit seines ruhigen Privatlebens für ein größeres Projekt. Mit seinen außerordentlichen militärischen Fähigkeiten soll er Wunder bewirken für die Sache des Kaisers, er soll das scheinbar Unmögliche möglich zu machen. Sich des Großmuts seiner Entscheidung bewusst, stellt er sich als selbstloses Opfer dar, auch wenn er von Machtvorstellungen und dem Wunsch nach Glorie eher als von Vaterlandsliebe angetrieben zu sein scheint.

Die religiöse Dimension von Wallensteins Sakrifizium wird an einer weiteren Stelle des Dramas evoziert, und zwar als der Titelheld während seiner Flucht nach Eger das Prämonstratenserklöster zu Teplá besucht und ein kleines Gespräch mit dem dortigen Prior führt. Voll Todesahnung fragt der Feldherr den Geistlichen, ob sein Leichnam eine

---

<sup>107</sup> Vgl. Rainer Kawa, *Georg Friedrich Rebmann (1768-1824)*, a.a.O., S. 269ff. Wie mir Dr. Kawa selbst bestätigen konnte, verraten die übrigen Schriften und Briefe von Rebmann kaum etwas über seine religiöse Überzeugung.

Ruhestätte im Kloster finden könne, und dieser antwortet wohlwollend: „Du sollst leben Wallenstein! Doch, schlägt deine Stunde, dann soll dein Gebein uns heilig seyn, wie Gebeine eines Märtyrers. [...] Mein Sohn! du hast gekämpft, wie wenige kämpfen. Er, der das Innere forschet, er gebe dir Ruhe, wie du uns Ruhe gabst“ (HW 112). Wallenstein wird wie ein säkularer Heiliger behandelt, er wird sogar ein „Märtyrer“ genannt. Doch nicht so sehr als Opfer zur Verteidigung des katholischen Glaubens wird er dargestellt, sondern als Freiheitskämpfer, der sich mit Hingabe und Tapferkeit für den Frieden in seinem Lande engagiert hat. Er verdient „die Thräne des Dankes und des innigsten Mitleids“ (HW 112), weil er – wie Christus – für seine gerechten Ideale verfolgt (und später getötet) wird.

In der Endszene des Stückes verbildlicht sich die Jesus-Ähnlichkeit des Protagonisten durch ein subtiles Innuendo auf die Pietà-Symbolik: Wie die trauernde Maria, welche in der seit dem Mittelalter bekannten Bildformel den toten Sohn im Schoß hält, sinkt Wallensteins Frau Therese, in weißem Nachtgewand gekleidet, auf den Leichnam ihres Geliebten. Sie erblickt den Mann „in seinem Blute“ (HW 127) und ruft verzweifelt seinen Namen. Bald aber beruhigt sie sich: „Gott! welche Ruh’ in dem Antlitz – mehr Ruhe, als die Welt giebt. – Dort, dort ging sie auf – und mild ist ihr Strahl – und nie geht sie unter“ (HW 127). Im Tod hat Wallenstein den ewigen Frieden und die Heiterkeit gefunden, für die er im Laufe seines Lebens stets kämpfen musste.

Eine explizitere Anwendung christologischer Motive erfolgt in Komarecks Drama, in dem verschiedene Elemente der Passionsgeschichte zitiert oder umgeschrieben werden. Die Leiden des Herrn werden somit auf das Bild des sterbenden Generals übertragen.<sup>108</sup> Die Schwurszene zum Beispiel, in der Wallenstein die Treue und Unterstützung seiner Offiziere fordert, evoziert sowohl in der feierlichen Diktion des Protagonisten als auch in der Bühnenanweisung das letzte Abendmahl:

Laßt uns also eine Kette knüpfen, die kein Schicksal zerreißen darf! (Giebt Buttlern die Rechte, Terzka’n die Linke, und die Umstehenden fassen einander an der Hand, so daß sie von Waldstein an, welcher in der Mitte steht, einen halben Mond bilden, und also durch dieses Bündniß an einander gekettet sind. Mit empor gehobenen Augen.) Erhalter der Menschen, und allerschaffner Dinge! Du erhieltest mich so lange, bist mein Vater, sieh herab! Segne uns, segne jedes einzelne Glied dieses festlichen Bundes – und dein heiliger Donner zermalme den, der Falschheit im Herzen hegt! (KW 29)

---

<sup>108</sup> Diesbezüglich vgl. Maria Wolf, *Wallenstein als Dramenheld*, a.a.O., S. 184f.; Peter Höyng, *Die Sterne, die Zensur und das Vaterland*, a.a.O., S. 191ff.



Die Versammlung der Offiziere erinnert bildlich an diejenige der Apostel im Coenaculum, so wie sie aus der künstlerischen Tradition bekannt ist. Es wird suggeriert, dass die Gefahr des Verrats nicht von außen kommt, sondern von innen: Gordon, der die Verschwörung gegen Wallenstein plant und bis zum Ende mit Heuchelei und Verstellung handelt, trägt ein „Judasgesicht“ (KW 26), wie in einer szenischen Anweisung zu lesen ist. Im Gegenteil zu Christus aber weiß der Generalissimus nicht, wer ihn unter seinen Jüngern verraten wird. Von ihnen erwartet er sich Schutz und Nähe: „Die Stunden sind heilig“, sagt er, „die man der Freundschaft weihet. – Verschlafet sie nicht! – Seyd wachsam! Rüstet euch!“ (KW 29f.). Wie die Apostel im Olivengarten Getsemani<sup>109</sup> sind aber Wallensteins Freunde nicht auf den internen Angriff vorbereitet, sie schlafen – zumindest metaphorisch – ein und können seine Ermordung nicht verhindern.

In der Todesszene wird die Jesus-Analogie noch deutlicher. Komareck legt dem Friedländer Worte in den Mund, welche den berühmten letzten Sätzen ähneln, die Christus laut den Evangelien während der Kreuzigung ausgesprochen haben soll.<sup>110</sup> „Vollbracht ist meine Heldenbahn“ (KW 92), sagt Wallenstein vor seinen Mördern, eine Anspielung auf die Worte „Es ist vollbracht“ (Joh 19, 30), die der Nazarener vor dem Verscheiden ausspricht. „Ich vergebe Euch!“, kündigt dann Wallenstein seinen Feinden „[m]it Größe“ an (KW 92) und erinnert somit an den Satz Christi: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun“ (Lk 23, 34). Die Worte „Gemahlinn! Kind! – – Gott beschütze Euch!“ (KW 92) deuten auf die neutestamentliche Szene hin, in der Jesus seiner Mutter den Apostel Johannes an seiner statt als Sohn vorstellt, damit sich die beiden um die gegenseitige Versorgung kümmern („Frau, siehe, dein Sohn!“ und „Siehe, deine Mutter!“, Joh 19, 26-27). Der General Buttler, der Gordon bei der Verschwörung zurückhaltend und voller Zweifel geholfen hat, kann dem guten Schächer gleichgestellt werden, der am Kreuz Reue zeigt und dafür von Jesus gerettet wird (Lk 23, 40-43): Buttler erkennt zum Schluss, dass Wallensteins Ermordung ein Fehler war, und freut sich über die Vergebung: „Er vergab mir, – er vergab uns allen!“ (KW 93). Gordon dagegen, der endlich seine „Rache befriediget“ (KW 93) hat, ist mit dem bösen Schächer der Evangelien zu vergleichen, der Christus schmäht und ihn als Messias nicht anerkennen will (Lk 23, 39).

Die Krönung der christologischen Konfiguration von Wallenstein in Komarecks Schauspiel wird mit dem pathosvollen Tod des Helden erreicht: Er erhebt den Blick

---

<sup>109</sup> Mt 26, 36-46; Mk 14, 32-52; Lk 22, 39-46.

<sup>110</sup> Hierzu vgl. Johann Jacob Rambach, *Betrachtungen über die Sieben Letzten Worte des gecreuzigten Jesu*, in Verlegung des Waysenhauses, Halle an der Saale 1726.

empor, ruft wie sein heiliger Vorgänger „Vater! in deine Hände befehl ich meinen Geist!“<sup>111</sup> „[r]eißt seine Brust auf“ und schließlich „[s]eufzt und stirbt“ (KW 92f.). Eine göttliche Aura strahlt aus dem gemarterten Leib Wallensteins, aber die religiös inspirierte Darstellung seines Todes erfüllt eine rein säkulare Funktion, und zwar die Erhebung und Idealisierung von Wallenstein als Nationalheld. Fern vom gewöhnlichen Tyrannen- und Verräter-Bild wird der rechtschaffene Friedländer bei Komareck, wie früher auch bei Halem, zum „traurige[n] Opfer“ (KW 91) für die Heimat: „Armes Vaterland!“, lautet sein Ausruf, „Bedrängtes Volk! Für dich, für dich opfre ich mich auf“ (KW 91f.).

Auch bei Rebmann lässt sich eine Aneignung narrativer Elemente aus der Passionsgeschichte erkennen, das Herannahen des Todes von Wallenstein erfolgt stationenweise wie in einer verweltlichten *via crucis*. Die Angst vor einem möglichen Komplott gegen Wallenstein verbalisiert zum ersten Mal Terzky in einem Gespräch mit dem General: „Ueberall treffen meine Augen auf einen Ischariothsblick, überall überrasch’ ich [...] Minen die mir gerade so aussehen, als hätte ihr Innhaber Lust, dich an den ersten besten zu verkaufen, der ein gutes Gebot legt“ (RW 170f.). Laut dem Offizier sei Wallenstein von Judas-Figuren umgeben, eine verräterische Handlung gegen ihn sei imminenz. Der General, der sich der Treue seiner Anhänger sicher glaubt, verkennt die Sorgen Terzkys, doch er weiß, dass die Gefahr konkret ist. Wenige Seiten davor verabschiedet er sich von seiner Familie, als wäre die Trennung endgültig: Seinem Cousin Maximilian vertraut er die geliebte Therese an (RW 124), genauso wie Jesus vor seinem Tod Maria unter den Schutz seines Lieblingsjüngers Johannes stellte.

Wie Christus von den Tempelpriestern und Schriftlehrern des Sanhedrins verfolgt wurde, so wird die Ermordung Wallensteins in Rebmans Version von den Führungsgruppen am Wiener Hof und besonders von den Jesuiten<sup>112</sup> geplant. Der „grausame[] Priester“ (RW 183) Ignatius verspricht Walter Devereux, einem zum Tode Verurteilten, die Freiheit, wenn er den infamen Mord durchführen würde (RW 180-187). Das Leben von Wallenstein wird in gewisser Weise mit dem Leben Devereux’ eingetauscht: Wie in der Barabbas-Episode der Evangelien<sup>113</sup> wird der Gefangene freigelassen und der Unschuldige hingerichtet. Nach dem Tod des Generals, der beim Sterben „die Hände zum Himmel auf[hebt]“ (RW 212), wird seine Leiche in einen zu

---

<sup>111</sup> Lk 23, 46.

<sup>112</sup> Zur Rolle der Jesuiten bei der Ermordung Wallensteins siehe Kapitel 4.6.

<sup>113</sup> Mt 27, 15-26; Mk 15, 6-15; Lk 23, 18-25; Joh 18, 39-40.

kleinen Sarg gelegt, so dass man ihm die Beine brechen muss (RW 214). Dieses Detail ist wiederum eine Anspielung auf die Passionsgeschichte: Vor der Kreuzabnahme hätte man Jesu die Beinnochen zerschlagen sollen, wie es üblich war (*crurifragium*), aber, da der Gekreuzigte bereits tot angetroffen wurde, wurde er nur mit einer Lanze ins Herz gestochen.<sup>114</sup>

Auch Rebmann konnotiert Wallensteins Ende als Opfertod. In einem Gespräch mit Terzky, das Wallenstein als eine „schreckliche Prophezeihung“ (RW 55) bezeichnet, erinnert der langjährige Freund daran, dass Wallenstein zur Entsagung bestimmt sei: „Es giebt Menschen, geschaffen, um selbst glücklich zu seyn, und Menschen, geschaffen, um andere glücklich zu machen, aber selbst die Wonnen zu entbehren, die sie tausenden bereiten. Unter diese, Wallenstein, gehörst du“ (RW 54). Der Generalissimus muss auf sein „stilles häusliches Glück“ (RW 55) verzichten, um seinem Volk Freiheit, Frieden und Glück zu schenken. Entbehrung, Preisgabe und Opferbereitschaft sind in sein Schicksal eingeschrieben.

#### **4.4.2. Zur Funktion biblischer Anklänge in der Säkularliteratur**

Die Darstellung von Wallensteins Mord befolgt in den drei Texten eine präzise Liturgie des Leidens und des Sterbens nach neutestamentlicher Art. Die Dichtungen weisen zahlreiche Anspielungen auf Stellen der Evangelien auf und knüpfen insbesondere an Wendungen aus den Passionsberichten an. Diese intertextuellen Bezüge, die vielen Details, die bei den drei Schriftstellern mehr oder weniger filigran in Erscheinung treten, konnten mit Sicherheit Ende des 18. Jahrhunderts ohne Anstrengung identifiziert werden und beim Lesepublikum eine Reihe von Assoziationen auslösen. Damals war nämlich die Integration christlicher Elemente in weltliche Texte eine geläufige Praxis, nicht zuletzt wegen des nachhaltigen Einflusses pietistischer Literatur auf weltliche Werke.

Die Übernahme christlicher Semantiken in die weltliche Literatur dient an erster Stelle zur Verstärkung und Erhöhung des dichterischen Wortes. Mit dem Rekurs auf die überlieferte Tradition setzen die Schriftsteller bildliche und sprachliche Instrumente ein, die ihren Werken eine größere Wirkungskraft und Bedeutungstiefe verleihen.<sup>115</sup> Neben der ästhetischen Potenzierung der Texte erfüllt die Verwendung biblischer Figuren, Ausdrücke oder Situationen eine zweite Funktion, und zwar die Darstellung menschlicher

---

<sup>114</sup> Joh 19, 31-34.

<sup>115</sup> Vgl. Albrecht Schöne, *Säkularisation als sprachbildende Kraft. Studien zur Dichtung deutscher Pfarrersöhne*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1958.

Erfahrungen, die in der Heiligen Schrift ihre archetypische Präfiguration finden und so beim Leser gewisse Vorstellungsmuster hervorrufen können. Um sich religiöse Sprachelemente zu eigen zu machen, muss also ein Säkulartext in der Regel „weltliche[] Uerlebnisse[]“ thematisieren, „die der Struktur nach wie an Intensität der Gefühlsspannung und menschlichen Erschütterung dem religiösen Erlebnis verwandt sind und die somit gleichsam als weltlicher Ersatz dafür eintreten [...] können“.<sup>116</sup> Auf die Passion des Herren wird in diesem Sinne Bezug genommen als die Quintessenz des Leidens und die „Urform eines [...] Sterbens um jenseitigen Wertes willen“.<sup>117</sup> Häufig wird die Leidensgeschichte Jesu als literarisches Modell kontrafaktisch verwendet, um absolute, doch vollkommen irdische Werte vorzustellen und hervorzuheben, für welche die eucharistische Selbstaufopferung von einer der Figuren im Säkulartext verständlich und sogar bewundernswert wurde. Das gilt ohne Zweifel für Wallensteins Friedens- und Freiheitsideale. In den Dichtungen von Halem, Komareck und Rebmann leidet und stirbt der Protagonist um diesseitiger Werte willen, die ebenso ernst genommen werden sollen wie die im Evangelium beschriebene Erlösung der Menschen durch den Sohn Gottes.

Die christologische Darstellung des sterbenden Wallenstein dient darüber hinaus zur „Korrektur historischer Überlieferung, zur Rehabilitierung eines angeblichen Verräters“.<sup>118</sup> Durch die Parallelen zur Figur des Verfolgten und zu Unrecht Hingerichteten *par excellence* wird Wallenstein jeder Bezeichnung entzogen und als unschuldig Opfer verklärt. Das vorher herrschende Feindbild des Generals wird durch das Bild eines gerechten Mannes, ja, eines (politischen) Erlösers ersetzt, der an der Bosheit der Welt zu Grunde gehen muss. Die religiöse Überhöhung des Helden durch die Anwendung hagiographischer Muster ist einerseits als Hypostatisierung des politischen Helden, andererseits als Kompensations- und Rehabilitierungsversuch zu interpretieren. Die Darstellung des Generals als zartes Opferlamm, als säkularer Märtyrer, als christologische Figur zielt nach der Umwandlung seiner historischen Gestalt ins Positive, wenn nicht geradezu ins Vorbildliche.

---

<sup>116</sup> August Langen, *Die Nachwirkung der pietistischen Sprache im 18. Jahrhundert*, in *Der Wortschatz des deutschen Pietismus*, Max Niemeyer, Tübingen 1954, S. 432-438, hier S. 434.

<sup>117</sup> Herbert Schöffler, *Die Leiden des jungen Werther. Ihr geistesgeschichtlicher Hintergrund*, Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main 1938, S. 27.

<sup>118</sup> Maria Wolf, *Wallenstein als Dramenheld*, a.a.O., S. 184.

#### 4.5. Ein Aufklärer *ante litteram*? Wallenstein als Friedensstifter, Freiheitskämpfer und Verfechter des Gemeinwohls

Die apologetische Gesinnung der Wallenstein-Dichtungen vor Schiller erschöpft sich nicht in der Darstellung des Generals als Leidensgestalt und Laienmartyrer. Besonders in den Texten von Halem und Rebmann wird der Friedländer zum „Retter des Reichs“ (HW 79) stilisiert, zu einer – ganz und gar säkularen – Erlöserfigur, die für das Wohl ihres Landes kämpft und in ihrem unverdrossenen Streben nach Freiheit, Gerechtigkeit und Frieden Grundprinzipien der Aufklärung verfiht. Anachronistisch wird Wallenstein im Kontext der religiösen Konflikte als ein Vertreter der Toleranz porträtiert, indem er den gegenseitigen Respekt zwischen antagonistischen Parteien als Grundsäule für die Erbauung des Friedens und des allgemeinen Völkerglücks betrachtet. Als unzeitgemäßer Held der Aufklärung sieht er sich jedoch mit Obskurantismus und konservativen Weltanschauungen konfrontiert und aus dieser Konfrontation kann er nur als Verlierer hervorgehen.<sup>119</sup> Denn wäre Wallenstein im aufgeklärten Jahrhundert geboren, so hätte er vielleicht die von ihm herbeigewünschten Reformen und gesellschaftlichen Veränderungen verwirklicht sehen können. Aber, wie der Protagonist selbst in Rebmans Text bemerkt, „diese Zeit passt noch nicht für meine Hofnungen, und sie mögen mit mir zu Grabe gehn, mit mir verwesen“ (RW 110). Sein Handeln ist von einer kontinuierlichen, ungelösten Spannung zwischen Planen und (Nicht-)Vollbringen-Können, zwischen Utopie und Realisierungs(un)möglichkeit gekennzeichnet.

Allerdings liegt Wallensteins Scheitern nicht ausschließlich an äußeren Umständen: Bei Halem wie bei Rebmann wird der Stolz des Helden, sein übermutiges Ich, zum Mitauslöser seiner Tragödie. Gerade in dem Moment, als der Friedländer das Gemeinwohl seiner Mitmenschen vergisst und nur aus Wunsch nach Glorie agiert, implodieren seine Friedens- und Freiheitspläne (nun in Machtergreifungspläne verwandelt) und seine ganze Welt zerbricht. Die Größe der Ideale kann also nicht nur aufgrund der historischen

---

<sup>119</sup> Eine aufklärerische Interpretation der Figur Wallensteins gibt auch Murr in seinen *Beyträgen* von 1790: „Im übrigen war er unendlich viel aufgeklärter, als damals bey Adelichen gewöhnlich war und verlachte heimlich alles Pfaffergeschwätz“ (Christoph Gottlieb von Murr, *Beyträge zur Geschichte des dreyssigjährigen Krieges*, a.a.O., S. 78). Laut Murr dachte Wallenstein „damals schon so aufgeklärt [...] wie jetzt man denkt“ (ebd., S. 80). Hätte er seine politischen Pläne durchsetzen können, so würde „das Mönchswesen, und andere aus den Finsternissen der mittlern Zeiten sich herschreibende Vorurtheile, Aberglauben und Volkstäuschungen wohl schon im vorigen Jahrhunderte, mit dem Religionszwange, größtentheils aufgehört haben“ (ebd., S. 110). Bei der Arbeit an seinem *Wallenstein* kann Halem Murrs Werk nicht gekannt haben, weil es vier Jahre später erschienen ist. Rebmann erwähnt die *Beyträge* nicht unter seinen Quellen.

Gegebenheiten, sondern auch aufgrund einer persönlichen Tugendschwäche nicht eingehalten werden. Die Botschaft ist klar: Der Mächtige darf sich nicht in die eigene Macht verlieben, sondern er muss für die Interessen der Gemeinschaft handeln. In diesem Sinne erweisen sich die Texte von Halem und Rebmann als Produkte ihrer Zeit: Sie sind einerseits von den gesellschaftspolitischen Überlegungen der Aufklärung durchdrungen, besonders durch die Lehren von Jean-Jacques Rousseau und Immanuel Kant, und reflektieren andererseits die politische Lage im zeitgenössischen Europa.

Im Folgenden soll gezeigt werden, wie der Wallenstein-Charakter bei Halem und Rebmann als Vorläufer politischer und moralischer Werte der Aufklärung porträtiert wird. Besondere Aufmerksamkeit soll dabei seiner Auffassung von Gemeinwohl, Frieden, Freiheit und Toleranz gewidmet werden, die sicherlich nicht dem Denken des 17. Jahrhunderts zuzuschreiben ist, sondern unzweideutig aufklärerische Positionen widerspiegelt. Anhand eines Vergleichs mit den schillerschen Figuren von Fiesko und Posa soll außerdem dargelegt werden, wie in den zwei Wallenstein-Dichtungen der *minores* eine Kritik an der Arroganz und der übergroßen Individualität des Machtmenschen geübt wird, weil diese Charakterzüge letzten Endes all seine Reformprojekte vereiteln lassen.

#### **4.5.1. Halems Wallenstein und die *volonté générale***

In Halems Drama wird Wallenstein zunächst als militärisches Genie, als tatkräftiger „Schöpfer des Heers“ (HW 85) porträtiert. Seine Größe auf dem Schlachtfeld zeigt sich vor allem in Lützen, als er die katholische Partei aus ihrer aussichtslosen Lage rettet und das Kriegsglück durch den Tod von Gustav Adolf in ein Gleichgewicht gebracht wird. Wie Kaiser Ferdinand II. beobachtet, hatte Wien vor der Wiederkehr des Friedländers „kein Heer, keinen Muth, kein Geld, und Deutschland beugte sich vor dem Gewaltigen Gothen, als wär’ er ein Halbgott. Wallenstein schuf sich ein Heer, gab ihm Geld, gab ihm Muth, und der Halbgott fiel“ (HW 63). Gerade nach der Schlacht bei Lützen allerdings lässt der militärische Stratege eine pazifistische Haltung durchblicken: „[D]ie Hand, mit der ich zum Schwerte greife, ich hätte sie lieber zum Frieden geboten“ (HW 48), verrät er einem schwedischen Offizier. Da das Kräfteverhältnis der streitenden Parteien nach dem Tod des Schwedenkönigs ausgewogen scheint, ist nach Wallenstein die Zeit reif für Friedensverhandlungen: „War ein Zeitpunkt zu einem billigen Frieden günstig, so ist’s der itzige. *Den* der Welt zu geben, das soll mein Stolz seyn!“ (HW 59). Von diesem Moment

an engagiert sich Wallenstein nicht bloß dafür, einen Waffenstillstand mit der protestantischen Partei zu vereinbaren, sondern einen dauerhaften friedlichen Zustand zu erlangen. Wie ein aufgeklärter Politiker zielt er darauf ab, „Frieden zu geben; zu herrschen über ein glückliches Volk“ (HW 94). Halem stilisiert ihn zum Friedensstifter und Vertreter politischer Eudämonie.

Damit aber der Frieden ein beständiger ist, muss er gerecht sein. In diesem Sinne antizipiert die Friedensidee von Halems Wallenstein einige Leitlinien der Kantschen Schrift *Zum ewigen Frieden* (1795). Dort wird der Philosoph den Frieden als „das Ende aller Hostilitäten“ definieren, im Unterschied zum Waffenstillstand, der einen bloßen „Aufschub der Feindseligkeiten“<sup>120</sup> bedeutet. Daher soll, laut Kant, „kein Friedensschluß für einen solchen gelten, der mit dem geheimen Vorbehalt des Stoffs zu einem künftigen Kriege gemacht worden“.<sup>121</sup> Durch den Friedenspakt müssen die Ursachen zu künftigen Konflikten also beseitigt werden. Davon ist auch Halems Wallenstein überzeugt: Der Herzog kennt die Ungerechtigkeiten, die zum Krieg Anlass gegeben haben, und geht davon aus, dass deren endgültige Aufhebung die beste Garantie für Frieden darstellen würde. Zu diesen Ungerechtigkeiten gehören das Restitutionsedikt von 1629 („Man nahm den Protestanten ihre Kirchengüter; beraubte Fürsten ihrer Länder und Würden, und beschränkte die Gewissensfreiheit“, HW 70) sowie die Infiltration der Jesuiten in die Politik, welche „den Kaiser zu diesen Schritten verleitete“ (HW 70). Solche Hindernisse sollen Wallenstein zufolge schnell zerstört werden, denn

nur *der* Friede ist dauernd, der die Kirchengüter wieder herstellt, die Fürsten wieder einsetzt und eine volle Gewissensfreyheit fest stellet. Dieß sind die Grundsäulen, worauf wir bauen müssen. Schweden, das zu ihrer Gründung so thätig wirkte, kann Ersatz seines Aufwandes fordern, und die Jesuiten, die nach ihren ewigen Grundsätzen diese Säule untergraben würden, müssen gänzlich aus dem Reiche geschaffet werden. (HW 71)

Nur wenn diese Konditionen eingehalten werden, wird der Frieden im Sinne der kantischen Vorschriften „ewig“ werden. Im Gegensatz zu seinen Widersachern scheint Wallenstein das *bien commun*, das Gemeinwohl, das Glück seines Volkes im Blick zu haben. Sein politisches Programm ist nicht das Produkt seiner Zeit, sondern basiert auf dem aufklärerischen Prinzip religiöser Toleranz. Seine Vorstellungen von Frieden und

---

<sup>120</sup> Immanuel Kant, *Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf*, in *Werkausgabe*, Bd. XI, a.a.O., S. 191-251, hier S. 196.

<sup>121</sup> Ebd. Eine ähnliche Auffassung vertritt auch Vogts Gustav Adolf bei den Friedensverhandlungen mit den ausländischen Gesandten (vgl. VGA 134). Hierzu siehe Kapitel 3.3.2.2.

Freiheit sind dem 17. Jahrhundert nicht gemäß, sondern eilen in eine reifere Zeit der Vernunft voraus und sind schon deshalb zum Scheitern verurteilt.

Für seine Ideale kämpft der General voll Leidenschaft und stellt sich dabei, wie Maria Wolf es aufgezeigt hat,<sup>122</sup> als ein selbstsicheres, tatkräftiges Genie des Sturm und Drang dar. Halem Wallenstein ist ein starkes Individuum, ein Überlegener, der sich weit „über das Gewöhnliche erhebt“ (HW 63). Bereits als Kind zeigte er eine außerordentliche Kraft und Seelenfestigkeit, wie sein Lehrer sich entsinnt: „Wallenstein [...] stieg über, wo andere durchkrochen. Er durchschwamm die Wasser, die andere umgingen“ (HW 36). Und nun, an der Spitze der Armee, verflucht der Held die „Schlaffheit“ seines Jahrhunderts (HW 76), entrinnt der bestehenden Ordnung und beansprucht für sich eine unbegrenzte „Selbständigkeit“ (HW 77), um seine ambitionierten Pläne zu verfolgen. Doch es stellt sich die Frage, ob und inwiefern sich der Eigenwille eines solch überströmenden Individuums mit dem Gesamtwillen der Gesellschaft kombinieren lässt. Kann überhaupt ein sehr starkes, autokratisches Ich für das Wohl des Ganzen operieren und wenn ja, wie? Die Lösung findet Halem bei Rousseau,<sup>123</sup> der mit dem Begriff des ‚sozialen Pakts‘ die Möglichkeit einer Zusammenführung der Interessen der Gesamtheit mit dem Wunsch des Einzelnen nach individueller Selbstentfaltung eröffnet. Im *Contrat social* (1762), den Halem zum Zeitpunkt der Abfassung seines Schauspiels sehr gut kennt,<sup>124</sup> formuliert Rousseau die Idee eines Zusammenwirkens aller Menschen unter der Leitung des Gemeinwillens zum Wohl der ganzen Gemeinschaft:

*Chacun de nous met en commun sa personne et toute sa puissance sous la suprême direction de la volonté générale; et nous recevons en corps chaque membre comme partie indivisible du tout. À l’instant, au lieu de la personne particulière de chaque contractant, cet acte d’association produit un corps moral et collectif composé d’autant de membres que l’assemblée a des voix, lequel reçoit de ce même acte son unité, son moi commun, sa vie et sa volonté.*<sup>125</sup>

---

<sup>122</sup> Maria Wolf, *Wallenstein als Dramenheld*, a.a.O., S. 130f.

<sup>123</sup> Vgl. ebd., S. 131ff.

<sup>124</sup> Anfang der 1780er beschäftigt sich Halem intensiv mit Rousseaus erstem *Discours*, dem *Contrat social*, und den Briefen und exzerpiert sogar ausführliche Passagen aus diesen Texten. Vgl. Klaus-Peter Müller, *Seekrank im Sturm? Ein kurzer Streifzug durch die Kollektaneen Gerhard Anton von Halem zur Zeit der Französischen Revolution*, in Egbert Koolman / Peter Reindl (Hg.), *Im Westen geht die Sonne auf*, a.a.O., Bd. 1, S. 62-68, hier S. 63. Den *Émile* hat Halem ebenso rezipiert, wie er selbst im Bericht seiner Reise ins postrevolutionäre Frankreich erklärt. Während der Reise besucht Halem wie ein Pilger die Lebensstationen von Rousseau, ein weiteres Zeugnis seiner Bewunderung für den Schweizer Denker. Vgl. Gerhard Anton von Halem, *Blicke auf einen Theil Deutschlands*, a.a.O., S. 83f.; 211ff.

<sup>125</sup> Jean-Jacques Rousseau, *Du contrat social; ou, Principes du droit politique*, in *Œuvres complètes*, hg. v. Bernard Gagnebin u. Marcel Raymond, Gallimard, Paris 1959-1969, Bd. III, S. 347-470, hier S. 361.



Durch die anfängliche Unterordnung des Einzelnen unter die Gesetze des Gesamtwillens wird das Individuum zum Teil eines Ganzen, in welchem es ein neues Ich, eine neue moralische Existenz gewinnt. Wenn der freie Wille des Einzelnen durch den Gesellschaftsvertrag zu einer Übereinstimmung mit dem Gemeinwillen kommt, ist jedes Individuum, das als Träger und Vollstrecker der *volonté générale* rechtmäßig handelt, in seinem Schaffen legitimiert. Deswegen scheint Halem's Wallenstein am Anfang des Stückes der einzige zu sein, der „die sich kreuzenden Interessen zu Einem großen Zweck [...] vereinen“ (HW 10) kann, der also – dem Willen aller Bürger entsprechend<sup>126</sup> – dem verwüsteten Europa endlich den Frieden schenken soll. Allmählich jedoch wirft das hochmütige Ich des Friedländers einen Schatten auf seine edle Gesinnung. Während er im Gespräch mit den Generälen seine friedlichen Absichten ankündigt, kommt jene gefährliche Hybris zum Vorschein, die seinen Plan verderben wird:

Ihr hörtet, welchen Frieden ich zu schließen vermag. – Fühltet die Billigkeit der Bedingungen. (stark) Er soll bestehen dieser Friede. [...] Ich, ich will Mittler seyn zwischen dem Kaiser und den Fürsten; Zwischen Despotismus und Ungebundenheit. [...] Das ist mein Beruf, mein großer Beruf, und ich fühle Kraft in mir, ihn zu erfüllen. [...] Faßt' ihr es nicht, was es ist, Friedensstifter zu seyn und den Dank der Welt zu verdienen? (HW 75)

Der Herzog fordert einen anhaltenden Frieden, aber er scheint nicht nur aus Liebe zur Gemeinschaft zu agieren, sondern auch aus Verlangen nach Selbstherrlichkeit. Und gerade dieser unstillbare Willen nach Anerkennung, dieser verführerische Vorgeschmack des Ruhms und der Glorie stellt seine Achillesferse dar. Indem er sein Handeln mit privaten Interessen motiviert, verrät er die *volonté générale* und ist damit nicht mehr berechtigt, seine Aufgabe zu erfüllen. Wenn ein Mensch, selbst ein großer und kraftvoller wie Wallenstein, den Willen des Volkes durch die eigenen Ambitionen ersetzt, verliert er laut Rousseau seine legitime Autorität, denn „la volonté générale peut seule diriger les forces de l'État selon la fin de son institution, qui est le bien commun“.<sup>127</sup>

Wallenstein kehrt so dem Gemeinwillen den Rücken und unterjocht sich einem „innern Feinde“, den der General Pappenheim als „Schwungsucht“ definiert (HW 60). Den Begriff „Schwungsucht“, der in Halem's Stück an zwei Stellen vorkommt,<sup>128</sup> hatte bereits

---

<sup>126</sup> In einer Szene beklagt ein frommes Bauernpaar, das Sprachrohr der unschuldigen Opfer des Krieges, die Brutalitäten des Konflikts. Sie weinen über die Zerstörung der Städte und den Tod vieler Soldaten: „Gott! wird denn des Mordens kein Ende seyn?“ (HW 51).

<sup>127</sup> Jean-Jacques Rousseau, *Du contrat social*, a.a.O., S. 368.

<sup>128</sup> Vgl. HW 60, 126. Das Wörterbuch der Gebrüder Grimm, das „Schwungsucht“ als „verwerfliches Streben sich über andere zu erheben“ definiert, zitiert eben die Okkurrenz des Begriffs bei Halem und Schiller. Vgl. Jacob und Wilhelm Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, a.a.O., Bd. 15, Sp. 2764.

Schiller in seinem Drama *Die Verschwörung des Fiesko zu Genua* (1783) mit gleicher Bedeutung verwendet. Schillers Held bedauert in einem Monolog die eigene „[u]nglückselige Schwungsucht“ (NA IV, 64), den unauslöschlichen Hunger nach Macht und Ehre, der sein Tun motiviert. Die Verschwörung gegen den korrupten Giannettino Doria stiftet Fiesko nicht mit dem Ziel einer besseren, freiheitlicheren Ordnung an, sondern „im Namen des eigenen Freiheitsbedürfnisses, des Anspruchs, den eigenen Willen so groß und mächtig wie möglich ausströmen zu lassen“.<sup>129</sup> Aus Ehrgeiz verwandelt sich der ursprüngliche Freiheitsheld zum Tyrannen und sein republikanischer Traum muss am Ende scheitern. Es ist nicht auszuschließen, dass Halem, ein enthusiastischer Schiller-Verehrer, die Figur des Fiesko bei der psychologischen Konturierung seines Helden präsent hat.<sup>130</sup> Sein Wallenstein engagiert sich für das Ende des Krieges und für die Freiheit seiner Mitmenschen, aber die Befriedigung seines Selbstgefühls steht bei ihm im Vordergrund. Ihm geht es um „den Ruhm, den Krieg geendet zu haben“, um „das Bewußtseyn, den Staat gerettet zu haben“ (HW 84). Es überrascht daher nicht, dass er Unabhängigkeit vom Kaiser beansprucht, um seinen Wunsch nach Selbstentfaltung zu erfüllen: „Ich versuche, [...] was eigene Kraft vermag. Lange genug ward ich geleitet am Seile“ (HW 77). Indem er aber das Band, das ihn an Österreich knüpft, für zerrissen erklärt, verliert er auch jene Tugend, die den Vertreter und Exekutor der *volonté générale* ausmacht, das heißt die Zugehörigkeit zur gesellschaftlichen Dimension, für welche man sich einsetzt. Ohne diese lockert sich die Erde unter Wallensteins Füßen: „Du fällst vom leisesten Stoß’ und keiner ist, der dich hält“, warnt ihn seine Mutter (HW 78). Die Ich-Zentrierung des selbstbestimmenden Subjekts, das gegen heteronome Kräfte kämpft und absolut bindungslos walten will, entwertet die gute Gesinnung des Helden, dem Gemeinwohl dienlich zu sein, und verleitet ihn zu Selbstgefälligkeit und Despotismus. Wallenstein streitet nicht mehr für die Freiheit seiner Nation, sondern für die eigene, er will nach seinem Willen herrschen und wird somit zum Tyrann.

Im Drang nach absoluter Freiheit steckt demnach der Keim von Wallensteins Scheitern. Halem porträtiert den Friedländer als ein erhabenes Individuum, das sich immer höhere Ziele setzt und an der Diskrepanz zwischen Wollen und Vermögen zugrunde gehen muss. Sein Wallenstein ist ein hochfahrender, unruhiger Geist, dessen „Wünsche empor – empor streben“ und sich weit „drüben, über den Sternen“ ansiedeln (HW 21). Schon als

---

<sup>129</sup> Peter Michelsen, *Schillers Fiesko: Freiheitsheld und Tyrann*, in Achim Aurnhammer / Klaus Manger / Friedrich Strack (Hg.), *Schiller und die höfische Welt*, a.a.O., S. 341-358, hier S. 344.

<sup>130</sup> Vgl. Maria Wolf, *Wallenstein als Dramenheld*, a.a.O., S. 135.

Kind peinigte es ihn, „von der erreichten Höhe in blauer Ferne die größeren Höhen zu erblicken, die wir nicht entklommen“ (HW 34), und als Erwachsener wird er umso mehr durch die ständige Suche nach noch nicht Errungenem, durch einen agonistischen Willen zur Steigerung getrieben. Sein unaufhaltsamer Tatendrang muss jedoch mit der historischen Kontingenz kollidieren und lässt ihn seine eigenen Grenzen spüren. Genauso wie später bei Schiller ist die Tragödie des Generalissimus im Hiatus zwischen Vorhaben und Vollbringen begründet: Wallenstein ist ein gebrochener Held, dessen Bestrebungen keine Realisierung finden. Auch unter diesem Aspekt scheint Halem aus den Schriften von Rousseau Inspiration gezogen zu haben. In *Émile ou de l'éducation* (1762) zeichnet der Philosoph seinen idealen Menschen nicht als einen auf Taten versessenen Revolutionär, sondern als ein in sich ruhendes Subjekt, das in seiner Innerlichkeit Schutz vor allen unnatürlichen Wünschen und Leidenschaften findet.<sup>131</sup> Um stark und glücklich zu werden, muss der Mensch zufrieden sein mit dem, was er ist:

L'homme est très fort quand il se contente d'être ce qu'il est, il est très foible quand il veut s'élever au-dessus de l'humanité. N'allez donc pas vous figurer qu'en étendant vos facultés vous étendez vos forces; vous les diminuez, au contraire, si votre orgueil s'étend plus qu'elles.<sup>132</sup>

Der Stolz des Strebers, der sich „über das Gewöhnliche erheben“ (HW 63) will und sich das Unmögliche wünscht, verurteilt den Menschen zum Unglück und zur durch das notwendige Scheitern bedingten Frustration. Rousseau begrüßt nicht die agonistische Spannung des Ehrgeizigen, der im Kampf gegen die anderen die eigene Überlegenheit zu zeigen versucht, sondern die *paisibilité*, die friedliche Seelenverfassung des Gelassenen, der nur erfüllbare Wünsche hegt und deswegen glücklich lebt. Denn die Glückseligkeit eines Menschen ist laut Rousseau direkt proportional zu seiner Fähigkeit, die eigenen Träume zu realisieren bzw. die Lücke zwischen Möchten und Leisten aufzuheben. Jedes Individuum soll seinen Willen nur auf Dinge richten, für die es auch über ausreichende Kräfte verfügt, sein Begehren soll sich den eigenen begrenzten Möglichkeiten unterordnen:

Ce n'est pas précisément à diminuer nos desirs; car s'ils étoient au dessous de nôtre puissance, une partie de nos facultés resteroit oisive, et nous ne jouirions pas de tout nôtre être. Ce n'est pas non plus à étendre nos facultés, car si nos desirs s'étendoient à la fois en plus grand rapport, nous n'en deviendrions que plus misérables: mais c'est à diminuer

---

<sup>131</sup> Vgl. Stefania Sbarra, *La statua di Glauco*, a.a.O., S. 42f.

<sup>132</sup> Jean-Jacques Rousseau, *Émile ou de l'éducation*, in *Œuvres complètes*, hg. v. Bernard Gagnebin u. Marcel Raymond, Gallimard, Paris 1959-1969, Bd. IV, S. 239-868, hier S. 305.

l'excès des desirs sur les facultés, et à mettre en égalité parfaite la puissance et la volonté.<sup>133</sup>

Wallenstein ist ein moderner Mensch, verfangen in jenem Gefühl, das Rousseau in seinem *Discours sur l'origine de l'inégalité* (1755) als „amour propre“ definierte.<sup>134</sup> Im Gegensatz zum *amour de soi*, zum naturgemäßen Erhaltungsinstinkt, der den Menschen zur Befriedigung lebensnotwendiger Bedürfnisse treibt, ist die Eigenliebe dem Genfer Philosophen zufolge schädlich, weil sie aus dem gesellschaftlichen Wettbewerb entsteht und den Menschen durch das Hervorrufen unnatürlicher Bedürfnisse und Leidenschaften zu kompetitiven, egozentrischen Wesen pervertiert:

L'amour de soi, qui ne regarde qu'à nous, est content quand nos vrais besoins sont satisfaits; mais l'amour-propre, qui se compare, n'est jamais content et ne sauroit l'être, parce que ce sentiment, en nous préférant aux autres, exige aussi que les autres nous préfèrent à eux, ce qui est impossible. Voilà comment les passions douces et affectueuses naissent de l'amour de soi, et comment les passions haineuses et irascibles naissent de l'amour-propre.<sup>135</sup>

Das selbstsüchtige Subjekt kann sich nicht um andere kümmern und möchte ständig in seiner Größe bestätigt werden. Bei Halem wird Wallenstein als ein solches Subjekt vorgestellt. Der General ist unglücklich, weil er sich stets mit den Augen der anderen beobachtet und im Kampf mit seinen Nebenmenschen immer den ersten Platz einnehmen will. In seinem naturfernen Konkurrenzdenken will er immer Neues und Höheres erreichen und verbirgt seinen stolzen Drang nach Selbststeigerung hinter der Fassade des Gemeinwohls. Sein Hauptziel ist nicht allein die Herstellung von Frieden, sondern die Befriedigung seiner grenzenlosen Eigenliebe. Und gerade dieser nach Rousseau naturwidrige Wunsch, von allen anerkannt zu werden, macht Wallenstein zum elenden Versager. Denn jeder Versuch des Menschen, über die eigenen Kräfte hinauszugehen, immer noch mehr Freiheit und Macht für sich zu gewinnen, führt zur Selbsterstörung: „Ô homme! resserre ton existence au dedans de toi, et tu ne seras plus misérable. [...] Ta liberté, ton pouvoir ne s'étendent qu'aussi loin que tes forces naturelles et pas au delà“.<sup>136</sup>

---

<sup>133</sup> Jean-Jacques Rousseau, *Émile*, a.a.O., S. 304.

<sup>134</sup> „L'Amour de soi-même est un sentiment naturel qui porte tout animal à veiller à sa propre conservation et qui, dirigé dans l'homme par la raison et modifié par la pitié, produit l'humanité et la vertu. L'Amour propre n'est qu'un sentiment relatif, factice, et né dans la société, qui porte chaque individu à faire plus de cas de soi que de tout autre, qui inspire aux hommes tous les maux qu'ils se font mutuellement“. Jean-Jacques Rousseau, *Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes*, in *Œuvres complètes*, hg. v. Bernard Gagnebin u. Marcel Raymond, Gallimard, Paris 1959-1969, Bd. III, S. 109-223, hier S. 219.

<sup>135</sup> Jean-Jacques Rousseau, *Émile*, a.a.O., S. 493.

<sup>136</sup> Ebd., S. 308.

Vor dem Hintergrund der rousseauschen Kritik der Eigenliebe als Hindernis auf dem Weg zur Entfaltung eines großen Individuums und der *volonté générale* muss auch das Motto des Stückes interpretiert werden. Das von Halem gewählte Zitat aus den *Annales* von Tacitus suggeriert tatsächlich, dass der Versuch, sich über die anderen zu erheben – zunächst über Gleichbegabte, dann über Überlegene, zum Schluss über die eigenen Hoffnungen und Fähigkeiten – auch für exzellente Männer verhängnisvoll sein kann: „Aequales, dein superiores, postremo suamet ipse spes anteire parat, quod multos etiam bonos possum dedit“.<sup>137</sup> Wallenstein, der nach dem Urteil von Halem zu den exzellenten Männern der Geschichte gehört, hat gerade im Wunsch nach einem kontinuierlichen Aufstieg seine größte Schwäche; eine fatale Schwäche, die ihn das originäre Ziel, das *bien commun* zu verfolgen, aus seinen Augen verlieren lässt. Durch Wallensteins „Schwungsucht“ lässt sich der „Faden der Hofnung an die Erfüllung“ (HW 125) nicht knüpfen. Den Meteoren gleich, „die izt [...] funkel[n] und izt verschw[i]nden“ (HW 125), erblasst der Stern des Friedländers in seinem Begehren, strahlender als alle andere Himmelskörper zu glänzen.

#### 4.5.2. Die „mißlungene[] Revolution“ von Rebmanns Wallenstein

Auch Rebmann stellt seinem Wallenstein-Roman ein lateinisches Zitat voran, das als interpretatorischer Schlüssel zum Text gelesen werden kann: „Ecce spectaculum dignum, ad quod respiciat intento operi suo Deus. Ecce par Deo dignum, vir fortis cum mala fortuna compositus“.<sup>138</sup> Der von Seneca stammende Satz, auf Wallenstein bezogen, beschreibt einen starken, gottähnlichen Menschen, der gegen sein widriges Geschick kämpfen muss. Der Protagonist wird von Anfang an als ein der Achtung der Götter würdiger Held vorgestellt. Bereits als Kind zeigt er einen „ehrgeizigen weitstrebenden Geist“ (RW 5), er ist schon in zartem Alter ein Suchender, der sich mit nichts zufrieden geben kann und immer höher strebt. Sein „räthselhaftes Herz“ verdammt ihn „zu ewigem wilden Streben“ und am Ende wird er „bestraft dafür, denn die Welt hat [ihn] nicht gesättigt“ (RW 176). Rebmann porträtiert Wallenstein als die historische Verkörperung des erhabenen Menschen,<sup>139</sup> der in seinem unaufhaltsamen Aufstieg weiterkämpft und an immer höhere Ziele denkt: „Ich, fortgerissen vom ewigen Strudel nie gestillten Verlangens, nie erreichter

<sup>137</sup> Publius Cornelius Tacitus, *Annales* III, 66.4.

<sup>138</sup> Lucius Annæus Seneca, *De Providentia* II, 9.

<sup>139</sup> Nicht zufällig zitiert er einen Passus aus der Abhandlung *Peri hypsous* des Pseudo-Longinos (RW 28), der in deutscher Übersetzung mehr oder weniger so lautet: „Die Natur hat unseren Seelen ein unzählbares Verlangen eingepflanzt nach dem, was größer und göttlicher ist als wir selbst“.

Seeligkeit, verflochten in die Geschichte meines Jahrhunderts, ewig begehrt, und finde nie Befriedigung“ (RW 177). Genau wie bei Halem geht Rebmanns Held am Gegensatz zwischen Erstrebtem und Zu-Ereichendem unter.<sup>140</sup> Noch deutlicher als bei Halem wird Wallensteins Versagen als Folge seiner politischen Überzeugungen präsentiert, die als zu fortgeschritten und zu aufgeklärt gelten. Der Held widmet sich „der erhabenen Arbeit am Wohl des Menschengeschlechts“ (RW 22), sein erklärter Zweck ist es, „der Menschheit Glück zu erreichen“ (RW 47). Auf der einen Seite will er Toleranz und Religionsfreiheit fördern („meine Hände sollen nichts dazu beitragen, Feuerbrände in stille Länder zu werfen, wo *mein* Glaube nicht herrscht“, RW 111); auf der anderen möchte er „[z]um allgemeinen Besten [...] einen Frieden schliessen“ (RW 111). Rebmann profiliert seinen Wallenstein als Freiheitskämpfer und Friedensstifter, als einen aufgeklärten Politiker, der für das *bien commun* seines Landes, ja für das Wohl des ganzen Kontinents arbeitet. „[N]icht mein Vortheil ists, den ich dadurch zu bewürken suche“ (RW 111), erklärt er seinen Offizieren:

Ich bin überzeugt, daß, da ieder unter Ihnen erst Mensch, und dann Krieger war, auch ieder die Wohlfahrt des Ganzen seinen kleinen Vortheilen vorziehen, daß ieder nur für gerechte Sachen das Schwerd zücken, und nie sich zum Mordbrenner im Sold der Mönche brauchen lassen wird. (RW 111f.)

Aber die Kluft zwischen Ideal und Wirklichkeit ist groß. Wallenstein hat in seinem politischen Kampf mit dem bigotten Kaiser Ferdinand II. und vor allem mit dem ihn manövrierenden Klerus zu tun. Das ist seine *mala fortuna*, das unglückliche Los, von dem im seneca'schen Motto die Rede ist. Rebmanns Wallenstein, ein Aufklärer *avant la lettre*,<sup>141</sup> muss gegen aufklärungsfeindliche Priester und Politiker kämpfen, das heißt, auf einer symbolischen Ebene, gegen den Obskurantismus und den Aberglauben seiner Zeit. Der Friedländer ragt als unzeitgemäßer Verteidiger von Vernunft und Freiheit weit „über sein Jahrhundert hervor“ (RW 11); seine Werte und Vorstellungen sind derart „kühn, daß sie selbst in unsern Tagen schwerlich überall laut gesagt werden dürften“ (RW 12).

Aber warum sind Wallensteins Ziele so revolutionär? Im Zeitalter religiös begründeter Konflikte will der General „Deutschlands Denk- und Glaubensfreiheit [...] in

---

<sup>140</sup> An anderer Stelle klagt Wallenstein: „Leben heißt ein ewiger Durst, ohne je gelöscht zu werden, ein ewiges Streben nach diesem und jenem, das in dem Augenblick, da man es hascht, zu etwas ganz anderem wird, als dasjenige ist, wornach man sich sehnte. Begehren und nicht erlangen! O diese Reihe von Hoffnungen, die das Leben nähren, gleicht der Speise, die ein grausamer Kerkermeister seinem Gefangenen reicht, um ihm Kräfte zu längerer Qual zu geben“ (RW 2017).

<sup>141</sup> In ihm, schreibt Rebmann, glüht „der Funke einer kommenden Zeit“ (RW 11), einer aufgeklärten Zeit, würde man sagen, der Lichtmetaphorik folgend.

einem von ihm entworfenen Friedensschluß gründen“ und „das bis dahin als Ideal verlachte Schauspiel eines glücklichen Landes“ verfolgen, „das bloß auf gesellschaftlichen Vertrag, nicht auf Aberglauben und Pfafferei gestützt seyn [...] sollte“ (RW 20). Rebmann legt seinem Held Worte in den Mund, die nur ein Aufklärer hätte sprechen können. Auf der einen Seite wird Rousseaus Idee eines sozialen Vertrags als Voraussetzung für die Legitimität der Macht angesprochen, auf der anderen wird über Religionsfreiheit, einen wichtigen Bestandteil des aufklärerischen Programms, geredet. In seiner Epoche machenden Schrift *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?* (1783) setzt Kant nämlich „den Hauptpunkt der Aufklärung [...] vorzüglich in *Religionssachen*“.<sup>142</sup> Alle blinden Glaubenswahrheiten, die mit der Vernunft nicht zu beweisen sind und ihrerseits Vorurteile und Religionsstreitigkeiten generieren, müssen einer Kritik unterzogen werden. Und da keine Dogmen logisch erklärt werden können, so darf keine Konfession allgemeine oder ausschließliche Geltung beanspruchen. Diese Relativität ermöglicht eine Auffassung von Toleranz und Gleichheit, die erst in der Aufklärung entwickelt werden kann: Wallensteins „schöner göttlicher Gedanke“ (RW 20) einer individuellen religiösen Autonomie wird angesichts der „Pfaffengewalt“ (RW 22), die im Reich herrscht, nicht realisiert. „Wäre ich ein Jahrhundert später gebohren worden“, wünscht sich der Held seufzend, „dann vielleicht möchten meine Wünsche weiter gehen, dann – – aber diese Zeit paßt noch nicht für meine Hofnungen“ (RW 110).

Ziel des Generalissimus ist die Einführung elementarer Rechte nach den Prinzipien des modernen Rechtsstaates, welche der Erbauung eines „Bollwerk[s] für deutsche Denkfreiheit“ (RW 49) dienlich sein soll. Sein Traum ist es, seinem Volk Frieden und Freiheit zu gewährleisten, und

in einem kleinen Stück Landes [...] der Welt ein Beispiel eines Fürsten zu geben, der allein unter seinen Genossen bloß seines Volkes Glück sich zum Ziel machte, seine Sicherheit nur darauf, und nicht auf armselige Regentenkünste, und Priesterschauspiele gründete, und keines Betrugs bedürfte um zu herrschen. (RW 49)

Wallenstein möchte also seinen Landsleuten Glückseligkeit und Prosperität schenken, aber ohne Ränkespiele und ohne Blutvergießen. Die Macht, die er zur Verwirklichung seiner Pläne braucht, könnte er gewaltsam als König von Böhmen erlangen, doch er verzichtet auf seinen Anspruch auf den Thron, der ihn als Usurpator erscheinen ließe, und entschließt sich stattdessen, eine progressive Politik zu betreiben, die anhand durchgreifender

---

<sup>142</sup> Immanuel Kant, *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?*, in *Werkausgabe*, a.a.O., Bd. XI, S. 51-61, hier S. 60.

Reformen das *bien commun* etablieren und zugleich jede Gewalt vermeiden soll.<sup>143</sup> Ein gesetzmäßiges Engagement in der Politik würde ihn darüber hinaus vor der Gefahr der Korruption schützen, die den Mächtigen ständig bedroht. Die Krone soll daher „nur als Mittel“ begehrt werden, den noblen „Zweck, der Menschheit Glück zu erreichen“ (RW 47). „[A]ber wer bürgt mir“, bedenkt Wallenstein, „daß ihr magischer Zauber nicht auf mich selbst wirkt, wenn sie auf meinem Haupte prangt? daß ich meinen Zweck vergesse über das Mittel?“ (RW 47). Um die Verführungen der Macht vorbeugend zu durchkreuzen, ist die rechtliche Bindung des Herrschenden notwendig. Rebmanns unzeitgemäßer Held behauptet, dass „alle Verträge mit Unterthanen und Fremden, mit Einzelnen und Gesellschaften [...] nicht um[ge]stoßen“ werden dürfen (RW 111). Damit nimmt er die Forderung nach Rechtsverbindlichkeit vorweg, die Kant ein Jahr später in der erwähnten Schrift *Zum ewigen Frieden* ausformulieren wird: Allein eine Verfassung „nach Grundsätzen der *Abhängigkeit* aller von einer einzigen gemeinsamen Gesetzgebung“<sup>144</sup> schützt die Gesellschaft vor den möglichen Übergriffen einer amoralischen politischen Leitung.

Im Verlaufe des Schauspiels verändert sich allerdings die Position des Friedländers. Von seinem anfänglichen Vorhaben, das *bien commun* zu vertreten und das Glück seines Volkes durch progressive Gesetze zu realisieren, muss sich Wallenstein verabschieden, sobald er vom Kaiser als Verräter liquidiert wird. Seine verlorene Ehre will nun der General mit der böhmischen Krone einlösen (RW 123) und „seine ehemaligen bessern Pläne“ in den Hintergrund rücken: „Rache an dem ganzen Hause Oesterreich, Entthronung des Kaisers war ietzt sein Zweck“ (RW 130). Die Rache an Ferdinand und die Wiederherstellung der verletzten Ehre entspringen offensichtlich einer privaten Motivation: Der Held kämpft von diesem Moment an für sich allein, nicht für das Gemeinwohl seiner Nation. „Wie weggewischt aus meinem Gedächtnisse sind jene lebendigen Ideale, in denen ich athmete“ (RW 205), gibt Wallenstein zu; Erbitterung und Rachsucht haben sie endgültig ersetzt. Der Reformator wird über Nacht zum Revolutionär, dies jedoch aus privaten Interessen, was seine Revolution unentrinnbar zum Scheitern

---

<sup>143</sup> Laut Kawa ist „die Frage von Reform oder Revolution der kaum verschlüsselte Kern des Stückes“ (Rainer Kawa, *Georg Friedrich Rebmann (1768-1824)*, a.a.O., S. 174). Diese Problemkonstellation stellt ein Leitmotiv in der postrevolutionären Produktion Rebmanns dar: In der Schrift *Wahrheiten ohne Schminke* (1794) etwa kommt der Autor immer wieder auf das Thema der Reform als Präventionsmaßnahme gegen Volksaufstände zurück und betont, wie die Französische Revolution durch die Einführung besserer Gesetze hätte vermieden werden können. Vgl. Georg Friedrich Rebmann, *Wahrheiten ohne Schminke. Bei Gelegenheit des Werks von Arthur Young: Die französische Revolution, ein warnendes Beispiel für andere Reiche*, in *Werke und Briefe*, a.a.O., Bd. 1, S. 233-285.

<sup>144</sup> Immanuel Kant, *Zum ewigen Frieden*, a.a.O., S. 204.



verurteilt. Rebmanns Lektüre der Geschichte Wallensteins als die „Geschichte einer mißlungenen Revolution“, wie es im Untertitel heißt, beinhaltet eine Kritik an den revolutionären Zeitgenossen des Autors.<sup>145</sup> Die Revolution des Friedländers misslingt nicht nur deswegen, weil die machtbesessene Geistlichkeit gegen ihn konspiriert und die Rückständigkeit der Politik seiner Zeit für seine aufklärerischen Projekte zu unreif ist, sondern auch weil Wallenstein selbst dem „magische[n] Zauber“ (RW 47) der Macht nachgibt und, in einem persönlichen Feldzug verstrickt, die Wünsche und Bedürfnisse der Gemeinschaft ruinös vernachlässigt. Nach dieser Interpretation ist Wallenstein mit den französischen Revolutionären zu vergleichen, die ihren Aufbruch als Kampf für das *bien commun* gerechtfertigt und trotzdem aus privaten und nicht immer legitimen Beweggründen agiert haben. Rebmann, der für die Ideale der französischen Revolution enthusiastisch eingetreten war, ist wie viele deutsche Intellektuellen seiner Zeit von der brutalen Gewalt der Schreckensherrschaft angewidert, bei der den Freiheitsanspruch der Revolution in diktatorische Willkür umgeschlagen ist. In einem *Schildwache*-Artikel aus dem Jahr 1797 schreibt er verbittert:

Jeder sprach, als die Revolution begann, von Vaterland und Gemeinwohl; jeder versicherte, für beide zu handeln, und jeder dachte bei dieser Versicherung nur an sich selbst. Der eine suchte Ehre, der andre Gold, der dritte Rache, und jeder glaubte, Recht zur Unzufriedenheit zu haben, wenn die Freiheit ihm das nicht gab, was er suchte.<sup>146</sup>

Ehre, Rache und Gold – das sind gerade die Anreize, die den pervertierten Wallenstein im zweiten Teil der rebmannschen Dichtung antreiben. Nicht mehr Frieden, Freiheit und Gerechtigkeit, sondern Stolz, Machtsucht und Anmaßung motivieren sein Handeln. Wie die Revolutionäre, die laut Rebmann „das allgemeine Beste wollten, aber unter der billigen Bedingung, daß sie an der Spitze stehen, und die Welt wissen müßte, daß sie die Schöpfer des neuen Glücks waren“,<sup>147</sup> so möchte Wallenstein Anerkennung und Glorie finden. Er will an die Macht kommen, um das erlittene Unrecht zu rächen und den Rausch des Gipfels zu genießen. Wallenstein, der einen Staat nach den Prinzipien der Aufklärung hätte gestalten können, bevorzugt den Weg der Rache und der Ambition. Seine Revolution misslingt, weil er seinen individuellen Wünschen nachgeht und dabei die Interessen der Gemeinschaft vollkommen vergisst.

---

<sup>145</sup> Vgl. Maria Wolf, *Wallenstein als Dramenheld*, a.a.O., S. 170f.

<sup>146</sup> Georg Friedrich Rebmann, *Rekapitulation einiger schon oft wiederholten, aber dennoch nicht genug beherzigten Wahrheiten*, in *Werke und Briefe*, a.a.O., Bd. 3, S. 168-177, hier S. 170f.

<sup>147</sup> Ebd., S. 171.

### 4.5.3. Despotismus der Ideale. Rebmanns Wallenstein und der Marquis Posa

Rebmanns Prägung des Herzogs von Friedland als Vorläufer und „Märtyrer der Aufklärung“<sup>148</sup> kann mit Plausibilität auf Schillers Darstellung des Marquis Posa in der Tragödie *Dom Karlos* (1787 veröffentlicht) zurückgeführt werden. Mit Sicherheit kennt Rebmann zum Zeitpunkt der Arbeit an der eigenen Dichtung das Drama des verehrten Autors, wie der Verweis auf Posa im bereits erwähnten Schiller-Porträt aus der Sammlung *Katheders-Beleuchtung* es belegt.<sup>149</sup> Der faszinierende Marquis, der seinen aufgeklärten „Utopismus zum Gebrauch despotischer Mittel verleitet“,<sup>150</sup> bietet Rebmann ein wichtiges Vorbild für die Gestaltung seines Friedländers. Wie der Wallenstein von Rebmann ist Posa ein unzeitgemäß aufklärerischer Geist, der die Ideale eines kommenden, freiheitlicheren Jahrhunderts vertritt. Karlos bringt er „eine neue Tugend“ bei, die „stolz und sicher und sich selbst genug, / Von keinem Glauben betteln will“ (NA VII, 458). Es ist die „seltsame[] / Chimäre“ (NA VII, 458) eines Ethikmodells, das Freiheit und Gleichheit predigt und die Menschenwürde verehrt. Im berühmten Dialog mit Philipp II. im dritten Akt der Tragödie artikuliert Posa dieses neue, kühne Modell in Abgrenzung zum absolutistischen System seiner Zeit. Seine Anforderung an den König fällt prägnant aus:<sup>151</sup>

Weihen Sie  
Dem Glück der Völker die Regentenkraft,  
Die – ach so lang’ – des Thrones Größe nur  
Gewuchert hatte – Stellen Sie der Menschheit  
Verlornen Adel wieder her. Der Bürger  
Sey wiederum, was er zuvor gewesen,  
Der Krone Zweck – ihn binde keine Pflicht,  
Als seiner Brüder gleich ehrwürdig Rechte. (NA VII, 517)

Posa will die Autonomiebestrebungen der Niederlande vorantreiben, er will die Rechte der Aufständischen stärken. Seine lautere Bitte an den König: „Geben Sie / Was Sie uns nahmen, wieder. [...] Geben Sie Gedankenfreyheit“ (NA VII, 515f.) ist vergleichbar mit den Absichten von Rebmanns Wallenstein, der den Weg für Deutschlands „Denkfreiheit“

---

<sup>148</sup> Rainer Kawa, *Georg Friedrich Rebmann (1768-1824)*, a.a.O., S. 174.

<sup>149</sup> Vgl. Kapitel 4.2.3.

<sup>150</sup> Wolfgang Wittkowski, *Höfische Intrige für die gute Sache. Marquis Posa und Octavio Piccolomini*, in Achim Aurnhammer / Klaus Manger / Friedrich Strack (Hg.), *Schiller und die höfische Welt*, a.a.O., S. 378-397, hier S. 379.

<sup>151</sup> Vgl. Karen Beyer, *Staatsraison und Moralität. Die Prinzipien höflichen Lebens im Don Carlos*, in Achim Aurnhammer / Klaus Manger / Friedrich Strack (Hg.), *Schiller und die höfische Welt*, a.a.O., S. 359-377, hier S. 369-374.

(RW 20, 49) ebnen will.<sup>152</sup> Und genau wie Wallenstein ist sich auch Posa bewusst, dass sein „Jahrhundert [... für s]ein[] Ideal nicht reif“ ist, beide sind „Bürger derer, welche kommen werden“ (NA VII, 511). Die „allumfassende unendliche Philantropie“ (NA XXII, 146), von der Posa spricht, ist ohne Zweifel eine Utopie der 1780er Jahre: Sie ist der „Lieblingsgegenstand unsers Jahrzehnts“ (NA XXII, 162), wie Schiller selbst in den *Briefen über Don Karlos* (1788) sagt. Dem Marquis geht es um die „Verbreitung reinerer sanfterer Humanität“, um „die höchstmögliche Freiheit der *Individuen* bei des Staats höchster Blüte“, um „den vollendetsten Zustand der Menschheit, wie er in ihrer Natur und ihren Kräften als erreichbar angegeben liegt“ (NA XXII, 162). Um den anachronistischen Charakter der Ideen von Posa zu bekräftigen, veranschaulicht Schiller den politischen Traum des Marquis in einer Vision, in der menschlichere Zeiten vorhergesehen werden:

Sanftere  
Jahrhunderte verdrängen Philipps Zeiten;  
Die bringen mildre Weisheit; Bürgerglück  
Wird dann versöhnt mit Fürstengröße wandeln,  
Der karge Staat mit seinen Kindern geitzen,  
Und die Nothwendigkeit wird menschlich seyn. (NA VII, 514)

Posa will seinen Traum mithilfe des jungen Karlos verwirklichen, mit dem er schon in früheren Zeiten Ideale von Freiheit und Menschenadel enthusiastisch teilte. Und doch merkt der Marquis, dass er im Gegensatz zu seinem Freund von einem „unbestimmte[n] Drang zu wirken“ beseelt ist, der nicht mehr bloße Theorie, sondern schon „zweckmäßige Tätigkeit“ (NA XII, 146) geworden ist. Wie Wallenstein stellt Posa den erhabenen Charakter *par excellence* dar,

voll strebender Kräfte, schöpferischer Triebe, kühner und weit umfassender Entwürfe, mit geschäftigem Kopf, glühendem Herzen, von den großen begeisternden Ideen allgemeiner menschlicher Kraft und menschlichen Adels durchdrungen, [...] brennend von Sehnsucht, einen Schauplatz zu finden. (NA XXII, 146f.)

Von diesem idealistischen *furor* getrieben, der keinen Stolperstein in seinem Weg duldet, agiert der verschlagene Posa im zweiten Teil des Dramas heimlich, ohne Karlos seine Verschwörungspläne mitzuteilen, und zieht somit Argwohn und Verdacht auf sich. Posa –

---

<sup>152</sup> Dem Stichwort „liberté de penser“ widmeten sowohl Diderot und D’Alembert im neunten Kapitel ihrer *Encyclopédie* (1751-1772) als auch Voltaire in seinem *Dictionnaire philosophique* (1765) eine besondere Rubrik. 1793, ein Jahr vor der Veröffentlichung von Rebmanns *Hochverräther durch Cabale*, erschien außerdem Johann Gottlieb Fichtes Schrift *Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europas*, ein Plädoyer für einen zensurfreien intellektuellen Austausch, dessen Titel an Posas Wendung erinnert. Vgl. Peter-André Alt, *Schiller*, a.a.O., Bd. 1, S. 449.

bisher die moralische Autorität des Stückes, antikonventionell und den höfischen Einflussmechanismen fern – wird selber zum politischen Intriganten. Dem Infanten gegenüber, dem er nur eingeschränkte politische Intelligenz zutraut, handelt er mit Verschleierungs- und Täuschungstaktiken, mit jenen Künsten der Staatsklugheit, die er zuvor als unmoralisch anklagte.

Aber warum verhält sich Posa derart kontrovers? In den erwähnten *Briefen über Don Karlos* bietet Schiller eine tiefe Einsicht in die innere Welt seiner Figur und in die Motivationen seines Handelns. In diesem Essay, der im *Teutschen Merkur* als Reaktion auf kritische Rezensionen des Stückes publiziert wurde, seziert der Autor die Psychologie des Marquis und präsentiert ihn als eine zwielichtige Figur. Am Anfang versucht Schiller das nicht transparente Benehmen seines Helden zu rechtfertigen: Der Realpolitiker Posa ordnet die Affekte, die private Freundschaft mit Karlos unter wichtigere Staatsinteressen.<sup>153</sup> Im elften Brief jedoch wird der Blick des Autors schärfer und kritischer: Posas moralische Ansprüche schlagen dramatisch in diktatorische Praxis um. Als psychologisch geschulter Mensch und feiner Kenner der Machtdynamiken kommt Schiller zum Befund,

daß der uneigennützigste, reinste und edelste Mensch aus enthusiastischer Anhänglichkeit an *seine Vorstellung* von Tugend und hervorzubringendem Glück sehr oft ausgesetzt ist, ebenso willkürlich mit den Individuen zu schalten, als nur immer der selbstsüchtigste Despot, weil der Gegenstand von beider Bestrebungen in ihnen, nicht *außer* ihnen wohnt, und weil jener, der seine Handlungen nach einem innern Geistesbilde modelt, mit der Freiheit anderer beinahe ebenso im Streit liegt als dieser, dessen letztes Ziel *sein eigenes Ich* ist. (NA XXII, 170)

Durch die Obsession für seine Ideale wird Posa zum Despoten, wenn auch zu einem Despoten des Ideals. Indem er Karlos seine Taktiken verschweigt und sich hinterlistig verhält, degradiert er den Infanten zum Werkzeug seiner Pläne und verletzt *de facto* seine Fähigkeit zur Selbstbestimmung. „Wahre Größe des Gemüts“, schreibt Schiller, „führt oft nicht weniger zu Verletzungen fremder Freiheit als der Egoismus und die Herrschsucht, weil sie um der Handlung, nicht um des einzelnen Subjekts willen handelt“ (NA XXII, 170). Posa verliert nicht sein nobles Ideal aus den Augen, seine Intentionen sind weiterhin die aufrichtigsten, doch selbst wenn er nicht aus dem Willen zur Selbstbehauptung, sondern für die „Hervorbringung eines allgemeinen *Freiheitsgenusses*“ (NA XXII, 172) handelt, nehmen seine Handlungen tyrannische Ausmaße an. Durch unkontrollierten Tatendrang verwandelt sich das idealistische Denken des Marquis in Machiavellismus,

---

<sup>153</sup> „Posa, dem die Befreiung eines unterdrückten Volks eine weit dringendere Aufforderung war als die kleinen Angelegenheiten eines Freundes [...] mußte gerade so und nicht anders handeln“ (NA XXII, 151).

oder gar in Menschenverachtung. Denn selbst „bei den reinsten Zwecken und bei den edelsten Trieben“, wie Schiller notiert, können bei einem staatsklugen Verhalten „Gewalttätigkeit gegen fremde Freiheit, [...] *Heimlichkeit* und [...] *Herrschaft*“ (NA XXII, 171) hervortreten. Wenn das Ideal sich des Idealisten bemächtigt, wenn die abstrakte Vernunft der Versuchung erliegt, durch realpolitisches Handeln „Individualitäten [...] in Allgemeinheiten zu verwandeln“, dann kommt Despotismus ins Spiel, das heißt die Begrenzung der Selbstbestimmung anderer, jene „allgemeine Hinneigung unsers Gemüts zur Herrschbegierde“ (NA XXII, 172).

Die philanthropischen Werte, die Posas Engagement ursprünglich leiten, verwandeln sich durch politische Aktivität in machtgierigen Individualismus. Und dies, wie Hans-Jürgen Schings beobachtet, „nicht etwa aus Zufall oder Schwäche, sondern mit Notwendigkeit“,<sup>154</sup> nach dem immer gleichen Gesetz der Macht. „Unstreitig!“, schreibt Schiller, „der Charakter des Marquis von Posa hätte an Schönheit und Reinigkeit gewonnen, wenn er durchaus *gerader* gehandelt hätte und über die unedeln Hilfsmittel der Intrige immer erhaben geblieben wäre“ (NA XXII, 170), aber er hätte sich im „Widerspruch mit der allgemeinen Erfahrung“ (NA XXII, 172) befunden, wenn er sich nicht in Despotismus verirrt hätte. Es ist interessant zu bemerken, dass auch Rebmans Wallenstein, wie Posa, die Substanz seiner fortschrittlichen Projekte in dem Moment verändert, in dem er tätig wird. Wallenstein instrumentalisiert die ursprünglichen Ideale, um seine verlorene Ehre zu rächen und seine eigene Macht zu behaupten. Durch die Wendung zur politischen Praxis scheint der Idealist nach dem schillerschen Modell dazu verdammt, zu einem Machtmenschen zu werden, der immer mit dem Hintergedanken operiert, Vorteile für sich selbst zu erlangen. Der Zweifel, den Posa in einem Gespräch mit Karlos avancieren lässt, ob der künftige Monarch in der Lage sein wird, „den Reitzungen / Der unumschränkten Majestät zu trotzen“ (NA VII, 406), zeigt schon im ersten Akt die Sorge des Marquis in Bezug auf den Umgang mit der Macht und deren Verführungen. Der Marquis projiziert auf Karlos die eigene Angst vor der Korruption der Ideale, die mit der Macht zusammenhängt, sowie vor der eigenen, vielleicht ungenügend geübten Widerstandskraft. Ähnlich fürchtet der Friedländer in Rebmans Text, dass er durch die Erlangung der Macht seinen edlen „Zweck [...] über das Mittel“ (RW 47) vergessen kann. Was durch beide Texte aufgeschlüsselt wird, ist die Tatsache, dass eine fortschrittliche Auffassung von Politik den machiavellistischen Verhaltensschemen nicht unbedingt

---

<sup>154</sup> Hans-Jürgen Schings, *Die Brüder des Marquis Posa. Schiller und der Geheimbund der Illuminaten*, Max Niemeyer, Tübingen 1996, S. 184.

fernsteht; dass die Politik des blinden Individualismus und des Egozentrismus die Heiligung der Mittel über den Zweck zur Folge hat; dass der selbstsüchtige Heroismus der in Machtmenschen verwandelten Idealisten ihre lauterer Pläne für das Gemeinwohl zum Scheitern verurteilt und ihre einst gute Gesinnung zunichte macht.

Ein machtlüsterner Geltungsdrang trübt also das sublime Freiheitsstreben von Posa wie von Wallenstein. Wie Schiller es betont, ist Posa ein Archetyp, eine exemplarische Figur, die sich in der Geschichte in allen großen Individuen wiederholt: „Nach dem Beispiel aller großen Köpfe entsteht er zwischen Finsternis und Licht, eine hervorragende isolierte Erscheinung“ (NA XXII, 140). Die psychische Verfasstheit des Marquis zu verstehen, bedeutet demzufolge, die Konstitution aller großen Persönlichkeiten der Geschichte zu begreifen. Seine Bestrebungen sind das Produkt einer Revolte der leuchtenden Ideen gegen die Dunkelheit der Geschichte, sein erklärtes Ziel ist es, die Menschheit zu retten, durch neue Ideale und Werte zu erlösen. Posa betrachtet sich selbst als eine gottähnliche Figur, als „den künftigen *Schöpfer des Menschenglücks*“ (NA XXII, 166), er will „seines Freundes Schicksal auflösen, er will ihn retten, wie ein Gott – und eben dadurch richtet er ihn zu Grunde“ (NA XXII, 171). Der Akt der Selbstaufopferung ist in diesem Sinne emblematisch: Das Martyrium versiegelt und verstärkt die Ideale des lebensfremden Schwärmers, der dafür stirbt, „warum mehrere große Menschen für eine Wahrheit starben, die sie von vielen befolgt und beherzigt haben wollten“ (NA XXII, 174).<sup>155</sup> Die Parallelen mit der christologischen Gestaltung von Rebmanns Wallenstein sind offenkundig: Auch er wird in seinem Heroismus des Ideals als eine Erlöserfigur konturiert und sein Ende als ein Märtyrertod inszeniert. Wie Posa ist er ein (despotischer) Vertreter abstrakter Ideale, die mit dem praktischen Leben alternativlos kollidieren. Beide Helden verkoppeln ihre politische Leidenschaft mit „Herrschaft [...], Eigendünkel und Stolz“ (NA XXII, 171), und beide lassen ihre Ideale durch die Praxis korrumpieren. Anders als Posa aber hört Rebmanns Wallenstein im Moment der Aktion auf, seine Ideale zu verfolgen: Er bleibt seinen Vorstellungen von Freiheit und Frieden nicht treu und agiert zum Schluss aus Rache und für die Wiederherstellung seiner verlorenen Ehre.

---

<sup>155</sup> Vgl. Luca Crescenzi, *Da Schiller a Nietzsche. Studi sui* Briefe über Don Carlos, in Paolo Chiarini / Walter Hinderer (Hg.), *Schiller und die Antike*, Königshausen & Neumann, Würzburg 2008, S. 177-193, vor allem S. 189-191.

#### 4.5.4. Des Volkes Glück? Zur spätaufklärerischen Kritik des Eudämonismus

Ein weiterer Grund, warum sowohl Posa wie Wallenstein in ihren jeweiligen politischen Unternehmungen versagen, ist, dass beide Figuren das Glück der Völker als ihr höchstes Ziel verfolgen,<sup>156</sup> wobei Glückseligkeit ein völlig abstrakter, der Verallgemeinerung unfähiger Begriff ist, der sich nur schwerlich als Staatszweck postulieren lässt. Laut Schiller soll der Mensch „[d]urch praktische Gesetze, nicht durch gekünstelte Geburten der theoretischen Vernunft [...] bei seinem moralischen Handeln geleitet werden“ (NA XXII, 171). Nicht das subjektive und abstrakte Ideal soll gelten, sondern die Einführung praktischer Reformen und Maßnahmen, die Allgemeingültigkeit beanspruchen können. Denn

jedes [...] moralische Ideal oder Kunstgebäude doch nie mehr ist als eine Idee, die, gleich allen andern Ideen, an dem eingeschränkten Gesichtspunkt des Individuums teilnimmt, dem sie angehört, und in ihrer Anwendung also auch der Allgemeinheit nicht fähig sein kann, in welcher der Mensch sie zu gebrauchen pfllegt. (NA XXII, 171)

Die Perspektive von Schiller ist nicht mit reiner Ablehnung jedes lebensfernen Idealismus gleichzusetzen, sondern spiegelt den kritischen Diskurs gegen die politische Eudämonie wider, der gerade Ende der 1780er entflammt.<sup>157</sup> Die Debatte, von Kant ausgelöst, problematisiert die Idee der Glückssicherung des Individuums als Staatszweck, die von der frühen Aufklärung propagiert wurde. Der problematische Charakter des Eudämonismus beschäftigt unter anderen auch Rebmann, der – wie im Folgenden umrissen wird – Kants Kritik rezipiert und in einigen publizistischen Schriften explizit aufgreift.<sup>158</sup>

Wie bereits angedeutet, versteht die Aufklärung (besonders in der frühen Phase) die Gewährung des *bien commun* als den edelsten aller politischen Zwecke eines Staates. Der Staat – das heißt, im Fall des aufgeklärten Absolutismus, der Fürst – soll die Glückseligkeit seiner Bürger qua Einführung vernünftiger Gesetze sichern und dadurch

---

<sup>156</sup> Vgl. NA VII, 517; RW 49.

<sup>157</sup> Dass Schiller in seiner Kritik der politischen Eudämonie durch Kants deontologische Ethik beeinflusst wurde, hat Heinz-Gerd Schmitz ausführlich belegt. Der junge Schiller stellt laut Schmitz in seinen frühen Werken noch die Forderung nach privatem Glück als idealpolitische Eudämonie heraus. Kants Verdammung einer jeden Eudämonologie hat aber für den Dichter diese Konzeption unhaltbar erscheinen lassen, da Glücksstreben und Moralität nach dem Philosophen unter dem Horizont des kategorischen Imperativs nicht zusammen bestehen können. Die philosophischen Arbeiten Schillers, besonders die *Ästhetischen Briefe*, sind also eine Antwort auf die kantische Warnung: Auf der Suche nach einer politischen Eudämonologie habe der Dichter, nach Schmitz, eine nicht-hedonistische eudämonologische Schönheitslehre gegründet, in der die Autonomie des Ästhetischen durch den Begriff des Erhabenen entworfen wird. Vgl. Heinz-Gerd Schmitz, *Die Glücklichen und die Unglücklichen. Politische Eudämonologie, ästhetischer Staat und erhabene Kunst im Werk Friedrich Schillers*, Königshausen & Neumann, Würzburg 1992.

<sup>158</sup> Vgl. Falko Schneider, *Aufklärung und Politik*, a.a.O., S. 66-73; Maria Wolf, *Wallenstein als Dramenheld*, a.a.O., S. 160-164.

seine Legitimation erhalten. Kant weist jedoch als Erster nach, dass eine Einigung über solche normativen Maßnahmen nicht denkbar ist, weil keine Einigkeit über den Begriff der Glückseligkeit besteht. Schon 1785 stellt er in der *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* fest, dass „der Begriff der Glückseligkeit ein so unbestimmter Begriff ist, daß, obgleich jeder Mensch zu dieser zu gelangen wünscht, er doch niemals bestimmt und mit sich selbst einstimmig sagen kann, was er eigentlich wünsche und wolle“.<sup>159</sup> Es ist also nach dem Philosophen nicht möglich, die Glückserreichung als Staatszweck vernünftig zu begründen, da der Zweck staatlichen Handelns durch Allgemeingültigkeit gekennzeichnet sein muss: Er muss zwingend von jedem Bürger anerkannt werden. Dagegen ist die Glückseligkeit, wie Kant es in der *Kritik der praktischen Vernunft* (1788) noch deutlicher hervorhebt, „objektiv ein gar sehr zufälliges praktisches Prinzip, das in verschiedenen Subjekten sehr verschieden sein kann und muß, mithin niemals ein Gesetz abgeben kann“.<sup>160</sup> Eine Staatsregierung kann keineswegs auf einem individuell differierenden Begriff beruhen. Glück darf nicht paternalistisch gesichert werden, denn diejenige Staatsform, die

auf dem Prinzip des Wohlgefallens gegen das Volk als eines Vaters gegen seine Kinder errichtet wäre, d.h. eine väterliche Regierung, wo also die Untertanen als unmündige Kinder, die nicht unterscheiden können, was ihnen wahrhaft nützlich oder schädlich ist, sich bloß passiv zu verhalten genötigt sind, um, wie sie glücklich sein sollen, bloß von dem Urteil des Staatsoberhaupt [...] zu erwarten [...] ist der denkbar größte Despotismus.<sup>161</sup>

Ein – wenn auch aufgeklärter – absolutistischer Staat, der für sich in Anspruch nimmt, das Glück „von oben“ aufteilen zu können, wird zum Inbegriff der Unvernunft, zur tyrannischen Herrschaft. Kant schlägt also eine Neubegründung der Ethik vor, die nicht auf einem materialen, von der Erfahrung abhängigen Prinzip, sondern auf einem apriorischen Sittengesetz basieren soll, nämlich dem objektiven, aus dem reinen Willen hergeleiteten und daher durch Freiheit und Allgemeinheit bestimmten kategorischen Imperativ.<sup>162</sup> Der kategorische Imperativ, der dem Menschen als absolutes Soll vorgegeben

---

<sup>159</sup> Immanuel Kant, *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*, in *Werkausgabe*, a.a.O., Bd. VII, *Kritik der praktischen Vernunft. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*, S. 7-102, hier S. 47.

<sup>160</sup> Immanuel Kant, *Kritik der praktischen Vernunft*, in *Werkausgabe*, a.a.O., Bd. VII, S. 103-302, hier S. 133f. „Das Prinzip der Glückseligkeit“, heißt es weiter, „kann zwar Maximen, aber niemals solche abgeben, die zu Gesetzen des Willens tauglich wären, selbst wenn man sich die allgemeine Glückseligkeit zum Objekte machte“ (Ebd., S. 148).

<sup>161</sup> Immanuel Kant, *Über den Gemeinspruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis*, in *Werkausgabe*, a.a.O., Bd. XI, S. 125-172, hier S. 145f.

<sup>162</sup> Vgl. Immanuel Kant, *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*, a.a.O., S. 49ff. Die bekannte Formel des Imperativs lautet: „[H]andle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, daß sie ein allgemeines Gesetz werde“ (Ebd., S. 52).



wird, entsteht aus der reinen Vernunft und hat daher allgemeine Gültigkeit. Es ist das einzige praktische Prinzip, auf das jeder Mensch verpflichtet werden kann. Aufgabe des Staates ist es demgemäß nur, die Konditionen für die Einhaltung des Sittengesetzes zu schaffen, das heißt die Freiheit jedes Individuums zur Selbstbestimmung zu gewährleisten und nicht zu beschränken: „Niemand kann mich zwingen, auf seine Art [...] glücklich zu sein, sondern ein jeder darf seine Glückseligkeit auf dem Wege suchen, welcher ihm selbst gut dünkt, wenn er nur der Freiheit anderer, einem ähnlichen Zwecke nachzustreben, [...] nicht Abbruch tut“.<sup>163</sup>

Rebmanns politisches Bild speist sich in hohem Maße aus den kantischen Überlegungen. Wie Kant geht Rebmann von der Überzeugung aus, dass Glückseligkeit kein allgemeines Prinzip darstellt, und folglich jede politische Eudämonologie im Grunde problematisch ist. In Form einer rhetorischen Frage streift er das Thema in einem Beitrag für die *Schildwache* aus dem Jahr 1796:

Der Zustand, der den Wünschen des Menschen am nächsten kommt [...] und der zunächst an sein Ideal anstößt, ist wohl der glücklichste, der einzige glückliche; und so ist's bey Völkern wie bey dem Individual-Menschen. Alles kömmt doch wohl auf die Begriffe an, die man sich von der Behaglichkeit oder Unbehaglichkeit seines Zustandes macht; und diese Begriffe, wie sehr relativ sind sie nicht?<sup>164</sup>

An die Stelle des subjektiv wandelbaren und politisch unverbindlichen Glücksanspruchs sollen nach Rebmann die politisch verbindlichen Menschenrechte treten. Der Staat muss die Möglichkeit des Vernunftgebrauchs institutionell garantieren. Er muss jedem Individuum die größtmögliche Freiheit gewähren, damit es seinen spezifischen Weg zum Glück finden kann. Zugleich muss ein moderner Staat über eine effiziente Verfassung verfügen, die die eigene Gewaltausübung beschränkt und elementare Rechte wie Freiheit, Gleichheit und Eigentum gewährt.<sup>165</sup> Der Tatsache, dass eine solche Auffassung poröse, utopische Züge aufweist, ist sich Rebmann vor allem nach der Französischen Revolution bewusst. Vom Gang der Ereignisse in Frankreich tief enttäuscht, kommt der Publizist zur bitteren Erkenntnis, dass es nicht die Vernunft ist, die die Handlungen der Menschen bestimmt, sondern das Interesse: „Ueberall [...] geht das Partikular-Interesse dem allgemeinen vor. Der Mensch ist in allen Staaten, in allen Zonen, unter allen Verhältnissen

---

<sup>163</sup> Immanuel Kant, *Üben den Gemeinspruch*, a.a.O., S. 145.

<sup>164</sup> Andreas Georg Friedrich von Rebmann, *Prognosticon. Einige Betrachtungen über die Französische Republik, derselben Dauer und Einfluß auf das Schicksal des übrigen Europa*, in *Die Schildwache*, Teil 1, [ohne Verlagsangabe], Paris 1796, S. 97-154, hier S. 104.

<sup>165</sup> Vgl. Falko Schneider, *Aufklärung und Politik*, a.a.O., S. 70.

Egoist, seine Selbstliebe mag verfeinerter oder gröber seyn und sich äussern“.<sup>166</sup> Die beste Verfassung soll daher laut Rebmann diejenige sein, in der „das Interesse jedes Einzelnen darauf beruht, das Interesse aller übrigen soviel als möglich zu befördern“, in der also „jeder, der die Befriedigung seiner Leidenschaften als Zweck und alle übrigen Menschen als Mittel dazu ansehen wollte, am ersten entdeckt und verhindert werden kann“.<sup>167</sup>

Im Licht der erwähnten Schriften gewinnt Rebmanns Wallenstein-Dichtung eine stärkere gegenwartskritische Dimension, die dagegen in Halems Drama ausbleibt, weil es in vorrevolutionärer Zeit entstanden ist. Am Beispiel des Friedländers, der sich auf dem Weg zur Macht verirrt und die ursprünglichen Pläne vergisst, zeigt Rebmann, wie der Kampf um eine gerechte Sache aufgrund des exzessiven Individualismus und sich steigerndem Privatinteresse misslingen kann. Die Ideale seines Helden sind für ihre konkrete Realisierung zu hoch und abstrakt, die ihn umgebende politische Welt ist zu korrupt, die Epoche, in der er agiert, zu unreif.

---

<sup>166</sup> Andreas Georg Friedrich von Rebmann, *Prognosticon*, a.a.O., S. 108.

<sup>167</sup> Georg Friedrich Rebmann, *Vollständige Geschichte meiner Verfolgungen und meiner Leiden. Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Aristokratism nebst Tatsachen zur Regierung des jetzigen Kurfürsten von Mainz und politischen Wahrheiten*, in *Werke und Briefe*, a.a.O., Bd. 2, S. 89-168, hier S.163.

#### **4.6. Der Aufklärer und die Obskurantisten. Wallenstein als Opfer einer jesuitischen Verschwörung**

Als Held der Aufklärung, der in einer unaufgeklärten Zeit handeln muss, sieht sich Wallenstein ständig mit Aberglauben und Obskurantismus konfrontiert. Sein tragischer Fall und das Scheitern seiner progressiven politischen Entwürfe werden in den Dichtungen von Halem und Rebmann durch die Machinationen mächtiger Höflinge und noch mächtigerer Priester begründet. Der Friedländer muss insbesondere gegen die im Reich sehr gut vernetzten und politisch einflussreichen Jesuiten kämpfen, auf die sowohl im 17. Jahrhundert als auch in der Spätaufklärung der Verdacht fiel, sie seien an einem Komplott zur Welteroberung beteiligt. In den Augen des römischen Klerus stellen Wallensteins Ideale und seine neutrale Position gegenüber den protestantischen Feinden ein sperriges Hindernis für die Etablierung der katholischen Kirche als weltliche Macht dar. Aus diesem Grund wird der Feldherr in den Stücken von Halem und Rebmann durch eine Intrige der Jesuiten ermordet, um aus dem politischen Schachspiel endgültig entfernt zu werden.<sup>168</sup>

Diese kuriose Darstellung lässt sich ideengeschichtlich mit einem dominanten Diskurs des späten 18. Jahrhunderts erklären, der mittlerweile in der Forschung als Antijesuitismus bekannt geworden ist. Es handelt sich um eine ausgeprägte, politisch motivierte Feindlichkeit gegen die Mitglieder der Gesellschaft Jesu, die schon in den Anfängen des Ordens verwurzelt ist und sich im Laufe der Jahrhunderte in den verschiedensten kulturellen Kontexten mit unterschiedlichen ideologischen Nuancen entfaltet hat. Interessanterweise erreicht dieser Diskurs seine beiden Höhepunkte in zwei für uns relevanten Geschichtskonjunkturen: 1) während des Dreißigjährigen Kriegs, als der Konflikt zwischen Protestanten und Katholiken eskaliert und zwei jesuitische Beichtväter die politischen und bellizistischen Handlungen des Reichs steuern; 2) gegen Ende des 18. Jahrhunderts, nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu im Jahr 1773, als sich die These einer jesuitischen Weltverschwörung (zum Teil mit grotesken Akzenten) in aufklärerischen Zirkeln verbreitet.

Die Wallenstein-Dichtungen von Halem und Rebmann sind spannende Zeugnisse der antijesuitischen Polemik, weil sie gerade die beiden historischen Brennpunkte dieses Phänomens zusammenführen. Ende des 18. Jahrhunderts verfasst und der heiklen

---

<sup>168</sup> Auf ähnliche Weise schreibt Niklas Vogt die Verantwortung für den an Mord Gustav Adolf skrupellosen Jesuiten zu (vgl. Kapitel 3.3.2.1.). Diese Interpretation ist allerdings durch historische Beweise kaum zu begründen.

politischen und religiösen Lage des Reichs im Dreißigjährigen Krieg gewidmet, denunzieren diese Texte einerseits den nicht transparenten Umgang der Jesuiten mit der Macht im 17. Jahrhundert und amplifizieren andererseits die Jesuitenfeindlichkeit der Spätaufklärung.

Auf den kommenden Seiten soll zuerst ein historischer Umriss der Ursprünge des Antijesuitismus im 16. und 17. Jahrhundert geboten werden. Anschließend soll der Fokus auf die Entwicklung des Diskurses in der deutschen Spätaufklärung gerichtet werden, und vor diesem Hintergrund soll der spezifische Fall der Wallenstein-Dichtungen von Halem und Rebmann Beachtung finden. Durch die Analyse rekurrerender antijesuitischer Motive in beiden Texten soll gezeigt werden, wie sie eine Verquickung von Historischem und Zeitgenössischem realisieren: Die Jesuitenverschwörung gegen Wallenstein wird Ende des 18. Jahrhunderts als Prätext verwendet, um die schwarze Legende der neuerlich aufgehobenen Gesellschaft Jesu zu nähren. Der Antijesuitismus des frühen 17. Jahrhunderts hat so etwa anderthalb Jahrhunderte später eine katalytische Funktion für die Generierung ähnlicher Diskurse, die allerdings auf aktuelle Ereignisse der Zeitgeschichte Bezug nehmen.

#### **4.6.1. Die historischen Wurzeln des Antijesuitismus und seine Entwicklung in der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs**

Seit ihrer Gründung durch Ignatius von Loyola um 1540 ist die Gesellschaft Jesu nicht für ein anachoretisch-kontemplatives Klosterleben bekannt, sondern für ihr aktives Engagement in der Welt *ad maiorem Dei gloriam*, wie es in ihrem Motto heißt. Von Anfang an haben sich die Jesuiten an der weltweiten Stiftung von Kollegien und Missionen beteiligt und sich in der Katechese, im Schulwesen und in der Seelsorge betätigt. Sie haben spirituelle und materielle Assistenz in Krankenhäusern und Gefängnissen geleistet und herausragende Positionen in politisch und gesellschaftlich relevanten Institutionen erreicht. Der besondere *modus procedendi* der Ignatianer,<sup>169</sup> ihre eigenartige Berufung, in weltlichen Angelegenheiten verwickelt zu sein, hat von Anbeginn zum massiven Aufstieg und zur Prosperität des Ordens beigetragen, aber auch diesen mit heftiger Kritik und Abwehrreaktionen sowohl seitens der Protestanten als auch der Katholiken konfrontiert.

---

<sup>169</sup> Zum „nuestro modo de proceder“, zur eigentümlichen Vorgehensweise der Jesuiten vgl. Peter Knauer, „Unsere Weise voranzugehen“ nach den Satzungen der Gesellschaft Jesu, in Michael Sievernich / Günter Switek (Hg.), *Ignatianisch. Eigenart und Methode der Gesellschaft Jesu*, Herder, Freiburg im Breisgau 1990, S. 131-148; Günter Switek, *Die Eigenart der Gesellschaft Jesu im Vergleich zu den anderen Orden in der Sicht des Ignatius und seiner ersten Gefährten*, in ebd., S. 204-232.

Wenn einerseits Evangelische und Reformierte versucht haben, ihre Konfession von möglichen Attacken der Societas zu schützen, so haben sich andererseits die übrigen katholischen Mönchsorden über die neuartige Schwellenposition der Jesuiten zwischen Säkular- und Ordensklerus beschwert.<sup>170</sup> Aus dieser frühen Idiosynkrasie haben sich zu Beginn des 17. Jahrhunderts<sup>171</sup> antijesuitische Diskurse entwickelt, die durch gewisse Topoi in der Literatur und der Ikonographie eine entsprechende Darstellung gefunden haben.<sup>172</sup> Zu den populärsten antijesuitischen Stereotypen gehören der intrigante Machtstreber, der die Politik durch die Beichte manipuliert, und der doppelzüngige Geldsüchtige, der reiche Witwen und Internatsschüler mit Hilfe seiner Beredsamkeit verführt. Immer häufiger wird also der Orden im öffentlichen Diskurs mit der Sucht nach materiellem Reichtum und politischer Macht assoziiert. Aus der Furcht vor der Übermacht der Gesellschaft, deren interne Hierarchie fast militärisch organisiert ist und deren internationale Größe als eine Bedrohung für die Autonomie der Nationalstaaten gesehen wird, entstehen in kurzer Zeit (mehr oder weniger legendenhafte) Verschwörungstheorien, die vom Königsmord bis hin zur Welteroberung reichen.<sup>173</sup>

Das Klischee des finsternen Paters, der im Geheimen Intrigen spinnt, um nationale, protestantische oder aufklärerische Bestrebungen zu torpedieren, hat ihren Ursprung in den *Monita privata societatis Iesu*, einem fiktiven „geheimen“ Text, der in den 1610ern erscheint und in ganz Europa zu zirkulieren beginnt. Verfasst wird die Schrift von Hieronym Zahorowski, einem polnischen Ex-Ordensmitglied, der beabsichtigt, dem Ansehen der ihm feindlich gewordenen Kongregation durch die Vorstellung eines jesuitischen Komplotts zu schaden. In den *Monita privata* – auch *Monita secreta* genannt – wird die Gesellschaft Jesu als eine geheime Gesellschaft präsentiert, die mit hinterlistigen Instrumenten auf die Weltherrschaft zielt. In siebzehn Kapiteln erteilt der Text praktische Handlungsanweisen zur Erlangung von Macht und Reichtum: Damit die Patres mit Fürsten

---

<sup>170</sup> Hierzu vgl. Christine Vogel, *Der Untergang der Gesellschaft Jesu als europäisches Medienereignis (1758-1773). Publizistische Debatten im Spannungsfeld von Aufklärung und Gegenklärung*, Philipp von Zabern, Mainz 2006, S. 24-28.

<sup>171</sup> Vgl. Sabina Pavone, „*Ribelli, seduttori, macchinatori, impostori*“: *Il complotto gesuita e la sua origine secentesca*, in „Roma moderna e contemporanea“, XI, 1-2, 2003, S. 195-227; Sabina Pavone, *Antigesuitismo politico e antigesuitismo gesuita: Alcuni testi a confronto*, in „Rivista di Storia e Letteratura Religiosa“, XL, 2, 2004, S. 255-281.

<sup>172</sup> Einen wichtigen Beitrag zur Forschung von historischen Dokumenten und Formen des Antijesuitismus in Europa leistet der Sammelband *Les Antijésuites. Discours, figures et lieux de l'antijésuitisme à l'époque moderne*, hg. v. Pierre-Antoine Fabre u. Catherine Maire, Presses Universitaires de Rennes, Rennes 2010.

<sup>173</sup> Den Jesuiten werden die Ermordung von Wilhelm I. von Oranien (1584), Heinrich III. (1588) und Heinrich IV. (1610) von Frankreich, sowie die Mordversuche gegen Heinrich IV. (1594) und Ludwig XV. (1757) zugeschrieben. Nach den antijesuitischen Verschwörungstheorien steht die Gesellschaft Jesu auch hinter dem *Gunpowder Plot* (1605), der Ermordung der Päpste Clemens VIII. (1605) und Clemens XIV. (1774) sowie der Vergiftung des Kardinals Tournon (1710).

und Wohlhabenden interessengesteuerte Freundschaften schließen, werden sie zu Schmeichelei, Hypokrisie und Verführung aufgefordert.<sup>174</sup> Der Text, der sich trotz aller Zensurversuche im gesamten Kontinent verbreitet, wird in mehrere Sprachen übersetzt und genießt einen außerordentlich nachhaltigen Erfolg. Dank der internationalen Resonanz des *Monita*-Skandals erscheint in den darauf folgenden Jahrzehnten eine enorme Anzahl antijesuitischer Pamphlete und *libelli famosi*, die aus demselben Reservoir an Stereotypen schöpfen und das Bild des vitiösen und seditiösen Jesuiten in der öffentlichen Meinung konsolidieren. So bildet sich allmählich um die *Societas* ein negativ besetzter Mythos heraus, der „schwarze Mythos“ eines wandlungsfähigen, nicht genau definierbaren Feindes,<sup>175</sup> der bis zur Ordensaufhebung im späten 18. Jahrhundert und noch darüber hinaus herrschen sollte.

Mit dem Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs und im Laufe des destruktiven Zweikampfs zwischen Protestanten und Katholiken erfährt die Jesuitendebatte eine zu erwartende Zuspitzung und Radikalisierung. Zwischen 1618 und 1648 wird ganz Deutschland „von der Wort- und Bildpropaganda der Kriegsparteien überschüttet“ und dank der Verbreitung neuer Medien wie der illustrierten Flugblätter werden die „antijesuitischen Klischees visualisiert und popularisiert“.<sup>176</sup> Zu dieser Zeit erfreut sich die Gesellschaft Jesu großer Beliebtheit unter Katholiken, besonders nach der Kanonisierung des Ignatius von Loyola durch Papst Gregor XV. am 12. März 1622. Als zwei Jesuiten – Adam Contzen und Wilhelm Lamormaini – als Hofbeichtväter im Dienst des Kurfürsten Maximilian von Bayern bzw. des Kaisers Ferdinand II. eingesetzt werden, gewinnt der Orden an Ansehen und Macht.<sup>177</sup> Doch die immer enger werdende Verflechtung von

---

<sup>174</sup> Für eine analytische Lektüre der *Monita* siehe Sabina Pavone, *Le astuzie dei gesuiti. Le false Istruzioni segrete della Compagnia di Gesù e la polemica antigesuita nei secoli XVII e XVIII*, Salerno Editore, Roma 2000.

<sup>175</sup> „C’est un mythe „noir“, nourri de crainte et d’exécration, qui cerne la figure de l’ennemi: non pas un ennemi personnalisé, identifié, [...] mais [...] une menace protéiforme, invisible, omniprésente: la menace d’un pouvoir collectif dont l’organe central est situé hors des frontières, soumis à la règle de l’obéissance absolue, capable de mouvoir les volontés comme autant d’automates, ne reculant devant aucun moyen, violant, s’il en est besoin, toutes les lois civiles et religieuses pour gouverner le monde et le soumettre à un despotisme de fer“ (Michel Leroy, *Le mythe jésuite. De Béranger à Michelet*, Presses Universitaires de France, Paris 1992, S. 6). Vgl. auch Peter Burke, *The Black Legend of the Jesuits. An Essay in the history of social stereotypes*, in Simon Ditchfield (Hg.), *Christianity and Community in the West. Essays for John Bossy*, Ashgate, Aldershot 2001, S. 165-182.

<sup>176</sup> Christine Vogel, *Der Untergang der Gesellschaft Jesu*, a.a.O., S. 26.

<sup>177</sup> Zu Contzen vgl. Ernst-Albert Seils, *Die Staatslehre des Jesuiten Adam Contzen, Beichtvater Kurfürst Maximilian I. von Bayern*, Matthiesen, Lübeck u. Hamburg 1968; Robert Bireley, *Maximilian von Bayern, Adam Contzen, S.J., und die Gegenreformation in Deutschland 1624-1635*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1975; Albrecht Dieter, *Maximilian I. von Bayern 1573-1651*, Oldenbourg, München 1998, S. 325-329. Zu Lamormaini vgl. Andreas Posch, *Zur Tätigkeit und Beurteilung Lamormainis*, in „Mitteilungen des

Religion und Politik, die Evolution von der typisch ignatianischen Weltbezogenheit zum politischen Aktivismus wird im Laufe des Kriegs zu einer brennenden Frage innerkatholischer und protestantischer Polemiken.

Bereits am Anfang des Konflikts, am 9. Juni 1618, acht Tage nach dem Prager Fenstersturz, dekretieren die böhmischen Stände in einem Dokument, dass „die schädliche und aufführische Jesuitische Sect umb ihres grausamen hinderlists willen“<sup>178</sup> aus den Grenzen des Königreichs Böhmen ausgewiesen werden müsse. Im Abschiebungserlass hallen Anklagen gegen die Gesellschaft Jesu nach, die kaum ein Jahrhundert nach ihrer Gründung schon eine gewisse Tradition hatten: Die Jesuiten mischten sich in politische Affären ein, hätten regelmäßigen Zugang zur Macht und könnten durch die Beichte die Handlungen der Monarchen beeinflussen. Von ihnen wird erzählt, dass sie den Tyrannenmord befürworteten und das Ziel verfolgten, die Souveränität legitimer Regenten der römischen Kirche unterzuordnen. Grundsätzlich handelt es sich um klischeehafte Anklagen, die in einem religiös begründeten Krieg durch Konfessionsantagonismus in verschärfter Form vorkommen. Aber diese feindselige Aura wehte nicht ohne Grund um einige Mitglieder der Societas, denen es tatsächlich gelang, hinter den Kulissen politische Macht auszuüben.

Wie engagiert die Patres während des Dreißigjährigen Krieges gewesen sind, hat Robert Bireley in mehreren Studien gezeigt.<sup>179</sup> Vor allem im ersten chronologischen Segment des Konflikts – ungefähr bis zum Prager Frieden (1635) – haben sich politisch aktive Jesuiten entscheidend für das Los des Reichs eingesetzt. Auf der einen Seite haben sie eine Rhetorik des Heiligen Kriegs eingeführt mit dem Ziel, die katholische Kampagne gegen die Protestanten zu rechtfertigen und zu unterstützen. Politisch aktive Jesuiten – an erster Stelle der Generaloberer des Ordens Muzio Vitelleschi – haben die Gläubigen durch Predigten und Schriften zum Krieg aufgemuntert und die Siege des Kaisers und der katholischen Liga als miraculöse, gottgesegnete Großtaten begrüßt.<sup>180</sup> Auf der anderen Seite haben einflussreiche Jesuiten aktiv an politischen Entscheidungen teilgenommen und

---

Instituts für österreichische Geschichtsforschung“, 63, 1955, S. 375-390; Robert Bireley, *Religion and Politics in the Age of Counterreformation: Emperor Ferdinand II, Wilhelm Lamormaini, S.J., and the Formation of Imperial Policy*, University of North Carolina Press, Chapel Hill 1981.

<sup>178</sup> Zitiert aus einer deutschen Übersetzung des Ausweisungsdekrets: *Ursachen und Decret. Warumb und welcher gestalt die Jesuiten auß dem Königreich Böhheim verbannet worden*, Samuel Adam von Weieslaw, Prag 1618.

<sup>179</sup> Vgl. zuletzt Robert Bireley, *The Jesuits and the Thirty Years War. Kings, Courts, and Confessors*, Cambridge University Press, Cambridge 2003.

<sup>180</sup> Vgl. Robert Bireley, *Jesuiten und der Heilige Krieg 1615-1635*, in Heinz Schilling (Hg.), *Konfessioneller Fundamentalismus. Religion als politischer Faktor im europäischen Mächtesystem um 1600*, Oldenbourg, München 2007, S. 87-100.

somit eine prägende Rolle in der Entwicklung des Kriegs gespielt. Dies ist der Fall bei den Beichtvätern und Regierungsberatern Contzen und Lamormaini.<sup>181</sup> Contzen, Professor für Exegese an der Jesuiten fakultät in Mainz und Autor zahlreicher Streitschriften gegen die Protestanten, kommt im April 1624 nach München und bleibt bis zu seinem Tode im Jahr 1635 als Beichtvater im Dienst des Kurfürsten Maximilian. Am bayrischen Hof bekleidet er offiziell kein Regierungsamt, allerdings trägt er zu wichtigen Reformen des Steuerapparats und des Jagdrechts bei. Lamormaini, im März 1624 nach Wien berufen und als Beichtvater von Ferdinand II. bis 1637 tätig, ist ab sofort „stärker in parteiliche Auseinandersetzungen am Hof verwickelt“ und pflegt sogar eine eigenständige politische Korrespondenz.<sup>182</sup> Bei seinen Zeitgenossen gilt er als unbestrittener Mitgestalter der Reichspolitik und ist am Hof nicht besonders beliebt. Lamormaini, ein ehemaliger Professor für Philosophie und Theologie an der Universität Graz, nutzt die Devotion des Kaisers zum Bau und zur Erweiterung jesuitischer Kollegien und Seminare, und steuert Ferdinands politische Führung in entscheidenden Wendepunkten, zum Beispiel bei der Einführung des Restitutionsedikts (1629). In Ferdinand, einem überzeugten Vertreter der Gegenreformation, findet der Beichtvater den idealen Verbündeten, um seinen Kampf gegen die protestantische ‚Härsie‘ in Deutschland erfolgreich zu führen.

Eine bedeutende Rolle hat die jesuitische Militanz auch im steilen Aufstieg und tragischen Fall Albrecht von Wallensteins gespielt. Als junger Mann wird Wallenstein, von Geburt Protestant, am Jesuitenkolleg von Olmütz erzogen, wo er zum Katholizismus konvertiert. Mit dem Alter wird er ein großzügiger Wohltäter des Ordens und 1628, nach den ersten Siegen im Krieg, erhält er den Titel ‚Gründer der Gesellschaft Jesu‘, der ihm einen speziellen Platz in den Gebeten der Patres gewährleisten soll. Als die Beziehungen zum Wiener Hof noch gut sind, wird Wallenstein zum guten Freund von Wilhelm Lamormaini.<sup>183</sup> Doch nach dem Regensburger Kurfürstentag von 1630 wird diese Freundschaft schwer belastet: Die Entscheidung für die Entlassung des übermächtig gewordenen Generals, die unter dem Druck von Adam Contzen und Maximilian von Bayern gebilligt wird, findet auch die Zustimmung von Pater Lamormaini, der damit einen diplomatischen Bruch zwischen den katholischen Kurfürsten und dem Kaiser vermeiden will.<sup>184</sup> Als Wallenstein später wieder an die militärische Spitze berufen wird, versuchen

---

<sup>181</sup> Vgl. Robert Bireley, *Hofbeichtväter und Politik im 17. Jahrhundert*, in Michael Sievernich / Günter Switek (Hg.), *Ignatianisch*, a.a.O., S. 386-403.

<sup>182</sup> Ebd., S. 394.

<sup>183</sup> Vgl. Robert Bireley, *The Jesuits and the Thirty Years War*, a.a.O., S. 96.

<sup>184</sup> Vgl. ebd., S. 106.



Vitelleschi und Lamormaini, den Kontakt zu ihm wiederherzustellen, aber die Briefe des Paters an den Friedländer bleiben ohne Antwort.

Als sich die Nachricht von den Verhandlungen Wallensteins mit den Protestanten verbreitet, schickt Contzen im Januar 1633 einen Brief nach Rom, in dem er Vitelleschi die Sorgen des bayerischen Kurfürsten aufgrund der verräterischen Geschäfte des Feldherrn ausdrückt und dessen teuflischen Rekurs auf die Astrologie denunziert. In der Zeit vor dem Mord an Wallenstein wird die Korrespondenz zwischen Wien, München und Rom dichter, was die Spekulationen über eine mögliche Beteiligung von Lamormaini, Contzen und anderen Jesuiten an der Entscheidung Ferdinands, Wallenstein abzusetzen und eventuell zu töten, plausibel erscheinen lässt.<sup>185</sup> In einem Brief an Vitelleschi vom 3. März 1634 kommentiert der kaiserliche Beichtvater den elenden Fall des Generals kalt und lakonisch: „Tragicus profecto exitus comoediae Fridlandicae“ – die Komödie Wallensteins, seine gloriose Aufstiegsgeschichte, ist zu ihrem tragischen Ende gelangt.<sup>186</sup>

#### **4.6.2. Die Krise der Aufklärung? Jesuitenfeindlichkeit im späten 18. Jahrhundert**

Wegen des ambigen Verhältnisses der Jesuiten zur Macht entwickelt sich im 16. und 17. Jahrhundert der schwarze Mythos von der Gesellschaft Jesu. In protestantischen Milieus wird die aggressive Gegenreformation der Patres bekämpft, die sich in die Politik der Zeit niederschlägt; in katholischen Kreisen dagegen kommt die Angst vor einer jesuitischen Hegemoniebewegung zum Ausdruck, die dem öffentlichen Bild und den Traditionen der Kirche schaden könnte. Im 18. Jahrhundert, besonders in der zweiten Hälfte, kommt eine aufklärerische Komponente in die Polemik gegen die Gesellschaft Jesu hinzu.

Die Beziehung zwischen Jesuiten und Macht – sowie allgemeiner zwischen Religion und Politik – ist der Kern vehementer Debatten in der Zeit der Aufklärung. Die Jesuiten werden stellvertretend für den gesamten Klerus als Träger von Aberglaube und Obskurantismus, von Rückständigkeit und Fanatismus dargestellt. Sie repräsentieren alle gesellschaftlichen Krankheiten, die die Aufklärer qua Rationalismus und Säkularisierungsimpulse auszurotten wünschen. Bei vielen engagierten Intellektuellen wird es quasi zur Mode, am publizistischen Kampf gegen die Jesuiten teilzunehmen. Durch Broschüren, Zeitschriften und nicht zuletzt literarische Werke multiplizieren die Aufklärer die antijesuitischen Argumentationsmuster und helfen mit, „ein geistiges Klima zu

---

<sup>185</sup> Vgl. ebd., S. 153-157.

<sup>186</sup> Zitiert nach Heinrich Ritter von Srbik: *Wallensteins Ende. Ursachen, Verlauf und Folgen der Katastrophe*, Seidel, Wien 1920, S. 382.

erzeugen, in dem es intellektuell ‚chic‘ war, als Gegner des Jesuitenordens zu gelten“.<sup>187</sup> Zumal nach der Aufhebung der Gesellschaft Jesu, die Papst Clemens XIV. 1773 infolge der Vertreibung der Patres aus Portugal (1759) und den bourbonischen Höfen (1761-1768) anordnet,<sup>188</sup> intensiviert sich die antijesuitische Polemik in der intellektuellen Debatte vieler europäischer Staaten. Im Folgenden soll die Entwicklung dieses Diskurses innerhalb der deutschen Aufklärung umrissen werden. Anhand einiger Textbeispiele aus der Publizistik wird sich zeigen, wie dieser Diskurs mit den Werten derselben Aufklärung zu kollidieren scheint und als Zeichen einer Krise des Glaubens an die Vernunft gelesen werden kann.

Als Verdichtung und Inbegriff von Antikatholizismus und Antiklerikalismus<sup>189</sup> findet der Antijesuitismus im *siècle des lumières* einen fruchtbaren Boden für seine Entfaltung. Wie Richard van Dülmen bemerkt, bildet die Jesuitenfeindlichkeit „wie kaum eine andere Erscheinung ein Signum des 18. Jahrhunderts. [...] So verschiedenartig die jeweiligen Aufklärungsströmungen oft ausgeformt waren, so einig waren sie in der Gegnerschaft zur Gesellschaft Jesu“.<sup>190</sup> Man kann verschiedene Phasen in der Entwicklung dieses Phänomens innerhalb der deutschen Aufklärung erkennen. Bis zur Jahrhundertmitte zeigt sich die Hostilität gegen die Patres als allgemeine Kritik ihrer laxen Moral, ihres von Humanismus und Scholastik geprägten Lehrsystems und ihrer gekünstelten Frömmigkeitspraxis. Im Laufe der 1760er Jahre, als man in Deutschland die Nachrichten von der Vertreibung der Jesuiten aus den katholischen Höfen mit Begeisterung empfängt, wird der Orden immer entschiedener mit Bigotterie, Konservatismus, Despotie und Intrigantentum assoziiert. Zu dieser Zeit werden italienische und französische Pamphlete wie Urbano Tosettis *Riflessioni di un portoghese* (1758) oder Jean-Pierre Vious *Nouvelles intéressantes* (1759) durch Anton Ernst Klausning ins Deutsche übersetzt und Klassiker des Antijesuitismus wie die *Monita secreta* in zahlreichen Neuauflagen veröffentlicht. Die

---

<sup>187</sup> Winfried Müller, *Der Jesuitenorden und die Aufklärung im süddeutsch-österreichischen Raum*, in Harm Klueting (Hg.), *Katholische Aufklärung – Aufklärung im katholischen Deutschland*, Felix Meiner, Hamburg 1993, S. 225-245, hier S. 240.

<sup>188</sup> Es sei hier nebenbei darauf hingewiesen, dass die Ursachen der Aufhebung innerhalb der katholischen Kirche zu finden sind. Es sind katholische Reiche, die um die 1760er die Jesuiten inhaftieren, verfolgen und vertreiben. Zur Abneigung der Katholiken letztlich auch des Heiligen Stuhls gegen die Gesellschaft Jesu haben die Einmischung der Ordensbrüder in die Politik, ihre Mentalrestriktion, die veraltete Pädagogik ihrer Kollegien und die Gerüchte einer Jesuitenverschwörung gegen die Entwicklung und Blüte europäischer Nationalstaaten geführt.

<sup>189</sup> Zum Antiklerikalismus in der Literatur des ausgehenden 18. Jahrhunderts siehe Hans-Wolf Jäger, *Mönchskritik und Klostersatire in der deutschen Spätaufklärung*, in Harm Klueting (Hg.), *Katholische Aufklärung*, a.a.O., S. 192-207.

<sup>190</sup> Richard van Dülmen, *Antijesuitismus und katholische Aufklärung in Deutschland*, in „Historisches Jahrbuch“, 89.1, 1969, S. 52-80, hier S. 52.

1760er Jahre können also hauptsächlich als Phase der Rezeption internationaler Texte und Debatten betrachtet werden.<sup>191</sup> Parallel zu dieser fieberhaften Rezeption entstehen Übersetzungen apologetischer Schriften, die in Italien und Frankreich als Gegenaltar zum Antijesuitismus verfasst wurden und zu einer immer stärkeren Polarisierung zwischen Gegnern und Sympathisanten der Gesellschaft Jesu führen.<sup>192</sup>

Erst in den 1780er Jahren erfolgt eine Aneignung und Verarbeitung klassischer antijesuitischer Argumente in der deutschsprachigen Publizistik. Nach der Aufhebung des Ordens werden Themen wie der Geheimkatholizismus und der Proselytenmacherei mit immer größerem Nachdruck in aufklärerischen Kreisen evoziert. Auch die konfuse Idee eines Welteroberungsplans der ehemaligen Jesuiten tritt immer häufiger vor und scheint aufgrund ihrer fanatisch-grotesken Züge die kritische Stärke der Bewegung zu untergraben. Im Februar 1784 veröffentlicht zum Beispiel Johann Erich Biester – unter dem Pseudonym Akatholikus Tolerans – einen Artikel in der *Berlinischen Monatsschrift*, in dem er sich zur Gefahr der religiösen Toleranz einiger protestantischer Städte äußert, die ihre Kirchen für den katholischen Gottesdienst freigegeben haben. Obwohl die Toleranz im Text als „die Pflicht unserer Vernunft, unsrer Menschheit, unsers Glaubens“<sup>193</sup> bezeichnet wird, kann sie nach dem Autor potentiell schädlich werden, wenn sie den Katholiken verbürgt wird. Biester zufolge ist nämlich keine andere Kirche wie die katholische davon überzeugt, die alleinseligmachende Wahrheit innezuhaben, keine „übt so heimlich alle Kunstgriffe, daß sie wenigstens hier auf Erden die alleinherrschende werde“.<sup>194</sup> Um ihre Macht zu verbreiten, müssen die Katholiken – so der Autor – bei Nichtchristen und Protestanten Proselyten gewinnen. Und zu dieser Aufgabe bedienen sie sich ihrer Missionare, aber vor allem der Ex-Jesuiten, die

ihre mächtige, äußerst wirksame, nur scheinbar aufgehobene, Gesellschaft nicht nur immer fortsetzen, sondern mit sichern [...] Schritten, um ein großes erweitern. Ihr Einfluß wirkt

---

<sup>191</sup> Vgl. Winfried Müller, *Die Aufhebung des Jesuitenordens in Deutschland*, in Bernard Plongeron (Hg.), *Die Geschichte des Christentums. Aufklärung, Revolution, Restauration (1750-1830)*, Bd. 10, Herder, Freiburg im Breisgau 2000, S. 173-178, hier S. 174.

<sup>192</sup> Vgl. Johann Bottagrifi (Hg.), *Die Schutzschriften für die Gesellschaft Jesu*, 6 Bde., Verlag von Martin Wagners sel. Erben, Oberammergau in Bayern 1760-1762; *Richtige Sammlung der Schutzschriften für die Gesellschaft Jesu in Frankreich. Derselben Institut, Constitutionen, Gelübde, Regierungsart, Lehre, Aufführung etc. betreffend*, 6 Bde., Gebrüder Wagner, Augsburg 1762-1763. Diese polare Reaktion auf die Jesuitendebatte lässt sich unter anderem vor dem Hintergrund entgegengesetzter Stellungnahmen zum Politisierungsprozesses der Spätaufklärung erklären. Hierzu vgl. Christine Vogel, *Der Untergang der Gesellschaft Jesu*, a.a.O., S. 312-318.

<sup>193</sup> [Johann Erich Biester], *Falsche Toleranz einiger Märkischen und Pommerschen Städte in Ansehung der Einräumung der protestantischen Kirchen zum katholischen Gottesdienst*, in „Berlinische Monatsschrift“, Februar 1784, S. 180-[1]92, hier S. 183.

<sup>194</sup> Ebd., S. 189.

unter den verschiedensten Gestalten [...]. Sie wissen selbst das Herz der Fürsten zu gewinnen; und man sieht mit Erstaunen, wie schnell die katholische Religion hier und dort sich weiter verbreitet. Toleranz ist ihnen ein Täuschungswort, unter dessen Schutz sie immer festern Fuß zu gewinnen trachten, bis sie endlich solches Schutzes nicht mehr bedürfen. [...] Sie zeigen Philosophie und Aufgeklärtheit [...]; bis auch wir von unserm Eigensinne abstehn und uns mit ihnen zu einer großen Heerde vereinigen [...].<sup>195</sup>

In diesem Aufsatz ist das gesamte antijesuitische Argumentarium des späten 18. Jahrhunderts vertreten: Die Gesellschaft Jesu ist nur „scheinbar aufgehoben“ worden, die Jesuiten sind immer noch aktiv und sorgen für die Verbreitung des katholischen Glaubens, indem sie „das Herz der Fürsten zu gewinnen“ versuchen. Durch die Toleranz der aufgeklärten Protestanten fassen sie „immer festern Fuß“ und bedrohen somit dieselben unvorsichtigen Aufklärer, die ihnen aus Liebe zur Religionsfreiheit zu viel Raum gewährt haben.

Der Aufsatz von Biester sowie andere Beiträge maßgebender Aufklärer, die in Pamphleten und Zeitschriften wie *Der Teutsche Merkur* von Wieland erscheinen, verleihen der antijesuitischen Debatte ein breites Echo in der Öffentlichkeit.<sup>196</sup> In solchen Schriften herrscht die Angst vor einem möglichen Kryptokatholizismus und vor den Konspirationsabsichten der offiziell abgeschafften, doch noch operierenden Gesellschaft Jesu. Ein gutes Beispiel hiervon bietet eine 1784 anonym veröffentlichte Schrift des Freimaurers Leopold Aloys Hoffmann, in der die Gesellschaft Jesu als eine „immer aus ihrem eignen Blut fortwachsende Hydra“ definiert wird, die „noch so vielköpfig“ sei, „als sie sonst war“.<sup>197</sup> Wie das mythologische schlangenhähnliche Ungeheuer reproduziere sich die Gesellschaft Jesu aus sich selbst, gerade wenn man versucht, sie zu enthaupten. Auch nach ihrer Abschaffung von 1773 besitze sie immer noch viele „Fürstenköpfe, Ministerköpfe, Papstköpfe, Bischofsköpfe, Weiberköpfe, Pfaffenköpfe, Judenköpfe, Banditenköpfe, Hurenköpfe“: „Der ganze Erdboden“ ist nach Hoffmann voll von Jesuiten, „ihr Gift fliegt wie eine pestilenzialische Seuche von einem Pol zum andern, überall wirkt es, nur geheimer hier, und dort öffentlicher“.<sup>198</sup>

Die Angst vor einer römisch-katholischen Verschwörung gegen die Protestanten und die Aufklärer erreicht ihr Apogäum in der Blütezeit des Illuminatenordens, einer geheimen, freimaurermäßigen Oppositionsbewegung der Aufklärer gegen die Jesuiten und

---

<sup>195</sup> Ebd., S. 191.

<sup>196</sup> Vgl. Christine Vogel, *Les revers de la propagande antijésuite des Aufklärer: la pensée conspirationniste entre antijésuitisme et anti-Lumières*, in Pierre-Antoine Fabre / Catherine Maire (Hg.), *Les Antijésuites*, a.a.O., S. 495-509.

<sup>197</sup> [Leopold Aloys Hoffmann], *Zehn Briefe aus Oesterreich an den Verfasser der Briefe aus Berlin*, gedruckt an der schlesischen Gränze 1784, S. 136.

<sup>198</sup> Ebd.

Rosenkreuzer.<sup>199</sup> 1776 vom Ingolstädter Professor Adam Weishaupt gegründet und bis in die Jahre 1784-1785 tätig, etabliert sich der Orden in aufklärerischen Zirkeln rasant durch den Ruhm wichtiger Mitglieder wie Herder, Goethe und Friedrich Nicolai. Schiller, dessen Lehrer Abel 1783 zum Chef der Stuttgarter Illuminatengruppe aufsteigt, wird ständig umworben, aber er wird nie Mitglied.<sup>200</sup> Einer der Gründe dafür ist, dass die Illuminaten – dem Programm der Aufklärung entsprechend – die Herrschaft der Vernunft durch die Ausrottung aller Vorurteile zum Ziel hatten, doch in ihrer Vorgehensweise selbst despotisch und konspirativ wurden und somit die Ideale der Aufklärung in ihr Gegenteil pervertierten.<sup>201</sup>

Die spekulativen Exzesse der antijesuitischen Kampagne, die in einen regelrechten Konspirationswahn mündete, lassen sich am deutlichsten in der vierbändigen *Allgemeinen Geschichte der Jesuiten* (1789-1792) von Peter Philipp Wolf beobachten, im Mittelpunkt derer die Vorstellung des heimlichen Fortbestehens der *Societas* trotz des päpstlichen Verbots von 1773 steht.<sup>202</sup> In der 1790 verfassten Vorrede zum zweiten Band seiner *Geschichte* verrät Wolf seine Sorge um die Französische Revolution und den Anteil, den die Jesuiten an ihr haben könnten: „Welche Rolle [spielen] die französischen Jesuiten bei der gegenwärtigen Revoluzion in Frankreich [...]? Und wie [betragen] sie sich überhaupt in anderen europäischen Reichen und Ländern in gegenwärtigen Unruhen [...]?“<sup>203</sup> Der Aufklärer Wolf begrüßt zwar den Kampf der Völker für ihre Freiheit und gegen alle Tyrannen, doch die gewaltsamen Folgen der Revolution beschreibt er als Bestandteil eines reaktionären, antirevolutionären Plans der Ex-Jesuiten:

Während sie durch heimliche Emissarien und verdeckte Ränke die Unterthanen gegen ihre Regenten empören, wissen sie diesen zu gleicher Zeit das Vorurtheil beizubringen, daß Unglauben und Freiheit im Denken alle die Schreckensszenen veranlaßt haben, welche nothwendig jeden Beherrscher in Bestürzung und Verlegenheit setzen müssen.<sup>204</sup>

---

<sup>199</sup> Hierzu vgl. Helmut Reinhalter (Hg.), *Der Illuminatenorden (1776-1785/87)*, Peter Lang, Frankfurt am Main 1997; Marian Füssel, *Societas Jesu und Illuminatenorden: Strukturelle Homologien und historische Aneignungen*, in „Zeitschrift für internationale Freimaurerforschung“, 10, 2003, S. 11-63.

<sup>200</sup> Hierzu vgl. Hans-Jürgen Schings, *Die Brüder des Marquis Posa*, a.a.O., passim; Wolfgang Riedel, *Aufklärung und Macht. Schiller, Abel und die Illuminaten*, in Walter Müller-Seidel / Wolfgang Riedel (Hg.), *Die Weimarer Klassik und ihre Geheimbünde*, Königshausen & Neumann, Würzburg 2003, S. 107-125; Hans-Jürgen Schings, *Schiller und die Aufklärung*, in Hans Feger (Hg.), *Friedrich Schiller. Die Realität des Idealisten*, Winter, Heidelberg 2006, S. 13-34, vor allem S. 21-26.

<sup>201</sup> Vgl. Hans-Jürgen Schings, *Schiller und die Aufklärung*, in Hans Feger (Hg.), *Friedrich Schiller. Die Realität des Idealisten*, a.a.O., S. 13-33, vor allem S. 21-26. Auf das Thema wird noch im Kapitel 5.2.4. eingegangen.

<sup>202</sup> Zu Wolf vgl. Hans Grassl, *Aufbruch zur Romantik. Bayerns Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte 1765-1785*, C.H. Beck, München 1968, S. 245-252.

<sup>203</sup> Peter Philipp Wolf, *Allgemeine Geschichte der Jesuiten von dem Ursprunge ihres Ordens bis auf gegenwärtige Zeiten*, Orell, Geßner, Füßli u. Comp., Zürich 1789-1792, Bd. 2, S. xi.

<sup>204</sup> Ebd., S. iv-v.

Weiter wird Wolf expliziter über seine Idee einer geheimen Interaktion von Jesuiten und Politik, die zur Verfolgung konspirativer Projekte diene. Erklärtes Ziel seiner Darstellung der Ordensgeschichte ist danach zu fragen, in welchem Verhältnis die ehemaligen Patres zu „anderen bekannten oder unbekanntem geheimen Orden, Gesellschaften und Innungen; vornämlich nach ihrer Aufhebung“ stehen, ob sie in ihren Archiven „auführerische[] und gefährliche[] Schriften“ fern von kritischen Augen bewahren, „[w]elchen Einfluß sie an Universitäten und öffentlichen Schulen“ noch ausüben und „[a]n welchen Höfen sich weltliche Minister und Rätthe befinden, welche dem Orden durch einfache Gelübde einverleibt sind“.<sup>205</sup> Wolf ist – wie alle Gegner der Jesuiten Ende des 18. Jahrhunderts – der Überzeugung, dass die Gesellschaft Jesu durch eine Reihe grandios angelegter Verschwörungen zur Weltherrschaft gelangen will. Ihren Plan erstrebt sie, wie es im Vorwort zum letzten Band (1792) steht, mittels „der Proselytenmachereien, der geheimen Verbindungen und des im Dunkeln schleichenden Einflusses“<sup>206</sup> auf alle sozialen Schichten. Die Präsenz der Ex-Jesuiten in der Zivilgesellschaft ist laut Wolf so stark, dass bald mit einer Wiederherstellung des Ordens zu rechnen sei; dabei werden „alle heutigen Aufklärer und Philosophen in kurzer Zeit nicht mehr wissen [...], wohin sie ihr Haupt legen können, ohne der Gefahr ausgesetzt zu sein, dasselbe auf dem Schaffoth, oder unter den Menschenfressern verlieren zu müssen“.<sup>207</sup>

Wolfs Text zeigt eine selbstviktimisierende Haltung, in der sich die Krise der Spätaufklärung in all ihrer Brisanz offenbart. Die Aufklärung, die aus dem Kampf gegen jede Art von Fanatismus ihr existenzberechtigendes Motto gemacht hat, entgleitet nun durch die Besessenheit für Verschwörungen ins Irrationale. Die Furcht vor einer möglichen Bedrohung der aufgeklärten Staaten durch die Jesuiten scheint das letzte Aufbegehren einer intellektuellen Bewegung zu sein, die in der paranoiden *idée fixe* eines Komplotts reaktionärer Mächte jede kritische Kraft verliert.

#### **4.6.3. Antijesuitismus in den Wallenstein-Dichtungen von Halem und Rebmann**

Innerhalb dieses epistemologischen Rahmens entstehen die Wallenstein-Dichtungen der Spätaufklärer Halem und Rebmann. In ihnen wird nicht nur der antijesuitische Diskurs rezipiert, sondern ausführlich thematisiert, und zwar in Form einer Zusammenführung der

---

<sup>205</sup> Ebd., S. ix-x.

<sup>206</sup> Ebd., Bd. 4, S. iv.

<sup>207</sup> Ebd., S. vii-viii.

zeitgenössischen Debatte mit der historisch spezifischen Polemik gegen die politische Macht der Patres während des Dreißigjährigen Kriegs.

In Halems Darstellung werden verschiedene Geistliche inszeniert, die emsig an der Verschwörung gegen den General arbeiten. Der Erste, dem wir begegnen, ist der jesuitische Kardinal Caraffa, dessen Name an Vincenzo Carafa, den Nachfolger Muzio Vitelleschis an der Spitze der Gesellschaft Jesu, erinnert. Dank seiner raffinierten Beredsamkeit gelingt es dem Kardinal, die Entscheidungen des Kaisers, der im Stück als ein leicht zu manipulierender Schwächling porträtiert wird, mit verblüffender Geschicklichkeit zu beeinflussen. Caraffa bedient sich der Rhetorik des Heiligen Kriegs, um Wallenstein als einen Mann zu beschreiben, den „der Himmel selbst [...] zur Herstellung der christkatholischen Religion gesandt hatte“ (HW 11). Der General sei aber bald aus Stolz und Geldbegierde übermächtig geworden und die Interessen der katholischen Partei seien ihm keine Priorität mehr gewesen. Wallenstein ist Caraffa zu neutral, zu „unpolitisch“ (HW 62) und daher verdächtig. Was aber der affektierte Kardinal als Mangel an politischem Eifer und Diplomatie missachtet, lobt der Fürst von Eggenberg als Transparenz und Aufrichtigkeit: „Freylich hätt’er bey den Herren Jesuiten in die Schule gehen sollen, statt sie vor den Kopf zu stoßen. Aber das ist so seine Weise. Hasst er Jemanden, so sagt er: ich hasse ihn“ (HW 62).

Die Jesuiten am Hof, mit Caraffa an der Spitze, diffamieren Wallenstein vor dem Kaiser, um ihn in ein schlechtes Licht zu rücken und seinen Sturz schneller zu bewerkstelligen. Als der spanische Gesandte Onnate von Wallensteins „ewigen Konferenzen mit den feindlichen Generalen“ (HW 66) erzählt, spricht Caraffa seine Invektive vor dem Kaiser. Dem Friedländer wirft er Ungläubigkeit vor und er führt seine Leidenschaft für die Astrologie als Beweis für seinen teuflischen Aberglauben an:

Und was bestärkt mehr den Verdacht, als sein geringeres Eifer für den katholischen Glauben? Er bekennt sich zu ihm, aber ich zweifle, ob er überall einen Glauben hat. Geht er doch mit den Ketzern um, als wären es seine Glaubensgenossen. Warlich E[ure] M[ajestät] ein falscher Katholik schadet der Kirche mehr, als ein erklärter Ketzer. Wie kann man einem Manne trauen, der statt der Priester die Träume der Astrologen hört? (HW66)

Leicht bissig wirkt das Beiseitesprechen Eggenbergs, der als pragmatischer Staatsmann das Sprachrohr der Aufklärung darstellt: „Es ließ sich fragen, welche Thorheit die schädlichste sei“ (HW 66). Im Laufe des Dramas stellt sich heraus, dass das, was der Kardinal als Ketzerei und Verrat brandmarkt, für den integren Wallenstein eigentlich nichts anderes als

der Wunsch nach einem gerechten Frieden zwischen Protestanten und Katholiken ist. Dem Feldherrn zufolge ist es für das Ende der Hostilitäten erforderlich, dass „die Jesuiten [...] gänzlich aus dem Reiche geschaffet werden“ (HW 71): Die Loyoliten, die eine Barriere religiösen Fundamentalismus aufbauen, welche einen Dialog mit den Protestanten unmöglich macht, müssen das Reich physisch verlassen. Der Bezug zur Zeitgeschichte ist evident: Halem weist einerseits auf die Vertreibung der Jesuiten aus den europäischen Staaten in den 1760er Jahren, andererseits auf das Breve zur Aufhebung des Ordens hin, in dem Clemens XIV. die Patres als tatsächliches Friedenshindernis apostrophiert.<sup>208</sup> Als der kaiserliche Kriegsrat von Questenberg Wallensteins Friedenspläne kommentiert, muss er mit Bitterkeit beobachten, dass am Hof „die Gewissensräthe [...] mehr gelten, als die Minister“ und dass die Bedingungen, die sein guter Freund für ein glückliches Ende des Konflikts beansprucht, mit dem „großen Plan“ zusammenstoßen, „zu dem die Pfaffen des Kaisers Sinn aufschoben“ (HW 72).

Die politische Macht der Jesuiten, die den Kaiser mit „eiteln Kunstgriffe[n]“ (HW 82) in Schach halten, ist ein zentrales Thema in Halems Theaterstück. So lesen wir in der Aufmunterungsrede von Terzky an die kaiserlichen Offiziere, dass Ferdinand „ein Raub der Pfaffen“ ist: „Sie hassen Wallenstein, weil er nicht Gleißner ist, wie sie. *Sich* wollen sie bereichern, und Ausländern [den Spaniern, D.V.] die ersten Posten bey der Armee zuwenden. Darum müssen sie Wallenstein, unsern Vater, unsern Fürsorger entfernen“ (HW 82). Die Jesuiten werden also als Intriganten präsentiert, und selbst wenn vom heimtückischen Pater Quiroga die Rede ist, der dem Kapuzinerorden angehört, wird er aufgrund seiner Hinterlist der Gesellschaft Jesu zugeschrieben. Der Pater, eine im Dunkeln bleibende, nie in die Szene tretende Figur, ist mit dem historischen Diego de Quiroga (1574-1649), dem spanischen Beichtvater der Königin von Ungarn, zu identifizieren. Quiroga spioniert „unter der Maske von Einfalt und Frömmigkeit“ (HW 69) in Wallensteins Lager und meldet bei Caraffa alle verdächtigen Bewegungen des Generals und dessen Mitarbeiter. Als Wallenstein erfährt, dass der Pater seit einigen Tagen in seinem Lager umherschleicht, reagiert er gereizt: „Der Gauner? Es ist ein Kapuziner. Aber er verdiente, ein Jesuit zu seyn“ (HW 73).

---

<sup>208</sup> Im Breve zur Aufhebung des Ordens proklamiert der Papst, dass die *Societas Iesu* nach mehr als zwei Jahrhunderten seit ihrer Gründung „jene häufige[n] Früchte und jenen Nutzen nicht mehr bringen könne, zu welchem sie eingesetzt“ und dass sie, wenn sie weiter bestünde, sogar ein untragbares Hindernis zur Erreichung eines „wahre[n] und dauerhafte[n] Friede[ns] in der Kirche“ darstellen würde (*Breve Clementis XIV. P.M. De Suppressione Ordinis Societatis Jesu / Breve Clemens des XIV. wegen Aufhebung des Ordens der Gesellschaft Jesu, Juxta Exemplar Romanum, 1773, S. XXIII f.*).



Caraffa und Quiroga verkörpern eine venale, von ihrem apostolischen Ursprung entfernte Kirche, die keine Botschaft von Frieden und Brüderlichkeit predigt, sondern ihre Kräfte in weltlichen Angelegenheiten zerteilt. Als Gegengewicht zu dieser tadelnswürdigen Geistlichkeit konzipiert Halem die positive Figur des asketischen Priors eines Kartäuserklosters, in dem Wallenstein nach innerer Ruhe sucht und – ganz im Stil des Barocks – über die *vanitas* der Welt und über den Tod nachdenkt. Der Prior ist der Verfechter einer aufrichtigen Spiritualität, der nur das Reich Gottes wichtig ist, nicht die weltlichen Reiche. „[D]er Ekel an dem Weltgezerre, die Vorstellung des Nichts alles Irrdischen, des zweydeutigen Werths alles Menschenthuns“ haben den Kartäuser dazu getrieben, „der Welt abzusagen, sich selbst zu sterben und nur dem zu leben, *durch* den wir leben, weben und sind“ (HW 110). Den Unterschied zwischen politisch engagierten Priestern und kontemplativem Klerus betont Wallenstein selbst im Gespräch mit dem Prior:

Ich hasse die Aftermönche, [...] denen Politik angelegener ist, als Religion und die mit ihrer bequemen Moral, den Bandwürmern gleich, die Gewissen der Großen umschlingen, ohne daß diese wissen was sie drückt. Aber ehrwürdig war mir immer der Orden, der dem, von den Wogen der Welt lang' umher getriebenen, einen Freyhaven beut [sic] und eine Stelle bereitet, von da sie ungestört ihren Blick über das Irrdische erheben können. (HW 110f.)

Halems Antijesuitismus ist also nicht mit Antiklerikalismus *tout court* zu verwechseln. Der moderate Aufklärer unterscheidet zwischen dem schädlichen Engagement mancher Priester in der Politik und der lobenswerten, genuinen Spiritualität kontemplativer Orden.

Viel radikaler ist die Position von Rebmann. In seinem *Hochverräther durch Cabale* wird schon in den ersten Seiten auf den dunklen Mythos einer jesuitischen Weltverschwörung hingewiesen: „[D]ie klügsten und schädlichsten aller Mönche, die Jesuiten“ (RW 1) und „der bigotte Kaiser Ferdinand II.“ führen einen Krieg, „in welchem der Orden die Menschheit aufreiben [will], um sich fester zu gründen“ (RW 11). Zentral ist in Rebmanns Version die Gegenüberstellung zwischen dem aufgeklärten Generalissimus und dem obskurantistischen Klerus, der gegen ihn konspiriert. Schon angesichts seiner ersten Absetzung wird Wallenstein als Opfer einer „Pfaffencabale“ (RW 18) beschrieben; jetzt bereiten die Jesuiten seinen endgültigen Fall vor, indem sie durch geheime Machenschaften sein öffentliches Bild von dem eines tapferen Helden zu dem eines lebensunwürdigen Verräters degradieren. Ins Pilsener Lager werden Spione geschickt, um den Hof über Verdacht erregende Tätigkeiten zu informieren:

Jeder Athemzug des Herzogs wurde belauert, täglich wiederholte Berichte von seinem rätselhaften Benehmen sollten jeden Rest von Zuneigung des Kaisers zu ihm töden und Ferdinands Misstrauen, hofte man, sollte den Herzog endlich bewegen, den Verrath wirklich zu begehen, dessen man ihn schuldig wissen wollte, um ihn zu stürzen. (RW 25)

Eine uns durch Halem bekannte Figur, Pater Quiroga, schnüffelt ebenso im Lager herum mit dem Auftrag, die Meinungen des Friedländers zum Kriegsablauf zu erkunden und Beweise für mögliche verräterische Pläne zu finden. Quiroga, „ein[] schlaue[r] Capuziner“ (RW 27), tritt als der geborene Schmeichler auf, „fein, wie eine Schlange, und geschmeidig, wie ein Aal“ (RW 28). Seine Schwatzhaftigkeit und seine gekünstelte Redeweise kontrastieren mit den nüchtern lapidaren Antworten Wallensteins, der nicht in das Netz des beredsamen Heuchlers, des „hinterlistige[n] Bube[n]“ (RW 39) gehen will. Zum Plan der Jesuiten gehört auch der genuesische Astrologe Seni, „ergraut in der Schule Loyolas“ (RW 68), der vergebens mit seinen Prophezeiungen versucht, Wallenstein zum Verrat zu verführen. Doch nichts Schuldhaftes ist an Wallenstein zu finden: Der Plan der Jesuiten, „Ferdinanden zum Verdacht, und endlich zur Nothwehr, und den Herzog zum Hochverrath zu zwingen“, um seine „Hinrichtung [...] vor der Welt rechtfertigen zu können“ (RW 24), scheint zuerst eklatant zu scheitern. Allerdings gibt Quiroga nicht auf und wartet wachsam auf einen falschen Schritt des Friedländers: „Eine zweideutige Handlung wirst du doch begehen, ein Geheimniß doch haben, das zu erfahren steht, sey es von dir selbst, oder von deinen Freunden, oder durch den Beichtstuhl. – Und bist du kein Verräther, so sollst du wenigstens einer scheinen“ (RW 68). Quiroga wendet sich an den italienischen Feldmarschall Piccolomini, einen der engsten Verbündeten Wallensteins, der aber den General beneidet, „weil die Größe desselben seine eigene Kleinheit sichtbarer machte“ (RW 70). Piccolomini „vermiethe[t]“ sich „zum Werkzeug der Mönche“ (RW 70): Als er angesichts des Pilsner Reverses begreift, dass Wallenstein nicht mehr im Dienste des Kaisers handeln will, denunziert er die geheime Treueerklärung bei den Jesuiten und gibt ihnen damit die Gelegenheit, ihre Kabalen in die Tat umzusetzen. Als Ferdinand den General zum zweiten Mal absetzt, reagiert der „schlaue[] Jesuit[]“ (RW 93) Lemmermann<sup>209</sup> mit Begeisterung: „Gelobt sey Gott, der unsre Bemühungen gegen diesen Feind der Kirche seegnete“ (RW 105). Doch die Entlassung genügt dem Beichtvater nicht: Wallenstein muss ein für allemal zerschlagen werden, und das kann nur passieren, indem man „die öffentliche Meinung von ihm zu vernichten“ (RW 107) vermag. Erfolgreich gelingt es den von Lemmermann ins Lager geschickten Priestern, Wallenstein zu

---

<sup>209</sup> So lautet der eingedeutschte Name des Beichtvaters Lamormaini. Bei Schiller heißt er Lamormain.

verleumden und zur Feindlichkeit gegen ihn anzustiften. Als Prag in die Hände der Protestanten fällt und alle in der Stadt befindlichen Soldaten – „von Mönchen [...] gedreht“ (RW 132) – sich gegen Wallenstein stellen, flieht dieser mit seinen Vertrauten nach Eger und plant seine Gegenoffensive.

Während Wallenstein den Anmarsch der Schweden und Sachsen nach Eger abwartet, tritt ein anderer Geistlicher in die Szene, der Pater Ignatius, ein „mit Instruktionen seiner Obern wohl versehen[er]“ (RW 142) Jesuit. Ignatius, eine fiktive Figur, deren Namen jedoch provokatorisch an den Gründer der Gesellschaft Jesu erinnert, spielt eine entscheidende Rolle bei der Ermordung Wallensteins, an deren Planung und Durchführung er eifrig teilnimmt. In einem Gespräch mit Leßlie schlägt der Priester vor, Wallenstein zu töten,<sup>210</sup> wozu sie jedoch die Hilfe des integren Kommandanten Gordon benötigen, der – wie Ignatius bemerkt – schwer zu bestechen oder zu einem Verbrechen zu überreden sein wird, „wenn wir nicht die äusserste Kunst anwenden, ihm hohe Erwartungen für sein künftiges Glück vor Augen zu bringen“ (RW 146). Nach einem langen Wortkampf<sup>211</sup> gelingt es dem Jesuiten, Gordon vom legitimen Mord an einem Verräter wie Wallenstein zu überzeugen. Aber nicht nur das: In Rebmanns Version ist es immer Ignatius, der sich die Vollziehung des Mordes ausdenkt und selbst den Mörder, den gefangenen Devereux, beauftragt. Die Vertrautheit des Jesuiten mit Verbrechen verduzt sogar seine Mitverschwörer: „Herr Pater! Sie sind in Intrigen eingeweihter als wir“ (RW 163), bewundert ihn Leslie mit Erstaunen.

Der heimtückische Ignatius, der seine Wortgewandtheit für grausame Delikte einsetzt und mit Kaltblütigkeit an Machinationen spinnt, verkörpert alle negativen Stereotypen, die im antijesuitischen Diskurs Ende des 18. Jahrhunderts kursierten. Als erfundene Figur ist er umso interessanter in der Ökonomie der rebmannschen Dichtung, da er als Allegorie der Redekunst, als Mittel der Verstellung, der Manipulation und der Verführung gedeutet werden kann. Durch diese Priesterfigur übt Rebmann Kritik an der Anwendung der Beredsamkeit in der Politik, an der Perversion der Rhetorik, die für verwerfliche Ziele eingesetzt wird. Zu Zeiten der Französischen Revolution war dies ein

---

<sup>210</sup> „Wenn ein Glied des Körpers den Brand hat; so nimmt der erfährne Wundarzt schnell das Messer zur Hand“ (RW 145).

<sup>211</sup> Gordons Mittäterschaft zur Ermordung Wallensteins ist nicht leicht zu gewinnen, da der Kommandant in seiner Gutseligkeit und Intelligenz die hinterlistigen Intentionen des Priesters hinter der Maske seiner Beredsamkeit erkennt: „Ihre Gründe blenden, aber eine innere Stimme in mir widerspricht Ihnen“ (RW 157); „Ihre Trugschlüsse sind umsonst. Ich kann nicht“ (RW 160).

dringliches Thema<sup>212</sup> und es verwundert nicht, dass Rebmann den „Tausendkünstler“ (RW 199) Ignatius als satanische Figur ausmalt. Von Gordon wird der Pater als „Abgesandter der Hölle“ (RW 160) bezeichnet, seine Beredsamkeit kann nicht anders als „aus der Hölle bestohlen“ sein, denn „so beschwächt Satan die Geister gegen den Schöpfer“ (RW 158). In ähnlicher Weise erahnt Devereux „ein höllisches Gewebe“ (RW 187) hinter dem Versprechen des Priesters, ihn gegen einen Gefallen aus seiner Gefangenschaft zu befreien: „Ist deine Rede nicht teuflischer Scherz, sendet dich nicht die Hölle, [...] o so sprich, Mönch, Teufel oder Halbgott, sprich, was soll ich thun“ (RW 185). Als er erfährt, dass er Wallenstein töten muss, um sein Leben und seine Geliebte zurückzugewinnen, muss er sich den Plänen des Jesuiten fügen, die ihm keine andere Wahl bieten: „böte mir Satan diesen Preiß um eine Verschwörung gegen den Schöpfer, ich müßte ihm folgen“ (RW 187).

Rebmann präsentiert Wallensteins Tod eindeutig als das Resultat einer Verschwörung der Katholiken. Der Friedländer stirbt, weil er es gewagt hatte, sich der Macht der Kirche zu widersetzen.<sup>213</sup> Mit noch schärferer Tonart als bei Halem wird hier die Hypothese eines jesuitischen Komplotts formuliert und eine allgemeinere Kritik am katholischen Klerus ausgeübt, der ausnahmslos als korrupt und machtbesessen stilisiert wird. Ironisch schließt Rebmann seine Wallenstein-Dichtung mit einem letzten Bild des schwachen Kaisers Ferdinand II., der in frommer Heuchelei „bei der Nachricht von des Herzogs Tod [weint]“ und „zur Ruhe seiner Seele dreitausend Seelmessen lesen [lässt]“ (RW 215).

In den Wallenstein-Dichtungen von Halem und Rebmann findet also die Aufhebung der Gesellschaft Jesu – ein „Schlüsselereignis in der Kulturgeschichte des 18. Jahrhunderts“<sup>214</sup> – literarische Verarbeitung. Beide Texte sind von Anspielungen auf die historische Vertreibung der Patres und auf die Abschaffung ihres Ordens durchzogen, und beide lassen eine diffuse Obsession mit der Einmischung der Jesuiten in politische Angelegenheiten spürbar werden, die mit den spätaufklärerischen Ängsten vor einer rückständigen Weltverschwörung zusammenhängen. Die Autoren projizieren den Antijesuitismus ihrer Zeit auf die Folie einer anderen historischen Epoche, die im Grunde

---

<sup>212</sup> Vgl. Ursula Geitner, *Die Sprache der Verstellung. Studien zum rhetorischen und anthropologischen Wissen im 17. und 18. Jahrhundert*, Max Niemeyer, Tübingen 1992, passim.

<sup>213</sup> „Wallenstein! Wallenstein! Warum mußt du dich mit der Kirche entzweyen!“, tadelt ihn Devereux nach dem Todesstoß (RW 213).

<sup>214</sup> Bernard Plonger, *Die Unterdrückung der Jesuiten*, in *Die Geschichte des Christentums*, a.a.O., Bd. 10, S. 165-173, hier S. 165.

dasselbe Phänomen erlebt hatte. Das Ziel ihrer Operation ist es, den historischen Stoff für die Gegenwart zu funktionalisieren und mehr oder weniger direkt, in sanfterer oder radikalerer Form an einer regen Polemik der Zeit zu partizipieren. Aus diesem Blickwinkel betrachtet, sind die textuellen Indizien der Jesuitenfeindlichkeit eine klare Stellungnahme gegen die von den Jesuiten verkörperte Idee einer machiavellistischen, von Ränkespielen durchsetzten politischen Führung. Wallenstein kämpft gegen Fanatismus und Aberglauben, aber auch gegen die Machinationen politisch ambitionierter Priester, die nur um der Macht willen agieren und das Gemeinwohl ihrer Mitmenschen missachten.

Die Dynamik von Verstellung, Kabale und Betrug, die im „schwarzen Mythos“ der Jesuiten sowohl im Herzen des Dreißigjährigen Krieges als auch im späten 18. Jahrhundert waltet, bietet *per se* ein äußerst produktives Material für die Konstruktion dramaturgischer Szenarien. Von eher kämpferischen als künstlerischen Motiven getrieben, scheinen jedoch Halem und Rebmann das enorme ästhetische Potential der Verschwörung in ihren Werken nicht völlig realisieren zu können. Erst Schiller, der in seiner Trilogie neben anderen Themen auch den Antijesuitismus streift, sollte dies verwirklichen.



## FÜNFTES KAPITEL

### Schillers *Wallenstein*-Trilogie (1800) im Schnittfeld zeitgenössischer Diskurse

#### 5.1. Die Entstehung der Trilogie und der Umgang mit dem historischen Stoff

Die Werke der *minores*, die im Verlauf der vorliegenden Arbeit präsentiert und untersucht worden sind, situieren sich chronologisch vor, während und nach Schillers Arbeit an der *Geschichte des dreißigjährigen Kriegs* (1790-1792) und an der *Wallenstein*-Trilogie (1798-1799 uraufgeführt, 1800 gedruckt). Die beiden Texte von Halem (1786), der *Thekla*-Roman von Naubert (1788) und das *Wallenstein*-Drama von Komareck (1789) gehen dem schillerschen Geschichtswerk voran. Vogts *Gustav Adolph* (1791) und Nauberts *Rosenberg* (1791) entstehen parallel zur periodischen Veröffentlichung der *Geschichte*, während Komarecks *Graf von Thurn* (1793) und Rebmanns *Hochverräther durch Cabale* (1794) sich in die Pause zwischen der Publikation der *Geschichte* und der Entstehung der *Wallenstein*-Tragödie einbetten. Vogts Aufsatz über den Friedländer (1805) und die *Warnerin*-Erzählung von Naubert (1807) erscheinen Anfang des 19. Jahrhunderts und führen schon in eine andere Phase der diskursiven und literarischen Verarbeitung des Dreißigjährigen Kriegs ein.

In diese Zeitspanne, in der sich das Interesse (nicht nur) deutscher Intellektuellen und Rezipienten für den historischen Stoff des Dreißigjährigen Kriegs verstärkt, fällt das wohl folgeträchtigste Ereignis des modernen Zeitalters, die Französische Revolution, die bedeutende Spuren im geistigen und soziopolitischen Leben der Zeit hinterlässt. In dieser Zeitspanne, die grob die letzten fünfzehn Jahre des 18. Jahrhunderts umfasst, erlebt Schiller wichtige Umwälzungen im Privaten: Er wird Professor und erreicht die lange erstrebte ökonomische Stabilität; er heiratet Lotte von Lengefeld und wird Vater; er intensiviert seine Kontakte mit Weimar, vor allem mit dem anfangs distanzierten Johann Wolfgang von Goethe, dessen Freundschaft nicht nur das restliche Leben Schillers, sondern auch sein literarisches Werk maßgebend prägen wird. Von großer Bedeutung sind darüber hinaus die intellektuellen Erfahrungen dieser Jahre: die professionelle Auseinandersetzung mit Geschichte und Philosophie, die Wendung zur ästhetischen Reflexion, die Errichtung eines eigenen kunsttheoretischen Gebäudes. Alle diese Erfahrungen halten Schiller fern vom Theater: Sein dramatisches Schweigen dauert fast

zehn Jahre. Als er sich im März 1796 „wirklich und in allem Ernst“ (NA XXVIII, 203) zu *Wallenstein* an den Schreibtisch setzt, ist Schiller ein ganz anderer Mensch, als er es 1787 bei der Vollendung des *Dom Karlos* war.<sup>1</sup>

Die Idee eines Theaterstücks über den Friedländer kommt relativ früh, noch während der Arbeit an der *Geschichte des dreißigjährigen Kriegs*.<sup>2</sup> Die ersten Zeugnisse dieses Projekts finden sich in der Korrespondenz mit Körner<sup>3</sup> und Karl Theodor von Dalberg<sup>4</sup> aus dem Frühjahr 1791. Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Konflikt des 17. Jahrhunderts legt also die Grundlage für das dramatische Werk, dessen Realisierung jedoch sukzessive verschoben wird. Die Arbeit am Geschichtswerk und später an den ästhetischen Schriften, sowie die mühevollen Tätigkeit als Herausgeber der *Thalia* und der *Horen* nehmen alle seine Kräfte in Anspruch. Im März 1794 teilt er Körner mit, er sei entschlossen, den alten Wallenstein-Plan „weiter auszuarbeiten“ (NA XXVI, 350), aber erst zwei Jahre später kommt es zur konkreten Textarbeit. Im Frühling 1796 revidiert Schiller seine bisher entstandenen Ideen und Notizen zum Drama,<sup>5</sup> und am 22. Oktober vermerkt er endlich in seinem Kalender: „An den Wallenstein gegangen“.<sup>6</sup>

Bald erschrickt aber der Autor vor den ihn erwartenden Schwierigkeiten. Zum einen ist er – wie bei der Verfassung der *Geschichte des dreißigjährigen Kriegs* – über die Größe der Aufgabe besorgt. Goethe meldet er im November 1796, dass die „Masse, die zu beherrschen ist,“ ihm „ungeheu[er]“ erscheint und dass er nur durch „heroisches Ausharren“ den „widerspenstigsten Stoff“ für sein Stück behandeln kann (NA XXIX, 5;

---

<sup>1</sup> Für eine detaillierte Beschreibung der Entstehungsgeschichte des Dramas vgl. Norbert Oellers, *Wallenstein (1800)*, in Matthias Luserke-Jaqui (Hg), *Schiller-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Metzler, Stuttgart u. Weimar 2011, S. 113-153, vor allem S. 113-120. Eine opulente Sammlung von privaten und zeitgenössischen Dokumenten zur Entstehung und frühen Rezeption des Dramas ist im ebenfalls von Oellers herausgegebenen Kommentarband zur Trilogie enthalten, der 2013 in der Neuedition der Nationalausgabe erschienen ist (NA VIII N/3, 45-308; 309-588).

<sup>2</sup> „Dieses Jahr [1790, D.V.] war wohl eines der glücklichsten in Schillers Leben, und der erste Gedanke, Wallensteins Abfall und Tod dramatisch zu bearbeiten, welcher bei dem Lesen der Quellen des dreißigjährigen Krieges entstand, war die Blüthe eines heitern in sich befriedigendes Daseyns. [...] Die Idee zum Wallenstein blieb die vorherrschende, und wäre vielleicht bald zur Ausführung gelangt. Aber ein harter Schlag traf Schillern [...]. Während eines Besuchs [...] in Erfurt [...] ward er [...] von einem heftigen Fieber angefallen“ (Caroline von Wolzogen, *Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eignen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner*, Cotta, Stuttgart u. Tübingen 1830, 2. Theil, S. 71f.; 76).

<sup>3</sup> „Lange habe ich nach einem Sujet gesucht, das begeisternd für mich wäre, endlich hat sich eins gefunden und zwar ein historisches“ (NA XXVI, 71).

<sup>4</sup> „Ihrem Wallenstein sehe ich mit Verlangen entgegen. Ich bin voraus überzeugt, daß Ihr Genius solches Kunst Werk erzeugen wird an dessen Licht und Flamme wahre Tugendfreunde, wahre Kriegs- und Staatsmänner sich erleuchten und erwärmen werden“ (NA XXXIV/1, 61). Es sei hier daran erinnert, dass Dalberg im Frühjahr 1790 ein Exemplar von Vogts *Gustav Adolph* an Schiller liefert (vgl. Kapitel 3.3.).

<sup>5</sup> Vgl. den Brief an Wilhelm von Humboldt vom 21. März 1796 (NA XXVIII, 202ff.).

<sup>6</sup> [Friedrich Schiller], *Schillers Kalender*, hg. v. Ernst Müller, Cotta, Stuttgart 1893, S. 31.



9). Zum anderen findet er das Sujet nicht tragödietauglich genug. Das sperrige historische Material lässt sich nicht ohne Mühe der rigiden Ökonomie der Gattung beugen<sup>7</sup> und der Hauptcharakter scheint ihm zu wenig groß, um tragisch zu sein: „Das eigentliche Schicksal thut noch zu wenig, und der eigne Fehler des Helden noch zuviel zu seinem Unglück“, schreibt er an Goethe (NA XXIX, 15). Solange Wallenstein die Verantwortung für seinen eigenen Untergang trägt, solange er nicht Opfer eines heteronomen, den Menschen beherrschenden Wirkungszusammenhangs ist, wird er eine untragische Gestalt bleiben. „Sein Character“, erklärt Schiller in einem Brief an Körner, „ist niemals edel und darf es nie seyn, und durchaus kann er nur furchtbar, nie eigentlich groß erscheinen“ (NA XXIX, 17). Mit den Worten Thomas Manns, der in der Kurzgeschichte *Schwere Stunde* (1905) die mühsame Entstehung der schillerschen Tragödie beschrieben hat, „[war] der Held [...] kein Held; er war unedel und kalt!“<sup>8</sup>

Diese Kompositionsschwierigkeiten löst der Autor allmählich im Schreibprozess. Die quantitative Größe der Materie, die er nach intensivem Quellenstudium wieder beherrscht, bewältigt er einerseits durch die Dreiteilung der Tragödie, die von Goethe empfohlen wird,<sup>9</sup> und andererseits durch eine Verdichtung und Komprimierung der historischen Ereignisse für die Bühne. Die Geschehnisse von etwa zwei Monaten drängt er auf vier Tage zusammen, und bei dieser zeitlichen Verdichtung operiert er ähnlich wie Halem: Vergangene Ereignisse werden im Stil des analytischen oder Enthüllungsdramas durch Dialoge rekonstruiert und Szenen, die sich historisch vor dem 22. und nach dem 25. Februar 1634 ereignet haben – wie die Audienz mit Questenberg, die Versammlung der Offiziere und die Beförderung Octavio Piccolominis – werden einfach in die Spielzeit des Dramas verschoben. Außerdem bedient sich Schiller in der Bankettszene eines typischen Verfahrens der Epik, nämlich der Ekphrasis eines Objekts, um historische Begebenheiten

---

<sup>7</sup> „Was die dramatische Handlung, als die Hauptsache, anbetrifft, so will mir der wahrhaft undankbare und unpoetische Stoff freilich noch nicht ganz parieren, es sind noch Lücken im Gange, und manches will sich gar nicht in die enge Grenzen einer Tragödien Oeconomie herein begeben“ (NA XXIX, 15); „Der Stoff ist [...] im höchsten Grad ungeschmeidig für einen solchen Zweck, er hat beynahe alles, was ihn davon ausschließen sollte“ (NA XXIX, 17).

<sup>8</sup> Thomas Mann, *Schwere Stunde*, in *Werke – Briefe – Tagebücher*, hg. v. Heinrich Detering, Eckhard Heftrich u. a., (=Große kommentierte Frankfurter Ausgabe), Bd. II/1, Fischer, Frankfurt am Main 2004, S. 419-428, hier S. 421. Zur Erzählung und zum Schiller-Bild von Mann vgl. Terence James Reed, *Thomas Mann und die literarische Tradition*, in Helmut Koopmann (Hg.), *Thomas-Mann-Handbuch*, 3. Aufl., Alfred Kröner, Stuttgart 2001, S. 95-136, vor allem S. 103-109.

<sup>9</sup> So schreibt Goethe am 2. Dezember 1797: „Sollte Sie der Gegenstand nicht am Ende noch gar nöthigen einen Cyklus von Stücken aufzustellen?“ (NA XXXVII/1, 184). Vgl. auch den Brief vom 28. Mai 1797 (NA XXXIV/1, 29f.). Die Entscheidung, *Wallenstein* in drei Stücke aufzuteilen, trifft Schiller erst im September 1798, nach einem Besuch bei Goethe.

bildhaft zu schildern: Der Kellermeister erklärt anhand der Dekorationen eines Pokals die bedeutendsten Wendepunkte der böhmischen Geschichte (NA VIII N/2, 580ff.).

Das Problem der Tragödientauglichkeit des niederen Stoffes löst Schiller durch den Rekurs auf die Verse. Im Brief an Goethe vom 2. Oktober 1797 beklagt der Autor die „Trockenheit“ des Wallenstein-Subjekts, das in seinen Augen „mehr als irgend eines der poetischen Liberalität“ bedürft (NA XXIX, 140f.). Am 4. November fängt er an, das Drama „in Jamben zu machen“.<sup>10</sup> Er entscheidet sich, das bisher in Prosa Geschriebene in den Knittelvers<sup>11</sup> zu überführen, um die „prosaischen [...] Motive“ aus dem Handlungsgewebe auszusondern: „Man sollte wirklich alles, was sich über das gemeine erheben muß, in Versen wenigstens anfänglich concipieren, denn das Platte kommt nirgends so ins Licht, als wenn es in gebundener Schreibart ausgesprochen wird“ – so der Dichter an Goethe (NA XXIX, 159f.). Durch den Rekurs auf eine rhythmische und poetische Sprache entwickelt Schiller eine „ganz ander[e] Gerichtsbarkeit“ über die Themen und Motive seines Stückes und emanzipiert die Handlung von der prosaischen Beschaffenheit des geschichtlichen Sujets (NA XXIX, 159). In diesem Sinne versucht er, nicht nur der historischen Faktizität getreu zu bleiben, sondern auch – wie es im bekannten Brief an Caroline von Beulwitz von Dezember 1788 heißt – die „Kunstwahrheit“ zu behaupten (NA XXV, 154).<sup>12</sup> Andererseits, so lässt sich argumentieren, will sich Schiller auch von bereits existierenden literarischen Texten zum selben Thema absetzen. In den Briefen aus der Zeit der Arbeit am *Wallenstein* weist der Autor nie auf die Trivialwerke der *minores* hin, allerdings scheint er die Erblast eines populär gewordenen und nicht immer kunstgemäß behandelten Stoffes zu spüren, dem er jetzt auch durch die Kraft der Sprache eine „poetische Dignität“ verleihen soll (NA XXIX, 160).

Schließlich, sich auf die komplexere Frage nach der Tragik des „unedlen“ Helden einlassend, findet Schiller bei Aristoteles eine Antwort.<sup>13</sup> Im April und Mai 1797 betreibt er auf Anregung Goethes eine intensive Lektüre der *Poetik*, deren präskriptive Natur er als junger Mann kritisiert hatte.<sup>14</sup> Trotz bleibender Vorbehalte erklärt sich Schiller in einem

---

<sup>10</sup> [Friedrich Schiller], *Schillers Calender*, a.a.O., S. 53.

<sup>11</sup> Der Knittelvers bleibt das Metrum des *Lagers*, während die beiden anderen Teile der Trilogie im Blankvers verfasst werden. Für eine ausführliche Analyse des Versmaßes in *Wallenstein* vgl. Barbara Lange, *Die Sprache von Schillers „Wallenstein“*, De Gruyter, Berlin 1973, S. 18-82.

<sup>12</sup> Hierzu vgl. Kapitel 1.3.5.

<sup>13</sup> Vgl. Hartmut Reinhardt, *Schillers „Wallenstein“ und Aristoteles*, in „Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft“, 20, 1976, S. 278-337.

<sup>14</sup> In der Vorrede der *Räuber* ist von der „Fülle ineinandergedrungener Realitäten“ die Rede, „die ich unmöglich in die allzuenge Pallisaden des Aristoteles und Batteux einkeilen konnte“ (NA III, 5). Batteux hatte in seinem Werk *Les beaux arts réduits à un même principe* (1746) eine auf dem aristotelischen Prinzip der Naturnachahmung fußende Kunstästhetik gründet.

Brief an Goethe vom 5. Mai als „sehr zufrieden“ von den Ausführungen des griechischen Philosophen (NA XXIX, 72): In der *Poetik* findet er nützliche Hinweise für die dramentechnische Arbeit und gewinnt tiefere Einsichten in die Tragödie als kodifizierte Gattung. Besonders das Prinzip der Subordination des Helden unter die Gesetze der Handlung überzeugt Schiller: „Daß er bei der Tragödie das Hauptgewicht in die Verknüpfung der Begebenheiten legt, heißt recht den Nagel auf den Kopf getroffen“ (NA XXIX, 74). Schiller bezieht sich hier auf jenen Passus der *Poetik*, in dem die Präponderanz der Fabel gegenüber den Charakteren sanktioniert wird: „Prinzip und [...] Seele der Tragödie ist [...] die durchorganisierte Handlungsdarstellung [...]; an zweiter Stelle steht die Charakterzeichnung“.<sup>15</sup> In die Praxis umgesetzt, bedeutet dieses Prinzip, dass Schiller nicht so sehr am moralischen Gewicht seiner Figur arbeiten soll,<sup>16</sup> um ihren Fall zu erklären, sondern an der Zusammenfügung der Begebenheiten, die sein Handeln bedingen: Das dramatische Geschehen muss so konstruiert werden, dass die Ereignisse selbst den Fall des Helden bestimmen, und Wallenstein auf diese Weise an Tragik gewinnt. Der Sturz des Protagonisten wird demnach lediglich durch die äußere Wirklichkeit motiviert, während sein Charakter und seine Gesinnungen bis zum Schluss geheimnisvoll und interpretationsbedürftig bleiben.

Nach der Klärung dieser poetischen, schreibstrategischen und dramentheoretischen Fragen widmet sich Schiller einer zügigeren Textarbeit, die in wenigen Monaten zur Fertigstellung des ersten Teils der Trilogie führt. Von Zeit zu Zeit wird die Arbeit durch Krankheitsanfälle und Schaffenskrisen erschwert: „Es ist ein Meer auszutrinken“, schreibt er an Körner am 25. Januar 1798, „und ich sehe manchmal das Ende nicht“ (NA XXIX, 194). Doch im Herbst desselben Jahres ist *Wallensteins Lager* fertig und am 12. Oktober wird es anlässlich der Wiedereröffnung des Weimarer Hoftheaters uraufgeführt. Drei Monate später, am 30. Januar 1799, werden *Die Piccolomini* zu Ehren des 42. Geburtstags der Herzogin Louise dem Weimarer Publikum vorgestellt. Abgeschlossen wird die

---

<sup>15</sup> Aristoteles, *Poetik*, 1450a-1450b. Die Übersetzung aus dem Griechischen ist von Arbogast Schmitt. Vgl. Aristoteles, *Werke in deutscher Übersetzung*, begr. v. Ernst Grumach, hg. v. Hellmut Flashar, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2008, Bd. 5., S. 11.

<sup>16</sup> Der *Poetik* folgend (1454b, vgl. ebd. S. 22), präsentiert Schiller seinen Helden nicht als eindeutig böse und bestrafungswürdig, sondern als einen gemischten Charakter, mit dem sich der Zuschauer identifizieren kann. Zur Bedeutung und Wirkung des mittleren, nicht extremen Charakters äußert sich Schiller bereits 1791 im Essay *Über die tragische Kunst*, in dem es heißt: „Der tragische Dichter giebt [...] mit Recht den gemischten Charakteren den Vorzug, und das Ideal seines Helden liegt in gleicher Entfernung zwischen dem ganz verwerflichen und dem vollkommenen“. So kann die Tragödie ihr Ziel erreichen, „den mitleidigen Affekt zu erregen“ (NA XX, 168). Zum gemischten Charakter vgl. Rolf-Peter Janz, *Affektmodellierung nach antiken Vorbildern? Schillers Wallenstein*, in Paolo Chiarini / Walter Hinderer (Hg.), *Schiller und die Antike*, a.a.O., S. 195-205, vor allem S. 196.

Tragödie am 17. März 1799,<sup>17</sup> und einen Monat später – am 20. April – findet die Uraufführung von *Wallensteins Tod* statt. Im August desselben Jahres beginnt Schiller die Bearbeitung des Dramas für die Druckfassung, die Ende Juni 1800 in zwei Teilen bei Cotta in Tübingen erscheint. Die Erstauflage von 3500 Exemplaren ist bald vergriffen, so dass in November schon nachgedruckt werden muss. In der Zwischenzeit erscheint in London die englische Übersetzung durch Samuel Taylor Coleridge, die ebenfalls einen großen Erfolg genießt und die nachhaltige internationale Rezeption der Tragödie inauguriert.

Als Schiller endlich die Feder niederlegt, räumt er Goethe gegenüber ein: „Neigung und Bedürfnis ziehen mich zu einem frei phantasierten, nicht historischen, und zu einem bloß leidenschaftlichen und menschlichen Stoff, denn Soldaten Helden und Herrscher habe ich vor jetzt herzlich satt“ (NA XXX, 39). Wenig später beginnt er jedoch mit der Arbeit an *Maria Stuart* (1800), einem anderen historischen Drama. Und mit der Geschichte wird er sich weiterhin bis zu seinem Tode beschäftigen. Für die Ziele dieser Arbeit kann es produktiv sein, darzulegen, wie Schiller mit Geschichte und Fiktion in seinen Dramen – vornehmlich im *Wallenstein* – umgeht bzw. wie er das Faktische und das Erfundene zusammenwebt. Norbert Oellers legt zu diesem Zweck den Unterschied zwischen ‚Geschichtsdrama‘ und ‚historischem Drama‘ fest und behauptet, dass Schiller „explizit historische Dramen“ verfasst habe:

Ein Geschichtsdrama [...] beansprucht, [...] geschichtliche Ereignisse zu vermitteln, also auch zu lehren, „was wirklich geschehen ist“ (Aristoteles), während der Dichter eines historischen Dramas [...] nicht die Genauigkeit geschichtlicher Fakten beobachtet, sondern den in der Regel dem Publikum bekannten Stoff aus der Geschichte nimmt, zum Zwecke der Poetisierung, das heißt der ‚Aufhebung‘ des Faktischen im Schönen.<sup>18</sup>

Selbst wenn über diese begriffliche Unterscheidung literaturgeschichtlich gestritten werden kann, ist sie für die Auslegung des besonderen Umgangs des Dramatikers Schiller mit dem historischen Stoff erhellend. In seiner akademischen Rede von 1789 weist der als Geschichtsphilosoph auftretende Autor auf die Lücken historischer Überlieferung hin und schreibt dem Geschichtsdarsteller die Aufgabe zu, die aus den Quellen bekannten Fakten durch Nexus und Analogien zu einem vollständigeren Ganzen zusammenzuführen. Dabei

---

<sup>17</sup> Vgl. [Friedrich Schiller], *Schillers Calender*, a.a.O., S. 74.

<sup>18</sup> Norbert Oellers, *Das Wallensteindrama und seine Stellung unter den historischen Dramen Schillers*, in Joachim Bahlcke / Christoph Kampmann (Hg.), *Wallensteinbilder im Widerstreit*, a.a.O., S. 95-105, hier S. 96f. Oellers bezieht sich auf die Stelle der *Poetik*, in der nach Aristoteles die Aufgabe des Dichters nicht darin bestehe, „die geschichtliche Wirklichkeit <einfach> wiederzugeben, [...] sondern etwas so <darzustellen>, wie es gemäß <innerer> Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit geschehen würde, d.h., was [...] möglich ist“ (*Poetik*, 1451a; vgl. Aristoteles, *Werke*, a.a.O., Bd. 5, S. 13).

betont er die kreative und interpretatorische Rolle des Historikers als „philosophischer Kopf“, der – in der Tradition des aufklärerischen Pragmatismus – aus einem „Aggregat von Bruchstücken“ ein „System“ schaffen soll (NA XVII, 373). Dieses System wird im Sinne des vorrevolutionären Geschichtsoptimismus des Autors mit einem „teleologische[n] Prinzip“ assoziiert, das der Historiker „aus sich selbst heraus“ nimmt und in Form eines „vernünftigen Zweck[es] in den Gang der Welt“ hineinliert (NA XVII, 374).<sup>19</sup> Dieser optimistischen, teleologischen Auffassung der geschichtlichen Prozesse kehrt Schiller aber den Rücken, sobald die in die Französische Revolution gesetzten Hoffnungen nach einem Fortschritt der Menschheit mit den Gewaltexzessen der *Terreur* vereitelt werden.<sup>20</sup> Was allerdings vom geschichtstheoretischen Programm der Vorlesung in späteren Jahren bleibt, ist der Glaube an die Bedeutung der Imagination und des Kombinationsvermögens bei der Beschäftigung mit der fragmentarischen Historie. Dies wird besonders in der dramatischen Produktion Schillers deutlich. In seinen historischen Dramen spielt der Autor mit dem überlieferten Stoff, er variiert und erweitert ihn. Er lässt sich nicht von den Mängeln der Geschichte entmutigen, sondern verführen, denn gerade die Leerstellen kann er mit eigenen Annahmen und Erfindungen füllen.<sup>21</sup> In der Freiheit der Poesie findet Schiller also ein Korrektiv für die Bruchstück- und Fehlerhaftigkeit der Geschichte. Ähnlich wie im Brief an Beulwitz, in dem er ankündigt, dass die „Geschichte [...] nur ein Magazin für [s]eine Phantasie“ darstelle (NA XXV, 154), schreibt Schiller an Goethe im August 1799:

Ueberhaupt glaube ich, daß man wohl thun würde, immer nur die allgemeine Situation, die Zeit und die Personen aus der Geschichte zu nehmen und alles übrige poetisch frey zu erfinden, wodurch eine mittlere Gattung von Stoffen entstünde welche die Vortheile des historischen Dramas mit dem erdichteten vereinigte. (NA XXX, 86)

Das hier evozierte Verfahren erinnert – *mutatis mutandis* – an die plastische Bearbeitung der Geschichte, die Benedikte Naubert in ihren Zweischichtenromanen realisiert.<sup>22</sup> Allerdings, wenn Naubert die gesamte Hauptgeschichte frei erfindet, und das Historische im Wesentlichen auf ein Gerüst reduziert, hält sich Schiller in der Praxis enger an das Überlieferte und leitet in der Regel nur Details, Kontouren und Verbindungsglieder ein, die

---

<sup>19</sup> Hierzu vgl. Kapitel 1.2.2. und 1.3.5.

<sup>20</sup> Vgl. Helmut Koopmann, *Schillers Wallenstein und der Ausbruch des Geschichtspessimismus*, in „Études germaniques“, 60.4, 2005, S. 745-759. Wie im Kapitel 1.3. dargelegt, erfährt der teleologische Optimismus der Antrittsrede bereits durch die *Geschichte des dreißigjährigen Kriegs* eine entscheidende Entkräftung. Hierzu vgl. auch Otto Dann, *Schillers Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs, geschrieben zur Zeit der französischen Revolution*, in „Études germaniques“, 60.4, 2005, S. 761-771.

<sup>21</sup> Vgl. Norbert Oellers, *Der Umgang des Dramatikers Schiller mit der Geschichte*, in „Jahrbuch der österreichischen Goethe-Gesellschaft“, 108-110, 2004-2006, S. 9-23.

<sup>22</sup> Hierzu vgl. Kapitel 2.2.2. und 2.3.3.

in den Quellen nicht vorhanden sind. Außerdem, indem er sich vom historisch Mimetischen emanzipiert, setzt sich Schiller bewusst in Gegensatz zu jenen Autoren trivialer Geschichtsdramen, die ihrem Publikum eine möglichst wahrheitsnahe Darstellung der Vergangenheit versprechen. Zwei Vertreter dieser Praxis sind Halem und Komareck, die in ihren jeweiligen Dramenvorreden auf die Geschichtstreue ihrer Dichtungen pochen: „Ich stelle Personen dar, wie sie *waren*, nicht wie sich sie die erhitzte Phantasie träumt“ (KT 7); „ich glaube, daß der historische Wallenstein ungefähr der gewesen ist, den ich darzustellen versucht habe“ (HW 3f.).

Schiller verfährt anders. Wie es im Prolog heißt, zielt er darauf ab, „das düstre Bild / Der Wahrheit in das heitre Reich der Kunst / Hinüber[zu]spiel[en]“: Die Ernsthaftigkeit der Geschichte und der Politik will er durch die „heiter[e] [...] Kunst“ auf eine höhere Ebene führen (NA VIII N/2, 457). Nicht nur die Komplexität und Nicht-Eindeutigkeit der Figur Wallensteins, die sich für die Polysemie der Literatur besonders gut eignen, reizen den Autor. Dichterisches Potential findet Schiller auch in der Ungewissheit der Quellen über einzelne Randfiguren wie die Gräfin Terzky und den Emporkömmling Buttler, deren Gewicht er in der dramatischen Handlung akzentuiert. Und dort, wo die Historie nicht reicht, erfindet Schiller funktionale Bindungsglieder – wie im Fall der Liebesgeschichte von Max und Thekla.<sup>23</sup> Das historische Material stellt also für Schiller ein unumgängliches *Mittel*, aber keinesfalls den *Zweck* der dramatischen Gestaltung dar. Daran unterscheidet sich seine Erfahrung als Dramatiker von der als Geschichtsschreiber entscheidend. Gewiss sind es keine getrennte Wege, die er begeht, wie die Werkgenese zeigt: Der Tragödienplan wächst aus dem Geschichtsstudium heraus, und zu den historischen Quellen kehrt Schiller bei der Arbeit am Drama kontinuierlich zurück. Allerdings ist es gerade die Beschaffenheit der historischen Überlieferung, die den Übergang von der Historiographie in die Dichtung durch die Freiheit der ästhetischen Darstellung ermöglicht: Die Geschichte Wallensteins ist dermaßen umstritten, parteilich und lückenhaft, dass sie den Dichter notwendigerweise zu einer literarischen Bearbeitung herausfordert.<sup>24</sup>

---

<sup>23</sup> Vgl. Norbert Oellers, *Der Umgang des Dramatikers Schiller mit der Geschichte*, a.a.O., S. 16-18. Zum Verhältnis von historischer und poetischer Wahrheit in der *Wallenstein*-Trilogie vgl. den Kommentar von Frithjof Stock in der Frankfurter Ausgabe (FA IV, 981-1000). Außerdem siehe Theodor Schieder, *Schiller als Historiker*, in *Begegnungen mit der Geschichte*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1962, S. 56-79, besonders S. 75-79; Peter Höying, *Kunst der Wahrheit oder Wahrheit der Kunst? Die Figur Wallenstein bei Schiller, Ranke und Golo Mann*, in „Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur“, 82, 1990, S. 142-156; Theo Elm, „Ein Ganzes der Kunst und der Wahrheit“. *Zum Verhältnis von Poesie und Historie in Schillers „Wallenstein“*, in Hans-Jörg Knobloch / Helmut Koopmann (Hg.), *Schiller heute*, Stauffenburg, Tübingen 1996, S. 83-97.

<sup>24</sup> In dieser Wendung von der *historischen* zur *poetischen Wahrheit* erblickt Helmut Koopmann eine Revision des in der Aufklärungshistorie herrschenden Primats der Vernunft: „Schiller [...] verläßt das Feld

In diesem Kapitel soll eine Untersuchung einzelner Aspekte der *Wallenstein*-Trilogie geboten werden, die sich vor dem Hintergrund der bisher durchgeführten Analysen der Texte der *minores* entfalten soll. In kontinuierlichem Dialog mit der üppigen Forschungsliteratur zu Schiller soll gezeigt werden, wie der Autor sein Drama konstruiert und welche Themenkomplexe er behandelt. In Anlehnung an die vorigen Kapiteln dieser Arbeit soll der Fokus insbesondere auf die Konvergenzen und Divergenzen, auf die Ähnlichkeiten und Unterschiede gerichtet werden, die sich zwischen Schillers Dichtung und den Texten der weniger bekannten Autoren feststellen lassen, die sich zur selben Zeit mit dem Dreißigjährigen Krieg als literarischem Stoff beschäftigt haben.

---

der Geschichte und die Darstellung einer Geschichtssystematik, die sich auf Ursache und Wirkung [...] gründet und in seinem vernünftigen Ziel den Endpunkt der Geschichte erkennt, und sieht sich genötigt, ein neues ‚System‘ zu entwerfen [...] auf dem Felde der Poesie“ (Helmut Koopmann, *Das Rad der Geschichte. Schiller und die Überwindung der aufgeklärten Geschichtsphilosophie*, in Otto Dann / Norbert Oellers / Ernst Osterkamp (Hg.), *Schiller als Historiker*, a.a.O., S. 59-76, hier S. 69).

## 5.2. Schiller und die anderen

Im Prolog zu *Wallensteins Lager* kündigt Schiller das Thema seines Stückes mit folgenden Worten an:

Zerfallen sehen wir in diesen Tagen  
Die alte feste Form, die einst vor hundert  
Und funfzig Jahren ein willkommner Friede  
Europens Reichen gab, die theure Frucht  
Von dreißig jammervollen Kriegesjahren.  
Noch einmal laßt des Dichters Phantasie  
Die düstre Zeit an euch vorüberführen,  
Und blicket froher in die Gegenwart  
Und in der Zukunft hoffnungsreiche Ferne. (NA VIII N/2, 455f.)

Neben dem starken Gegenwartsbezug<sup>25</sup> und der hoffnungsvollen Botschaft für die Zukunft, die allerdings vom Ausgang der Tragödie widerlegt wird, fällt an diesen Zeilen besonders die adverbiale Form „[n]och einmal“ auf. Schiller ist sich bewusst, dass das Thema des Dreißigjährigen Kriegs in der Literatur seiner Zeit schon eine beträchtliche Popularität genießt, und will diese Popularität im Prolog zu seinem Werk, also an prominenter Stelle, thematisieren. Andere Dichter haben bereits mit ihrer Einbildungskraft die „düstre Zeit“ des Konflikts für das wachsende geschichtsinteressierte Publikum rekonstruiert. Nun will Schiller versuchen, die Geschehnisse jener Epoche dramatisch zu gestalten, und mit einer Art *captatio benevolentiae* bittet er quasi seine Zuschauer um Geduld, weil sie „[n]och einmal“ mit dem Sujet konfrontiert werden. Ferner im Prolog, als er die Titelgestalt vorstellt, ohne sie jedoch namentlich zu nennen, schreibt Schiller:

Auf diesem finstern Zeitgrund malet sich  
Ein Unternehmen kühnen Übermuts  
Und ein verwegener Charakter ab.  
Ihr kennt ihn – den Schöpfer kühner Heere,  
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,  
Die Stütze und den Schrecken seines Kaisers,  
Des Glückes abentheuerlichen Sohn,  
Der von der Zeiten Gunst emporgetragen,  
Der Ehre höchste Staffeln rasch erstieg,  
Und ungesättigt immer weiter strebend,

---

<sup>25</sup> Schiller zieht hier eine Parallele zwischen dem Dreißigjährigen Krieg und der ihm gegenwärtigen Krise des europäischen Staatensystems nach dem Siebenjährigen Krieg und der Französischen Revolution. Der Bezug auf die Zeitgeschichte reduziert das Drama allerdings nicht auf ein Zeitstück: Die Geschichte bietet sicherlich das Material für eine Beschäftigung mit aktuellen Fragen, aber Schiller möchte erklärtermaßen das Politische als ein überzeitliches Phänomen analysieren, um „das allgemeine der Menschheit darzustellen“ (NA XXIX, 266). Vgl. Klaus Ludwig Berghahn, *Zum Drama Schillers*, in Walter Hinck (Hg.), *Handbuch des deutschen Dramas*, Bagel, Düsseldorf 1980, S. 157-173, hier S. 168f.



Der lapidare Ausdruck „Ihr kennet ihn“, der dem Gedankenstrich und einer langatmigen Akkumulation von Appositionen vorangeht, die den Friedländer durch seine bekanntesten Züge definiert, ist ebenfalls ein Hinweis auf die Popularität des gewählten Themas. Ende des 18. Jahrhunderts – noch *vor* Schillers Tragödie – gehört Wallenstein zum kulturellen Gemeingut der Deutschen.

Auf den kommenden Seiten soll analysiert werden, ob und inwiefern Schillers Trilogie mit den Werken der „anderen“ dialogisiert, die er im Prolog im Flüsterton zu evozieren scheint. Findet ein Gespräch mit den Texten der *auctores minores* statt, oder lässt sich zumindest eine Teilnahme an gemeinsamen Diskursen und Zusammenhängen konstatieren? Wie sich herausstellen wird, ist eine direkte Kenntnis der zeitgenössischen literarischen Quellen in einzelnen Fällen tatsächlich anzunehmen. In anderen Fällen lassen sich Konvergenzen zwischen Schillers Werk und den Texten der *minores* beobachten, die sich auf die Verwendung ähnlicher historiographischer Quellen oder auf die Herausarbeitung analoger Vorstellungen zurückführen lassen.

Ziel dieses Kapitel ist, die bisher behandelten Themenfelder und Fragenkomplexe, die umrissenen kulturellen, philosophischen und politischen Diskurse, die ideengeschichtlichen Schwerpunkte des späten 18. Jahrhunderts bei der Analyse des *Wallenstein* zusammenzuführen. Die vier ersten Abschnitte sind einem thematischen Vergleich mit den Wallenstein-Dichtungen der *minores* gewidmet. Zunächst soll die charakterliche Darstellung des Friedländers bei Schiller vor dem Hintergrund des anthropologischen und seelenkundlichen Diskurses dargelegt werden, der schon bei Halem, Komareck und Rebmann eine wichtige Rolle spielt (5.2.1.). Weiter soll der Frage nachgegangen werden, ob die Darstellung Wallensteins auch bei Schiller eine christologische Dimension aufweist (5.2.2.). Hiernach soll auf die Frage des Politischen, des zentralen Konflikts zwischen Ideal und Realität eingegangen werden (5.2.3.): Ist Wallenstein ein Aufklärer *ante litteram* wie bei Halem und Rebmann? Und woran scheitert sein politisches Projekt? In Anschluss an diese Fragen soll untersucht werden, mit welchen Absichten Schiller den antijesuitischen Diskurs in der Tragödie aufgreift (5.2.4.). Das Kapitel wird von zwei weiteren Abschnitten abgeschlossen, in denen einzelne Aspekte der Trilogie durch einen Vergleich mit den Texten von Vogt und Naubert beleuchtet werden. Zum einen wird der Fokus auf die Figur Heinrichs IV. von Frankreich gerichtet, den

Schiller – genauso wie Vogt – für seinen politischen Mut und für die Idee einer Neuordnung Europas sehr schätzte (5.2.5.). Zum anderen werden einige Anspielungen des Dramas auf die Romane *Thekla von Thurn* und *Graf Rosenberg* von Naubert analysiert, die für Schillers direkte Kenntnis der Texte sprechen und unter anderem eine Einsicht in seine Auseinandersetzung mit der Trivialliteratur bieten (5.2.6.).

### **5.2.1. „Kennst du mich so gut?“ Schillers Wallenstein als Verräter aus verlorener Ehre**

Im Prolog zum *Lager* verrät Schiller sofort seine Intention bei der dramatischen Gestaltung einer hoch komplexen und umstrittenen Figur wie Wallenstein. Seine Tragödie setzt sich eine andere Aufgabe als die Geschichtsschreibung, und diese Differenz thematisiert er in den berühmten Versen:

Von der Partheyen Gunst und Haß verwirrt  
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte,  
Doch euren Augen soll ihn jetzt die Kunst,  
Auch eurem Herzen, menschlich näher bringen. (NA VIII N/2, 456)

Schiller zieht eine Trennungslinie zwischen den Zielen der Geschichte und denen der Kunst: Jene formuliert schneidende Urteile, die je nach parteilicher Ausrichtung positiv oder negativ ausfallen können, diese möchte Einsicht und Empathie wecken; jene ist um die Formulierung eines Richterspruchs bemüht, diese um die szenische Aufführung eines breiteren Zusammenhangs, der die Komplexität des Menschlichen zur Anschauung bringen kann. Das Drama soll dem „Herzen“ des Publikums die Figur „*menschlich* näher bringen“: Das anthropologische Vermögen des Zuschauers muss stimuliert werden, damit er zur Sympathie mit dem Helden bewegt werden kann. Um die Worte Goethes zu verwenden: Was uns Schiller zeigen will, ist das „reinmenschliche“ an seiner Figur, das durch den „Schleyer“ der Geschichte „durchblickt“ (NA XXXVIII/1, 54).

Aber was weiß man genau über den Menschen Wallenstein? Ist er nicht ein Enigma geblieben? „Schwankt“ nicht „sein Charakterbild in der Geschichte“, zwischen „Gunst“ und „Haß“ verzerrt? Gerade deswegen, weil das historiographisch tradierte Bild Wallensteins so ambivalent ist, findet Schiller in dieser Figur ein hohes künstlerisches Potential. Der Autor „löst nicht das Rätsel des historischen Wallenstein [...], sondern er stellt die komplexe und rätselhafte historische Wirklichkeit in ihrer Komplexität und

Rätselhaftigkeit dar“.<sup>26</sup> In der gesamten Trilogie hat man niemals den Eindruck, Wallenstein wirklich zu kennen, seine Psyche zu durchschauen, seine Handlungen (bzw. seine Lähmung) zu verstehen. Und diese Ungewissheit um den Charakter des Generals, diese Ambiguität schafft Schiller selbstverständlich mit Absicht. Dies lässt sich im Stück sehr gut beobachten, als das Geheimnisvolle, das Undurchdringbare an Wallenstein ausdrücklich thematisiert wird. Auf die Provokation von Terzky reagierend, er solle überzeugender bei den Verhandlungen mit dem Feind vorgehen, weil dieser sonst denken würde, dass er genasführt wird, antwortet der Friedländer „nach einer Pause, indem er ihn scharf ansieht“:

Und woher weißt du, daß ich ihn nicht wirklich  
Zum Besten habe? Daß ich nicht euch alle  
Zum Besten habe? Kennst du mich so gut?  
Ich wüßte nicht, daß ich mein Innerstes  
Dir aufgethan – (NA VIII N/2, 535)

Von Wallenstein sind viele „Masken“ (NA VIII N/2, 535) zu sehen, aber sein „Innerstes“ bleibt in der Tat undurchsichtig. Und zwar nicht nur in den Augen Terzkys, sondern auch in denen des Zuschauers (und vielleicht desselben Schiller). „Kennst du mich so gut?“, lautet die rhetorische Frage, die er mit Spott denjenigen stellt, die seine Seele zu begreifen glauben.<sup>27</sup> Diese Rätselhaftigkeit, dieses Unwissen um Wallenstein kommt auch in einem Gespräch zwischen Terzky und Tillo zum Ausdruck: „Ich kann mich manchmal gar nicht in ihn finden“, sagt Terzky, „[u]nd meyn’ich nun, ich hab ihn – weg, auf einmal / Entschlüpft er“ (NA VIII N/2, 552). Die Erfahrung des Feldmarschalls ist zugleich die Erfahrung des Zuschauers: Wallenstein bleibt eine mysteriöse Figur, seine Gedanken sind schwer zu entziffern, seine Handlungen unberechenbar.

Mithilfe solcher Hinweise problematisiert Schiller die Psyche und das Gesamtbild seines Helden, und zugleich die heuristischen Möglichkeiten seiner eigenen Anthropologie. Indem er Wallenstein aus verschiedenen Perspektiven präsentiert, indem er seine Ambiguität hervorhebt, setzt der Autor einerseits die dramaturgische Dynamik und die Verhältnisse zwischen den Figuren in Bewegung und lässt andererseits ein eindeutiges Urteil über die Schuld des Helden ausfallen. Während frühere Interpretationen – in der Geschichtsschreibung wie in der Literatur – zur Einseitigkeit geneigt haben, bezieht

---

<sup>26</sup> Walter Hinderer, *Wallenstein*, in Walter Hinderer (Hg.), *Schillers Dramen. Interpretationen*, Reclam, Stuttgart 1992, S. 202-279, hier S. 273.

<sup>27</sup> Zu dieser Textstelle siehe auch Kurt May, *Schillers „Wallenstein“*, in *Form und Bedeutung. Interpretationen deutscher Dichtung des 18. und 19. Jahrhunderts*, Klett, Stuttgart 1957, S. 178-242, hier S. 192f.

Schiller keine klare und endgültige Position gegenüber Wallenstein, sondern zeigt die Widersprüche und Risse seines Charakters auf. Das war ihm zum Teil schon in der *Geschichte des dreißigjährigen Kriegs* gelungen, aber im Drama wird die Ambiguität der Figur womöglich noch gesteigert und amplifiziert. Dementsprechend hat sich die Forschung im Verlaufe der Jahrzehnte mal für die Schuld,<sup>28</sup> mal für die Unschuld<sup>29</sup> von Schillers Wallenstein ausgesprochen. Viel plausibler erscheint aber eine Deutung, die beide Aspekte einschließt, die also Schillers Problematisierung der Gestalt Rechnung trägt.<sup>30</sup> Denn in der Tragödie wird der General *sowohl* als Verräter *als auch* als Opfer präsentiert: Er ist beides, und das eine schließt das andere nicht aus. Er rebelliert, weil er fällt, *und* fällt, weil er rebelliert.

Schillers Gestaltung der *dramatis persona* Wallenstein distanziert sich somit von den kondemnatorischen Urteilen, welche die frühe Wallenstein-Literatur – etwa die moralisch angelegten Jesuitendramen des späten 17. und frühen 18. Jahrhunderts – gekennzeichnet haben,<sup>31</sup> und scheint eher den Dichtungen von Halem, Komareck und Rebmann näher zu stehen. Wie diese entwirft Schiller das Bild eines modernen, psychologisch komplexen Menschen, dessen Gedanken und Handlungen als Reaktionen auf äußere Umstände zu verstehen sind. Insbesondere konnotiert er seinen Helden, genauso wie die drei *minores*, als einen Verräter aus gekränktem Stolz, als einen Rebellen aus verletzter Ehre.<sup>32</sup> Anders als Halem, Komareck und Rebmann, die durch betont apologetische Züge eine Rehabilitierung des lange verdammten Friedländers versuchen, verfolgt Schiller allerdings keine rechtfertigende, sondern eine ausgleichende Absicht: Er entlastet nicht den historischen Wallenstein von seiner Schuld, sondern versucht, die entgegengesetzten Urteile über ihn in der dramatischen Gestalt zusammenzufassen und auszubalancieren. Im Folgenden soll auf zwei Darstellungsverfahren des Dramatikers und Psychologen Schiller eingegangen werden: zum einen auf die Interpretation von Wallensteins Treubruch als Folge der erlittenen Beleidigung nach dem Regensburger

---

<sup>28</sup> Vgl. zum Beispiel die Bemerkungen von Hermann Schneider und Liselotte Blumenthal im Kommentar zum Drama in der alten Edition der Nationalausgabe („Wallenstein fällt, weil er rebelliert“, NA VIII 358), oder die entschiedene Verurteilung von Ellis Finger, *The Role of Gordon in Wallensteins Tod*, in „The German Quarterly“, 51.3, 1978, S. 305-319: „Schiller [...] regarded him as clearly guilty of treason against the crown“ (S. 316).

<sup>29</sup> Vgl. exemplarisch Rolf N. Linn, *Wallenstein's Innocence*, in „The Germanic Review“, 34.3, 1959, S. 200-208: „Wallenstein [...] never intends treason; [...] he is guilty only of trying to preserve his tremendous power, the limits of which he does not understand“ (S. 200).

<sup>30</sup> Vgl. Walter Hinderer, *Der Mensch in der Geschichte. Ein Versuch über Schillers Wallenstein*, Athenäum, Königstein im Taunus 1980, passim; Eugene Moutoux, *Wallenstein: Guilty and Innocent*, in „The Germanic Review“, 57.1, 1982, S. 23-27; Steffen Davies, *The Wallenstein Figure*, a.a.O., S. 35-45.

<sup>31</sup> Vgl. Maria Wolf, *Wallenstein als Dramenheld*, a.a.O., S. 10-111.

<sup>32</sup> Vgl. Kapitel 4.3.3.

Kurfürstentag; zum anderen die Schilderung des Charakters Wallensteins nicht als fixes, vorgegebenes Konstrukt, sondern als Produkt der dramatischen Handlung.

Die Komplexität der Figur Wallensteins hat ihren Ursprung im bereits erwähnten Interesse Schillers für psychologische und anthropologische Sachverhalte.<sup>33</sup> Die Auseinandersetzung des Autors mit der Seelenkunde bleibt auch für die Analyse der *Wallenstein*-Trilogie ein wichtiger Bezugspunkt. Denn nur durch eine Vertiefung in die persönliche Geschichte und in die inneren Triebfedern des Protagonisten kann Schiller sein Versprechen halten, Wallenstein dem Zuschauer „menschlich näher [zu] bringen“. Um diese Nähe zu erreichen, erinnert Schiller – wie die *minores* – an die 1630 vom Kaiser entschiedene Absetzung Wallensteins und präsentiert sie als eine schwer zu verdauende Beleidigung, die beim General ein starkes Bedürfnis nach Vergeltung auslöst. Dass diese Degradierung einen bedeutenden Angelpunkt im Schicksal des Helden darstellt, hat Schiller bereits im zweiten Band seiner *Geschichte* deutlich gemacht:

[D]er Raub, der an ihm selbst verübt wurde, machte ihn zum Räuber. Durch keine Beleidigung gereizt, hätte er folgsam seine Bahn um die Majestät des Thrones beschrieben, zufrieden mit dem Ruhme, der glänzendste seiner Trabanten zu seyn; erst nachdem man ihn gewaltsam aus seinem Kreise stieß, verwirrte er das System, dem er angehörte, und stürzte sich zermalmend auf seine Sonne. (NA XVIII, 234)

Dem Historiker Schiller zufolge, fasst Wallenstein nach Regensburg den Vorsatz, den Kaiser zu verraten, um seine verlorene Ehre wiederherzustellen. Sobald er für die katholische Partei wieder unentbehrlich wird, konzentriert er die gesamte Macht in seiner Hand und versucht, sich für das erlittene Unrecht zu rächen. Diese Interpretation findet sich schon in den historiographischen Quellen umrissen, in der habsburgischen Staatsschrift etwa, die den Mord des Friedländers offiziell zu rechtfertigen versucht, aber auch in den *Beyträgen* von Murr, in denen im Gegenteil der Verratsplan Wallensteins durch die Regensburger Kränkung eine gewisse moralische Entlastung erfährt.<sup>34</sup>

In der Tragödie wird die Absetzung an verschiedenen Stellen evoziert und ebenfalls als Grund großer Demütigung für Wallenstein präsentiert. Als erster erwähnt derselbe Protagonist im zweiten Aufzug der *Piccolomini* die erlebte Beleidigung, und konnotiert sie ironisch als die undankbare „Belohnung“ des Kaisers für die zahlreichen Siege seines Heers:

---

<sup>33</sup> Vgl. Kapitel 1.3.4. und 4.3.2.

<sup>34</sup> Schiller soll gerade nach der Lektüre der *Beyträge* das Motiv des Verräters aus verlorener Ehre schärfer herausgearbeitet haben. Vgl. Holger Mannigel, *Wallenstein in Weimar, Wien und Berlin*, a.a.O., S. 52f.

Da war noch eine Zeit! Im ganzen Kaiserstaate  
Kein Nam' geehrt, gefeyert wie der meine [...]  
Doch auf dem Regenspurger Fürstentag  
Da brach es auf! Da lag es kund und offen,  
Aus welchem Beutel ich gewirtschaft't hatte.  
Und was war nun mein Dank dafür, daß ich,  
Ein treuer Fürstenknecht, der Völker Fluch  
Auf mich gebürdet – diesen Krieg, der nur  
*Ihn* groß gemacht, die Fürsten zahlen lassen?  
Was? Aufgeopfert wurd' ich ihren Klagen,  
– Abgesetzt wurd' ich. (NA VIII N/2, 545f.)

Dass diese Aufopferung, diese Absetzung zur charakterlichen Verwandlung der Figur entscheidend beigetragen hat, betont die Herzogin im dritten Aufzug von *Wallensteins Tod*. Früher – so erzählt sie ihrer Tochter Thekla – war Wallenstein

noch der fröhlich strebende,  
Sein Ehrgeiz war ein mild erwärmend Feuer,  
Noch nicht die Flamme, die verzehrend ras't.  
Der Kaiser liebte ihn, vertraute ihm,  
Und was er anfang, das muß ihm gerathen.  
Doch seit dem Unglückstag zu Regensburg,  
Der ihn von seiner Höh herunter stürzte,  
Ist ein unsteter, ungesell'ger Geist  
Argwöhnisch, finster, über ihn gekommen. (NA VIII N/2, 667)

Mit dem Schicksalsschlag der Entlassung findet eine negative Entwicklung in Wallensteins Charakter statt.<sup>35</sup> Der General fühlt sich tief verletzt, weil er die Liebe und das Vertrauen des Kaisers verloren hat. Außerdem wird er von einer Machtposition gestürzt, die er mit Mühe und Leidenschaft erkämpft hatte, und kann keine Ruhe mehr finden. Sein Ehrgeiz verwandelt sich vom „mild erwärmend[en] Feuer“ in eine rasende „Flamme“: Er wird zum Rachedämon, seine Ziele ändern sich radikal. Wie der Wallenstein der *minores* strebt er nun die böhmische Krone als Ersatz für die gekränkte Ehre an.<sup>36</sup>

Schiller präsentiert die Absetzung Wallensteins als Wendepunkt für die Definition zweier Wallenstein-Bilder, mit denen der Zuschauer konfrontiert wird. Es gibt einen Wallenstein *vor* und einen Wallenstein *nach* Regensburg. Der erste wird von den Anhängern im Lager und unter den treuen Offizieren verehrt, er ist der Wallenstein, den

---

<sup>35</sup> Laut Eckhard Heftrich stellt die Absetzung die echte Tragödie des Titelhelden dar: „Sie hat ihn buchstäblich traumatisiert, und was Schiller vorführt, ist Wallensteins verzweifelter Versuch, die immer drohende Wiederholung jener Absetzung zu vermeiden“, was ihn letztendlich zu einem „gelähmten Helden“ mache (Eckhard Heftrich, *Das Schicksal in Schillers „Wallenstein“*, in Wolfgang Wittkowski (Hg.), *Friedrich Schiller*, a.a.O., S. 113-121, hier S. 119).

<sup>36</sup> Mehr hierzu im Kapitel 5.2.3.

die Herzogin beschreibt und der junge strebende Geist, den auch Gordon gekannt hat.<sup>37</sup> Der zweite ist der Wallenstein, der auf der Bühne zu sehen ist. Er wird im *Lager* als eine hervorragende Figur vorgestellt und, als er mit enttäuschender Normalität in den *Piccolomini* auftritt, wird seine gloriose Reputation antiklimatisch dekonstruiert.<sup>38</sup> Die Diskrepanz zwischen dem Mythos des Friedländers, der durch die „Gesinnungen und Meinungen“ (NA XXIX, 265) seiner Anhänger zum Ausdruck kommt, und dem tatsächlichen Verhalten der Figur, die auf der Bühne zu sehen ist, erhöht die Vielseitigkeit und Widersprüchlichkeit Wallensteins, und hebt den Hiatus zwischen Schein und Sein hervor, der die Handlung beseelt.<sup>39</sup> An der *dramatis persona* Wallentein ist wenig von ihrer viel beschworenen Überlegenheit zu erkennen: Nicht nur an charakterlicher Größe fehlt er, sondern auch an Moralität und Fähigkeit zur Selbstbestimmung. Es wird die Hypothese entworfen, die 1630 beschlossene Absetzung hätte die Persönlichkeit des Generals zutiefst verändert und seinen Mythos wie eine Luftblase zerplatzen lassen. Mit Leslie Sharpe gesagt: „Regensburg has broken the spell“.<sup>40</sup>

Durch diese Betonung einer psychologisch motivierten Ursache von Wallensteins (intendiertem) Verrat an Ferdinand II., durch die Hervorhebung der verletzten Ehre und der Rache als Beweggründe für die Verhandlungen mit den Feinden rückt Schiller tatsächlich seinen Dramenheld in die Nähe von Christian Wolf, den Sonnenwirt der Erzählung *Verbrecher aus verlorener Ehre*.<sup>41</sup> Die Psychologie des Friedländers folgt in gewissem Sinne dem anthropologischen Schema, das Schiller in seinem frühen Werk ausgearbeitet hat. Wallenstein, dessen Name von jeder Seite „geehrt, gefeyert“ wurde,<sup>42</sup> wird durch den „Raub“ seiner Ehre, durch die Infamie der Entlassung selbst „zum Räuber“. Wie in der *Verbrecher*-Erzählung zeigt der Seelenkundler Schiller in der Trilogie, inwiefern der Druck äußerer Umstände eine zentrale Rolle bei der Konturierung charakterlicher Eigenschaften spielen kann: Wallenstein wird zum Verräter des Kaisers, um die Schmach von Regensburg zu vergelten, genauso wie Wolf aus sozialer Exklusion

---

<sup>37</sup> Gordon präsentiert einen ambitionierten Wallenstein, der erst seit dem legendenhaften Sturz aus einem Fenster immer „[t]iefsinn’ger“ wurde und despotische Absichten zu verfolgen begann: „Mit schnellem Schritt, ich sah ihn schwindelnd gehen, / Ward Graf und Fürst und Herzog und Diktator, / Und jetzt ist alles ihm zu klein, er streckt / Die Hände nach der Königskrone aus, / Und stürzt in unermeßliches Verderben!“ (NA VIII N/2, 716f.).

<sup>38</sup> Vgl. Leslie Sharpe, *Schiller and Goethe’s „Egmont“*, in „The Modern Language Review“, 77.3, 1982, S. 629-645, hier S. 642. Vgl. auch Ernst Leopold Stahl, *The Realist as Hero. Wallenstein*, in *Friedrich Schiller’s Drama. Theory and Practice*, Clarendon, Oxford 1954, S. 88-105, hier S. 93.

<sup>39</sup> Vgl. Walter Hinderer, *Der Mensch in der Geschichte*, a.a.O., S. 45.

<sup>40</sup> Leslie Sharpe, *Schiller and Goethe’s „Egmont“*, a.a.O., S. 641.

<sup>41</sup> Vgl. Kapitel 4.3.2.

<sup>42</sup> „Einst war mir dieser Ferdinand so huldreich; / Er liebte mich, er hielt mich werth, ich stand / Der nächste seinem Herzen. Welchen Fürsten / Hat er geehrt wie mich? – Und so zu enden!“ (NA VIII N/2, 633).

und aufgrund der kontinuierlichen Demütigungen seinen Nebenbuhler ermordet.<sup>43</sup> Da die Psyche eines Individuums nicht von Anfang an definiert ist, sondern sich durch persönliche Erfahrungen und äußere Stimuli verändert, so ist der Mensch an sich weder gut noch böse, sondern einfach komplex. Diese Komplexität erklärt Schiller im essayistischen Eingang der *Verbrecher*-Erzählung, indem er ein breites Spektrum an Entfaltungsmöglichkeiten der Gefühle bei jedem Individuum erkennt:

Es ist etwas so Einförmiges und doch wieder so Zusammengesetztes, das menschliche Herz. Eine und eben dieselbe Fertigkeit oder Begierde kann in tausenderlei Formen und Richtungen spielen, kann tausend widersprechende Phänomene bewirken, kann in tausend Charakteren anders gemischt erscheinen, und tausend ungleiche Charaktere und Handlungen können wieder aus einerlei Neigungen gesponnen sein [...]. (NA XVI, 7)

Die unterschiedliche charakterliche Beschaffung der Menschen lässt sich also auf die unterschiedliche Zusammensetzung der Affekte und Zustände in der Psyche des Einzelnen zurückführen. Dazu kommen die „veränderlichen Bedingungen“ der Umwelt (NA XVI, 9), die unterschiedlichen Lebenssituationen, die einem Individuum widerfahren und sein Handeln entscheidend prägen.

In seinen klassischen Dramen führt Schiller diese Einsichten eine Ebene weiter. Nicht nur gibt es keinen festen Charakter mit gegebenen Persönlichkeitsmerkmalen, nicht nur ist der Mensch ein sehr wandelbares Bündel von Emotionen und Gedanken, sondern sein Schicksal wird unvermeidbar von den Entwicklungen der äußeren Wirklichkeit bestimmt. Wie Max Kommerell schon im Aufsatz *Schiller als Psychologe* (1936) beobachtet, ist es „die Tat“, die „den Charakter schafft und nicht der Charakter die Tat“.<sup>44</sup> Die Figuren der späten Dramen Schillers unterliegen keinem prädefinierten Schema, das angeborene charakterliche Eigenschaften postuliert, sondern bleiben im Verlauf der Stücke dem Wandel ausgesetzt, der der Handlung inhärent ist. Dies gilt insbesondere für

---

<sup>43</sup> Zu Wallenstein als Verbrecher aus verlorener Ehre siehe u.a. Lesley Sharpe, *Schiller and the Historical Character*, a.a.O., S. 84f.; Dieter Borchmeyer, *Ethik und Politik in Schillers „Wallenstein“*, in Wolfgang Wittkowski (Hg.), *Verantwortung und Utopie. Zur Literatur der Goethezeit. Ein Symposium*, Max Niemeyer, Tübingen 1988, S. 256-275, hier S. 263f.

<sup>44</sup> Max Kommerell, *Schiller als Psychologe*, in *Geist und Buchstabe der Dichtung. Goethe – Schiller – Kleist – Hölderlin*, 6. Aufl., Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main 2009, S. 175-242, hier S. 185. Der Schriftsteller Otto Ludwig kommt zum ähnlichen Schluss, dass Wallenstein „jedesmal das ist, wozu ihn die Situation macht“: Er „[macht] nie die Situation [...], sondern [wird] jedesmal von der Situation gemacht“ (Otto Ludwig, *Wallenstein von Schiller*, in *Shakespeare-Studien. Aus dem Nachlasse des Dichters*, hg. v. Moritz Heydrich, Cnobloch, Leipzig 1872, S. 56-61, hier S. 57). Zu Kommerell als Leser Schillers vgl. Walter Busch, *La modernità del classicismo tedesco. Max Kommerell legge Friedrich Schiller* und Gabriella Pelloni, *Schiller psicologo della modernità nella lettura di Max Kommerell*, in Merio Scattola / Gabriella Pelloni / Arno Schneider (Hg.), *Schiller tra le due guerre*, Unipress, Padova 2013, S. 65-85; 87-112.



*Wallenstein*: Der Charakter des Friedländers ist bei Schiller immer im Werden begriffen. So schafft *Wallensteins Lager* Erwartungen im Zuschauer, die auf die Vorstellung eines festen Charakters zurückgehen, damit diese Erwartungen dann im Laufe der Handlung enttäuscht werden. Die Festigkeit, die organische Konsistenz des Helden wird zum Beispiel in der Einheit des ethnisch differenzierten Heers evoziert, das Wallenstein allein durch seine Person „zusammen geschmiedet“ hat (NA VIII N/2, 489),<sup>45</sup> sowie in der Illusion der absoluten Freiheit des Friedländers, der nach seinen Soldaten „alles vermag und kann“ (NA VIII N/2, 475).<sup>46</sup> Diese Illusionen der kohärenten Einheit und absoluten Freiheit von Wallenstein werden im Laufe der Tragödie durch dessen charakterliche Ambivalenz und durch den Zwang der Notwendigkeit demontiert.

Die psychologische Vertiefung des Helden ist also insofern wichtig, weil sie eine anthropologische Problematisierung seiner Lage ermöglicht, weil sie den Menschen Wallenstein in seiner Komplexität zeigt und ihn dem Zuschauer dadurch „näher bring[t]“. Gleich ist diesem Näher-bringen aber auch Verfremdung eingeschrieben. Dies erreicht Schiller dramaturgisch durch die Prominenz der Handlung (Mythos, *μύθος*) über den Charakter (Ethos, *ἦθος*), die mit der bereits angesprochenen Lektüre Aristoteles zusammenhängt.<sup>47</sup> Da der historische Wallenstein nach Schiller eine weder edle noch große Figur ist,<sup>48</sup> so muss er in der Dichtung von der „Verknüpfung der Begebenheiten“ (NA XXIX, 74) sein tragisches Gewicht, seine Reife für die Bühne erhalten. Diese Verknüpfung, aus der die Tragik entsteht, ist vom Netz der Intrige gegeben, das um Wallenstein gesponnen wird, aber auch von der Realitätsblindheit desselben Protagonisten, der nicht Feind von Freund unterscheiden kann,<sup>49</sup> sowie vom Glauben an die Astrologie, der sein Handeln retardierte.

---

<sup>45</sup> „Sehn wir nicht aus, wie aus Einem Spahn? / Stehn wir nicht gegen den Feind geschlossen, / Recht wie zusammengeleimt und gegossen?“ (NA VIII N/2, 488f.).

<sup>46</sup> So rufen die Soldaten: „Absolute Gewalt hat er, [...] / Krieg zu führen und Frieden zu schließen, / Geld und Gut kann er konfiscieren, / Kann henken lassen und pardonieren“ (NA VIII N/2, 490). Und in den *Piccolomini* bezeichnet Questenberg Wallenstein als „allvermögend[]“ und exklamiert: „Hier [im Lager, D.V.] ist kein Kaiser mehr. Der Fürst ist Kaiser!“ (NA VIII N/2, 514).

<sup>47</sup> Vgl. Hartmut Reinhardt, *Schillers „Wallenstein“ und Aristoteles*, a.a.O., insbesondere S. 308-312.

<sup>48</sup> In einem Brief vom 1. März 1799 an Karl August Böttiger schreibt er: „Der historische Wallenstein war nicht groß, der poetische sollte es nie seyn. Der Wallenstein in der Geschichte hatte die Präsumtion für sich, ein großer Feldherr zu seyn, weil er glücklich, gewaltthätig und keck war [...]. Aber in seinem Betragen war er schwankend und unentschlossen, in seinen Plänen phantastisch und excentrisch und in der letzten Handlung seines Lebens, der Verschwörung gegen den Kaiser, schwach, unbestimmt, ja sogar ungeschickt“ (NA XXX, 34).

<sup>49</sup> Es ist interessant zu bemerken, dass die verhängnisvolle Selbsttäuschung Wallensteins anthropologisch motiviert ist, denn sie gründet auf seiner Unkenntnis des Menschen. Wallenstein weiß nicht, dass er verraten ist, weil er die Menschen um sich nicht kennt: Er glaubt, „des Menschen Kern untersucht“ zu haben, und „sein Wollen und sein Handeln“ zu wissen, aber er irrt sich (NA VIII N/2, 646).

Alle diese Aspekte sind Teil einer größeren externen Wirklichkeit, einer schicksalhaften Dimension, die den Menschen regiert. Durch die Kunst, „die alles / Begrenzt und bindet“, präsentiert Schiller „den Menschen in des Lebens Drang“ und verringert dadurch die Last seiner Schuld (NA VIII N/2, 456). Somit intoniert er zugleich ein zentrales Thema des Dramas, nämlich das Problem der Freiheit des Menschen in der Geschichte.<sup>50</sup> Wallenstein strebt zwar nach einer vollkommenen Freiheit des Handelns, aber er kann sie in der Realität aus verschiedenen Gründen nicht erreichen. Zuerst lässt er „sein Herz“ von der „Macht [...] verführ[en]“ (NA VIII N/2, 457): Er wird zum Sklaven der Ehrsucht und verliert so seine Autonomie. Für diesen Fehler muss er mit der traumatischen Absetzung von Regensburg zahlen: Einerseits spornt ihn die erlittene Schmach zur Selbstbehauptung und zur Unabhängigkeit vom Kaiser an; andererseits führt sie zu seiner Hinwendung zur Astrologie,<sup>51</sup> die wiederum sein Handeln heteronom steuert und hemmt. Dazu kommt, dass die Hybris, die den „ungesättigt immer weiter strebend[en]“ Wallenstein zu charakterisieren scheint (NA VIII N/2, 456), in der Tat nicht konsequent, nicht ernst gemeint ist. In seinem Machttrieb, in seinem Streben nach Glorie ist der Held paradoxerweise unentschlossen, und dies entkräftet seine Hybris: Wallenstein *spielt* nur mit dem Gedanken, den Kaiser zu verraten, aber er will keine endgültige Entscheidung treffen, weil er alle Möglichkeiten offen lassen will, um seine Freiheit nicht zu verlieren. Als Sesina, der Botschaftler Wallensteins beim Feind, gefangen genommen wird, gesteht der General im berühmten Achsenmonolog ein, dass er die Idee des Verrats nie ernsthaft erwogen hat:

Bey'm großen Gott des Himmels! Es war nicht  
Mein Ernst, beschloßne Sache war es nie.  
In dem Gedanken bloß gefiel ich mir;  
Die Freyheit reizte mich und das Vermögen. (NA VIII N/2, 619)

Doch gerade deshalb, weil er mit dem Gedanken des Hochverrats gespielt hat, macht er sich verdächtig und kann seinem Schicksal nicht entrinnen. „Je weiter das Drama fortschreitet, desto mehr gerät Wallenstein in Zugzwang, immer mehr wird er, der mit

---

<sup>50</sup> Grundlegend hierzu: Jochen Schmidt, *Freiheit und Notwendigkeit. Wallenstein*, in Günter Sasse (Hg.), *Schiller. Werkinterpretationen*, Winter, Heidelberg 2005, S. 85-104, vor allem S. 88-91. Vgl. auch Wilhelm Dilthey, *Wallenstein*, in Fritz Heuer / Werner Keller (Hg.), *Schillers Wallenstein*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1977, S. 74-103.

<sup>51</sup> So erklärt die Herzogin: „Ihn floh [nach Regensburg, D.V.] die Ruhe, und dem alten Glück, / Der eignen Kraft nicht fröhlich mehr vertrauend / Wandt' er sein Herz den dunkeln Künsten zu, / Die keinen, der sie pflegte, noch beglückt“ (NA VIII, N/2, 667). Zur Astrologie vgl. Maria Wolf, *Der politische Himmel. Zum astrologischen Motiv in Schillers Wallenstein*, in Achim Aurnhammer / Klaus Manger / Friedrich Strack (Hg.), *Schiller und die höfische Welt*, a.a.O., S. 223-232.

allen souverän sein Spiel glaubte treiben zu können, nun selbst zum Getriebenen“.<sup>52</sup> So konstatiert Illo am Anfang von *Wallensteins Tod*: „Vorwärts mußt du, / Denn rückwärts kannst du nun nicht mehr“ (NA VIII N/2, 615). Und derselbe Heerführer kommt resigniert zur Einsicht, dass er einfach geschehen lassen soll, „was muß. / Recht stets behält das Schicksal, denn das Herz / In uns ist sein gebietrischer Vollzieher“ (NA VIII N/2, 636). Der Spieler wird somit zum „Spielzeug eines grillenhaften Glücks“: Wallenstein ist „der Fortuna Kind“, sein Aufstieg wie sein Fall sind der höheren Macht des Fatums untergeordnet (NA VIII N/2, 578).

Die handlungsbestimmende Macht des Schicksals in *Wallenstein* ist aber eine säkulare und keine metaphysische. Der Fall des Protagonisten ist nicht auf irgendeine moralische Verfehlung zurückzuführen, denn es herrscht im Stück keine strikte Moral, keine absolute Unterscheidung zwischen Gutem und Bösem.<sup>53</sup> Folglich kann auch nicht vom Triumph der rächenden Nemesis die Rede sein: Die Idee einer strafenden Gerechtigkeit, einer von oben kommenden Macht, welche die gestörte Ordnung wiederherstellt, fehlt im Text vollkommen. Die in der Forschung beliebte Nemesis-These,<sup>54</sup> die mit der ursprünglich für den Erstdruck geplanten Titelvignette der griechischen Göttin der Vergeltung gerechtfertigt wird,<sup>55</sup> lässt sich also dadurch widerlegen, dass am Ende des Stückes „keineswegs eine Ordnung restituiert wird, die gegenüber der von Wallenstein intendierten als bessere zu erkennen ist“.<sup>56</sup> Mit dem Ausgang des Stückes wird im Gegenteil das Heraufziehen des totalen Chaos gezeigt, des Sinnlosen, der *Unordnung*. Es gibt keine höhere Instanz, die den „Bösen“ bestraft und den „Guten“ belohnt, die der Wirrnis der Ereignisse eine teleologische Richtung verleiht. Im *Wallenstein* ist weder eine Theodizee noch eine Teleologie zu erkennen. Deswegen fand Hegel die Tragödie „abscheulich“: „[D]er Tod siegt über das Leben! Dies ist nicht

<sup>52</sup> Jochen Schmidt, *Freiheit und Notwendigkeit*, a.a.O., S. 102. Vgl. auch Paul Barone, *Schiller und die Tradition des Erhabenen*, Erich Schmidt, Berlin 2004, S. 226-234.

<sup>53</sup> Schillers Urteil über Wallenstein ist in der Tragödie suspendiert: Er ist sowohl ein treuer Kaiserdiener als auch ein strafwürdiger Verräter. Ähnliches gilt für Octavio Piccolomini: Wenn er einerseits den langjährigen Freund verrät, absolviert er andererseits – aus der Sicht der Staatsraison – seine Pflicht als reichsunmittelbarer Fürst.

<sup>54</sup> Vgl. etwa Hartmut Reinhardt, *Die Wege der Freiheit. Schillers „Wallenstein“-Trilogie und die Idee des Erhabenen*, in Wolfgang Wittkowski (Hg.), *Friedrich Schiller*, a.a.O., S. 252-272; Wolfgang Wittkowski, „Der Übel größtes aber ist die Schuld“. *Nemesis und politische Ethik in Schillers Dramen*, in Roger Bauer (Hg.), *Inevitabilis Vis Fatorum. Der Triumph des Schicksalsdramas auf der europäischen Bühne um 1800*, Peter Lang, Bern u.a. 1990, S. 295-304. Zur Möglichkeit eines Einflusses der herderschen Schrift *Das eigene Schicksal* (1795) auf Schillers Nemesiskonzeption vgl. Wolfgang Duising, *Der Nemesisbegriff bei Herder und Schiller*, in Marion Heinz (Hg.), *Herder und die Philosophie des deutschen Idealismus*, Rodopi, Amsterdam u. Atlanta 1997, S. 235-255.

<sup>55</sup> Vgl. den Brief vom 30. November 1796 an den Verleger Cotta (NA XXIX, 20).

<sup>56</sup> Norbert Oellers, *Wallenstein (1800)*, a.a.O., S. 150. Gegen die Nemesis-These argumentiert u.a. auch Paul Barone, *Schiller und die Tradition des Erhabenen*, a.a.O., S. 273-286.

tragisch, sondern entsetzlich!“<sup>57</sup> Die Lektüre der Trilogie löst beim Philosophen ein „trauriges Verstummen über den Fall eines mächtigen Menschen unter einem schweigenden und tauben, toten Schicksal“ aus: „Wenn das Stück endigt, so ist alles aus, das Reich des Nichts, des Todes, hat den Sieg behalten“.<sup>58</sup>

*Wallenstein* ist durchzogen von Schillers Geschichtspessimismus, von seiner Skepsis gegenüber jedem Autonomie- und Fortschrittspostulat. Der aufklärerische Optimismus des jungen Professors in Jena, der in der Geschichte noch ein Telos erblickte, ist unwiederbringlich verloren gegangen. Was bleibt, ist eine tiefe Desillusion für die Idee der menschlichen Freiheit, die sich ohne Zweifel mit der Erfahrung der Französischen Revolution und der *Terreur* erklären lässt.<sup>59</sup> Die Tragödie präsentiert den geschichtlich handelnden Menschen als bedingt und abhängig, er ist keineswegs das freie, autonome Wesen, das die aufklärerische Geschichtsphilosophie postuliert hatte. Wallenstein ist kein Akteur, kein aktives Subjekt der Geschichte, sondern deren „Produkt“,<sup>60</sup> ein reines Medium, in dem die politische Bedeutung der Geschichte selbst zur Erscheinung gelangt.

Wenn in den Wallenstein-Dichtungen der *auctores minores* die psychologische Vertiefung des Charakters eine explizit apologetische Absicht erfüllt, problematisiert Schiller die Dynamiken der Psyche seines Helden, indem er gleichzeitig kontrastierende Bilder von ihm anbietet. Die Frage nach seiner moralischen Schuld lässt er jedoch offen. Wie seine weniger bekannten Vorläufer interessiert sich Schiller für die Mechanismen der Seele und thematisiert die Verletzung der Ehre als mögliche Ursache des tiefen Rachegefühls Wallensteins, um dessen Verrat an den Kaiser verständlicher erscheinen zu lassen. Allerdings subordiniert er – tragödientechnisch und geschichtsphilosophisch bedingt – die Bedeutung der Psyche des einzelnen Individuums der viel wichtigeren Verkettung und Vernetzung der dramatischen Situationen und Wendungen, die den Charakter letztendlich prägen. Wallenstein wird somit in seiner Vieldeutigkeit präsentiert, als eine schwer zu durchschauende Figur, die auf äußere Umstände reagiert und sich auf der Bühne entfaltet. Schiller geht es nicht mehr ausschließlich – wie in der *Verbrecher-*

---

<sup>57</sup> Georg Wilhelm Friedrich Hegel, *Über Wallenstein*, in *Werke*, Bd. I, *Frühe Schriften*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1986, S. 618-620, hier S. 619f.

<sup>58</sup> Ebd., S. 618.

<sup>59</sup> Vgl. Helmut Koopmann, *Die Tragödie der verhinderten Selbstbestimmung*, a.a.O., S. 13-58; Michael Hoffmann, *Schillers Reaktion auf die Französische Revolution und die Geschichtsauffassung des Spätwerks*, in Michael Hoffmann / Jörn Rüsen / Mirjam Springer (Hg.), *Schiller und die Geschichte*, a.a.O., S. 180-194.

<sup>60</sup> Jürgen Schröder, *Im Dickicht der Geschichte. Schillers „Wallenstein“-Trilogie*, in *Geschichtsdramen. Die „deutsche Misere“ von Goethes Götze bis Heiner Müllers Germania? Eine Vorlesung*, Stauffenburg, Tübingen 1994, S. 86-113, hier S. 93.

Erzählung – um die psychologische Motivierung eines Verbrechens und die seelenkundliche Nuancierung einer tragischen Gestalt. Anders als Halem, Komareck und Rebmann versucht er nicht, Wallenstein von seinem schlechten Ruf zu rehabilitieren. Er spielt vielmehr mit den guten sowie mit den bösen Zügen seines Charakters, er zeigt ihn in seiner Komplexität und verstrickt ihn im Netz der Handlung. Dabei fällt er kein endgültiges Urteil. Anders als die *minores*, die behaupten, sie hätten den historischen Wallenstein in seinem Wesen geschichtstreu dargestellt, entwirft Schiller nur Hypothesen über den *möglichen* Wallenstein. Von seiner Widersprüchlichkeit gereizt, verleiht er ihm Kontouren, die die dürftigen historischen Quellen bereichern und die Ambiguität der Figur noch verstärken.

### 5.2.2. Problematisierung des Helden statt Heiligsprechung

Wie soeben gezeigt, wird in der *Wallenstein*-Trilogie eine Problematisierung des eponymen Helden entworfen, die mit den einseitigen Urteilen der historischen Überlieferung kollidiert. Wie in den Darstellungen von Halem, Komareck und Rebmann verrät der Friedländer den Kaiser, weil er beleidigt worden ist und Rache sucht. Dass bei Schiller allerdings eine Rechtfertigung des Helden ausbleibt, wird vor allem sichtbar, wenn man nach Spuren christologischer Symbolik im Text sucht. Während die *minores* durch sprachliche Anklänge an die Bibel Wallenstein als unschuldiges Opferlamm präsentieren,<sup>61</sup> findet bei Schiller keine Heiligsprechung des Feldherrn statt.

Der Dichter entlastet zum Teil schon den historischen Wallenstein, indem er ihn als Verräter aus gebrochener Treue konturiert, aber er verzichtet auf jene kompensatorische Umwandlung seiner Gestalt ins Positive, die bei den *minores* zu beobachten ist. Aus diesem Grund ist die Szene von Wallensteins Ermordung bei Schiller keinesfalls lang und voller Pathos wie bei den Vorläufern. Der Tod des Helden wird nicht als Spiegel der Passionsberichte vorbereitet und inszeniert, weil die Aufmerksamkeit in den Auftritten vor der tragischen Aktion eher auf die inneren Konflikte von Gordon gelenkt wird, der bis zum letzten Moment nicht weiß, ob er den General noch retten kann (NA VIII N/2, 767-770). Es findet sich keine feierliche Trennung Wallensteins von seinen Gefolgsleuten, die sich

---

<sup>61</sup> Vgl. Kapitel 4.4.

mit den pathetischen Szenen der Passionsberichte vergleichen ließe. Hingegen ist der letzte Auftritt des Feldherrn mit tragischer Ironie beladen. Sein letzter Satz lautet:<sup>62</sup>

Gut' Nacht, Gordon!  
Ich denke einen langen Schlaf zu thun,  
Denn dieser letzten Tage Qual war groß,  
Sorgt, daß sie nicht zu zeitig mich erwecken. (NA VIII N/2, 767)

Selbst ein Zuschauer, der mit der Geschichte Wallensteins nicht vertraut ist, weiß von Anfang an durch den Titel des letzten Teils der Tragödie, dass der Held sterben wird. Wallenstein aber legt sich – ganz anders als in christologischen Mustern – ahnungslos schlafen.

Was die Ermordung des Generals betrifft, *zeigt* uns Schiller nicht, wie sie durchgeführt wird. Es gibt in diesem Sinne kein Voyeurismus der Gewalt, keine Suche nach Sensation, was man im Gegenteil den *minores* zum Vorwurf machen könnte. Dass, und nicht wie der Friedländer stirbt, sagt nüchtern eine Regieanweisung: „Man hört in der Ferne zwey Thüren nach einander stürzen – Dumpfe Stimmen – Waffengetöse – dann plötzlich tiefe Stille“ (NA VIII N/2, 771). Wallenstein sagt kein rührendes Wort, er hat niemanden zu vergeben, niemanden zu segnen. Schiller zeigt uns weder die heitere Stimmung des Märtyrers, der seinem Ende mit gelassenem Stolz entgegenght (wie etwa bei Halem), noch die übersteigerte Gestik eines sterbenden Gottes, der schreiend sich die Wunde auf der Brust aufreißt und seufzend stirbt (wie bei Komareck). Wir sehen nur die Leiche – „in einem rothen Teppich“ abtransportiert (NA VIII N/2, 774)<sup>63</sup> – und die fassungslosen Reaktionen der Anwesenden. Selbst die Qual der Herzogin wird nicht gezeigt: Es gibt keine schmerzvollen Pietà-Szenen, weil die Frau auf der Bühne überhaupt nicht zu sehen ist.

Eine christologische Darstellung der Hinrichtung des Unschuldigen und zu Unrecht Verfolgten bleibt also bei Schiller aus. Die Semantik der Passionsgeschichte kommt wohl einmal im Text vor, allerdings mit negativen Zügen: Im *Lager* wird der Friedländer in der vehementen Predigt des Kapuziners mit dem Apostel Simon Petrus verglichen, der Christus in der Nacht seiner Gefangennahme dreimal verneint (Mt 26, 69-75). Laut dem Kapuziner hat Wallenstein „wie Petrus seinen Meister und Herrn“ – das heißt den Kaiser –

---

<sup>62</sup> Zur tragischen Ironie in der Tragödie vgl. Alfons Glück, *Schillers Wallenstein*, Fink, München 1976, S. 159-173.

<sup>63</sup> Zum roten Teppich vgl. Barbara Lange, *Die Sprache von Schillers „Wallenstein“*, a.a.O., S. 97.

„[v]erläugnet“: „Drum kann er den Hahn nicht hören krähn“ (NA VIII N/2, 480).<sup>64</sup> Der Priester vergleicht Wallenstein darüber hinaus mit biblischen Figuren von Kriegern, Götzenverehrnern und Verbrechern, und nennt ihn einen „Teufelsbeschwörer“, einen „Sündenvater“ und „muffige[n] Ketzer“ (NA VIII N/2, 480f.). Der Generalissimus wird also als das genaue Gegenteil von einem selbstlosen Opferlamm dargestellt. Diese mit der Heiligsprechung der *minores* zusammenstoßende Beschreibung eines Anti-Christus soll in der Dialektik des *Lagers* als Kontrapunkt zum fast eindeutigen Lob Wallensteins von der Seite seiner Soldateska gelesen werden. Um ein gewisses Gleichgewicht bei der Präsentation des Generals zu schaffen, lässt Schiller gegensätzliche Urteile zu Wort kommen, die von der Parteilichkeit der historischen Meinungen zu Wallenstein Zeugnis ablegen. Als Sprachrohr der katholischen Kirche kann aber der Kapuziner nicht die Deutungshoheit für sich beanspruchen, denn seine Schilderung Wallensteins ist ebenso tendenziös wie die der Soldaten.<sup>65</sup> Der Feldherr wird somit bereits in den ersten Szenen der Tragödie – und noch vor seinem Erscheinen auf der Bühne – als ein problematischer Charakter dargestellt, über den kein einstimmiges Urteil ausgesprochen werden kann.

### 5.2.3. Ideal und Realität. Schillers Wallenstein und die Politik

Im Bereich des Politischen kommt die Ambiguität von Schillers Wallenstein in noch verschärfter Form zum Ausdruck. Auf der einen Seite wird der Friedländer als Träger aufklärerischer Idealvorstellungen, als ein „Friedensfürst[]“ und „Stifter neuer goldner Zeit“ (NA VIII N/2, 746) präsentiert, der sich für das Ende des Krieges und das Glück seiner Mitmenschen, für die Einheit Deutschlands und eine politische Neuordnung in Europa einsetzt.<sup>66</sup> Auf der anderen tritt er als ein „großer Rechenkünstler“ (NA VIII N/2, 729) auf, der die böhmische Krone anstrebt und mit dem Verrat ausschließlich sein persönliches Interesse zu behaupten versucht. Dementsprechend hat sich die Forschung im Laufe der Jahrzehnte bei der Analyse der politischen Intentionen Wallensteins stark polarisiert. Die Befürworter Wallensteins, die im Helden sogar einen „Anwalt des Neuen

---

<sup>64</sup> Nach einer auch von Murr widergegebenen Legende soll Wallenstein besonders lärmempfindlich gewesen sein (vgl. NA VIII N/3, 638).

<sup>65</sup> Im Gegenteil trägt diese Kritik des Kapuziners möglicherweise dazu bei, dass der Zuschauer noch mehr mit dem Friedländer sympathisiert.

<sup>66</sup> Zum evozierten – und doch nicht erreichten – idyllischen Zustand in der Tragödie vgl. Gert Sautermeister, *Idyllik und Dramatik im Werk Friedrich Schillers. Zum geschichtlichen Ort seiner klassischen Dramen*, Kohlhammer, Stuttgart u.a. 1971, vor allem S. 80f. u. 99-110.

gegen die Macht der Gewohnheit und gegen das Recht der Besitzenden“ sehen,<sup>67</sup> betonen das positiv Revolutionäre an seinen politischen Plänen, die über die erstarrte Lage des Reichs hinauswollen und eine pazifistische, an die aufklärerische Eudämonie orientierte Neuordnung des Kontinents beschwören. Die Stimmen gegen Wallenstein argumentieren hingegen, dass er von Anbeginn als Taktiker agiere und das Friedensziel nur als Mittel zum eigenen Vorteil evoziere. Er sei ein Emporkömmling, der „über das reine Machtkalkül hinaus [...] kein inhaltlich bestimmtes politisches Ziel“ habe.<sup>68</sup>

Eine Interpretation, die der Janusköpfigkeit Wallensteins gerecht wird, ohne jedwede (ideologische) Positionierung zu vertreten, erscheint nach wie vor die überzeugendste.<sup>69</sup> Denn es ist eben aus der Ambiguität des Protagonisten, aus der Ungewissheit seiner Pläne und seiner Gesinnungen, dass Schiller einen unschätzbaren Gewinn für seine anthropologische und politische Deutung der Figur Wallensteins zieht. An der Undurchschaubarkeit des Helden unterscheidet sich Schillers Darstellung von derjenigen der *minores* erheblich. Bei Halem, Komareck und Rebmann wird der Friedländer als ein treuer Kaiserdiener dargestellt, der nach wiederholten Beleidigungen zum Verräter wird: Vom gutherzigen Helden verwandelt er sich – verständlicherweise, aus der rehabilitierenden Perspektive der *minores* – in einen rachsüchtigen Bösewicht, aber seine Pläne (das Gemeinwohl zuerst, dann die Vergeltung) sind immer deutlich zu erkennen. In allen drei Dichtungen tritt Wallenstein als ein selbstbewusstes Subjekt vor, als ein kühner Tatmensch, der nach der Demütigung zornig reagiert und sich sofort für den Verrat entscheidet, selbst als seine Umgebung ihn davon abzuhalten versucht. Bei Halem und Rebmann wirkt diese Wandlung umso stärker, weil der Wallenstein ihrer beiden Dichtungen bis zum Zeitpunkt seiner Rebellion die Quintessenz des guten Politikers, des aufgeklärten Fürsten verkörpert: Gemäß den Präskriptionen von Rousseau handelt er für

---

<sup>67</sup> Walter Müller-Seidel, *Die Idee des neuen Lebens: eine Betrachtung über Schillers Wallenstein*, in P. F. Ganz (Hg.), *The Discontinuous Tradition. Studies in German Literature in Honour of Ernst Ludwig Stahl*, Clarendon, Oxford 1971, S. 79-98, hier S. 97. Eine mildere Version seiner Ansichten hat der Germanist neulich vorgelegt: Walter Müller-Seidel, *Friedrich Schiller und die Politik. „Nicht das Große, nur das Menschliche geschehe“*, C.H. Beck, München 2009, besonders S. 122-146. Eine vergleichbare Lektüre von Wallenstein als Träger revolutionärer Ideale bietet auch Harald Steinhagen, *Schillers Wallenstein und die Französische Revolution*, in „Zeitschrift für deutsche Philologie“, 109 (Sonderband), 1990, S. 77-98.

<sup>68</sup> Dieter Borchmeyer, *Macht und Melancholie. Schillers Wallenstein*, Athenäum, Frankfurt am Main 1988, S. 102. Ähnliche Thesen finden sich bei Wolfgang Wittkowski, *Theodizee oder Nemesisstragödie? Schillers „Wallenstein“ zwischen Hegel und politischer Ethik*, in „Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts“, 1980, S. 177-237; Elisabeth Frenzel, *Der Sturz des Hochverrätters: Wallenstein und die Staatsaktion bei Schiller*, in Theodor Wolpers (Hg.), *Der Sturz des Mächtigen. Zu Struktur, Funktion und Geschichte eines literarischen Motivs*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2000, S. 351-371.

<sup>69</sup> So etwa Emil Staiger: „Wir bleiben im Banne des Mannes, den unser Scharfsinn nicht zu ergründen vermag, und dürfen es offenlassen, ob er vielleicht nicht besser ist als sein Ruf“ (Emil Staiger, *Friedrich Schiller*, Atlantis, Zürich 1967, S. 503). Vgl. auch Lothar Pikulik, *Der Dramatiker als Psychologe. Figur und Zuschauer in Schillers Dramen und Dramentheorie*, Mentis, Paderborn 2004, S. 198-204.



die *volonté générale* und den *bien commun*, er versucht einen ewigen Frieden im kantischen Sinne zu stiften und die Glückseligkeit des Volkes durch Freiheit und Toleranz zu fördern.<sup>70</sup> Durch das Streben des Helden nach Macht und (Ver-)Geltung implodieren aber seine Pläne und die ursprünglichen Ideale werden in Despotismus pervertiert. Der große Held, der seine außerordentlichen Talente nicht zum Vorteil aller benutzt, muss scheitern.

Bei Schiller ist Wallenstein, wie gesagt, kein „großer Held“. Er ist dafür zu unentschlossen, zu melancholisch, zu handlungsrenitent. Seine Äußerungen lassen sich mal seiner nüchternen Staatsklugheit, mal seinem idealistischen Schwung unterordnen, so dass kein vollständiges Bild von ihm als Politiker entworfen werden kann. Im Folgenden sollen die Stellen des Dramas analysiert werden, in welchen die Pläne Wallensteins mit der Vision einer besseren Zeit koinzidieren, und diejenigen, in welchen die realpolitische Pragmatik des Helden sichtbar wird. Es wird sich zeigen, dass Wallenstein eine Synthese von Realismus *und* Idealismus versucht, zu der er jedoch zu spät gelangt, von den Begebenheiten der Politik getrieben.

In Schillers *Wallenstein*-Trilogie kommen immer wieder Elemente aufklärerischer Politik vor, die zum Bild des Friedländers als Idealist beitragen. Die Befriedung des Kontinents und das Glück des Volkes liegen dem Protagonisten, der von seiner Macht positiven Gebrauch machen will, am Herzen, wie er es im Gespräch mit Questenberg behauptet:

Vom Kaiser freylich hab' ich diesen Stab,  
Doch führ' ich jetzt ihn als des Reiches Feldherr,  
Zur Wohlfahrt aller, zu des *Ganzen* Heil,  
Und nicht mehr zur Vergrößerung des Einen! (NA VIII N/2, 546)

Die „Wohlfahrt aller“, „des *Ganzen* Heil“: Damit ist ohne Zweifel das aufklärerische Ideal des Gemeinwohls gemeint. Wie Max es betont, geht es dem General weder um die eigenen Interessen, noch um die Egoismen der Habsburger, sondern um „Europas große[s] Beste[s]“ (NA VIII N/2, 522). Er hat also eine größere Vision, die das Partikulare transzendiert: Sein Ziel ist es, ein Gleichgewicht unter den europäischen Mächten zu schaffen durch die Verstärkung des Reichs und die Zurückdrängung der Interessen einzelner Staaten, insbesondere des expansionsfreudigen Österreichs.<sup>71</sup> Unter seiner Macht

---

<sup>70</sup> Vgl. Kapitel 4.5.

<sup>71</sup> Zu diesem Thema und zu einer möglichen gedanklichen Verwandtschaft mit den Schriften von Niklas Vogt vgl. Kapitel 5.2.5.

will Wallenstein ein einheitliches Reich stiften, ein homogenes Gebilde nach dem Modell, das er bereits im Mikrokosmos seines international besetzten Lagers geprobt hat. Von seinen Soldaten heißt es:

ein Herz belebt sie alle.  
Fremdlinge stehn sie da auf diesem Boden,  
[...] Doch alle führt an gleich gewaltgem Zügel  
Ein Einziger, durch gleiche Lieb und Furcht  
Zu *einem* Volke sie zusammen bindend. (NA VIII N/2, 511f.)

Mit Stolz bemerkt der Feldherr selbst, dass „alle Kaiserheere [ihm] gehorchen, / So weit die deutsche Sprach' geredet wird“ (NA VIII N/2, 549). Durch seine Macht und seinen Ruf kann er Menschen aus verschiedenster Herkunft zu einem einzigen Volk schmieden, damit sie glücklich im „schöne[n] deutsche[n] Land“ leben können (NA VIII N/2, 534).<sup>72</sup> Und doch in diesem Modell steckt schon etwas Fehlerhaftes: Die Soldaten können nicht glücklich sein, weil sie ständig der Obrigkeit unterordnet sind, sie sind fremdbestimmte Wesen *per definitionem*, die übrigens keinem sittlichen Gesetz folgen, sondern – wie ihr Name es besagt – nur am „Sold“ interessiert sind (NA VIII N/2, 545).<sup>73</sup>

Zur Einheit des Reichs äußert sich Wallenstein auch in einem Gespräch mit Terzky, in dem er mit Nachdruck versichert, dass er auf keinem Fall Deutschland den Schweden übergeben wird:

Es soll nicht von mir heißen, daß ich Deutschland  
Zerstücket hab', verrathen an den Fremdling,  
Um meine Portion mir zu erschleichen.  
[...] Es soll im Reiche keine fremde Macht  
Mir Wurzel fassen [...]. (NA VIII N/2, 534)

In diesem Wunsch nach Einheit, in der Resolutheit, mit der Wallenstein der Zerstückelung des Reichs und jeder Art von Fremdherrschaft abwehrt, liegt allerdings auch ein Keim von Eigennutz: „Mich soll das Reich als seinen Schirmer ehren“ – sagt er – „Reichsfürstlich mich erweisend, will ich würdig / Mich bei des Reiches Fürsten niedersetzen“ (NA VIII

---

<sup>72</sup> Das Bild Wallensteins als potentieller Einiger Deutschlands erinnert an die Rolle, die Vogt Gustav Adolf, und später, fünf Jahre nach der Veröffentlichung der schillerschen Trilogie, selbst Wallenstein zuschreibt (vgl. Kapitel 3.3.2.2. und 3.3.3). Es ist interessant zu bemerken, dass Ende des 19. Jahrhunderts Schillers Wallenstein tatsächlich als Vorläufer der deutschen Einigung, als ein „mißglückter Bismarck“, ein „national fühlender großdeutscher Staatsmann“ gesehen wird. Hierzu vgl. Arnd Beise, *Schillers „moderner“ Wallenstein im Spiegel der zeitgenössischen Rezeption der ersten Buchausgabe*, in Joachim Bahlcke / Christoph Kampmann (Hg.), *Wallensteinbilder im Widerstreit*, a.a.O., S. 133-146, vor allem S. 134f.

<sup>73</sup> Nach der kritischen Stimme eines Jägers im *Lager*, hat Wallensteins „Reich von Soldaten“ keineswegs „Schirm und Schutz vollbracht“, sondern lediglich daran gearbeitet, „[d]ie Welt an[zu]stecken und [zu] entzünden“ (NA VIII N/2, 471).

N/2, 534). Wallenstein entwirft das noble Projekt einer politischen Neuordnung Europas, in dem ein starkes Deutschland ausschlaggebend sein soll, und gleichzeitig denkt er an seinen historischen Ruf, an seine Ehre, an eine mögliche Beförderung zum Fürsten. Der General verbindet also sein politisches Projekt mit seiner persönlichen Ambition, und das eine schließt das andere nicht aus.

Ähnliches lässt sich auch über die Friedensabsichten des Friedländers sagen. Im Kontext eines Kriegs, der sechzehn Jahre lang Europa verödet hat, ist Wallenstein der einzige, der den Frieden stiften will (und tatsächlich stiften kann). Da aber eine Beendigung des Konflikts gegen den Willen des Kaisers und der Hofes stößt, muss der General insgeheim Verhandlungen mit den Feinden führen und wird dafür zum Verräter erklärt: „Östreich will keinen Frieden, darum eben, / Weil *ich* den Frieden suche, muß ich fallen“ (NA VIII N/2, 693). Diese Anklage Wallensteins ist die einzige Stelle in der gesamten Trilogie, in der der Feldherr seinen Friedensplan direkt ausdrückt. Die Verteidiger des Friedländers sehen darin eine deutliche Stellungnahme gegen den Krieg, die Verächter hingegen heben hervor, dass Wallenstein den Frieden bloß als Argument verwendet, um den Verratsvorwurf gegen ihn als ungerecht erscheinen zu lassen. Für das idealistische Bild des Generals als Friedensstifter sprechen zwei leidenschaftliche Reden seines Anwalts, des jungen Max Piccolomini. In der ersten wirft Max dem Kriegsrat Questenberg – das heißt implizit auch dem Kaiser und den Hofleuten in Wien – vor, dass *sie* „den Frieden hindern“ und nicht Wallenstein:

Der Krieger ist's, der ihn [den Frieden, D.V.] erzwingen muß.  
[...] Ihr macht ihn zum Empörer, und, Gott weiß!  
Zu was noch mehr, weil er die Sachsen schont,  
Beym Feind Vertrauen zu erwecken sucht,  
Das doch der einz'ge Weg zum Frieden ist;  
Denn hört der Krieg im Kriege nicht schon auf,  
Woher soll Friede kommen? – Geht nur, geht!  
Wie ich das Gute liebe, hass' ich euch – (NA VIII N/2, 522f.)

Max ist von der Aufrichtigkeit der Friedenspläne Wallensteins und von der Unschuld seiner Verhandlungen genauso überzeugt wie von der Hinterlist der Kaiserlichen, die den Krieg fortsetzen wollen und die Möglichkeit eines Verrats evozieren, um den General zu stürzen.<sup>74</sup> Sein utopisches Bild einer durch Wallenstein befriedeten Welt zeichnet Max

---

<sup>74</sup> Seinen idealistischen Pathos, sein Engagement für die gute Sache Wallensteins, drückt der junge Piccolomini mit Worten aus, die wie eine schwarze Prognose lauten: „Und hier gelob' ich's an, versprützen will ich / Für ihn, für diesen Wallenstein, mein Blut, / Das letzte meines Herzens, tropfenweis', eh' daß / Ihr über seinen Fall frohlocken sollt!“ (NA VIII N/2, 523).

auch in einem Gespräch mit Thekla und der Gräfin Terzky:

Bald wird sein [von Mars, D.V.] düstres Reich zu Ende sein!  
Gesegnet sei des Fürsten ernster Eifer,  
Er wird den Ölzweig in den Lorbeer flechten,  
Und der erfreuten Welt den Frieden schenken. (NA VIII N/2, 563)

Max zufolge soll der General seine Glorie (Lorbeer) mit dem Frieden (Ölzweig) verbinden: Er hat genug „Ruhm“ gehabt und soll sich nach Abschluss der Friedensverhandlungen „[a]uf seine Güter [...] zurückziehen“ (NA VIII N/2, 563). Der schwärmerische Junge ist nicht bereit zu akzeptieren, was die Antagonisten Wallensteins wiederholt behaupten, und zwar, dass das historische Prestige ihm mehr am Herzen liegt als das Ende der militärischen Auseinandersetzungen. Die Spekulation, nach der Wallenstein das Ideal des Friedens instrumentalisieren, um Macht und Ruhm zu erlangen, um die Eigenliebe also zu befriedigen, bringt Octavio gerade im Gespräch mit seinem Sohn zum Ausdruck:

Nichts will er, als dem Reich den Frieden schenken;  
Und weil der Kaiser *diesen* Frieden haßt,  
So will er ihn – er will ihn dazu *zwingen*!  
Zufriedenstellen will er alle Theile,  
Und zum Ersatz für seine Mühe Böhmen,  
Das er schon inne hat, für sich behalten. (NA VIII N/2, 594)

In diesem Passus unterstellt Octavio, dass Wallenstein mit seinen Reden über den Frieden eigentlich nur einen Vorwand für den Verrat an Ferdinand sucht und seinen Weg zum böhmischen Thron ebnen will. Diese Unterstellung findet jedoch keine direkte Spiegelung in den Äußerungen des Friedländers. Während der Wallenstein der *minores* explizit die böhmische Krone als Ersatz für die Schmach der zwei Degradierungen fordert,<sup>75</sup> spielt der Feldherr bei Schiller nur indirekt auf diesen Wunsch an, etwa als er Prag „meine Hauptstadt“ nennt (NA VIII N/2, 627), oder als er sagt, dass er „eine Krone“ auf Theklas Haupt sehen will (NA VIII N/2, 673).<sup>76</sup> Während bei den *minores* der durch Machtambitionen pervertierte Wallenstein die Idealvorstellungen der Aufklärung verrät, koppelt der schillersche Held den Wunsch nach einer friedlichen und besseren Welt mit

---

<sup>75</sup> Vgl. HW 78, KW 57f., RW 123f.

<sup>76</sup> An anderer Stelle sagt er, dass er die „schöne Stirne“ der Tochter mit „königliche[m] Schmuck“ zieren will (NA VIII N/2, 531).

seinem Anspruch auf Selbstbehauptung.<sup>77</sup> So gibt er zum Beispiel mit erstaunlicher Offenheit seinen Offizieren preis: „Es macht mir Freude, meine Macht zu kennen“ (NA VIII N/2, 535), und zugleich erscheint er als ein großzügiger Heerführer, der die Politik im Interesse des Volkes betreibt, wie aus den Worten Gordons deutlich wird: „Er hat das Glück von Tausenden gegründet, / Denn königlich war sein Gemüth und stets / Zum Geben war die volle Hand geöffnet“ (NA VIII N/2, 715).

Wallensteins Suche nach Macht und Prestige steht also nicht im Gegensatz zu seinen höheren Idealen des Friedens und des Glücks für das ganze Volk. Nicht nur Wallensteins Charakter, sondern auch seine politischen Intentionen weisen Ambiguität auf und sollen am besten mit dem Einerseits-Andererseits beschrieben werden. Das Schwanken des Helden zwischen entgegengesetzten Polen impliziert jedoch weniger eine Spaltung, als vielmehr die Möglichkeit einer Synthese des Unversöhnlichen in der Figur des Politikers, der die eigenen Wertvorstellungen ständig an den begrenzten Maßstäben der Praxis messen muss.<sup>78</sup> Dieser Versuch einer Vereinigung der Gegensätze löst allerdings einen aporetischen Konflikt aus, der notwendig zur Lähmung der Aktion, zur Erstarrung führt. Wallenstein kann nicht den Frieden erstreben, ohne zum Verräter zu werden, denn der Friede ist in der historischen Konstellation, in der er agiert, nicht rechtlich herzustellen. Er kann nicht eine neue Rechtsordnung sichern, ohne gegen die alte zu verstoßen. Deswegen zögert er am Anfang:

Wenn eine Wahl noch wäre – noch ein milderer  
Ausweg sich fände – jetzt noch will ich ihn  
Erwählen, und das Aeüßerste vermeiden. (NA VIII N/2, 631)

Die moralischen Skrupel des Generals,<sup>79</sup> die vom zynischen Pragmatismus der Gräfin Terzky zerstreut werden, entlasten Wallenstein zum Teil von seiner Schuld und „retardieren“ seinen Fall, bis sich „das Aeüßerste“ – durch den Zugzwang der Begebenheiten beschleunigt – endlich konkretisiert.<sup>80</sup> Als sich Wallenstein für die

---

<sup>77</sup> Schiller beschreibt diese Haltung schon in der *Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs*, als er in der Figur Wallensteins eine „ernstliche Neigung zum Frieden“ mit dem „verzeihliche[n] Bestreben, seine Wichtigkeit zu behaupten“ verbunden sieht (NA XVIII, 329).

<sup>78</sup> Hiermit wird die von Schiller bereits im *Dom Karlos* entworfene und immer wieder im Spätwerk thematisierte Frage aufgegriffen, ob der Mensch innerhalb der politischen Realität überhaupt moralisch handeln kann. Diesbezüglich vgl. Max Kommerell, *Schiller als Gestalter des handelnden Menschen*, in *Geist und Buchstabe der Dichtung*, a.a.O., S. 132-174.

<sup>79</sup> An anderer Stelle heißt es: „Ich will es lieber doch nicht thun“ (NA VIII N/2, 628).

<sup>80</sup> Die Unentschlossenheit Wallensteins, sein Zögern und Temporisieren trotz der vorantreibenden Handlung lassen sich wiederum mit der aristotelischen Idee einer Prädominanz der Fabel, der Verflechtung der Begebenheiten über den Charakter erklären. Am 2. Oktober 1797 schreibt Schiller an Goethe: „Da der Hauptcharacter eigentlich retardierend ist, so thun die Umstände eigentlich alles zur Crise und dieß wird, wie

„Felonie“ (NA VIII N/2, 624) entscheidet (bzw. dazu heteronom *gezwungen* wird), übernimmt er die Rolle des kalten Realpolitikers. Mit den Worten „Wir handeln, wie wir müssen“ (NA VIII N/2, 642), die er an den jungen Piccolomini richtet, hebt er den illusionären Charakter der Freiheit des Menschen hervor. Denn das „Aeußerste“ *muss* geschehen:

Wer miede nicht, wenn er's umgehen kann,  
Das Aeußerste! Doch hier ist keine Wahl,  
Ich muß Gewalt ausüben oder leiden –  
So steht der Fall. Nichts anders bleibt mir übrig. (NA VIII N/2, 640)

Im Dialog mit Max thematisiert Wallenstein ausdrücklich die eigene Ambivalenz, die dem unerfahrenen Piccolomini befremdend erscheint. Er ist weder nur Realist noch nur Idealist, weder „schändlich“ noch „würdig“, weder ganz „[b]ös“ noch ganz „gut“ (NA VIII N/2, 640): Er ist beides, weil die politische Aktion zum „Doppelsinn“ nötigt (NA VIII N/2, 619). Die Erfahrung hat Wallenstein darüber unterrichtet, dass die schneidenden Urteile im echten Leben nicht funktionieren („Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, / Das schwer sich handhabt, wie des Messers Schneide“, NA VIII N/2, 640). In der konkreten Welt haben die hochfliegenden Ideale eine beschränkte Realisierungsmöglichkeit: Entweder setzt man sie mit dem Kompromiss – manchmal sogar mit der Gewalt – in die Wirklichkeit um, oder sie werden verwelken. Denn

*Eng* ist die Welt, und das Gehirn ist *weit*,  
Leicht bei einander wohnen die Gedanken,  
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen,  
Wo *eines* Platz nimmt, muß das *andre* rücken,  
Wer nicht vertrieben sein will, muß vertreiben,  
Da herrscht der Streit, und nur die Stärke siegt. (NA VIII N/2, 640)

In diesen Zeilen konzentriert sich die Problemkonstellation des Despotismus der Ideale, die auch in Rebmanns *Hochverräther durch Cabale* Artikulation findet<sup>81</sup> und nach der

---

ich denke, den tragischen Eindruck sehr erhöhen“ (NA XXIX, 141). Die „Umstände“, die Wallensteins Fall erzwingen, werden von der Politik geschaffen. Vgl. Hans-Jürgen Schings, *Das Haupt der Gorgone. Tragische Analysis und Politik in Schillers „Wallenstein“*, in Gerhard Buhr / Friedrich Adolf Kittler / Horst Turk (Hg.), *Das Subjekt der Dichtung. Festschrift für Gerhard Kaiser*, Königshausen & Neumann, Würzburg 1990, S. 283-307, insbesondere S. 291-304; René-Marc Pille, *La force des choses. Schillers Wallenstein als Tragödie der politischen Vergeblichkeit*, in „Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte“, 99, 2005, S. 153-188.

<sup>81</sup> Vgl. Kapitel 4.5.3. Allerdings, während bei Rebmann die Pläne des Friedländers misslingen, weil die entgegenwirkenden Kräfte – *in primis*, der Obskurantismus der Jesuiten und die Kriegspolitik des Wiener Hofes – sich als zu stark erweisen, ist Schillers *Wallenstein* „die Tragödie einer verhinderten Selbstbestimmung“ (Helmut Koopmann, *Die Tragödie der verhinderten Selbstbestimmung*, a.a.O., S. 53.), in

Französischen Revolution eine besondere Brisanz in der intellektuellen Debatte erhält. Wallenstein begründet seine Rebellion als den einzigen Weg zu einer politisch wirksamen Aktion, welche die Ideale realisieren kann. Der „Brüter und Sinner“ General,<sup>82</sup> der in seinem gestörten Verhältnis zum Handeln immer nur mit den Möglichkeiten gespielt und jede Entscheidung verschoben hat, muss nun agieren und – folglich – auf einen Teil seiner Integrität verzichten.<sup>83</sup> Diese Wandlung kann Max nicht ertragen. Er, der den General mit Leidenschaft verteidigt hat, weil er in ihm die Möglichkeit einer humaneren Zukunft sah, kann eine Rebellion gegen den Kaiser akzeptieren, aber nicht den Verrat:

Sey's denn! Behaupte dich in deinem Posten  
Gewaltsam, widersetze dich dem Kaiser,  
Wenn's seyn muß, treib's zur offenen Empörung,  
[...] Nur – zum *Verräther* werde nicht! Das Wort  
Ist ausgesprochen. Zum Verräther nicht!  
[...] O! das ist ganz was anders – das ist schwarz,  
Schwarz, wie die Hölle! (NA VIII N/2, 640)

Max, der zwischen der ‚subjektiv-charismatischen‘ Macht Wallensteins und der ‚dynastisch-traditionalen‘ Herrschaftsform des Reichs gespalten ist,<sup>84</sup> zeigt hier seine Anhänglichkeit an den alten Pflichtbegriff, der bisher von seinem Vater vertreten wurde.<sup>85</sup> Er besteht auf der formalen Treue, auf der Verbindlichkeit des Eides auf den Kaiser, denn er muss als Idealist einen „geraden Weg“ gehen und kann daher keine Gesetzwidrigkeit

---

welcher der Protagonist scheitern muss, weil die Autonomie und die Freiheit des Einzelnen im politischen Raum keine Verwirklichung finden können.

<sup>82</sup> Am Anfang von *Wallensteins Tod* sagt der Protagonist: „Nicht Zeit ist's mehr, zu brüten und zu sinnen“ (NA VIII N/2, 614).

<sup>83</sup> Als er handeln muss, denkt er nach und zögert, um seine Integrität zu bewahren. „For to contemplate means to function as a whole. But to function as a whole also means to be restricted to a contemplative response rather than to enter into reality. Action realizes but restricts. Contemplation widens but does not mould and master the real“ (Ilse Graham, *Wallenstein's poodle: an essay in elusion and commitment*, in *Schiller's Drama. Talent and Integrity*, Methuen, London 1974, S. 120-145, hier S. 126).

<sup>84</sup> Vgl. Jochen Schmidt, „Subjektive Prinzen“. *Der politische Reflex des Genie-Denkens in der nachrevolutionären Legitimationsproblematik*, in *Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750-1945*, 3. Aufl., Winter, Heidelberg 2004, Bd. 1, S. 451-467, hier S. 456. Zu Wallenstein als charismatischer Leader siehe auch Francis John Lampert, *The Charismatic Hero: Goethe, Schiller, and the Tragedy of Character*, in „Publications of the English Goethe Society“, 58, 1989, S. 62-83. Der Unterschied zwischen dem Absolutismus des Ancien Régime und dem von Wallenstein vertretenen *novus ordo saeculorum* findet bereits im *Lager* seine Artikulation (vgl. Walter Hinderer, *Wallenstein*, a.a.O., S. 219).

<sup>85</sup> Max kritisiert in den *Piccolomini* den Pflichtstandpunkt seines Vaters, der seinen Freund Wallenstein verrät, um „dem Kaiser wohl zu dienen“ (NA VIII N/2, 598). Die Verteidigung Octavios lautet: „Ich [...] thue meine Pflicht, / Der Kaiser schreibt mir mein Betragen vor. / Wohl wär' es besser, überall dem Herzen / Zu folgen“, aber es ist „nicht immer möglich / im Leben sich so Kinderrein zu halten / Wie's uns die Stimme lehrt im Innersten“ (NA VIII N/2, 598).

dulden.<sup>86</sup> Und dieser „gerade Weg“, der im Gespräch mit Octavio der Weg der hohen Ideale war, gewinnt plötzlich die Konnotation der Pflicht, der „des Gehorsams heilige[n] Gewohnheit“ (NA VIII N/2, 639). Schiller inszeniert somit die „Paradoxie des sich selbst zerstörenden Idealismus“, die „Entleerung des Idealismus von seinen ursprünglichen Gehalten“ im Namen des Formalismus der Legalität.<sup>87</sup> Die Blindheit des Idealisten, seine Entschiedenheit, den „geraden Weg“ zu beschreiten, führt ihn dazu, die Anforderungen der Wirklichkeit, das notwendige Verhältnis der Ideale zum praktischen Leben zu verkennen. Max vergisst die Inhalte seiner Wertvorstellungen aufgrund der „bedingungslose[n] Unmittelbarkeit des Idealismus“, welche „in die Anerkennung der realen Machtverhältnisse als verpflichtendes Gesetz“ mündet und den Idealismus in sein Gegenteil umkippt.<sup>88</sup>

Mit der erfundenen Figur des jungen Piccolomini leitet Schiller eine Metaebene der politischen Reflexion in das Drama ein, die bei den *minores* – bis auf einzelne Stellen<sup>89</sup> – nicht vorhanden ist. So gelingt es ihm, die *inneren* Konflikte des Idealismus hervorzuheben, die er bereits in den letzten Seiten von *Über naive und sentimentalische Dichtung* (1795) thematisiert hatte.<sup>90</sup> Der Idealist kann

mit seinem philosophischen Wissen das Ganze beherrschen, und für das Besondere [...] nichts gewonnen haben: ja, indem er überall auf die *obersten* Gründe dringt, durch die alles möglich wird, kann er die *nächsten* Gründe, durch die alles wirklich wird, leicht versäumen; indem er überall auf das Allgemeine sein Augenmerk richtet, welches die verschiedensten Fälle einander gleich macht, kann er leicht das besondere vernachlässigen, wodurch sie sich von einander unterscheiden. Er wird also [...] oft an Einsicht verlieren, was er an Übersicht gewinnt. Daher kommt es, daß, wenn der speculative Verstand den gemeinen um seiner *Beschränktheit* willen verachtet, der gemeine Verstand den speculativen seiner *Leerheit* wegen verlacht; denn die Erkenntnisse verlieren immer an bestimmtem Gehalt, was sie an Umfang gewinnen. (NA XX, 495f.)

Der Idealist scheitert – Max stirbt – weil er „ein Unendliches [fordert]“, während „alles,

---

<sup>86</sup> „Mein Weg muß gerade seyn“ – sagt Max – „Ich kann nicht wahr seyn mit der Zunge, mit / Dem Herzen falsch“ (NA VIII N/2, 606).

<sup>87</sup> Karl Siegfried Guthke, *Wallenstein. Ein Spiel vom Spiel – und vom Nichtspieler*, in *Schillers Dramen. Idealismus und Skepsis*, 2. erw. u. bearb. Aufl., Stauffenburg, Tübingen 2005, S. 165-206, hier S. 199f.

<sup>88</sup> Ebd., S. 201.

<sup>89</sup> Bei Halem werden die Ideale Wallensteins immer als legitim erklärt und die Rebellion wird sogar rechtfertigt, aber die Perversion der Ideale durch die „Schwungsucht“ des Helden (HW 60, 126) bestimmt sein Handeln zum Scheitern. Ähnliches gilt für Rebmann, der allerdings die Verantwortung für den Fall des Protagonisten nicht nur seinem Geltungsdrang sondern in verstärkter Weise auch externen Mächten (der durchorganisierten kaiserlichen Partei) zuschreibt.

<sup>90</sup> Im Brief vom 21. März 1796 an Humboldt bringt Schiller diese Schrift in engsten Zusammenhang mit seiner Arbeit am *Wallenstein*. Vgl. NA XXVIII, 204.



was er leiste[n]“ kann, „beschränkt ist“ (NA XX, 498). Wer am Ende ‚siegte‘,<sup>91</sup> ist der Realist Octavio, der Vertreter der „alten, engen Ordnungen“ (NA VIII N/2, 519), die Verkörperung des „ewig Gestrige[n]“, das Wallenstein in seinem Monolog beklagt (NA VIII N/2, 620). Die Desillusionierung, die aus diesem bitteren Schluss hervorgeht, zeigt, dass die „Staatskunst“ (NA VIII N/2, 606), die mit Manipulation und Hinterlist, mit „Verstellung“ und „Falschheit“ operiert (NA VIII N/2, 516; 658), über das Ideal siegen kann, wenn dieses nicht für die Realität tauglich ist.

Bei der Darstellung der politischen Welt in der Tragödie gestaltet Schiller seinen Wallenstein als einen ambivalenten Charakter. Er ist kein exemplarischer Tugendheld, aber auch kein verwerflicher Bösewicht. Er ist kein revolutionärer Schwärmer, aber auch kein skrupelloser Realist. Er kombiniert die Vision einer besseren Zeit mit der persönlichen Machtambition, er versucht die Ideale des Friedens, der Einheit, der Freiheit mit jener realpolitischen Pragmatik durchzusetzen, die er durch seine Erfahrung als Heerführer erlernt hat (und die dem jungen Max vollkommen fehlt). Man kann ihm nicht vorwerfen, dass er seine Macht für egoistische Ziele benutzt: Seine Hybris ist zu fehlerhaft, seine Unentschlossenheit zu lähmend, um ihn als ruchlosen Tatenhelden erscheinen zu lassen. Seine Größe ist eine „optische Täuschung“, wie Alfons Glück bemerkt.<sup>92</sup> In dieser Hinsicht unterscheidet sich Schillers Darstellung von derjenigen der *minores* erheblich: Wallenstein ist kein eindeutiger Vertreter aufklärerischer Ideale, weil seine Pläne sich oft als brüchig und widersprüchlich erweisen. Er bleibt zwar der einzige mögliche Stifter einer alternativen Welt und bekennt sich zu einer Verantwortung, die über den eigenen Vorteil hinausgeht, aber letztendlich verhält er sich nicht wie ein *homo politicus*, der sich konsequent der Handlung widmet, sondern wie ein *homo ludens*, der ständig spielt und zögert, bis er in den Zugzwang der Fakten gerät. Schillers Wallenstein ist also nicht der große Held, der sich mit Kraft und Überzeugung für mehr Humanität einsetzt und wegen der eigenen Machtverliebtheit oder aufgrund externer Mächte (Absolutismus und Obskurantismus) zugrunde geht, wie bei Halem und Rebmann. Er ist nicht nur aus

---

<sup>91</sup> Es ist klar, dass es sich nur um einen partiellen Triumph handelt. Octavio hat seinen Sohn und seinen Freund verloren: „Auch mein Haus ist verödet“, sagt er der verzweifelten Gräfin Terzky in der Schlusszene (NA VIII N/2, 776). Hier wird deutlich, dass er sich eine Bestrafung, aber nicht die Ermordung des Feldherrn gewünscht hat, die Buttler voreilig durchgeführt hat. Die Beförderung zum Fürsten macht Piccolomini auch nicht glücklich: „Octavio erschrickt und blickt schmerzvoll zum Himmel“, heißt es in der Regieanweisung (NA VIII N/2, 777, meine Hervorhebung). Für eine stringente Analyse des letzten Auftritts der Tragödie vgl. Herbert Singer, *Dem Fürsten Piccolomini*, in Fritz Heuer / Werner Keller (Hg.), *Schillers Wallenstein*, a.a.O., S. 180-212.

<sup>92</sup> Alfons Glück, *Schillers Wallenstein*, a.a.O., S. 148.

anthropologisch-seelenkundlicher, sondern auch aus politischer Sicht eine problematische, schwer durchdringbare Gestalt. Seine Pläne bleiben so verschwommen, seine Intentionen so wandelbar, dass man niemals wissen kann, ob sie ernst zu nehmen sind oder ob sie als Masken zur Dissimulation anderer Zwecke verwendet werden. Was sicher ist, ist die Ambivalenz Wallensteins, die ihn von einem resoluten Eingreifen in die Handlung aufhält, bis er von der Handlung selbst zur Aktion genötigt wird.

#### **5.2.4. „Ich hasse die Jesuiten“. Spuren des antijesuitischen Diskurses in Schillers *Wallenstein***

Da der Kampf des Politikers Wallenstein für die Ideale der Aufklärung bei Schiller durch die Unentschlossenheit des Helden geschwächt wird, so verliert auch der Kampf des Aufklärers *ante litteram* gegen die Macht der katholischen Kirche an ideologischer Bedeutung. Das Thema des Antijesuitismus, das bei Halem und Rebmann im Mittelpunkt einer breiteren Kritik des religiösen Machtmissbrauchs und des Aberglaubens steht,<sup>93</sup> wird bei Schiller eher hintergründig behandelt. Sowohl in der *Geschichte* als auch in der *Wallenstein*-Trilogie wird die Übermacht der Jesuiten an einzelnen Stellen thematisiert. Diese textuellen Indizien zeugen von einer Beschäftigung des Autors mit dem antijesuitischen Diskurs der Spätaufklärung, allerdings haben sie mit der kritischen Schärfe der *minores* wenig gemeinsam. Wie sich zeigen wird, ist Schiller gegenüber der Jesuitenfeindlichkeit seiner Zeitgenossen skeptisch: Er greift zwar als Dramatiker das literarisch interessante Thema einer möglichen Jesuitenverschwörung gegen Wallenstein auf, aber er instrumentalisiert diese historische Hypothese nicht, um an der Hexenjagd seiner Zeit gegen die Ex-Mitglieder der 1773 aufgehobenen Gesellschaft Jesu teilzunehmen. Sein primäres Interesse liegt im dichterischen Potential eines möglichen Komplotts der Kirche gegen Wallenstein, nicht in der militanten Beteiligung an der Debatte um die gegenwärtige Gefahr einer Jesuitenverschwörung.<sup>94</sup>

Bereits in der *Geschichte des dreißigjährigen Kriegs* entwirft Schiller das Bild des historischen Wallenstein als verfrühter Aufklärer<sup>95</sup> und Opfer der katholischen Machtinteressen. Vom Friedländer heißt es: „Durch Mönchsintrigen verlor er zu

---

<sup>93</sup> Vgl. Kapitel 4.6.3.

<sup>94</sup> Grundlegend für dieses Kapitel ist der Aufsatz von Ritchie Robertson, *Schiller and the Jesuits*, in Nicholas Martin (Hg), *Schiller. National Poet – Poet of Nations*, Rodopi, Amsterdam u. New York 2006, S. 179-200.

<sup>95</sup> „Sein freyer Sinn und heller Verstand erhob ihn über die Religionsvorurtheile seines Jahrhunderts“ (NA XVIII, 329).

Regensburg den Kommandostab, und zu Eger das Leben; durch mönchische Künste verlor er vielleicht, was mehr war als beydes, seinen ehrlichen Namen und seinen guten Ruf vor der Nachwelt“ (NA XVIII, 329). Nicht nur wird also der katholische Klerus für die erste Absetzung sowie für die Ermordung des Generals verantwortlich gemacht, sondern auch für den schlechten Ruf desselben in der Geschichte. Dass mit den „Mönchen“ vor allem die Jesuiten gemeint sind, versteht man bei der Lektüre weiterer Passagen aus dem Geschichtswerk, in denen Schiller wiederholt auf die „Machinationen der Jesuiten“ (NA XVIII, 25) und auf deren nicht transparentes Verhältnis zur weltlichen Macht hindeutet. Es wird zum Beispiel gesagt, dass „der Kaiser durch Jesuiten regiert“ (NA XVIII, 40), dass er sich in seinem Handeln immer wieder von der „giftvolle[n] Beredsamkeit der Jesuiten“ (NA XVIII, 208) führen lässt. Der schwache Ferdinand, im Jesuitenkolleg zu Ingolstadt „zu einem mannhaften Streiter für Gott, zu einem rüstigen Werkzeug der Kirche zubereitet“ (NA XVIII, 72), wird ausdrücklich als ein „Sklave Spaniens und der Jesuiten“ beschrieben (NA XVIII, 76).<sup>96</sup> Die beste Gelegenheit, um die Abhängigkeit des Kaisers von den Priestern zu zeigen, findet Schiller in der Beschreibung des Regensburger Kurfürstentags. Hier ist von einem gewissen Pater Joseph die Rede, einem französischen Kapuziner, der Ferdinand zur strategischen Entlassung Wallensteins überzeugt habe:

Die Stimme eines Mönchs war für Ferdinand II. die Stimme Gottes. „Nichts auf Erden, schreibt sein eigener Beichtvater, war ihm heiliger, als ein priesterliches Haupt. Geschähe es, pflegte er oft zu sagen, daß ein Engel und ein Ordensmann zu Einer Zeit und an Einem Orte ihm begegneten, so würde der Ordensmann die erste, und der Engel die zweyte Verbeugung von ihm erhalten“. (NA XVIII, 131)

Der angesprochene Beichtvater des Kaisers, der Jesuit Lamormaini, der nur an dieser Stelle der *Geschichte* vorkommt, schildert explizit die Manipulierbarkeit Ferdinands durch die Religion. Wie der Kaiser ist auch Maximilian von Bayern in Schillers Darstellung von Geistlichen umringt, die seine politische Agenda diktieren: Der katholische Fürst habe 1619 den Beschluss gefasst, in den Krieg einzutreten und dem Kaiser militärische Unterstützung anzubieten, weil er von „Eingebungen der Jesuiten“ (NA XVIII, 81) dazu bewegt worden sei.

---

<sup>96</sup> In seinem Werk karikiert Schiller in der Regel die hinterhältigen Katholiken, um die Tugend und die moralische Überlegenheit der Protestanten kontrastiv hervorzuheben. Diese Opposition wird deutlich bei der Beschreibung der unterschiedlichen Glaubenspraxis von Gustav Adolf und dem Kaiser: Der „ungekünstelte[n] lebendige[n] Gottesfurcht“ des Schwedenkönigs stellt Schiller die „kriechende[] Andächteley“ des abergläubischen Ferdinand gegenüber (NA XVIII, 139). Dadurch zeigt er den Kontrast zwischen dem gefährlichen Fanatismus, der den Menschen „vor der Gottheit zum Wurm erniedrigt“ (NA XVIII, 139), und einer Form ‚aufgeklärter‘ Religiosität, die frisch und spontan wirkt.

Schiller präsentiert also die offizielle politische Linie der katholischen Partei, selbst bei wichtigen Kriegsentscheidungen, als das Resultat des ungebührlichen Engagements militanter Priester. Dadurch profiliert er die Fraktion von Wallenstein und seinen Anhängern schlagkräftig als eine Art Oppositionsbewegung gegen die Jesuiten. Nach dem Sieg bei Steinau (1633) entscheidet sich Wallenstein beispielsweise dafür, den Graf von Thurn frei zu lassen, um „den Jesuiten die[] Lust zu verderben“, den vornehmen Feind geschlachtet zu wissen (NA XVIII, 309). Weiterhin, in der Versammlung zum Pilsner Revers beklagt sich Illo darüber, dass der Armee alle Mittel zum Unterhalt fehlen, während „sich die Jesuiten und Minister mit dem Schweiß der Provinzen bereichern, und die für die Truppen bestimmten Gelder verschwenden“ (NA XVIII, 316). Und als Wallenstein mit den Schweden einen Entwurf zum Friedensvertrag verhandelt, nennt er unter den Konditionen die endgültige Verjagung der Jesuiten, der „Urheber aller bisherigen Unterdrückungen“, aus dem Reich (NA XVIII, 304).<sup>97</sup>

Ähnlich wie im Geschichtswerk lassen sich Spuren einer negativen Darstellung der katholischen Priester, insbesondere der Jesuiten, auch in der *Wallenstein*-Trilogie ausfindig machen. In den *Piccolomini* werden zwei wichtige Figuren nebenbei erwähnt, die bereits bei Halem und Rebmann zu finden sind: der Beichtvater Lamormaini eben, der bei Schiller „Lamormain“ genannt wird, und Pater Quiroga. Wie bei den *minores* dienen diese Figuren einer Typisierung des katholischen Klerus als raffiniert und übermächtig. Im Folgenden sollen die Stellen untersucht werden, in denen diese Gestalten vorkommen. Anschließend wird der Frage nachgegangen, inwiefern sich eine Rezeption des antijesuitischen Diskurses auch in Schillers *Wallenstein* aufzeigen lässt.

Im zweiten Aufzug der *Piccolomini* erzählt die Herzogin ihrem Mann, dass sie am Wiener Hof, von dem sie gerade zurückkommt, mit kalter Förmlichkeit empfangen wurde: „O! Mein Gemahl – Es ist nicht alles mehr / Wie sonst“, stellt sie fest, und formuliert ihre schwarze Prognose:

Es ist ein Wandel vorgegangen.  
[...] Etwas unglücklich, unersetzliches ist  
Geschehn. [...]  
Ein Ungewitter zieh' sich über Ihnen  
Zusammen, noch weit drohender als jenes,  
Das Sie vordem zu Regenspurg gestürzt. (NA VIII N/2, 527; 529)

---

<sup>97</sup> Mit genau der gleichen Diktion definiert Schiller die Jesuiten auch bei der Schilderung ihrer Entfernung aus Böhmen (vgl. NA XVIII, 67).

Laut der Herzogin sei eine sehr einflussreiche Persönlichkeit für den Ansehensverfall ihres Mannes verantwortlich, und zwar der Beichtvater Lamormain, der übles Gerede über Wallenstein verbreitet hätte. Als der General diesen Namen hört, fragt er besorgt: „Pater Lamormain, was sagt er?“, und die Frau erklärt düster, man werfe ihm „verwegne[] Überschreitung / Der anvertrauten Vollmacht, freventliche[] / Verhöhnung höchster, kaiserlicher Befehle“ vor (NA VIII N/2, 528). Seitdem der mächtige Jesuit die Verleumdung verbreitet hat, Wallenstein sei dem Kaiser untreu geworden, sieht der gesamte Hof den General und seine Familie mit Misstrauen. Als wenig später der kaiserliche Abgesandte Questenberg dem Herzog mitteilt, er müsse auf acht seiner Regimente Kavallerie verzichten, um dem spanischen Kardinal-Infant während seiner Reise von Mailand in die Niederlande einen Geleitschutz zu sichern, reagiert Wallenstein zornig:

Wohl ausgesonnen, Pater Lamormain!  
Wär der Gedank' nicht so verwünscht gescheid,  
Man wär versucht, ihn herzlich dumm zu nennen.  
Achttausend Pferde! Ja! Ja! Es ist richtig,  
Ich seh' es kommen. (NA VIII N/2, 548)

Der Generalissimus begreift sofort, dass der Beichtvater des Kaisers ihm eine Falle gestellt hat, um seine Treue auf die Probe zu stellen:<sup>98</sup>

Ich soll's wohl  
Nicht merken, daß mans müde ist, die Macht,  
Des Schwertes Griff in meiner Hand zu sehen?  
Daß man begierig ist, diesen Vorwand hascht,  
Den span'schen Namen braucht, mein Volk zu mindern,  
In's Reich zu führen eine neue Macht,  
Die Mir nicht untergeben sey. (NA VIII N/2, 548)

Die spanische Sendung ist nur ein von Lamormain ausgeheckter Vorwand, um die Armee Wallensteins zu schwächen und eine größere Kontrolle über ihn auszuüben. Der Feldherr ist nicht nur deswegen empört, weil der Jesuit und die Höflinge hinter den Kulissen versuchen, seinen Pakt mit dem Kaiser zu entkräften, sondern auch weil seine Gegner „krumme[] Wege“ beschreiten, statt „[g]erad heraus“ zu gehen (NA VIII N/2, 549).

Neben Lamormain erwähnt Schiller *en passant* auch den intriganten Pater Quiroga, der – wie in den Wallenstein-Dichtungen der *minores* – nach Pilsen geschickt wird, um

---

<sup>98</sup> Dies ist unhistorisch: Die Forderung ist auf einen Plan des spanischen Königs zurückzuführen (vgl. NA N/3, 666). Es ist nicht unbedeutend, dass Schiller gerade dem Jesuiten die Verantwortung für dieses Ansinnen zuschreibt, das zu den Auslösern der Tragödie Wallensteins gezählt werden kann.

den Friedländer zu überwachen und den Soldaten geheime Informationen zu entreißen. Im fünften Aufzug der *Piccolomini*, in dem das Gastmahl der Offiziere zur Unterzeichnung des Treueschwurs geschildert wird, sagt ein Diener zum andern: „Paß ja wohl auf, Johann, daß wir dem Pater / Quiroga recht viel zu erzählen haben, / Er will uns dafür auch viel Ablass geben“ (NA VIII N/2, 582). Quiroga, der Ablass als Belohnung fürs Spionieren verspricht, stellt eine Art Geistlichkeit dar, die einschüchternd und sich auf Aberglauben stützend die Ignoranz der einfachen Leute zu ihren Zwecken ausnutzt.

Es ist interessant zu bemerken, dass Figuren wie Quiroga und Lamormaini, die bei Halem und Rebmann wichtigere Rollen spielen, bei Schiller nur am Rande evoziert werden. Die flüchtige Erwähnung der Geistlichen verleiht beiden Figuren auf der einen Seite eine geheimnisvollere Aura: Obwohl der Beichtvater und der Pater-Spion als politische Drahtzieher und in gewissem Sinn als Treiber der Handlung dargestellt werden, bleiben sie immer im Dunkel. Auf der anderen Seite mag Schiller auf eine ausführliche Gestaltung der beiden Priester verzichtet haben, gerade um sich fern von der polemischen Haltung der *minores* zu halten, die sich in ihren Dichtungen mit pamphletistischen Tönen gegen die Jesuiten und den machtlüsternen Klerus im Allgemeinen geäußert haben. Bei Schiller wird wohl die illegitime Einmischung der Patres in die Politik thematisiert, allerdings steigt diese niemals zu einem zentralen Thema des Stückes auf. Die Andeutungen auf die Beziehungen der Geistlichen mit dem Kaiserhof kommen in der Trilogie eher filigran vor. Der Kroatengeneral Isolani erzählt zum Beispiel, dass er sich einmal in Wien befand, um Ferdinand um mehr Pferde für sein Regiment zu bitten, aber er musste seine Anforderung mit einem Priester – vermutlich dem Pater Quiroga selbst<sup>99</sup> – vereinbaren:

[D]a schickten sie mir einen Kapuziner,  
Ich dacht', es wär' um meiner Sünden willen!  
Nein doch, das war der Mann, mit dem  
Ich um die Ritterpferde sollte handeln. (NA VIII N/2, 510)

Die Anekdote von Isolani zeigt, dass der Kaiser sich blind auf die Mitarbeit seiner Priester verlässt. Diese kümmern sich wie geübte Staatsmänner um Geschäfte, die deutlich außerhalb der religiösen Sphäre liegen. In einem anderen Passus wird darauf hingewiesen, dass Octavio sein Komplott gegen Wallenstein mit Hilfe der Kapuziner vollstreckt. Als ein Kurier ihm die Nachricht von der Gefangennahme Sesinas bringt, versichert der Bote, dass

---

<sup>99</sup> Vgl. NA VIII N/3, 650.

er ungesehen gekommen sei, weil die Kapuziner ihn „[d]urch’s Klosterpförtchen“ eingelassen haben, „so wie gewöhnlich“ (NA VIII N/2, 605).<sup>100</sup>

In Anschluss an diese allgemein negative Vorstellung der katholischen Priester, die als politisch aktive Menschen und Komplizen von Intrigen geschildert werden, greift Schiller in zwei Stellen von *Wallensteins Tod* expliziter den antijesuitischen Diskurs seiner Zeit auf. In Eger eingetroffen, exklamiert der Titelheld in einem Gespräch mit dem Bürgermeister der böhmischen Stadt:

Seyd ohne Furcht. Ich hasse  
die Jesuiten – Läg’s an mir, sie wären längst  
Aus Reichs Grenzen – Meßbuch oder Bibel!  
Mir ists all eins – Ich hab’s der Welt bewiesen –  
In Glogau hab’ ich selber eine Kirch  
Den Evangelischen erbauen lassen. (NA VIII N/2, 718)

Wallenstein will den protestantischen Bürgermeister<sup>101</sup> darüber beruhigen, dass er ihn nicht aufgrund seiner Religionszugehörigkeit verfolgen oder befeinden wird. Der General zeigt somit seine Liberalität bzw. seine Neutralität in Fragen der Konfession („Meßbuch oder Bibel! / Mir ists all eins“) und profiliert sich als toleranter Mensch in einem historischen Kontext, der von scharfen religiösen Konflikten charakterisiert ist. Allerdings gilt diese Toleranz nicht für die Jesuiten, die laut Wallenstein aus den Grenzen des Reichs hinausgejagt werden sollen. Diese Zeilen sind als ein direkter Bezug zur Zeitgeschichte zu lesen: Im Wunsch des Friedländers, alle Jesuiten zu vertreiben, wird das Echo auf die Aufhebung der Gesellschaft Jesu spürbar, die 1773 infolge der Entfernung der Patres aus verschiedenen europäischen Ländern angeordnet wurde.<sup>102</sup> Schiller schlägt also eine Brücke zu seiner Gegenwart und lässt quasi die Jesuitenfeindlichkeit seiner Zeitgenossen zu Wort kommen, wenn er den Ausruf, „Ich hasse die Jesuiten“ in den Mund seines (angeblich toleranten) Helden legt.

Eine weitere Stelle, in der Schiller auf den Jesuitenhass seiner Zeit anspielt, findet sich im Dialog zwischen dem Friedländer und der Gräfin Terzky im letzten Akt von *Wallensteins Tod*. Hier rekurriert der Autor auf die Figur des französischen Königs Heinrich IV., um die Theorie einer jesuitischen Weltverschwörung hervorzurufen, die im späten 18. Jahrhunderts – auch durch die Wiederentdeckung der *Monita secreta* – einen

---

<sup>100</sup> Ein Kapuzinerkloster gab es allerdings in Pilsen nicht (vgl. NA VIII N/3, 688). Schiller erfindet also dieses Detail, um die enge Beziehung zwischen Kirche und Macht hervorzuheben.

<sup>101</sup> Unhistorisch: 1634 war Paul Junker, ein kaisertreuer Katholik, der Bürgermeister von Pilsen (vgl. NA VIII N/3, 722).

<sup>102</sup> Vgl. Kapitel 4.6.2.

immer größeren Raum im öffentlichen Diskurs fand. In der Nacht seines Todes reflektiert Wallenstein über die Ermordung Heinrichs IV. im Jahr 1610:

Es machte mir stets eigene Gedanken,  
Was man vom Tod des vierten Heinrichs liebt.  
Der König fühlte das Gespenst des Messers  
Lang vorher in der Brust, eh' sich der Mörder  
Ravaillac damit waffnete. Ihn floh  
Die Ruh, es jagt ihn auf in seinem Louvre,  
Ins Freye trieb es ihn, wie Leichenfeyer  
Klang ihm der Gattin Krönungsfest, er hörte  
Im ahnungsvollen Ohr der Füße Tritt,  
Die durch die Gassen von Paris ihn suchten – (NA VIII N/2, 760)

Heinrich IV. wurde von François Ravaillac, einem katholischen Fanatiker, in einer Pariser Straße niedergestochen. Sowohl zu Wallensteins als auch zu Schillers Zeiten galt die Ermordung des Königs als ein Werk der Jesuiten, die Ravaillac heimlich beauftragt hätten. Indem Schiller den Generalissimus indirekt mit Heinrich IV. vergleicht, suggeriert er also, dass auch der Mord Wallensteins von Jesuiten geplant wurde.<sup>103</sup> Die historischen Figuren von Wallenstein und Heinrich IV. weisen tatsächlich gemeinsame Züge auf, die Schillers Vergleich als plausibel erscheinen lassen: Beide wollten ihren Ländern nach langwierigen Religionskriegen den Frieden schenken, beide sind von reaktionären Mächten bekämpft worden, beide sind einem blutigen Fanatismus zum Opfer gefallen. Der große Unterschied besteht darin, dass Heinrich mit dem Edikt von Nantes (1598) den Glaubenskriegen in seinem Lande tatsächlich ein Ende gesetzt hat, während Wallenstein – selbst wenn er Friedenspläne ventiliert – in seiner Lähmung gefangen ist und seine Entwürfe nicht vollbringen kann.<sup>104</sup>

Durch den Hinweis auf Heinrich IV. und durch die Erwähnung von Lamormaini und Quiroga spielt Schiller in subtiler Weise mit der Idee eines jesuitischen Komplotts gegen Wallenstein. Außerdem evoziert er die historische Vertreibung der Loyoliten und weist ironisch auf die Obsession seiner Zeitgenossen für die Gefahr einer reaktionären Jesuitenverschwörung hin. In seinem Umgang mit dem Thema bleibt aber der Autor fern vom irrationalen Fanatismus der jesuitenfeindlichen Aufklärer und unterscheidet sich

---

<sup>103</sup> Vgl. Ritchie Robertson, *Schiller and the Jesuits*, a.a.O., S. 187. Indem Schiller den General metaphorisch auf die gleiche Höhe mit dem französischen Monarchen erhebt, stellt er seine Tötung wie einen Königsmord dar. Historisch gesehen ist dieser Vergleich nicht korrekt, weil Wallenstein kein König ist. Durch den Vergleich mit Heinrich aber zeigt uns Wallenstein sein Selbstwertgefühl und verrät seinen Wunsch, selbst König zu werden.

<sup>104</sup> Mehr hierzu im Kapitel 5.2.5.



somit erheblich auch von der Haltung Halems und Rebmans. Die zwei überzeugten Vertreter der Spätaufklärung bringen mit ihren Wallenstein-Dichtungen eine explizite Kritik am Jesuitentum vor: Die antiklerikalen Indizien in ihren Texten sind als spezifische Stellungnahmen gegen die Machtpolitik der Kirche zu deuten. In Schillers Lektüre des Dreißigjährigen Krieges spielen die Jesuiten zwar eine bedeutende Rolle, aber das Interesse des Dichters an den Patres ist rein literarisch zu erklären: Nicht so sehr die politischen Implikationen jesuitischer Macht, sondern die Suggestion einer möglichen Verwicklung der Ordensmitglieder in Verschwörungen und Komplotte ist für ihn faszinierend.<sup>105</sup> Hierzu noch einige Ausführungen.

Im Frühling 1783 entwirft Schiller ein Projekt für ein Stück mit dem Titel *Friedrich Imhof*, das er jedoch nie durchführen wird.<sup>106</sup> Angeblich sollten in diesem Drama auch Jesuitenfiguren auftauchen, wie aus einem Brief vom März 1783 zu eruieren ist, in dem Schiller beim Bibliothekar Wilhelm Reinwald verschiedene Bücher bestellt:

Die Bücher, wovon wir sprachen über *Jesuiten*, und *Religionsveränderungen* – überhaupt, über den Bigotismus und seltne Verderbnisse des Charakters, suchen Sie mir doch mit dem baldsten zu verschaffen, weil ich nunmehr mit starken Schritten auf meinen *Friderich Imhof* los gehen will. Schriften über Inquisition, Geschichte der Bastille, dann vorzüglich auch (was ich vorgestern vergeblich habe) Bücher worinn von den unglücklichen Opfern des *Spiels* Meldung geschieht, sind ganz vortreflich in meinen Plan. (NA XXIII, 60f.)

Indem er nach merkwürdigen Geschichten für sein Drama sucht, denkt Schiller nebst anderen Themen auch an die Jesuiten. Dabei ist für ihn vor allem die literarische Beschaffenheit der Verschwörungstheorien wichtig, welche die Gesellschaft Jesu umranken und eine Fülle von Anreizen für sein dramatisches Schaffen anbieten können. Immer wieder hat Schiller in seinen Theaterstücken das dichterische Potential von Machenschaften und Verschwörungen, von Ränkespielen und Kabalen ausgenutzt. Franz Moor, Fiesko, Wurm, Posa, Mortimer, Demetrius: Seine Texte wimmeln von Intrigenspinnern, Betrügnern und Strategen, die eine synergetische Verbindung von *plot* im Sinne von „dramatischer Handlung“ und *plot* im Sinne von „Verschwörung“ ermöglichen.<sup>107</sup> Im *Wallenstein* wird das Thema des Komplotts zweierlei entfaltet und

---

<sup>105</sup> Vgl. Ritchie Robertson, *Schiller and the Jesuits*, a.a.O., S. 198ff.

<sup>106</sup> Von dieser Absicht ist wenig zu ermitteln. Leitzmann argumentiert, dass im *Friedrich Imhof* die Anfänge des *Geistersehers* zu suchen seien (vgl. Albert Leitzmann, [Rezension von] *Schillers sämtliche[n] Werke[n]*, *Säkularausgabe in 16 Bänden*, in „Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte“, 22, 1915, S. 119-132, hier S. 120), aber in der jüngsten Forschung wird diese These bezweifelt (vgl. NA XXIII, 292f.).

<sup>107</sup> Vgl. Ritchie Robertson, *Schiller and the Jesuits*, a.a.O., S. 199. Zur Vorliebe Schillers für Intrigen und Rebellionen vgl. Manfred Schunicht, *Intrigen und Intriganten in Schillers Dramen*, in „Zeitschrift für

produktiv gemacht: Der Heerführer ist zugleich Protagonist und Opfer einer Verschwörung, er verhandelt insgeheim mit den Schweden und wird seinerseits durch eine Intrige der Höflinge und der Jesuiten gestürzt.

Schillers Faszination für die Jesuiten hat also wenig mit den Invektiven engagierter Schriftsteller zu tun, die sich emsig an der Verteidigung der aufklärerischen Ideale gegen die reaktionären Patres beteiligen. Aus einem Schreiben an Körner vom 10. September 1787 lässt sich im Gegenteil entnehmen, dass er den Antijesuitismus der Spätaufklärung mit kritischer Distanz beobachtet. Im Brief erzählt der Schriftsteller von seinem Treffen mit Johann Joachim Christoph Bode, einem führenden Illuminaten, der in den Jesuiten eine ernsthafte Bedrohung für die Berliner Aufklärung<sup>108</sup> sah: „Er [Bode, D.V.] ist sehr mit den Berlinern über die drohende Gefahr des Catholizismus einig. Ich habe aber schon vergeßen, was er mir alles darüber gesagt hat. [...] Die jezige Anarchie der Aufklärung meynt er wäre hauptsächlich der Jesuiten Werk“ (NA XXIV, 153).<sup>109</sup> In Einklang mit der Grundhaltung des spätaufklärerischen Antijesuitismus ist Bode der Meinung, dass die Mitglieder der abgeschafften Gesellschaft Jesu gegen die Aufklärer konspirieren und eine Krise innerhalb der intellektuellen Bewegung hervorbringen wollen. Die Argumentation von Bode, die Krise des aufgeklärten Europas sei das Resultat einer Jesuitenverschwörung, präludiert die selbstviktimisierende Haltung, die wenige Jahre später – etwa in den Verschwörungsthesen von Peter Philipp Wolf<sup>110</sup> – Ausdruck finden wird.

Diesen paranoiden Gedanken scheint Schiller nicht viel Beachtung zu schenken. Wir wissen im Gegenteil, dass er sich mit seinen Freunden über die Jesuitenbesessenheit der Berliner Aufklärer lustig gemacht hat: In einem Brief vom 11. Mai 1786 warnt ihn der Schriftsteller Ludwig Ferdinand Huber, dass Friedrich Nicolai ihn „für einen heimlichen Jesuiten halten“ würde, wenn er seinen letzten Brief lesen würde, der „so viel mistisches“ enthielt (NA XXXIII, 99). Nicolai wird hier für seinen radikalen Antijesuitismus, für seine übertriebene „Jesuitenriecherei“ verspottet: Wie andere Intellektuellen seiner Zeit hat der

---

deutsche Philologie“, 82.2, 1963, S. 271-292; Walter Müller-Seidel, *Verschwörungen und Rebellionen in Schillers Dramen*, in Achim Aurnhammer / Klaus Manger / Friedrich Strack (Hg.), *Schiller und die höfische Welt*, a.a.O., S. 422-446.

<sup>108</sup> Nach der Aufhebung des Ordens hatte Friedrich II. den Jesuiten Asyl in Preußen gewährt und sie als Pädagogen wirken lassen (vgl. NA XXIV, 389).

<sup>109</sup> Mit der „Anarchie der Aufklärung“ soll hier die heftige Diskussion über die Identität und die Ziele der Aufklärung gemeint sein, die in jenen Monaten in der *Berlinischen Monatsschrift* geführt wurde. Zur Debatte, die unter anderem auch den Umgang mit dem Katholizismus problematisiert, vgl. Peter Pütz, *Die deutsche Aufklärung*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1978, S. 26-53. Mit „Anarchie“ meint Bode wahrscheinlich auch das Zusammenstürzen des Illuminatenordens, das 1785 mit dem Verbot des Geheimbundes durch die bayrische Regierung anfang und 1787 von Zwistigkeiten unter den Oberen beschleunigt wurde.

<sup>110</sup> Vgl. Kapitel 4.6.2.

Philosoph in seinen Schriften die Gesellschaft Jesu für alle möglichen Übel verantwortlich gemacht, und gerade diese unkritische Besessenheit zeigt die Krise des aufgeklärten Denkens, denn sie operiert mit Vorurteilen und Stereotypen.<sup>111</sup>

Schiller tritt nicht in den Illuminatenorden ein, obwohl er kontinuierlichen Werbungen ausgesetzt ist,<sup>112</sup> weil er sich von dieser irrationalen Drift des Geheimbunds bewusst ist. In seinem *Wallenstein* streift er das (literarisch hoch produktive) Thema der Jesuitenverschwörungen, aber nicht mit kämpferischen Intentionen wie die *minores*. Fern vom publizistischen *furor* der Antijesuiten beobachtet er die Tristheit ihrer manichäischen Polemik, die nicht mehr aus luzider Kritik zu entspringen scheint, sondern – in Vorurteilen und Konspirationswahn verstrickt – das genaue Antonym von Vernunft und Fortschritt repräsentiert.

### 5.2.5. Die Figur Heinrichs IV. bei Schiller und Vogt

Die Anspielung auf Heinrich IV. im letzten Akt von *Wallensteins Tod* bietet die Möglichkeit für eine kleine Abschweifung zur historischen Figur des französischen Königs, der in der Goethezeit „zu den wenigen überragenden Herrschergestalten der europäischen Geschichte“ gehörte.<sup>113</sup> Der Bourbone, dem es in einer Zeit religiösen Fanatismus gelang, die Glaubenskriege in seinem Lande zu beenden, wurde in der Aufklärung als ein gescheiter Politiker und Vertreter von Humanität und Toleranz verehrt und zählt auch aus diesem Grund zu den Lieblingshelden Schillers.

Die Bewunderung des Autors für den „vortrefflichen König“ (NA XVIII, 53) zeigt sich nicht nur in seinem Vorhaben, dem Monarchen ein Drama zu widmen,<sup>114</sup> sondern auch in der wiederholten Beschäftigung mit seiner Figur in Werken wie der *Allgemeinen Sammlung historischer Memoires* und der *Geschichte des dreißigjährigen Kriegs*. Im Einleitungsteil des letzteren Werks beschreibt der Historiker die europäischen Konflikte, die sich im Vorfeld des Dreißigjährigen Kriegs ereignet haben, und betont die politische Tüchtigkeit Heinrichs IV. im Rahmen des Jülich-Klevischen Erbfolgestreits (1609). Nach

---

<sup>111</sup> Vgl. Ursula Painter, *Aufgeklärter Antijesuitismus? Zur antijesuitischen Argumentation bei Friedrich Nicolai*, in Stefanie Stockhorst (Hg.), *Friedrich Nicolai im Kontext der kritischen Kultur der Aufklärung*, V&R unipress, Göttingen 2013, S. 315-336.

<sup>112</sup> Vgl. Hans-Jürgen Schings, *Die Brüder des Marquis Posa*, a.a.O, passim.

<sup>113</sup> Herbert Meyer, *Heinrich IV. von Frankreich im Werk Schillers. Ein Beitrag zum Verständnis der Wallenstein-Figur*, in „Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft“, 3, 1959, S. 94-101, hier S. 94. Die Verehrung des 18. Jahrhunderts für den König findet ihren Höhepunkt in Voltaires Heldengedicht *La ligue ou Henry le Grand* (1723), später *La Henriade* genannt. Schiller hat die *Henriade* gekannt und bewundert (vgl. NA XV/2, 410).

<sup>114</sup> Vgl. das Marbacher Dramenverzeichnis in NA XII, 624.

dem Tod des Herzogs Johann Wilhelm von Jülich-Kleve-Berg vereinbaren die zur Erbfolge in gleicher Weise berechtigten Johann Sigismund von Brandenburg und Philipp Ludwig von Pfalz-Neuburg, die Erbländer gemeinsam zu regieren. Da Österreich aber diesen Pakt nicht anerkennt, lässt Kaiser Rudolf II. das Herzogtum Jülich belagern. England, Frankreich und die Niederlande unterstützen die deutschen Fürsten gegen die habsburgischen Truppen und vermeiden somit – zumindest vorläufig – den Ausbruch eines Kriegs europäischen Ausmaßes. Laut Schiller hat Heinrich IV. bei der Verteidigung der Deutschen das Projekt einer Neuordnung Europas verfolgt, das die Befriedung des Kontinents durch die Niederwerfung der Unruhestifter Spanien und Österreich zum Ziel hatte. Im Erbfolgestreit sieht Schiller einen entscheidenden Kampf zwischen dem freiheitlichen, um das Gleichgewicht der Mächte bemühten Deutschland und dem ländersüchtigen Haus Habsburg. Die Kernfrage des Konflikts war nämlich damals, „ob Oesterreich abermals in seinen Anmaßungen durchdringen [...], oder ob Deutschlands Freyheit, und das Gleichgewicht seiner Macht gegen die Anmaßungen Oesterreichs behauptet werden sollte“ (NA XVIII, 51). Heinrich IV. wusste, dass in Europa ein „glückliche[r] Friede[]“ kommen konnte, nur wenn die „*Oesterreichische Herrschbegierde*“ eingedämmert wurde (NA XVIII, 51f.): Das Ende der Hostilitäten war nur durch eine Beschränkung des österreichischen Imperiums und durch eine ausgeglichene Verteilung der Macht unter den Staaten zu denken. In seinem Plan für ein neues Europa sollte sich Frankreich diplomatisch dafür einsetzen, „das trübe Chaos zu ordnen“, das auf dem Kontinent herrschte, und den „Tumult eines langwierigen Bürgerkriegs“ auf immer zu löschen (NA XVIII, 52). Diesen noblen Entwurf musste aber der König mit seinem eigenen Leben zahlen: „Ravallacs Messerstiche retteten Österreich, um die Ruhe von Europa noch um einige Jahrhunderte zu verspäten“ (NA XVIII, 54).

Mit der Ermordung des *bon roi* 1610 zerschellen laut Schiller die Hoffnungen auf ein Ende der religiösen und dynastischen Konflikte in Europa. Acht Jahre später bricht der Dreißigjährige Krieg aus, dessen Verantwortung Schiller zum größten Teil den Habsburgern und ihrer Machtsucht zuschreibt. Der Kontrast zwischen dem guten Monarchen und dem bösen Österreich vergleicht Schiller mit „Hannibals Feindschaft gegen Romulus' Volk“ (NA XVIII, 54). Es handelt sich also um einen Konflikt zwischen Europa und Rom (bzw. dem Heiligen Römischen Reich), zwischen Modernität und alter Ordnung, der an die Oppositionen erinnert, mit denen Halem im Gesang *Gustav Adolf* und

Vogt in der *Europäischen Republik* operieren.<sup>115</sup> Die von Schiller evozierte Feindschaft zwischen Hannibal und den Römern erinnert an den Konflikt zwischen Hermann und Varus, den Halem in der Vorrede zu seinem Heldengedicht anspricht, um einen historischen Vergleich mit dem Kampf Gustav Adolfs gegen Österreich herzustellen (HGA 481). Selbst wenn es bei Schiller nicht – wie bei Halem – um eine Würdigung des friderizianischen Fürstenbunds von 1785 geht, ruft der Historiker eine Koalition europäischer Staaten gegen die expansionistischen Ziele der Habsburger explizit hervor: Sein Heinrich IV. will ein stärkeres Deutschland und ein stärkeres Europa bilden, um den „Oesterreichische[n] Länderdurst“ zu begrenzen und dem Kontinent einen nachhaltigen Frieden zu gewähren (NA XVIII, 51). Diese Idee wird auch von Vogt, einem großen Verehrer Heinrichs IV., vertreten. Den Kernpunkt seiner *Europäischen Republik* bildet die Idee eines föderalen Europas, in dem ein grundsätzliches Gleichgewicht unter den Mächten herrscht, das die politische Stabilität garantieren und die despotischen Ziele einzelner Staaten an der Wurzel ersticken soll. Im ersten Buch seiner politischen Schrift nennt Vogt Heinrich IV. – zusammen mit Elisabeth I., Gustav Adolf und Friedrich II. – unter den „größten Regenten, welche die neuere Geschichte kennt“.<sup>116</sup> Außerdem widmet er dem französischen Monarchen ein Porträt, in dem er ihn als „de[n] königliche[n] Samaritan“ bezeichnet, der den Protestanten vom Fanatismus der „Pfafheit“ geschützt und „die wüthenden Religionsparteien“ „durch seine Güte und Nachsicht“ vereinigt hat.<sup>117</sup> Vogt, dessen Werk Schiller gelesen hat,<sup>118</sup> schreibt Heinrich IV. den Entwurf zu, „ganz Europa in ein freies Gleichgewicht zu bringen“ und „die ungeheure Macht des Hauses Oesterreichs in [...] Teutschland nieder[zuschlagen]“.<sup>119</sup> Nach der Ermordung des Königs wird dieser „große[] Plan“ von seinem idealen Nachfolger, Gustav Adolf, weiter ausgeführt.<sup>120</sup> Deshalb findet der *bon roi* auch in Vogts Dichtung zum Schwedenkönig Erwähnung: Im Traum vom Gericht der Geschichte im neunten Gesang<sup>121</sup> spricht Heinrich selbst von seinem „Plan, das Gleichgewicht herzustellen, und in der Christenheit ein Sistem eines allgemeinen und dauernden Frieden einzuführen“ (VGA II, 90). Dadurch wird er als ein politisches Vorbild für Gustav Adolf präsentiert, der mit seiner

---

<sup>115</sup> Vgl. Kapitel 3.2.

<sup>116</sup> Niklas Vogt, *Ueber die Europäische Republik*, a.a.O., S. 127.

<sup>117</sup> Ebd., S. 145f.

<sup>118</sup> Vgl. NA XXVI, 60.

<sup>119</sup> Niklas Vogt, *Ueber die Europäische Republik*, a.a.O., S. 151.

<sup>120</sup> Ebd., S. 153.

<sup>121</sup> Vgl. Kapitel 3.3.2.1.

Deutschlandkampagne eine ausgeglichene Verteilung der Macht in Europa angestrebt haben soll.<sup>122</sup>

Auch Schiller erblickt Ähnlichkeiten zwischen Heinrich IV. und Gustav Adolf. Im Aufsatz *Über naive und sentimentalische Dichtung* nennt er die zwei Könige in einer Reihe großer historischer Persönlichkeiten, die auch Cäsar, Epaminondas und Peter den Großen einschließt. Alle werden als Beispiele „naiver“ Staatsmänner angeführt, die „durch ihr Genie groß“ geworden sind (NA XX, 425). Schiller unterscheidet zwischen dem naturnahen und instinktsicheren Genie und dem gekünstelten, vielseitigen und schwer durchschaubaren Verstandesmenschen, und gerade in dieser Unterscheidung findet sich – wie Herbert Meyer bemerkt<sup>123</sup> – ein interpretatorischer Schlüssel des Vergleichs zwischen Heinrich und Wallenstein in der Trilogie. Der französische König ist ein naives Genie der Politik, ein frischer, unbeschwerter Tatmensch; der General hingegen ein gebrochener Held, der sich hinter vielen Masken verbirgt, immer unentschlossen bleibt, fast gelähmt, unfähig, die Welt um sich herum zu interpretieren.<sup>124</sup> Das naive Genie ist seinem Wesen nach immer „[f]rey und natürlich“, er ist um die ewige Einheit mit sich selbst bemüht und bewahrt stets „die Unschuld des Herzens im lebendigen Umgang“, das heißt im Wirrwarr der Geschichte (NA XX, 427). Dabei bleibt er fern von „den gekünstelten Verhältnissen der großen Welt“ (NA XX, 423). Diese Natürlichkeit des Naiven kommt in der erwähnten Stelle der *Wallenstein*-Trilogie zum Ausdruck, in welcher der Friedländer die Todesahnung des *bon roi* am Abend seiner Ermordung beschreibt. Während der König „das Gespenst des Messers“ vor dem Angriff Ravailacs „fühlt[]“, sagt „die inn’re Ahnungsstimme“ dem verblendeten, seine Situation tragisch verkennenden Wallenstein „nichts“ (NA VIII N/2, 760). Der General, der nicht über dieselbe Sensibilität, dieselbe Klarheit des Monarchen verfügt, geht ahnungslos dem Tod entgegen.

Wenn die Figuren von Heinrich und Wallenstein in ihrer jeweiligen Wahrnehmung des herannahenden Todes extrem divergieren, so weisen sie in ihren politischen Vorstellungen und Zielen doch Gemeinsamkeiten auf. Genauso wie Heinrich IV. in der *Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs* vehement gegen den „Länderdurst“ und die „Herrschbegierde“ Österreichs kämpfte, so prangert der Friedländer in der Trilogie den

---

<sup>122</sup> Vgl. Kapitel 3.3.2.2.

<sup>123</sup> Vgl. Herbert Meyer, *Heinrich IV. von Frankreich im Werk Schillers*, a.a.O., S. 98ff.

<sup>124</sup> Die These Wolfgang Binders, Wallenstein sei auf die naive Menschenart festzulegen, erscheint somit als problematisch (vgl. Wolfgang Binder, *Die Begriffe „naiv“ und „sentimentalisch“ und Schillers Drama*, in „Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft“, 4, 1960, S. 140-157, vor allem S. 155). Es ist vielmehr mit Walter Müller-Seidel zu argumentieren, dass der naive Tatmensch nur ein Erscheinungsbild des *Lagers* ist, während der Wallenstein der ‚eigentlichen‘ Tragödie „die Nachdenklichkeit des sentimentalischen Charakters“ aufweist (Walter Müller-Seidel, *Friedrich Schiller und die Politik*, a.a.O., hier S. 128).

friedensstörenden Expansionismus der Habsburger an. In einem Dialog mit dem Gefreiten Mercy erklärt er, dass Österreich „nur wachsen stets und Land gewinnen [will]“ (NA VIII N/2, 693). In seinem Kampf gegen den Kaiser, der „keinen Frieden will“ (NA VIII N/2, 693), und im Streben nach der Herstellung einer zwischenstaatlichen Harmonie zeigt Wallenstein seine Verwandtschaft mit den Gesinnungen des französischen Monarchen. Wie Max Piccolomini es voll idealistischen Enthusiasmus im Gespräch mit Questenberg ausdrückt, liegt Wallenstein mehr „an Europa’s großem Besten / [...] als an ein paar Hufen Landes, / Die Oestreich mehr hat oder weniger“ (NA VIII N/2, 522). In den Augen des jungen Max kämpft Wallenstein für das Wohl des gesamten Kontinents, und aus diesem Grund will der Kaiser, der in seinem Streben nach Machtzuwachs den Frieden scheut, ihn aus dem Weg räumen.

Schiller zeichnet also eine Kontinuitätslinie zwischen den politischen Gesinnungen von Wallenstein und denen Heinrichs IV. Trotzdem, wenn er den französischen König uneingeschränkt als ein staatskluges Genie verehrt, der die richtigen Intuitionen zum richtigen Zeitpunkt hatte, bleibt er bis zum Schluss skeptisch über die politische Größe Wallensteins. Die Friedenspläne des Friedländers, sein Streben nach der Freiheit der Staaten und dem Gemeinwohl Europas bleiben am Ende nur Entwürfe. Schiller präsentiert Heinrich IV. nicht als ein Spiegelbild für das, was Wallenstein selbst war, sondern als ein Vorbild für das, „was Wallenstein angesichts der verwandten zeitgeschichtlichen Konstellation hätte sein können“.<sup>125</sup>

#### **5.2.6. Thekla, Max und... Rosenberg. Anspielungen auf die Romane von Naubert**

Ein letzter interessanter Vergleich mit den *minores* lässt sich anhand der Figurenkonstellation der Tragödie herstellen. Die Wallenstein-Trilogie ist nämlich mit einzelnen erfundenen oder fiktiv charakterisierten Figuren besetzt, die als Reminiszenzen an den Roman *Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn* von Naubert zu lesen sind.<sup>126</sup> So heißt zum Beispiel die Gräfin Terzky bei Schiller Therese, wie die Schwester von Thekla bei Naubert.<sup>127</sup> So weist Max Piccolomini Ähnlichkeiten mit dem jungen Eggenberg auf, der bei Naubert ein schwärmerischer Anhänger Wallensteins ist<sup>128</sup> und am Ende die

---

<sup>125</sup> Walter Hinderer, *Der Mensch in der Geschichte*, a.a.O., S. 50.

<sup>126</sup> Vgl. Kapitel 2.1. und 2.3.3.

<sup>127</sup> Therese ist auch der Name der Gattin Wallensteins bei Halem und Rebmann.

<sup>128</sup> Eggenberg ist – wie Max – zwischen der Neigung für Wallenstein und der Treue gegenüber dem Kaiser gespalten: Er ist „zu edel [...], sich mit ihm in ein Verständniß einzulassen, daß den Gerechtsamen seines Herrn des Kaysers nachtheilig seyn“ kann, aber er liebt Wallenstein „stark genug [...], sein Leben für ihn zu

Titelheldin glücklich heiratet. Aber es ist die temperamentvolle Thekla-Gestalt Nauberts, von der Schiller die meisten Anregungen für seine Tragödie erhält.<sup>129</sup> Christine Touaillon hat die Meinung vertreten, dass der Einfluss von Nauberts Roman „ohne große Tragweite“ gewesen sei, da die Thekla von Thurn und Schillers Thekla „nichts als den Namen gemein“ hätten.<sup>130</sup> Im Folgenden soll diese Position widerlegt werden, denn die naubertsche Thekla ist Schiller bei der Entfaltung seiner eigenen Gestalt sehr präsent.

Auf den ersten Blick scheint Schillers Thekla einen Antipoden zum naubertschen Modell darzustellen: Anders als die leidenschaftliche, unfolgsame Figur des Romans ist sie ein tugendhaftes, biegsames Mädchen, dem im Kloster beigebracht worden ist, dass „[d]as Weib [...] sich nicht selber angehör[t]“, sondern „[a]n fremdes Schicksal fest gebunden“ ist (NA VIII N/2, 570). Dieser erste Eindruck einer „etwas blaß[en] und farblos[en]“ Figur hat die Deutung Theklas als ein schwacher Charakter, der „vorwiegend passiv und entbehrend“ erscheint, in der Forschung konsolidiert.<sup>131</sup> Wie Dieter Borchmeyer es gezeigt hat, gewinnt Thekla aber im Verlaufe der Handlung an Stärke und Autonomie, und dies vor allem durch ihre Liebe für Max.<sup>132</sup> Thekla verstößt gegen die Rollenerwartungen, die an sie als Frau und als „des Außerordentlichen Tochter“ gestellt werden (NA VIII N/2, 570): Sie liebt Max und will gegen die Konventionen und den Zwang der patriarchalischen Fremdbestimmung kämpfen. So erklärt sie, alles andere als blass und passiv:

Daß ich mir selbst gehöre, weiß ich nun.  
Den festen Willen hab' ich kennenlernen,  
Den unbezwinglichen, in meiner Brust,  
Und an das Höchste kann ich alles setzten. (NA VIII N/2, 571)

---

wagen, wenn es aufs Aeüßerste [!] kommen“ soll (TT II,340f.). Der Fürst von Eggenberg, ein Onkel des jungen Verlobten Theklas, entfernt seinen Neffen vom Friedländer und fordert ihn zu sich nach Wien, damit er keine extremen Taten aus blindem Idealismus begeht. Der alte Eggenberg war auch ein „treuer Freund Wallensteins“ und „ein redlicher Diener seines Herrn [...], und es hatte Gelegenheiten gegeben, wo diese beyden Charaktere schwer mit einander zu vereinen waren. [...] Es war offenbar, dass Wallenstein nach der böhmischen Krone strebte [...]. Fürst Eggenberg bat, warnte, drohte; vergebens! Wallenstein achtete die Stimme des Freundes nicht und dieser mußte endlich ihn seinen Weg gehen lassen“ (TT II, 339f.). Für weitere textuelle Indizien einer ähnlichen Charakterisierung von Max und dem jungen Eggenberg vgl. Eduard Finmann, *Zu Schillers Wallenstein*, in „Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte“, 15, 1908, S. 165-168, vor allem S. 167.

<sup>129</sup> Die Forschung ist heutzutage darüber einig, dass die schillersche Thekla von der naubertschen inspiriert wurde. Vgl. NA VIII N/3, 646f.; FA IV, 1070ff. Der erste, der auf diese Querverbindung aufmerksam gemacht hat, ist Karl August Böttiger, *Galerie zu Schillers Gedichten. Dritte Schaustellung: Szenen aus Wallenstein*, in „Minerva. Taschenbuch“, 3, 1811, S. 21-64, hier S. 42. Vgl. auch Heinrich Düntzer, *Schillers Wallenstein*, Wartig, Leipzig 1875, S. 9ff.; Kurt Schreinert, *Benedikte Naubert*, a.a.O., S. 29.

<sup>130</sup> Christine Touaillon, *Der deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts*, a.a.O., S. 441.

<sup>131</sup> So das allgemeine Urteil über Schillers Frauenfiguren bei Mathijs Jolles, *Dichtkunst und Lebenskunst. Studien zum Problem der Sprache bei Friedrich Schiller*, Bouvier, Bonn 1980, S. 225.

<sup>132</sup> Dieter Borchmeyer, *Macht und Melancholie*, a.a.O., S. 208ff.



Durch die Liebe, durch das „Höchste“ wird die ursprünglich unsichere Thekla zu einer mutigen, selbstbestimmenden jungen Frau. Die Gräfin Terzky, welche die plötzlich schwer zu bändigende Thekla immer wieder in die Grenzen weiblicher Verhaltensschemen zurückzuweisen versucht, muss am Ende erkennen:

Ihr seyd kein Kind mehr, Thekla. Euer Herz  
Ist mündig, denn Ihr liebt, und kühner Muth  
Ist bey der Liebe. Den habt ihr bewiesen.  
Ihr artet mehr nach Eures Vaters Geist,  
Als nach der Mutter ihrem. (NA VIII N/2, 662)

Die „mündig“ gewordene Thekla<sup>133</sup> wird zu einer erhabenen, virile Züge aufweisenden Figur, die durch das Herz, durch das Gefühl in einer Welt von Verstellung und Falschheit die „Stimme / Der Wahrheit“ vertritt (NA VIII N/2, 706).<sup>134</sup> Im Abschiedsgespräch mit dem zögernden Verlobten, der nicht weiß, ob er Wallenstein beim Verrat unterstützen oder dem Kaiser treu bleiben soll, zeigt sie ihm den richtigen – selbst wenn für sie schmerzvollsten – Weg der Trennung:

Geh' und erfülle deine Pflicht. [...]  
Uns trennt das Schicksal, unsre Herzen bleiben einig.  
Ein blut'ger Haß entzweit auf ew'ge Tage  
Die Häuser Friedland, Piccolomini,  
Doch wir gehören nicht zu unserm Hause.  
– Fort! Eile! Eile, deine gute Sache  
Von unsrer unglückseligen zu trennen. (NA VIII N/2, 708).

Die Trennung vom Geliebten kostet Thekla viele Schmerzen, denn es ist eine definitive Trennung. Die Liebesgeschichte von Thekla und Max schließt nämlich nicht mit einem Happy End wie bei Naubert, sondern mit dem dunklen Tod des jungen Idealisten, dem vermutlich auch der Tod Theklas folgt. Das Paar, das aufgrund der Rivalität ihrer Familien an Shakespeares *Romeo and Juliet* erinnert, nimmt die Schuld der Väter auf sich und ist bereit, für die unerfüllte Liebe zu sterben.

Als das Mädchen von einem schwedischen Hauptmann die Nachricht bekommt, dass Max auf dem Feld ums Leben gekommen ist, fällt sie in Ohnmacht. Dies erinnert an die Stelle im naubertschen Roman, in der die Heldin sinnlos zur Erde sinkt, als sie erfährt, dass der geliebte Herzog Bernhard von Weimar gefallen sein kann (TT I, 325f.). Die

---

<sup>133</sup> Thekla wird „mündig“ durch die Absolutheit ihrer Liebe für den jungen Piccolomini; Max wird seinerseits „mündig“, als er sich von Wallenstein – seinem ‚adoptierten‘ Vater – trennt (NA VIII N/2, 638).

<sup>134</sup> Zur autarkischen Erhabenheit von Thekla (und Max) vgl. Paul Barone, *Schiller und die Tradition des Erhabenen*, a.a.O., S. 251-262.

Regieanweisung bei Schiller (NA VIII N/2, 731) verdient besondere Aufmerksamkeit:

(Ein Zimmer bey der Herzogin.)  
*Thekla* (in einem Sessel, bleich, mit geschlossnen Augen) *Herzogin*  
und *Fräulein von Neubrunn* (um sie beschäftigt) *Wallenstein* und die *Gräfin* (im Gespräch).

Diese Beschreibung weist eine deutliche Ähnlichkeit mit dem Kupferbild auf dem Frontispiz der Erstaussgabe der *Thekla von Thurn* auf. Auf der Vignette im Roman ist eine sehr gefasste Ohnmachtsszene zu sehen: Thekla ist in ihrem Sessel hingesunken, bleich und mit geschlossnen Augen. Man würde fast denken, dass sie beim Schlafen gezeigt wird, wenn die männliche Gestalt – der schwedische Oberst Falkenberg, begleitet vom kleinen Christiern – ihre sinkende Hand nicht hielte. Die fast winckelmannsche „edle Einfalt“ dieser Szene zeigt die „stille Größe“ der Figur, die keine verzerrten Züge aufweist, sondern im ruhigen Zustand ihre Schmerzen laokoonisch dissimuliert. Da die naubertsche Thekla im Verlaufe des Romans mehrmals die Sinne verliert, wundert es nicht, dass das Titelkupfer eine solche Szene zeigt. Doch diese Ohnmachten, die aus heutiger Sicht lächerlich oder übertrieben erscheinen mögen, waren im 18. Jahrhundert ein Symbol für weibliche Tugend: „Eine ohnmächtige Frau war nach der zeitgenössischen Überzeugung keine schwache Frau, sondern eine Heldin, da die Ohnmacht als weibliche Entsprechung männlich-erhabener, edler Taten galt“.<sup>135</sup> Auch bei Schiller wird die Ohnmachtsszene mit der Absicht aufgebaut, die erhabene Seite von Theklas Charakter sichtbar zu machen. Sobald die Heldin wieder zu sich kommt, pocht sie wiederholt auf ihre körperliche und innere Stärke: „Ich bin nicht krank. Ich habe Kraft zu stehn“ (NA VIII N/2, 732), „Ich bin nicht schwach, / Ich werde mich auch bald noch mehr erholen“ (NA VIII N/2, 733). Und Wallenstein bestätigt das heroische Bild seiner Tochter: „Es ist mein starkes Mädchen, nicht als Weib, / Als Heldin will ich sie behandelt sehn“ (NA VIII N/2, 734).

---

<sup>135</sup> Waltraut Maierhofer, *Hexen – Huren – Heldenweiber*, a.a.O., S. 90. Ähnliches gilt für Schwindelgefühle, die um 1800 eine beträchtliche Aufmerksamkeit in Medizin, Philosophie und Literatur finden. Vgl. Rolf-Peter Janz / Fabian Stoermer / Andreas Hiepko, *Schwindel zwischen Taumel und Täuschung*, in Rolf-Peter Janz / Fabian Stoermer / Andreas Hiepko (Hg.), *Schwindelerfahrungen. Zur kulturhistorischen Diagnose eines vieldeutigen Symptoms*, Rodopi, Amsterdam u. New York, 2003, S. 7-45. Auch Thekla erleidet einen Schwindelanfall im Gespräch mit dem schwedischen Hauptmann. Hierzu vgl. Rolf-Peter Janz, *Affektmodellierung nach antiken Vorbildern?*, a.a.O., S. 200f.



Titelvignette der Erstausgabe von Benedikte Nauberts *Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn* (1788)

Thekla ist kein Durchschnittsmensch, sondern eine außerordentliche Gestalt – das hat sie schon in mehreren Gelegenheiten bewiesen. Aber es ist ihre letzte Entscheidung, die sie als hohe, tragische Figur qualifiziert. Die junge Frau erholt sich schnell von der Ohnmacht und greift in das Geschehen ein. Mit dem Vorwand, dass sie sich beim schwedischen Soldaten für ihre Schwäche entschuldigen muss,<sup>136</sup> kommt sie wieder mit ihm ins Gespräch und fragt ihn, wie Max gestorben sei und an welchem Ort sein Körper ruhe. Nüchtern plant Thekla ihre Flucht: Sie will in derselben Nacht zum Grab von Max mit ihrem Dienstmädchen reiten und als dieses Einwände erhebt, zeigt sich Thekla resolut und mutig wie eine Heldin. Aus dem Dialog mit der Magd, die die Rolle des „hilflos schwache[n] Weib[s]“ spielt, wird deutlich, dass sich beide Frauen für das geheime Unternehmen „waffnen“ werden (NA VIII N/2, 740), was an das Motiv der *fanciulla guerriera*, der Verkleidung des Mädchens als Soldat bei Naubert erinnert. Es vollzieht sich eine umgekehrte Entwicklung der Heldin: Während sich Nauberts Thekla von einem maskulinen, jede Konvention ablehnenden Mädchen in eine bürgerliche Dame verwandelt, wird bei Schiller aus einer anständigen, nonnenhaften Figur ein Soldat.

Im Gespräch mit dem Dienstmädchen bringt Thekla die Qualen ihrer Seele pathosvoll, fast halluzinatorisch zum Ausdruck. Dabei rekurriert sie auf eine Semantik, die an die Atmosphäre der Schauerromane erinnert:

Nicht Ruhe find ich, bis ich diesen Mauren  
Entrunnen bin – sie stürzen auf mich ein –  
Fortstoßend treibt mich eine dunkle Macht  
Von dannen – Was ist das für ein Gefühl!  
Es füllen sich mir alle Räume dieses Hauses  
Mit bleichen, hohlen Geisterbildern an –  
Ich habe keinen Platz mehr – Immer neue!  
Es drängt mich das entsetzliche Gewimmel  
Aus diesen Wänden fort, die lebende! (NA VIII N/2, 742)

Im Schloss ihres Vaters kann Thekla keine Ruhe finden. Es kommt ihr klaustrophobisch und schreckvoll vor, als wäre es von „bleichen, hohlen Geisterbildern“ bevölkert. Diese Metaphorik lässt sich möglicherweise als eine Anspielung auf die Beschreibungen der Geistererscheinungen in Nauberts Roman *Graf Rosenberg* lesen.<sup>137</sup> Dort begegnet der Titelheld in einem von Geistern verseuchten Schloss einem Phantom, das ihn in die

---

<sup>136</sup> Das ist wiederum eine Anspielung auf Nauberts Thekla, die aus der Ohnmachtsepisode lernt, dass sie ihre Leidenschaften nicht öffentlich zeigen soll (vgl. TT I, 339).

<sup>137</sup> Vgl. Kapitel 2.3.4.

dunklen Kellerräume des Palasts „mit unwiderstehlicher Gewalt [...] fort[zieht]“ (GR 29). Hier findet er weitere Geister, die ihm entgegengleiten, um ihn zu umfassen, aber Rosenberg fällt in Ohnmacht und, als er wieder wach wird, findet er sich von Gerippen und verwesenden Kadavern umringt (GR 30f.). Dass die erregte Rede Theklas als ein Echo dieser Szene aus dem *Rosenberg*-Roman gedeutet werden kann, zeigt die Replik des Dienstmädchens:

Sie setzen mich in Angst und Schrecken, Fräulein,  
Daß ich nun selber nicht zu bleiben wage.  
Ich geh' und rufe gleich den Rosenberg. (NA VIII N/2, 742)

Rosenberg – so heißt der Stallmeister, der Thekla bei der Flucht helfen soll. Es kann kein Zufall sein, dass Schiller diesen für einen Diener wohl ungewöhnlichen Namen verwendet. Es liegt die Vermutung nahe, dass der Autor durch die Herabwürdigung des naubertschen Grafen zum Stallknecht seine kritische Haltung gegenüber der Trivialliteratur unterstreichen will. Außerdem zeigt er anhand der beiden weiblichen Figuren zwei mögliche Wirkungen der Schauerliteratur auf die Rezipienten. Einerseits signalisiert Thekla durch den ethischen Dativ („Es füllen sich *mir* alle Räume dieses Hauses / Mit bleichen, hohlen Geisterbildern an“), dass sie sich davon bewusst ist, dass diese Erscheinungen nicht wahr sind, sondern eine Projektion ihres bestürzten Ichs. Andererseits sagt das dumme, leichtgläubige Dienstmädchen, das als typische Leserin trivialer Gespenstergeschichten gelten kann, dass sie durch die Worte Theklas „in Angst und Schrecken“ geraten ist und dass sie lieber mit ihr fliehen will als im Schloss zu bleiben.

Es ist interessant zu bemerken, dass Schiller die zwei Protagonisten der beiden Romane Nauberts zum Dreißigjährigen Krieg in seinem Drama zusammenführt. An einer solchen strategischen Operation lässt sich beobachten, wie gerne der Autor mit Motiven und Figuren der populären Kultur arbeitete, um das Interesse und die Neugierde seiner Zuschauer anzuregen. Sicherlich gehörte zum Publikum seiner *Wallenstein*-Trilogie auch eine große Portion jener omnivoren Leser, die sich für die historischen Romane Nauberts und anderer Autoren interessierten. Bei solchen Rezipienten müssen Thekla und Rosenberg eine Assoziation mit den naubertschen Figuren sofort ausgelöst haben – doch diese Wirkungsintention Schillers ist von der Forschung bisher noch ungenügend gewürdigt worden.

Die Liebesgeschichte von Max und Thekla bildet jedoch kein reines Füllmaterial, kein Moment des Trivialen innerhalb der wichtigeren politischen Tragödie. Im Gegenteil ist sie ein zentraler Bestandteil in der dramaturgischen Ökonomie des Stückes: Mit der Aufrichtigkeit ihrer Beziehung schaffen die jungen Liebenden einen Kontrapunkt zur korrupten Welt der Politik. Die Liebe zwischen Max und Thekla ist die einzige zwischenmenschliche Beziehung im Stück, die nicht durch Machiavellismus, Betrug und Verrat, sondern durch Selbstlosigkeit, Klarheit und Vertrauen gekennzeichnet ist. „Wie du dir selbst getreu bist, bist du mir“, sagt Thekla zu Max (NA VIII N/2, 708). Und weiter heißt es: „Trau niemand hier als mir. [...] Sie haben einen Zweck“ (NA VIII N/2, 564). Die Beziehung zwischen den Liebenden hat keinen äußeren Zweck, sondern ist autonom und daher ein Analogon für die ethische Freiheit. Wie Max es im Abschiedsgespräch mit Octavio äußert, ist Liebe „der einzig reine Ort [...] / Der unentweihte in der Menschlichkeit“ (NA VIII N/2, 659). Und doch wird dieser Ort in der degradierten Realität des Politischen zerstört, er kann nur noch ein Ort des Todes sein und der Verzweiflung.

Nach der Flucht von Thekla ist nichts weiteres über ihr Schicksal zu erfahren. Auf einer simultanen Bühne aber ist ihr Weg zum Grab des Geliebten zu imaginieren,<sup>138</sup> bei dem sie vermutlich sterben wird, wie Julia Romeo nachstirbt.<sup>139</sup> Um die Frage nach dem Schicksal seiner Heldin zu beantworten, schreibt Schiller 1802 ein Gedicht mit dem Titel *Thekla. Eine Geisterstimme*, in welchem er auf eine Wiederbegegnung mit Max im Jenseits hindeutet:

Ob ich den Verlorenen gefunden?  
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint  
Wo sich nicht mehr trennt, was sich verbunden,  
Dort wo keine Thräne wird geweint. (NA II, 198)

Indem Schiller Thekla und Max im Tode wiedervereint, zeichnet er ein letztes heiteres Bild seiner geliebten Figur.<sup>140</sup> Mit dem Verschwinden des Liebespaars aus der Tragödie ist der Ausgang jedoch alles andere als heiter. Denn „[e]rnst ist das Leben“ (NA VIII N/2, 457), und in der realen Welt, die von den verwickelten und fragwürdigen Verhältnissen der Politik dominiert ist, können positive, gefühlfähige Gestalten keinen Platz finden. Sie

---

<sup>138</sup> Vgl. Hans Schwerte, *Simultaneität und Differenz des Wortes in Schillers „Wallenstein“*, in Fritz Heuer / Werner Keller (Hg.), *Schillers Wallenstein*, a.a.O., S. 274-289, hier S. 281f. Vgl. auch den 1811 in der Zeitschrift *Minerva* gedruckten Kupferstich von Heinrich Ramberg zu dieser Szene (Abbildung 7.8 in NA VIII N/3, 799).

<sup>139</sup> Vgl. Dieter Borchmeyer, *Macht und Melancholie*, a.a.O., S. 210.

<sup>140</sup> Das „Liedchen“ habe er – so in einem Brief an Körner – „mit Liebe“ geschrieben (NA XXI, 166).

*müssen* ihren Weg in den Tod suchen. Was am Ende bleibt, ist die Hoffnungslosigkeit eines tiefen Geschichtspessimismus.





## SCHLUSSBEMERKUNGEN

Ausgehend von der Feststellung, dass in den drei letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts eine beträchtliche Anzahl an Veröffentlichungen über den Dreißigjährigen Krieg entstanden ist, wurde in der vorliegenden Arbeit der Versuch unternommen, die Konturen und die bedeutendsten Inhalte dieser intensiven Verarbeitung des historischen Ereignisses in der Geschichtsschreibung, Literatur und Publizistik der Zeit zu definieren. Dies wurde möglich durch größere Rekonstruktionen des epistemologischen Rahmens, in dem diese Proliferation von Schriften über den Krieg ihren kulturellen Humus fand, sowie durch eine textuelle-kontextuelle Detaillektüre der Werke wenig bekannter Autoren, die an diesem Phänomen auf unterschiedliche Weise teilgenommen haben. Selbst wenn zum Teil literarisch mangelbehaftet, haben sich diese Texte als hoch interessante Dokumente erwiesen für das Verständnis eines komplexen Diskursgeflechtes, das die historiographische Reflexion und die literarische Darstellung des Dreißigjährigen Kriegs im ausgehenden 18. Jahrhundert begleitet hat. Ein Diskursgeflecht, aus dem die Schiller-Forschung wertvolle Informationen für die Deutung und die thematische Darlegung einzelner Aspekte der *Geschichte des Dreyßigjährigen Kriegs* und der *Wallenstein*-Trilogie gewinnen kann.

Schillers Erfahrung als Historiker fällt in eine Zeit großer Transformationen für die deutsche Geschichtswissenschaft. Um 1770 findet ein regelrechter Paradigmenwechsel innerhalb der Disziplin statt: Von der bloßen Häufung beziehungsloser Geschichten verwandelt sich die Arbeit des Historikers in die Herstellung eines organischen, kausal (Gatterer, Schlözer) oder teleologisch-entelechisch (Kant) geordneten „Systems“. Im Kontext dieser Umwandlung entwirft Schiller sein geschichtstheoretisches Programm, das er wenige Wochen vor dem Ausbruch der Französischen Revolution in seiner akademischen Antrittsrede in Jena vorträgt. Vom kantischen Optimismus geprägt und von der Auffassung einer Universalgeschichte begeistert, die den kontinuierlichen Fortschritt der Menschheit impliziert, spricht er vom „telologische[n] Prinzip“ und vom „vernünftigen Zweck“ der Geschichte (NA XVII, 374). Allerdings ist er sich bewusst, dass diese Teleologie nur ein Konstrukt des Historikers ist, der die Ereignisse auswählt und ihnen durch

seine Darstellung *a posteriori* Sinn verleiht. Ein wichtiges Thema in der Vorlesung ist ferner der Umgang des Geschichtsschreibers mit der Dürftigkeit der Quellen, die durch eine Ergänzung der überlieferten Daten „mithilfe der Analogiebildung“ aufgehoben werden kann (NA XVII, 373).

Bei der konkreten Arbeit an der *Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs* macht Schiller von der theorisierten Auktorialität des Geschichtsschreibers deutlich Gebrauch: Unter der Feder des Schriftstellers wird aus einer trockenen Wissenschaft eine „reizende“ (NA XXV, 3). Der Autor wählt die für ihn interessantesten Ereignisse des Kriegs und beschreibt sie im Detail, während er die weniger mitreißenden Entwicklungen des Kriegs ohne großes Engagement kondensiert. Insbesondere setzt Schiller sein dramaturgisches Raffinement ein, um die beschriebenen Begebenheiten durch Dialoge und andere theatralische Darstellungsverfahren zu veranschaulichen. Als Dramatiker (und Anthropologe) interessiert er sich vor allem für die Protagonisten des ersten Segments des Konflikts, Gustav Adolf und Wallenstein, von denen er keine fixen Porträts, sondern ambivalente, im Laufe der Narration changierende Charakterisierungen ausmalt. Ohne dass sein Text an Gründlichkeit und Präzision verliert, schafft Schiller eine prismatische Darstellung der Geschichte und ihrer Protagonisten, die der Komplexität des Menschlichen sowie der historischen Prozesse gerecht wird.

Indem er seine auktoriale Kompetenz in die Geschichtswissenschaft einbringt, realisiert Schiller eine Durchdringung von historischer Faktizität und poetischer Wahrheit, die nicht als reine Unterhaltungsmaßnahme für das Publikum, sondern als konstruktivistisches Element der geschichtswissenschaftlichen Arbeit selbst verstanden werden soll. Durch einen angenehmen Schreibstil und durch die kreative Schließung der Lücken historischer Überlieferung balanciert der Autor die Sperrigkeit und Bruchstückhaftigkeit des geschichtlichen Stoffes aus. So fließt sein geschichtstheoretisches Programm in ein vorwiegend ästhetisches ein. Das teleologische Prinzip, die Herstellung eines Systems für die Ordnung der Fragmente und die Interpretation der Fakten koinzidiert bei ihm in der Praxis mit dem Rekurs auf eine kunstvolle Darstellung, die zum Gehalt und zur inneren Kohärenz der wissenschaftlichen Aussagen beiträgt. Der chronikalische Charakter der aufklärerisch-pragmatischen Historiographie lässt somit einem neuen Modell der Geschichtsschreibung Raum, das erzählerischer wirkt und doch an wissenschaftlicher Korrektheit nicht einbüßt.

Im Bereich der Literatur – und mit wohl weniger Ansprüchen als Schiller – versucht Benedikte Naubert eine Verbindung von poetischer Kraft und Geschichtswissen zu schaffen. Ihre „Zweischichtenromane“, die in der üblicherweise kaustischen zeitgenössischen Kritik positiv empfangen werden, positionieren sich genau in der Mitte zwischen (populär-)wissenschaftlichen Geschichtsdarstellungen und bloß unterhaltenden Fiktionen, weil sie die Abenteuer erfundener Figuren in der Kulisse einer sorgfältig rekonstruierten Epoche schildern. Naubert verbindet Personal und Motive des (empfindsamen) Familienromans mit Beschreibungen von historischen Personen und Ereignissen, die – wie die gelegentlichen Fußnoten und Quellenzitate es belegen – auf historiographische Vorstudien zurückzuführen sind. Um ihre Bücher dem Geschmack des Lesepublikums näher zu bringen, bereichert Naubert ihre Darstellungen mit typischen Motiven der Trivialliteratur (Soldatenmädchen, für tot geglaubte Figuren, Findlinge, Einsiedler, Gespenster, usw.) und versucht zugleich, Wertvorstellungen wie Tugend, Milde, Aufrichtigkeit und Umsicht zu propagieren.

Ein glänzendes Beispiel für die typisch naubertsche Verflechtung einer fiktionalen Haupthandlung mit einer historischen Nebenhandlung findet sich im Roman *Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn*, von dem Schiller mit aller Wahrscheinlichkeit für die Konturierung seiner Thekla-Figur in der *Wallenstein*-Trilogie inspiriert wurde. Ähnlichkeiten zwischen den zwei Gestalten zeigen sich am deutlichsten in der Ohnmachtsszene bei Schiller, die figurativ auf die Titelvignette der ersten Edition des Romans von Naubert anspielt, sowie im Plan des Mädchens, in der Nacht der Ermordung seines Vaters gewaffnet zum Grab des gestorbenen Geliebten zu fliehen, was an die Flüchten und Verkleidungen der naubertschen Heldin erinnert. In seiner Tragödie deutet Schiller ferner auf den Schauerroman *Graf Rosenberg* hin, ein weiteres Werk der Autorin, das in der Zeit des Dreißigjährigen Kriegs angesiedelt ist. Der Stallmeister, der Thekla bei der Flucht hilft, heißt bezeichnenderweise Rosenberg, und die halluzinatorischen „Geisterbilder[]“, die das Mädchen im erregten Zustand der Verzweiflung sieht (NA VIII N/2, 742), können als Echo der Beschreibungen von Phantasmen im naubertschen Roman gedeutet werden.

Die Texte allerdings, die mehr Anstöße für Vergleiche mit der Trilogie von Schiller bieten, sind die Wallenstein-Dichtungen von Gerhard Anton von Halem,

Johann Nepomuk Komareck und Andreas Georg Friedrich von Rebmann. Gemeinsam ist diesen Texten eine insgesamt positive Gestaltung des Friedländers, die mit den sonst fast eindeutig kondemnatorischen Urteilen früherer Darstellungen kollidiert. Die Rehabilitierung des Generals durch die *minores* hängt mit einem Interesse am *Menschen* Wallenstein zusammen, das erst im Rahmen des im späten 18. Jahrhundert entstandenen seelenkundlichen und anthropologischen Diskurses möglich wird. Halem, Komareck und Rebmann wagen eine psychologische Konturierung der Figur und präsentieren seinen Verrat gegen den Kaiser als die Reaktion auf wiederholte Beleidigungen seines Stolzes. Wallenstein ist ein Verräter aus verlorener Ehre: Erst seine zwei Absetzungen stürzen ihn in den Abgrund der Infamie und veranlassen ihn zum Verrat. Die apologetische Intention der *minores* spiegelt sich in ihrer hagiographischen bzw. ausdrücklich christologischen Darstellung des Heerführers, der vor allem in den Ermordungsszenen als ein unschuldiges Opferlamm, als ein säkularer Märtyrer der Politik präsentiert wird.

Auch Schiller bedient sich des Motivs des gekränkten Stolzes, das er bereits in der Erzählung *Verbrecher aus Infamie* entwickelt hatte, um das Bild Wallensteins dem Zuschauer „menschlich näher zu bringen“ (NA VIII N/2, 456). Allerdings kann bei ihm nicht von einer überzeugten Rehabilitierung, sondern eher von einer Problematisierung der Gestalt die Rede sein. Schiller porträtiert seinen Wallenstein als einen ambivalenten Charakter und schafft Ungewissheit um seine Absichten. Anders als die *minores*, die nach einer geschichtstreuen Darstellung des historischen Wallenstein streben, entwirft Schiller nur Hypothesen über das Wesen des Friedländers. Er entlastet also den historischen Wallenstein nicht von seiner Schuld, sondern versucht, die entgegengesetzten Urteile über ihn in der *dramatis persona* selbst zusammenzufügen. Wie – und noch betonter als – in der *Geschichte des Dreyßigjährigen Kriegs* ist der Charakter des Feldherrn im Werden begriffen: Im *Lager* wird eine mächtige und solide Figur angekündigt, die in der tatsächlich auftretenden keine Entsprechung findet. Anders als bei den *minores* ist Schillers Wallenstein kein entschlossener Tatmensch, sondern ein zögernder Nachsinner, der sich nur vom Zwang der äußeren Ereignisse zur Handlung treiben lässt. Seine Ermordung wird nicht mit dem feierlichen Pathos der Passionsberichte beschrieben, sondern mit einer tragischen Ironie, die mit der – alles andere als göttlichen – Realitätsblindheit Wallensteins zusammenhängt.

Ein wichtiges Themenfeld für einen Vergleich zwischen der Trilogie und den Dichtungen der *minores*, insbesondere der Spätaufklärer Halem und Rebmann, ist das politische. Wallenstein wird als einen Aufklärer *ante litteram* dargestellt: In Einklang mit den politischen Schriften von Rousseau handelt er für die *volonté générale* und verfolgt das Gemeinwohl, er versucht einen dauerhaften Frieden im kantschen Sinne zu stiften und die Glückseligkeit des Volkes durch „Denk- und Glaubensfreiheit“ (RW 20) zu fördern. Die Tragödie Wallensteins besteht bei Halem und Rebmann einerseits darin, dass seine Ideale für das 17. Jahrhundert zu progressiv sind und in der Konfrontation mit Obskurantismus und Intoleranz scheitern müssen. Andererseits implodieren die Pläne des verfrühten Aufklärers aufgrund seines illegitimen Strebens nach Macht, das die edlen Ideale in einen despotischen Wunsch nach Selbstbehauptung pervertiert. Bei der Gestaltung dieses Problemhorizonts nehmen die Texte der beiden Verehrer Schillers Themenkomplexe auf, die bereits in *Fiesko* (Halem) und *Dom Karlos* (Rebmann) zentral sind.

Von Schillers Wallenstein weiß der Zuschauer von Anfang an nicht, ob er für Frieden und Freiheit kämpft oder nur ein machtlüsterner Rechenkünstler ist, der die böhmische Krone anstrebt. Schiller spielt mit dieser Janusköpfigkeit und lässt seine Figur zwischen dem Traum der Ideale und der Pragmatik der Realpolitik oszillieren, ohne dass sie sich dabei entscheiden kann. Er will sich „[z]ur Wohlfahrt aller“ einsetzen und doch bereitet es ihm „Freude, [s]eine Macht zu kennen“ und auszuüben (NA VIII N/2, 546; 535). Wallensteins Schwanken zwischen Idealismus und Staatsklugheit – zwei Polen, die von Max und Octavio Piccolomini personifiziert werden – zeugt vom Wunsch des Helden, eine Synthese der Gegensätze in der Politik zu schaffen. Doch sein Zögern, das vom Spiel mit den Möglichkeiten diktiert wird, schafft eine fatale Lähmung, welche die Handlung retardiert, bis „das Aeüßerste“ (NA VIII N/2, 631; 640) geschieht und der Held zur Aktion gezwungen wird.

Interessant sowohl bei den *minores* als auch bei Schiller ist die politische Rolle der Jesuiten und der katholischen Priester im Allgemeinen, die in den Dichtungen als Drahtzieher der Handlung und (Mit-)Verantwortliche für die Ermordung des pazifistisch und aufklärerisch gesinnten Generals präsentiert werden. Während sich jedoch die Texte von Halem und Rebmann in die vehemente antijesuitische Polemik der Spätaufklärung einbetten lassen, spielt Schiller nur filigran mit der Idee eines jesuitischen Komplotts gegen Wallenstein und zwar als ein Schriftsteller, der für das dramatische Potential der Intrigen und Verschwörungen

immer großes Interesse gezeigt hat. In diesem Rahmen evoziert er die Figur des französischen Königs Heinrich IV., der die religiöse Toleranz in seinem Land etablierte und aus Fanatismus ermordet wurde, bevor sein Plan für eine Herstellung des zwischenstaatlichen Gleichgewichts in Europa realisiert werden konnte. Heinrich IV., den Schiller sehr verehrte, ist auch eine zentrale Figur in den Schriften von Niklas Vogt, insbesondere in der *Europäischen Republik* und in der Dichtung *Gustav Adolph*, die Schiller kannte.

Ein letztes Thema, das durch die Analyse der Texte zum Vorschein gekommen ist, ist der Rekurs auf Figuren und Ereignisse des Dreißigjährigen Kriegs im späten 18. Jahrhundert, um über die eigene Gegenwart zu sprechen. Dies nicht nur durch die Thematisierung von Idealen der Aufklärung und von zeitgenössischen Diskursen, sondern auch durch ausdrückliche Hinweise auf Ereignisse der Zeitgeschichte, die meistens in paratextuellen Elementen vorkommen. So zieht zum Beispiel Halem in seinem *Gustav-Adolf-Gesang* von 1786 eine Parallele zwischen dem Plan des Schwedenkönigs, einen Bund mit den deutschen Staaten gegen die Übermacht Österreichs zu schließen, und dem von Friedrich II. gegründeten Fürstenbund von 1785. In der Erzählung *Die Warnerin* von Naubert, die ein Jahr nach der Schlacht bei Jena veröffentlicht wird, ist dagegen die Warnung „vor der ausländischen Heirath“ (W 18) im Rahmen der französischen Okkupation als eine nationalistische Aufforderung zur Verteidigung der deutschen Identität und zum Kampf gegen die fremden Eroberer zu interpretieren.

Selbstverständlich aber sind es vor allem die Französische Revolution und ihre Folgen, die am häufigsten in diesen Texten thematisiert werden. So vergleicht Vogt beispielsweise in seiner Dichtung von 1790 die ihm gegenwärtige „politische Reformazion oder Regenerazion“ mit der geistlichen des 17. Jahrhunderts (VGA I, 6): Beide haben zum Fortschritt und zur Freiheit der Menschheit beigetragen, aber zugleich eine Spirale der Gewalt in Gang gesetzt, die nicht zu erwarten war. Auf ähnliche Weise präsentiert Komareck 1792 in der Vorrede zum Drama *Der Graf von Thurn* den Böhmisches Aufstand als „Spiegel“ der Revolte der „thörichte[n] Franzosen“ (GT 8), die – von guten Vorsätzen ausgegangen – unnötige Gewalt gestiftet haben. Ebenso bitter fällt das Urteil des vermeintlichen Jakobiners Rebmann aus: Die „mißlungene[ ] Revolution“ seines Wallensteins – so heißt es im Untertitel seiner 1794 veröffentlichten Dichtung – ist ein Analogon für die in die *Terreur* in

Folge der Französischen Revolution: Wie Wallenstein, der seine Ideale von Freiheit und Gemeinwohl instrumentalisiert hat, um seine eigene Macht zu behaupten, so haben die Revolutionäre den „Zweck [...] über das Mittel“ vergessen (RW 47) und haben sich selbst dadurch in Despoten verwandelt.

Auch Schiller verweist im Prolog zu seiner Trilogie auf die Zeitgeschichte. Die „alte feste Form“, die vom Westfälischen Frieden nach „dreißig jammervollen Kriegesjahren“ gestiftet wurde, soll den Zeitgenossen Schillers in der krisenhaften, „düstre[n] Zeit“ nach der Französischen Revolution Hoffnung bereiten auf eine bessere Zukunft (NA VIII N/2, 455f.). Diese hoffnungsvolle Botschaft findet allerdings keine Bestätigung im tragischen Ausgang der Tragödie: Mit der Ermordung Wallensteins und vor allem mit dem Verschwinden von Max und Thekla aus der Szene wird der Sieg der Staatskunst über das Ideal, der Triumph der Machtsucht über die Liebe attestiert. Vom Optimismus des Geschichtsprofessors Schiller bleibt dabei wenig übrig. In einer Zeit großer politischer Umwälzungen und wenige Jahre vor der Krise und Auflösung des Reichs unter Napoleon kann die historisch geschulte Sensibilität Schillers nur noch in einen tiefen Pessimismus münden.





## SIGLENVERZEICHNIS

<b>NA</b>	Friedrich Schiller, <i>Nationalausgabe</i>
<b>FA</b>	Friedrich Schiller, <i>Frankfurter Ausgabe</i>
<b>TT</b>	Benedikte Naubert, <i>Thekla von Thurn</i>
<b>GR</b>	Benedikte Naubert, <i>Graf Rosenberg</i>
<b>W</b>	Benedikte Naubert, <i>Die Warnerin</i>
<b>VGA</b>	Niklas Vogt, <i>Gustav Adolph</i>
<b>VW</b>	Niklas Vogt, <i>Wallenstein</i>
<b>HGA</b>	Gerhard Anton von Halem, <i>Gustav Adolf</i>
<b>HW</b>	Gerhard Anton von Halem, <i>Wallenstein</i>
<b>KT</b>	Johann Nepomuk Komareck, <i>Graf von Thurn</i>
<b>KW</b>	Johann Nepomuk Komareck, <i>Albrecht Waldstein</i>
<b>RW</b>	Andreas Georg Friedrich von Rebmann, <i>Hochverräther durch Cabale</i>



# BIBLIOGRAPHIE

## Primärliteratur

### Editionen der untersuchten Texte

von Halem, Gerhard Anton, *Wallenstein. Ein Schauspiel*, Johann Christian Dieterich, Göttingen 1786.

--, *Gustav Adolf. Erster Gesang*, in „Deutsches Museum“, 1786, Bd. 1, 6. St., S. 481-497.

Komareck, Johann Nepomuk, *Albrecht Waldstein, Herzog von Friedland. Ein vaterländisches Trauerspiel in fünf Akten*, in *Schauspiele*, Karl Franz Köhler, Leipzig 1793, Bd. 1, S. 11-93.

--, *Der Graf von Thurn. Ein Nazionalschauspiel in vier Akten*, Karl Franz Köhler, Leipzig 1793.

Naubert, Benedikte, *Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn, oder Scenen aus dem dreyszigjährigen Kriege*, 2 Theile, Weygand, Leipzig 1788.

--, *Graf Rosenberg, oder das enthüllte Verbrechen. Eine Geschichte aus der letzten Zeit des dreißigjährigen Krieges*, [ohne Verlagsangabe], Leipzig 1791.

--, *Die Warnerin. Eine Geschichte aus dem dreyszigjährigen Kriege*, in „Selene. Fortsetzung des Journals für deutsche Frauen“, 11, 1807, S. 18-89.

von Rebmann, Andreas Georg Friedrich, *Albrecht der Friedländer Hochverräter durch Cabale. Halb Geschichte einer mißlungenen Revolution des siebzehnten Jahrhunderts, halb Roman*, Wilhelm Heinsius, Leipzig 1794.

Schiller, Friedrich, *Werke* (=Nationalausgabe), begr. v. Julius Petersen, fortgef. v. Liselotte Blumenthal u. Benno von Wiese, hg. im Auftrag der Klassik-Stiftung Weimar und des Deutschen Literaturarchivs Marbach v. Norbert Oellers, Böhlau, Weimar 1943ff.

--, *Werke und Briefe in zwölf Bänden* (=Frankfurter Ausgabe), hg. v. Otto Dann, Heinz Gerd Ingenkamp, Rolf-Peter Janz, Gerhard Kluge, Herbert Kraft, Georg Kurscheidt, Matthias Luserke, Norbert Oellers, Mirjam Springer u. Frithjof Stock, Deutscher Klassiker Verlag, Frankfurt am Main 1988-2004.

Vogt, Niklas, *Gustav Adolph. König in Schweden, als Nachtrag zur europäischen Republik*, Varrentrapp und Wenner, 2 Theile, Frankfurt am Main u. Mainz 1790.

--, *Wallenstein, oder über die Vereinigung der deutschen Nation*, in *Europäische Staats-Relationen*, Bd. 3, Andräische Buchhandlung, Frankfurt am Main 1805, S. 231-238.

### Weitere Primärtexte

Anonym, *Monument, das dem König Gustav Adolf errichtet werden soll*, in „Journal von und für Deutschland“, 3, 1786, 10. St., S. 362-363.

- , *Schreiben an einen Freund über die Ursachen der jetzigen Vielschreiberey in Deutschland*, in „Journal von und für Deutschland“, 6, 1789, S. 139-143.
- , *Ueber die Ursachen der jetzigen Vielschreiberey in Deutschland*, in „Journal von und für Deutschland“, 7, 1790, S. 324-326.
- , *Anfragen*, in „Journal von und für Deutschland“, 7, 1790, 9. St., S. 284.
- , *Eygentliche Abbildung und Beschreibung deß Egerischen Banckets, und Was von denen zu halten, welche ihre Mörderische Händ an ihren Generalissimum Herzogen von Friedland, General Feldmarschaln Christian von Ilo, Obristen Graf Wilhelm Kinsky, Obristen Landjägermeistern deß Königreichs Böhmen, Obristen Terzki und Rittmeister Nieman gelegt und wie erbärmlich sie mit ihnen umgangen*, in Wolfgang Harms (Hg.), *Deutsche illustrierte Flugblätter des 16. Und 17. Jahrhunderts*, Max Niemeyer, Tübingen 1997, Bd. 2, S. 539.
- Aristoteles, *Poetik*, in *Werke in deutscher Übersetzung*, begr. v. Ernst Grumach, hg. v. Hellmut Flashar, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2008, Bd. 5.
- Bartsch, Karl (Hg.), *Die historisch-politischen Volkslieder des dreißigjährigen Krieges. Aus fliegenden Blättern, sonstigen Druckwerken und handschriftlichen Quellen gesammelt und nebst den Singweisen zusammengestellt von Franz Wilhelm Freiherrn von Ditzfurth*, Winter, Heidelberg 1882.
- Beutler, Johann Heinrich Christoph / Guts Muths, Johann Christoph Friedrich, *Allgemeines Sachregister über die wichtigsten deutschen Zeit- und Wochenschriften*, Weygand, Leipzig 1790.
- Beyer, Johann Rudolf Gottlieb, *Ueber das Bücherlesen, in so fern es zum Luxus unsrer Zeiten gehört*, in „Acta Academiae Electoralis Maguntinae Scientiarum Utilium Quae Erfurti Est“, XII, 1796, S. 1-34.
- Biester, Johann Erich, *Falsche Toleranz einiger Märkischen und Pommerschen Städte in Ansehung der Einräumung der protestantischen Kirchen zum katholischen Gottesdienst*, in „Berlinische Monatsschrift“, Februar 1784, S. 180-[1]92.
- von Blanckenburg, Friedrich, *Versuch über den Roman*, hg. v. Eberhard Lämmert, Metzler, Stuttgart 1965.
- Bottagrifi, Johann (Hg.), *Die Schutzschriften für die Gesellschaft Jesu*, 6 Bde., Verlag von Martin Wagners sel. Erben, Oberammergau in Bayern 1760-1762.
- Burke, Edmund, *A Philosophical Enquiry into the Origin of our Ideas of the Sublime and Beautiful*, hg. v. Adam Philipps, 3. Aufl., Oxford University Press, Oxford 2008.
- Clauren, Heinrich, *Gustav Adolph. Ein Familiengemälde aus zwey Jahrhunderten*, Beygang, Leipzig 1791.
- Clemens XVI., Papst, *Breve Clementis XIV. P.M. De Suppressione Ordinis Societatis Jesu / Breve Clemens des XIV. wegen Aufhebung des Ordens der Gesellschaft Jesu*, Juxta Exemplar Romanum, 1773.
- Eschenburg, Johann Joachim, *Entwurf einer Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften. Zur Grundlage bei Vorlesungen*, 2. Aufl., Friedrich Nicolai, Berlin u. Stettin 1789.

- von Funck, Karl Wilhelm Ferdinand, *Gustav Adolph von Schweden vor seiner Theilnehmung an dem deutschen Krieg*, in „Neue Thalia“, 1792, Bd. 1, S. 229-275; S. 307-374.
- Gatterer, Johann Christoph, *Vom historischen Plan und der darauf sich gründenden Zusammenfügung der Erzählungen*, in Horst Walter Blanke / Dirk Fleischer (Hg.), *Theoretiker der deutschen Aufklärungshistorie*, Frommann-Holzboog, Stuttgart-Bad Cannstatt 1990, Bd. I.2, S. 621-662.
- Götschen, Georg Joachim, *Historischer Calender für Damen 1791 enthält die Geschichte des Dreyßigjäh. Krieges von Herrn Hofrath Friedrich Schiller*, in „Neues deutsches Museum“, 1790, 8. St., S. 863f.
- Gramberg, Gerhard Anton / von Halem, Gerhard Anton, *Vorbericht*, in „Blätter vermischten Inhalts“, 1787, Bd. 1, S. 3-8.
- Grimm, Jacob u. Wilhelm, *Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm in der Jugendzeit*, hg. v. Hermann Grimm u. Gustav Hinrichs, 2. Aufl., Böhlau, Weimar 1963.
- von Halem, Gerhard Anton, *Blicke auf einen Theil Deutschlands, der Schweiz und Frankreichs bey einer Reise vom Jahre 1790*, Carl Ernst Bohn, Hamburg 1791.
- , *Pausanias, Wallenstein und Dümoriez*, in *Kleine historische Schriften*, Peter Waldek, Münster 1808, S. 1-17.
- , *Selbstbiographie nebst einer Sammlung von Briefen*, zum Druck bearb. v. seinem Bruder Ludwig Wilhelm Christian v. Halem u. hg. v. C. F. Strackerjan, Schulzesche Buchhandlung, Oldenburg 1840.
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, *Über Wallenstein*, in *Frühe Schriften* (=Werke, Bd. I.), Suhrkamp, Frankfurt am Main 1986, S. 618-620.
- Heinzmann, Johann Georg, *Über die Pest der deutschen Literatur. Appel an meine Nation über Aufklärung und Aufklärer; über Büchermanufakturisten, Rezensenten, Buchhändler; über moderne Philosophen und Menschenenerzieher; auch über mancherley anderes, was Menschenfreyheit und Menschenrechte betrifft*, auf Kosten des Verfassers, Bern 1795.
- Herchenhahn, Johann Christian, *Geschichte Albrechts von Wallenstein, des Friedlaenders. Ein Bruchstueck vom dreissigjaerigen Krieg*, Richtersche Buchhandlung, Altenburg 1790-1791.
- Hilditch, Ann, *Rosenberg, a Legendary Tale by a Lady in Two Volumes*, Lane, London 1789.
- Hocke, Johann Gottfried, *Vertraute Brief über die jetzige abentheuerliche Lesesucht und über den Einfluß derselben auf die Verminderung des häuslichen und öffentlichen Glücks*, Christian Richter, Hannover 1794.
- Hoffmann, Leopold Aloys, *Zehn Briefe aus Oesterreich an den Verfasser der Briefe aus Berlin*, gedruckt an der schlesischen Gränze 1784.
- von Hymmen, Johann Wilhelm Bernahrd, *Eine Anekdote*, in „Mannigfaltigkeiten“, 3, 1772, S. 570-573.
- Janz, Rolf-Peter, *Affektmodellierung nach antiken Vorbildern? Schillers Wallenstein*, in Paolo Chiarini / Walter Hinderer (Hg.), *Schiller und die Antike*, a.a.O, S. 195-205.

- Kant, Immanuel, *Schriften zur Anthropologie, Geschichtsphilosophie, Politik und Pädagogik I* (=Werkausgabe, Bd. XI), Suhrkamp, Frankfurt am Main 1977.
- , *Kritik der praktischen Vernunft. Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* (=Werkausgabe, Bd. VII), Suhrkamp, Frankfurt am Main 1977.
- von Kleist, Heinrich, *Sämtliche Werke und Briefe*, hg. v. Helmut Sembdner, 7. Aufl., 2 Bde., Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1983.
- Laun, Friedrich, *Memoiren*, Appun, Bunzlau 1837.
- Lorenz, Gottfried (Hg.), *Quellen zur Geschichte Wallensteins*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1987.
- Mallinckrodt, Armin, *Über Deutschlands Litteratur und Buchhandel. Allen Gelehrten und Buchhändlern ans Herz gelegt*, Mallinckrodt, Dortmund 1800.
- Mann, Thomas, *Schwere Stunde*, in *Frühe Erzählungen 1893-1912* (=Große kommentierte Frankfurter Ausgabe, Bd. II/1), hg. v. Heinrich Detering, Eckhard Heftrich, Hermann Kurzke, Terence James Reed, Thomas Sprecher, Hans Rudolf Veget u. Ruprecht Wimmer, Fischer, Frankfurt am Main 2004, S. 419-428.
- Mauchart, Immanuel David, *Geschichte eines in der Trunkenheit begangenen Mordes*, in „Allgemeines Repertorium für empirische Psychologie und verwandte Wissenschaften“, 1792, Bd. 1, S. 183-206.
- Meißner, August Gottlieb, *Ausgewählte Kriminalgeschichten*, hg. v. Alexander Košenina, Röhrig, St. Ingbert 2003.
- Moritz, Karl Philipp, *Werke*, hg. v. Heide Hollmer u. Albert Meier, Deutscher Klassiker Verlag, Frankfurt am Main 1999.
- Moser, Friedrich Salomo, *Gustav Adolph und die dankbare Nachwelt*, Julius Klinkhard, Leipzig 1844.
- von Müller, Johann, *Sämtliche Werke*, hg. v. Johann Heinrich Maurer-Constant, Hurter, Schaffhausen 1839.
- von Murr, Christoph Gottlieb, *Beyträge zur Geschichte des dreyssigjährigen Krieges, insonderheit des Zustandes der Reichsstadt Nürnberg, während desselben. Nebst Urkunden und vielen Erläuterungen zur Geschichte des berühmten kaiserlichen Generalissimus Albrecht Wallensteins, Herzogs zu Friedland*, Bauer & Mann, Nürnberg 1790.
- Naubert, Benedikte, *Konradin von Schwaben. Oder Geschichte des unglücklichen Enkels Kaiser Friedrich des Zweyten*, Weygand, Leipzig 1788.
- , *Werner, Graf von Bernburg*, Weygand, Leipzig 1790.
- , „*Sich rettend aus der kalten Wirklichkeit*“. *Die Briefe Benedikte Nauberts*, hg. v. Nikolaus Dorsch, Peter Lang, Frankfurt am Main 1986.
- Pahl, Johann Gottfried, *Warum ist die deutsche Nation in unserm Zeitalter so reich an Schriftstellern und Büchern*, in „Der Weltbürger, oder deutsche Annalen der Menschheit und Unmenschheit, der Aufklärung und Unaufgeklärtheit, der Sittlichkeit und Unsittlichkeit für die Jetztwelt und Nachwelt“, 3, 1792, S. 617-625.

- Rambach, Johann Jacob, *Betrachtungen über die Sieben Letzten Worte des gecreuzigten Jesu*, in Verlegung des Waisenhauses, Halle an der Saale 1726.
- von Rebmann, Andreas Georg Friedrich, *Dritter Brief*, in *Nelkenblätter*, Theil 3, Wilhelm Heinsius, Leipzig 1793, S. 32-44.
- , *Die Schildwache*, Erstes Stück, [ohne Verlagsangabe], Paris 1796.
- , *Jena fängt an, mir zu gefallen. Stadt und Universität in Schriften und Briefen*, hg. v. Werner Greiling, Leipziger Universitätsverlag, Jena u. Leipzig 1994.
- , *Werke und Briefe*, hg. v. Werner Greiling, Hedwig Voegt u. Wolfgang Ritschel, 3 Bde., Rütten & Loening, Berlin 1990.
- Richtige Sammlung der Schutzschriften für die Gesellschaft Jesu in Frankreich. Derselben Institut, Constitutionen, Gelübde, Regierungsart, Lehre, Aufführung etc. betreffend*, 6 Bde., Gebrüder Wagner, Augsburg 1762-1763.
- Rousseau, Jean-Jacques, *Œuvres complètes*, hg. v. Bernard Gagnebin u. Marcel Raymond, Gallimard, Paris 1959-1969.
- Salzmann, Christian Gotthilf, *Conrad Kiefer, oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Kinder. Ein Buch fürs Volk*, Buchhandlung der Erziehungsanstalt, Schnepfenthal 1796.
- Schiller, Friedrich, *Schillers Calender*, hg. v. Ernst Müller, Cotta, Stuttgart 1893.
- Schlözer, August Ludwig, *Vorstellung seiner Universal-Historie*, in Horst Walter Blanke / Dirk Fleischer (Hg.), *Theoretiker der deutschen Aufklärungshistorie*, Frommann-Holzboog, Stuttgart-Bad Cannstatt 1990, Bd. I.2, S. 663-688.
- Schmid, Christian Heinrich, *Ueber die Wahl der Büchertitel, ein Beytrag zu der Charakteristik der neuesten Deutschen Litteratur*, in „Journal von und für Deutschland“, 7, 1790, S. 525-541.
- Scott, Walter, *Preface*, in Johann Wolfgang von Goethe, *Goetz of Berlichingen with the Iron Hand. A Tragedy*, Bell, London 1799, S. v-xiii.
- Sulzer, Johann Georg, *Von der Historie*, in Horst Walter Blanke / Dirk Fleischer (Hg.), *Theoretiker der deutschen Aufklärungshistorie*, Frommann-Holzboog, Stuttgart-Bad Cannstatt 1990, Bd. I.1, S. 286-299.
- Ursachen und Decret. Warumb und welcher gestalt die Jesuiten auß dem Königreich Böhheim verbannet worden*, Samuel Adam von Weieslaw, Prag 1618.
- Vogt, Niklas, *Ueber die Europäische Republik*, Varrentrapp und Wenner, Frankfurt am Main 1787ff.
- , *Europäische Staats-Relationen*, Andräische Buchhandlung, Frankfurt am Main 1804ff.
- , *Rheinische Geschichten und Sagen*, Hermann, Frankfurt am Main 1817ff.
- Wieland, Christoph Martin, *Fragmente aus Briefen vermischten Inhalts*, in „Der neue Teutsche Merkur“, 1793, Bd. 2, S. 360-378.

Wolf, Peter Philipp, *Allgemeine Geschichte der Jesuiten von dem Ursprunge ihres Ordens bis auf gegenwärtige Zeiten*, 4 Bde., Orell, Geßner, Füssli u. Comp., Zürich 1789-1792.

von Wolzogen, Caroline, *Schillers Leben, verfaßt aus Erinnerungen der Familie, seinen eignen Briefen und den Nachrichten seines Freundes Körner*, Cotta, Stuttgart u. Tübingen 1830, 2. Teile.

## Sekundärliteratur

### Forschungsliteratur zu Schiller

Alt, Peter-André, „Arbeit für mehr als ein Jahrhundert“. *Schillers Verständnis von Ästhetik und Politik in der Periode der Französischen Revolution (1790-1800)*, in „Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft“, 46, 2002, S. 102-133.

--, *Schiller. Leben – Werk – Zeit. Eine Biographie*, 2 Bde., C.H. Beck, München 2009.

Aurnhammer, Achim, *Engagiertes Erzählen: „Der Verbrecher aus verlorener Ehre“*, in Achim Aurnhammer / Klaus Manger / Friedrich Strack (Hg.), *Schiller und die höfische Welt*, Max Niemeyer, Tübingen 1990, S. 254-270.

Aurnhammer, Achim / Manger, Klaus / Strack, Friedrich (Hg.), *Schiller und die höfische Welt*, Max Niemeyer, Tübingen 1990.

Baioni, Giuliano, *Da Schiller a Nietzsche*, in Romano Luperini (cur.), *Tradizione traduzione società. Saggi per Franco Fortini*, Editori Riuniti, Roma 1989, pp. 18-35.

Barone, Paul, *Schiller und die Tradition des Erhabenen*, Erich Schmidt, Berlin 2004.

Beise, Arnd, *Schillers „moderner“ Wallenstein im Spiegel der zeitgenössischen Rezeption der ersten Buchausgabe*, in Joachim Bahleke / Christoph Kampmann (Hg.), *Wallensteinbilder im Widerstreit. Eine historische Symbolfigur in Geschichtsschreibung und Literatur vom 17. bis zum 20. Jahrhundert*, Böhlau, Köln 2011, S. 133-146.

Berghahn, Klaus Ludwig, *Zum Drama Schillers*, in Walter Hinck (Hg.), *Handbuch des deutschen Dramas*, Bagel, Düsseldorf 1980, S. 157-173.

Beyer, Karen, *Staatsraison und Moralität. Die Prinzipien höflichen Lebens im Don Carlos*, in Achim Aurnhammer / Klaus Manger / Friedrich Strack (Hg.), *Schiller und die höfische Welt*, Max Niemeyer, Tübingen 1990, S. 359-377.

Binder, Wolfgang, *Die Begriffe „naiv“ und „sentimentalisch“ und Schillers Drama*, in „Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft“, 4, 1960, S. 140-157.

Borchmeyer, Dieter, *Macht und Melancholie. Schillers Wallenstein*, Athenäum, Frankfurt am Main 1988.

--, *Ethik und Politik in Schillers „Wallenstein“*, in Wolfgang Wittkowski (Hg.), *Verantwortung und Utopie. Zur Literatur der Goethezeit. Ein Symposium*, Max Niemeyer, Tübingen 1988, S. 256-275.



- Böttiger, Karl August, *Galerie zu Schillers Gedichten. Dritte Schaustellung: Szenen aus Wallenstein*, in „Minerva. Taschenbuch“, 3, 1811, S. 21-64.
- Boxberger, Rudolf, *Zur Quellenforschung über Schillers Wallenstein und Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*, in „Archiv für Literaturgeschichte“, 2, 1872, S. 159-178.
- Buchwald, Reinhard, *Schiller und die Geschichte*, in *Das Vermächtnis der deutschen Klassiker*, Insel, Wiesbaden 1946, S. 123-151.
- , *Schiller. Leben und Werk*, 4. Aufl., Insel, Wiesbaden 1959.
- Busch, Walter, *La modernità del classicismo tedesco. Max Kommerell legge Friedrich Schiller*, in Merio Scattola / Gabriella Pelloni / Arno Schneider (Hg.), *Schiller tra le due guerre*, Unipress, Padova 2013, S. 65-85.
- Crescenzi, Luca, *Da Schiller a Nietzsche. Studi sui* Briefe über Don Carlos, in Paolo Chiarini / Walter Hinderer (Hg.), *Schiller und die Antike*, Königshausen & Neumann, Würzburg 2008, S. 177-193.
- Dainat, Holger, *Illustrierte Kalendergeschichte für Damen. Friedrich Schillers Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*, in „Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte“, 99, 2005, S. 273-294.
- Dann, Otto / Oellers, Norbert / Osterkamp, Ernst (Hg.), *Schiller als Historiker*, Metzler, Stuttgart 1995.
- Dann, Otto, *Schiller, der Historiker und die Quellen*, in Otto Dann / Norbert Oellers / Ernst Osterkamp (Hg.), *Schiller als Historiker*, Metzler, Stuttgart 1995, S. 109-126.
- , *Schillers Geschichte des Dreißigjährigen Krieges, geschrieben zur Zeit der französischen Revolution*, in „Études germaniques“, 60.4, 2005, S. 761-771.
- Dilthey, Wilhelm, *Wallenstein*, in Fritz Heuer / Werner Keller (Hg.), *Schillers Wallenstein*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1977, S. 74-103.
- Driscoll Colosimo, Jennifer, *Mortimers ‚Gothic‘ Vorgänger. Eine mögliche Quelle für Schillers ‚Maria Stuart‘ in der englischen Schauerliteratur*, in „Zeitschrift für deutsche Philologie“, 129.2, 2010, S. 161-171.
- Duising, Wolfgang, *Der Nemesisbegriff bei Herder und Schiller*, in Marion Heinz (Hg.), *Herder und die Philosophie des deutschen Idealismus*, Rodopi, Amsterdam u. Atlanta 1997, S. 235-255.
- Düntzer, Heinrich, *Schillers Wallenstein*, Wartig, 5. Aufl., Leipzig 1890.
- Elm, Theo, *„Ein Ganzes der Kunst und der Wahrheit“. Zum Verhältnis von Poesie und Historie in Schillers ‚Wallenstein‘*, in Hans-Jörg Knobloch / Helmut Koopmann (Hg.), *Schiller heute*, Stauffenburg, Tübingen 1996, S. 83-97.
- Fester, Richard, *Vorstudien zur Säkularausgabe der historischen Schriften Schillers (Werke XIII-XV)*, in „Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte“, 12, 1905, S. 78-142.
- Finger, Ellis, *The Role of Gordon in Wallensteins Tod*, in „The German Quarterly“, 51.3, 1978, S. 305-319.

- Finmann, Eduard, *Zu Schillers Wallenstein*, in „Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte“, 15, 1908, S. 165-168.
- Foi, Maria Carolina, *La buona causa e i mezzi ignobili*, in Friedrich Schiller, *Don Carlos*, hg. v. Maria Carolina Foi, Marsilio, Venezia 2004, S. 11-47.
- Frenzel, Elisabeth, *Der Sturz des Hochverrätters: Wallenstein und die Staatsaktion bei Schiller*, in Theodor Wolpers (Hg.), *Der Sturz des Mächtigen. Zu Struktur, Funktion und Geschichte eines literarischen Motivs*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2000, S. 351-371.
- Fulda, Daniel, *Schiller als Denker und Schreiber der Geschichte. Historische Gründungsleistung und aktuelle Geltung*, in Hans Feger (Hg.), *Friedrich Schiller. Die Realität des Idealisten*, Winter, Heidelberg 2006, S. 121-150.
- Glück, Alfons, *Schillers Wallenstein*, Fink, München 1976.
- Godel, Rainer, *Schillers „Wallenstein“-Trilogie. Eine produktionstheoretische Analyse*, Röhrig, St. Ingbert 1999.
- Graham, Ilse, *Schiller's Drama. Talent and Integrity*, Methuen, London 1974.
- Guthke, Karl Siegfried, *Schillers Dramen. Idealismus und Skepsis*, 2. erw. u. bearb. Aufl., Stauffenburg, Tübingen 2005.
- Hahn, Karl-Heinz, *Schiller, Göschen und der Historische Kalender für Damen. Mitteilungen aus Verlegerbriefen des 18. Jahrhunderts*, in „Gutenberg-Jahrbuch“, 1976, S. 490-499.
- Heftrich, Eckhard, *Das Schicksal in Schillers „Wallenstein“*, in Wolfgang Wittkowski (Hg.), *Friedrich Schiller. Kunst, Humanität und Politik in der späten Aufklärung. Ein Symposium*, Max Niemeyer, Tübingen 1982, S. 113-121.
- Hinderer, Walter, *Der Mensch in der Geschichte. Ein Versuch über Schillers Wallenstein*, Athenäum, Königstein im Taunus 1980.
- , *Wallenstein*, in Walter Hinderer (Hg.), *Schillers Dramen. Interpretationen*, Reclam, Stuttgart 1992, S. 202-279.
- Hoffmann, Michael / Rösen, Jörn / Springer, Mirjam (Hg.), *Schiller und die Geschichte*, Fink, München 2006.
- Hoffmann, Michael, *Schillers Reaktion auf die Französische Revolution und die Geschichtsauffassung des Spätwerks*, in Michael Hoffmann / Jörn Rösen / Mirjam Springer (Hg.), *Schiller und die Geschichte*, Fink, München 2006, S. 180-194.
- Höyng, Peter, *Die Sterne, die Zensur und das Vaterland. Theater und Geschichte im späten 18. Jahrhundert*, Böhlau, Köln 2003.
- , *Kunst der Wahrheit oder Wahrheit der Kunst? Die Figur Wallenstein bei Schiller, Ranke und Golo Mann*, in „Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur“, 82, 1990, S. 142-156.
- Jaeger, Stephan, *Performative Geschichtsschreibung. Forster, Herder, Schiller, Archenholz und die Brüder Schlegel*, Berlin, De Gruyter 2011.

- Jolles, Mathijs, *Dichtkunst und Lebenskunst. Studien zum Problem der Sprache bei Friedrich Schiller*, Bouvier, Bonn 1980.
- Kommerell, Max, *Schiller als Gestalter des handelnden Menschen*, in *Geist und Buchstabe der Dichtung. Goethe – Schiller – Kleist – Hölderlin*, 6. Aufl., Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main 2009, S. 132-174.
- , *Schiller als Psychologe*, in *Geist und Buchstabe der Dichtung. Goethe – Schiller – Kleist – Hölderlin*, 6. Aufl., Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main 2009, S. 175-242.
- Koopmann, Helmut, *Schiller. Kommentar zu den historischen, philosophischen und vermischten Schriften*, Winkler, München 1969.
- , *Die Tragödie der verhinderten Selbstbestimmung. Schillers Aufklärungsdenken, die Französische Revolution und „Wallenstein“ als politische Antwort*, in *Freiheitssonne und Revolutionsgewitter. Reflexe der Französischen Revolution im literarischen Deutschland zwischen 1789 und 1840*, Max Niemeyer, Tübingen 1989, S. 13-58.
- , *Das Rad der Geschichte. Schiller und die Überwindung der aufgeklärten Geschichtsphilosophie*, in Otto Dann / Norbert Oellers / Ernst Osterkamp (Hg.), *Schiller als Historiker*, Metzler, Stuttgart 1995, S. 59-76.
- , *Schillers Wallenstein und der Ausbruch des Geschichtspessimismus*, in „Études germaniques“, 60.4, 2005, S. 745-759.
- , *Forschungsgeschichte*, in Helmut Koopmann (Hg.), *Schiller-Handbuch*, 2. Aufl., Alfred Kröner, Stuttgart 2011, S. 864-1076.
- Košeniina, Alexander, *Schiller und die Tradition der (kriminal)psychologischen Fallgeschichte bei Goethe, Meißner, Moritz und Spieß*, in Alice Stašková, *Friedrich Schiller und Europa. Ästhetik, Politik, Geschichte*, Winter, Heidelberg 2007, S. 119-139.
- Krimmer, Elisabeth, *War and the Sublime: Schiller*, in *The Representation of War in German Literature. From 1800 to the Present*, Cambridge University Press, New York 2010, S. 27-45.
- Lamport, Francis John, *The Charismatic Hero: Goethe, Schiller, and the Tragedy of Character*, in „Publications of the English Goethe Society“, 58, 1989, S. 62-83.
- Lange, Barbara, *Die Sprache von Schillers „Wallenstein“*, De Gruyter, Berlin 1973.
- Laudin, Gérard / Pille, René-Marc / Valentin, Jean-Marie (Hg.), *Friedrich Schiller. 200e anniversaire de sa mort. Histoire et historiographie*, „Études germaniques“, 60.4, 2005.
- Leitzmann, Albert (Hg.), *Die Hauptquellen zu Schillers Wallenstein*, Max Niemeyer, Halle 1915.
- Linn, Rolf N., *Wallenstein's Innocence*, in „The Germanic Review“, 34.3, 1959, S. 200-208.
- Ludwig, Otto, *Wallenstein von Schiller*, in *Shakespeare-Studien. Aus dem Nachlasse des Dichters*, hg. v. Moritz Heydrich, Cnobloch, Leipzig 1872, S. 56-61.
- Mann, Golo, *Schiller als Historiker*, in „Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft“, 4, 1960, S. 99-109.

- Mannigel, Holger, *Wallenstein in Weimar, Wien und Berlin. Das Urteil über Albrecht von Wallenstein in der deutschen Historiographie von Friedrich von Schiller bis Leopold von Ranke*, Matthiesen, Husum 2003.
- , *Entstehung und Wandel des Wallensteinbilds Schillers in der „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs“*, in Joachim Bahlcke / Christoph Kampmann (Hg.), *Wallensteinbilder im Widerstreit. Eine historische Symbolfigur in Geschichtsschreibung und Literatur vom 17. bis zum 20. Jahrhundert*, Böhlau, Köln 2011, S. 107-131.
- May, Kurt, *Schillers „Wallenstein“*, in *Form und Bedeutung. Interpretationen deutscher Dichtung des 18. und 19. Jahrhunderts*, Klett, Stuttgart 1957, S. 178-242.
- Meyer, Herbert, *Heinrich IV. von Frankreich im Werk Schillers. Ein Beitrag zum Verständnis der Wallenstein-Figur*, in „Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft“, 3, 1959, S. 94-101.
- McCarthy, John A., *Die republikanische Freiheit des Lesers. Zum Lesepublikum von Schillers Der Verbrecher aus verlorener Ehre*, in „Wirkendes Wort“, 29, 1979, S. 23-43.
- Michelsen, Peter, *Schillers Fiesko: Freiheitsheld und Tyrann*, in Achim Aurnhammer / Klaus Manger / Friedrich Strack (Hg.), *Schiller und die höfische Welt*, Max Niemeyer, Tübingen 1990, S. 341-358.
- Mila, Massimo, *Introduzione*, in Friedrich Schiller, *Wallenstein*, 2. Aufl., Einaudi, Torino 2007, S. V-XX.
- Moutoux, Eugene, *Wallenstein: Guilty and Innocent*, in „The Germanic Review“, 57.1, 1982, S. 23-27.
- Hermodsson, Lars, *Schiller, Gustav Adolf und die Nemesis*, in Gert Mellbourn / Helmut Müssener / Hans Rossipal / Birgit Stolt (Hg.), *Germanistische Streifzüge. Festschrift für Gustav Korlén*, Almqvist & Wiskell, Stockholm 1974, S. 62-78.
- Moutoux, Eugene, *Wallenstein: Guilty and Innocent*, in „The Germanic Review“, 57.1, 1982, S. 23-27.
- Muhlack, Ulrich, *Schillers Konzept der Universalgeschichte zwischen Aufklärung und Historismus*, in Otto Dann / Norbert Oellers / Ernst Osterkamp (Hg.), *Schiller als Historiker*, Metzler, Stuttgart 1995, S. 5-28.
- Müller-Seidel, Walter, *Die Idee des neuen Lebens: eine Betrachtung über Schillers Wallenstein*, in P. F. Ganz (Hg.), *The Discontinuous Tradition. Studies in German Literature in Honour of Ernst Ludwig Stahl*, Clarendon, Oxford 1971, S. 79-98.
- , *Verschwörungen und Rebellionen in Schillers Dramen*, in Achim Aurnhammer / Klaus Manger / Friedrich Strack (Hg.), *Schiller und die höfische Welt*, Max Niemeyer, Tübingen 1990, S. 422-446.
- , *Friedrich Schiller und die Politik. „Nicht das Große, nur das Menschliche geschehe“*, C.H. Beck, München 2009.
- Nalbandyan, Anna, *Schillers Geschichtsauffassung und ihre Entwicklung in seinem klassischen Werk*, Dr. Kovač, Hamburg 2008.
- Osterkamp, Ernst, *Die Seele des historischen Subjekts. Historische Portraйтkunst in Friedrich Schillers Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande von der Spanischen Regierung*,

- in Otto Dann / Norbert Oellers / Ernst Osterkamp (Hg.), *Schiller als Historiker*, Metzler, Stuttgart 1995, S. 157-178.
- Oellers, Norbert, *Der Umgang des Dramatikers Schiller mit der Geschichte*, in „Jahrbuch der österreichischen Goethe-Gesellschaft“, 108-110, 2004-2006, S. 9-23.
- , *Wallenstein (1800)*, in Matthias Luserke-Jaqui (Hg.), *Schiller-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Metzler, Stuttgart u. Weimar 2011, S. 113-153.
- , *Das Wallensteindrama und seine Stellung unter den historischen Dramen Schillers*, in Joachim Bahlcke / Christoph Kampmann (Hg.), *Wallensteinbilder im Widerstreit. Eine historische Symbolfigur in Geschichtsschreibung und Literatur vom 17. bis zum 20. Jahrhundert*, Böhlau, Köln 2011, S. 95-105.
- Pelloni, Gabriella, *Schiller psicologo della modernità nella lettura di Max Kommerell*, in Merio Scattola / Gabriella Pelloni / Arno Schneider (Hg.), *Schiller tra le due guerre*, Unipress, Padova 2013, S. 87-112.
- Pikulik, Lothar, *Der Dramatiker als Psychologe. Figur und Zuschauer in Schillers Dramen und Dramentheorie*, Mentis, Paderborn 2004.
- Pille, René-Marc, *La force des choses. Schillers Wallenstein als Tragödie der politischen Vergeblichkeit*, in „Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte“, 99, 2005, S. 153-188.
- Prüfer, Thomas, *Die Bildung der Geschichte. Friedrich Schiller und die Anfänge der modernen Geschichtswissenschaft*, Böhlau, Köln 2002.
- Reinhardt, Hartmut, *Schillers „Wallenstein“ und Aristoteles*, in „Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft“, 20, 1976, S. 278-337.
- , *Die Wege der Freiheit. Schillers „Wallenstein“-Trilogie und die Idee des Erhabenen*, in Wolfgang Wittkowski (Hg.), *Friedrich Schiller. Kunst, Humanität und Politik in der späten Aufklärung. Ein Symposium*, Max Niemeyer, Tübingen 1982, S. 252-272.
- Reinitzhuber, Holger, *Schillers „Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs“ als schriftstellerische Leistung. Ein Beitrag zur Ästhetik der historischen Belletristik*, Phil. Diss., Kiel 1970.
- Riedel, Wolfgang, *Die Anthropologie des jungen Schiller. Zur Ideengeschichte der medizinischen Schriften und der „Philosophischen Briefe“*, Königshausen & Neumann, Würzburg 1985.
- , *Aufklärung und Macht. Schiller, Abel und die Illuminaten*, in Walter Müller-Seidel / Wolfgang Riedel (Hg.), *Die Weimarer Klassik und ihre Geheimbünde*, Königshausen & Neumann, Würzburg 2003, S. 107-125.
- , *Die anthropologische Wende: Schillers Modernität*, in Hans Feger (Hg.), *Friedrich Schiller. Die Realität des Idealisten*, Winter, Heidelberg 2006, S. 35-60.
- Robertson, Ritchie, *Schiller and the Jesuits*, in Nicholas Martin (Hg.), *Schiller. National Poet – Poet of Nations*, Rodopi, Amsterdam u. New York 2006, S. 179-200.
- Sautermeister, Gert, *Idyllik und Dramatik im Werk Friedrich Schillers. Zum geschichtlichen Ort seiner klassischen Dramen*, Kohlhammer, Stuttgart u.a. 1971.

- Sbarra, Stefania, „Annalen der Verirrungen“. *Verbrecher und Attentäter von Friedrich Schiller bis Ricarda Huch*, in Matteo Galli / Heinz-Peter Preußner (Hg.), *Mythos Terrorismus. Vom Deutschen Herbst zum 11. September*, Winter, Heidelberg 2006, S. 131-148.
- Scherr, Johannes, *Schiller und seine Zeit*, Otto Wigand, Leipzig 1859.
- Schieder, Theodor, *Schiller als Historiker*, in *Begegnungen mit der Geschichte*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1962, S. 56-79.
- Schings, Hans-Jürgen, *Das Haupt der Gorgone. Tragische Analysis und Politik in Schillers „Wallenstein“*, in Gerhard Buhr / Friedrich Adolf Kittler / Horst Turk (Hg.), *Das Subjekt der Dichtung. Festschrift für Gerhard Kaiser*, Königshausen & Neumann, Würzburg 1990, S. 283-307.
- , *Die Brüder des Marquis Posa. Schiller und der Geheimbund der Illuminaten*, Max Niemeyer, Tübingen 1996.
- , *Schiller und die Aufklärung*, in Hans Feger (Hg.), *Friedrich Schiller. Die Realität des Idealisten*, Winter, Heidelberg 2006, S. 13-34.
- Schmidt, Jochen, *Die Geschichte des Genie-Gedankens in der deutschen Literatur, Philosophie und Politik 1750-1945*, 3. Aufl., Winter, Heidelberg 2004, 2 Bde.
- , *Freiheit und Notwendigkeit. Wallenstein*, in Günter Sasse (Hg.), *Schiller. Werkinterpretationen*, Winter, Heidelberg 2005, S. 85-104.
- Schmitz, Heinz-Gerd, *Die Glücklichen und die Unglücklichen. Politische Eudämonologie, ästhetischer Staat und erhabene Kunst im Werk Friedrich Schillers*, Königshausen & Neumann, Würzburg 1992.
- Schröder, Jürgen, *Im Dickicht der Geschichte. Schillers „Wallenstein“-Trilogie, in Geschichtsdramen. Die „deutsche Misere“ von Goethes Götz bis Heiner Müllers Germania? Eine Vorlesung*, Stauffenburg, Tübingen 1994, S. 86-113.
- Schunicht, Manfred, *Intrigen und Intriganten in Schillers Dramen*, in „Zeitschrift für deutsche Philologie“, 82.2, 1963, S. 271-292.
- Hans Schwerte, *Simultaneität und Differenz des Wortes in Schillers „Wallenstein“*, in Fritz Heuer / Werner Keller (Hg.), *Schillers Wallenstein*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1977, S. 274-289.
- Seeba, Hinrich C., *Historiographischer Idealismus? Fragen zu Schillers Geschichtsbild*, in Wolfgang Wittkowski (Hg.), *Friedrich Schiller. Kunst, Humanität und Politik in der späten Aufklärung. Ein Symposium*, Max Niemeyer, Tübingen 1982, S. 229-249.
- Serra, Valentina, „...und zu dem Menschen eben redet die Geschichte“. *A proposito del Wallenstein di Friedrich Schiller e di Alfred Döblin*, in „Prospero. Rivista di letterature straniere, comparatistica e studi culturali“, 11, 2004, S. 303-318.
- Sharpe, Lesley, *Der Verbrecher aus verlorener Ehre: An Early Exercise in Schillerian Psychology*, in „German Life & Letters“, 33, 1980, S. 102-110.
- , *Schiller and the Historical Character. Presentation and Interpretation in the Historiographical Works and in the Historical Dramas*, Oxford University Press, Oxford 1982.

- , *Schiller and Goethe's „Egmont“*, in „The Modern Language Review“, 77.3, 1982, S. 629-645.
- Singer, Herbert, *Dem Fürsten Piccolomini*, in Fritz Heuer / Werner Keller (Hg.), *Schillers Wallenstein*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1977, S. 180-212.
- Stahl, Ernst Leopold, *The Realist as Hero. Wallenstein*, in *Friedrich Schiller's Drama. Theory and Practice*, Clarendon, Oxford 1954, S. 88-105.
- Staiger, Emil, *Friedrich Schiller*, Atlantis, Zürich 1967.
- Steinhagen, Harald, *Schillers Wallenstein und die Französische Revolution*, in „Zeitschrift für deutsche Philologie“, 109 (Sonderband), 1990, S. 77-98.
- Süssmann, Johannes, *Geschichtsschreibung oder Roman? Zur Konstitutionslogik von Geschichtserzählungen zwischen Schiller und Ranke (1780-1824)*, Franz Steiner, Stuttgart 2000.
- Ueding, Gert, *Redende Geschichte: Der Historiker Friedrich Schiller*, in Friedrich Strack (Hg.), *Evolution des Geistes: Jena um 1800. Natur und Kunst, Philosophie und Wissenschaft im Spannungsfeld der Geschichte*, Klett-Cotta, Stuttgart 1994, S. 156-174.
- von Wiese, Benno, *Friedrich Schiller*, Metzler, Stuttgart 1959.
- Wildenburg, Dorothea, „*Aneinander vorbei*“. *Zum Horenstreit zwischen Fichte und Schiller*, in Wolfgang Schrader (Hg.), *Fichte und die Romantik. Hölderlin, Schelling, Hegel und die späte Wissenschaftslehre*, Rodopi, Amsterdam u.a. 1997, S. 27-41.
- Wittkowski, Wolfgang, *Theodizee oder Nemesisstragödie? Schillers „Wallenstein“ zwischen Hegel und politischer Ethik*, in „Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts“, 1980, S. 177-237.
- , *Höfische Intrige für die gute Sache. Marquis Posa und Octavio Piccolomini*, in Achim Aurnhammer / Klaus Manger / Friedrich Strack (Hg.), *Schiller und die höfische Welt*, Max Niemeyer, Tübingen 1990, S. 378-397.
- , „*Der Übel größtes aber ist die Schuld*“. *Nemesis und politische Ethik in Schillers Dramen*, in Roger Bauer (Hg.), *Inevitabilis Vis Fatorum. Der Triumph des Schicksalsdramas auf der europäischen Bühne um 1800*, Peter Lang, Bern u.a. 1990, S. 295-304.
- Wolf, Maria, *Der politische Himmel. Zum astrologischen Motiv in Schillers Wallenstein*, in Achim Aurnhammer / Klaus Manger / Friedrich Strack (Hg.), *Schiller und die höfische Welt*, Max Niemeyer, Tübingen 1990, S. 223-232.
- , *Wallenstein als Dramenheld. Literarische Gestaltungen von Vernulaeus bis Schiller*, Phil. Diss., Heidelberg 1992.

### **Forschungsliteratur zu Naubert**

- Anonym, [Rezension von] *Geschichte der Gräfinn Thekla von Thurn, oder, Scenen aus dem dreyßigjährigen Kriege*, in „Allgemeine Literatur Zeitung“, 1788, Bd. 2, Nr. 153a, Sp. 685-686.
- , [Rezension von] *Geschichte der Gräfin Thekla von Thurn, oder, Scenen aus dem dreyßigjährigen Kriege*, in „Allgemeine deutsche Bibliothek“, 1791, Bd. 100, St. 1, S. 114-117.

- , [Rezension von] *Werner, Graf von Bernburg. Zwey Theile*, in „Allgemeine deutsche Bibliothek“, 1791, Bd. 104, 1. St., S. 188-190.
- , [Rezension von] *Graf Rosenberg oder das enthüllte Verbrechen, eine Geschichte aus der letzten Zeit des Dreyßigjährigen Krieges*, in „Allgemeine deutsche Bibliothek“, 1792, Bd. 111, 2. St., S. 441-442.
- Arnold-de Simone, Silke, *Leichen im Keller. Zu Fragen des Gender in Angstinszenierungen der Schauer- und Kriminalliteratur (1790-1830)*, Röhrig, St. Ingbert 2000.
- , „*Europe’s Miss Radcliffe*“. *Benedikte Naubert’s Rezeption als Schauerromanautorin im deutsch-englischen Kulturtransfer*, in Mario Grizelj (Hg.), *Der Schauer(roman). Diskurszusammenhänge – Formen – Funktionen*, Königshausen & Neumann, Würzburg 2010, S. 155-176.
- , *Blaming the Other. English Translations of Benedikte Naubert’s Hermann von Unna (1788/1794)*, in Andrew Cusack / Barry Murnane (Hg.), *Popular Revenants. The German Gothic and its International Reception 1800-2000*, Camden House, Rochester 2012, S. 60-75.
- Blackwell, Jeannine, *Die verlorene Lehre der Benedikte Naubert. Die Verbindung zwischen Phantasie und Geschichtsschreibung*, in Helga Gallas / Magdalene Heuser (Hg.), *Untersuchungen zum Roman von Frauen um 1800*, Max Niemeyer, Tübingen 1990, S. 148-159.
- Brown, Hilary, *Benedikte Naubert (1756-1819) and her Relations to the English Culture*, Maney, Leeds 2005.
- Greiner, Martin, *Die Entstehung der modernen Unterhaltungsliteratur. Studien zum Trivialroman des 18. Jahrhunderts*, Rowohlt, Hamburg 1964.
- Hadley, Michael, *The German Novel in 1790. A descriptive account and critical bibliography*, Herbert Lang, Bern 1973.
- Harter-Kroiss, Claudia, *Benedikte Naubert. Eine Untersuchung der Lage einer Schriftstellerin in der Goethezeit*, VDM, Saarbrücken 2010.
- Henn, Marianne, / Mayer, Paola / Runge, Anita, *Nachwort*, in Benedikte Naubert, *Neue Volksmärchen der Deutschen*, hg. v. Marianne Henn, Paola Mayer u. Anita Runge, Wallstein, Göttingen 2001, Bd. 4, S. 337-376.
- Henn, Marianne, *Frauen und geschichtliches Erzählen im 19. Jahrhundert. Von Benedikte Naubert zu Ricarda Huch. Eine (statistische) Auswertung*, in Marianne Henn / Irmela von der Lühe / Anita Runge (Hg.), *Geschichte(n) – Erzählen. Konstruktionen von Vergangenheit in literarischen Werken deutschsprachiger Autorinnen seit dem 18. Jahrhundert*, Wallstein, Göttingen 2005, S. 287-303.
- Jarvis, Shawn, *The Vanished Woman of Great Influence. Benedikte Naubert’s Legacy and German Women’s Fairy Tales*, in Katherine Goodman / Edith Waldstein (Hg.), *In the Shadow of Olympus. German Women Writers Around 1800*, State University of New York Press, Albany 1992, S. 189-209.
- Kurth, Lieselotte E., *Eine Notiz Wilhelm Grimms zu den Übersetzungen der Benedikte Naubert*, in „Modern Language Notes“, 84.3, 1969, S. 457-458.



- Le Tellier, Robert Ignatius, *Kindred Spirits. Interrelations and Affinities Between the Romantic Novel of England and Germany (1790-1820)*, Universität Salzburg, Salzburg 1982.
- Martin, Laura, *Benedikte Nauberts Neue Volksmärchen der Deutschen. Strukturen des Wandels*, Königshausen & Neumann, Würzburg 2006.
- Maierhofer, Waltraud, *Hexen – Huren – Heldenweiber. Bilder des Weiblichen in Erzähltexten über den Dreißigjährigen Krieg*, Böhlau, Köln 2005.
- , *Benedikte Nauberts Barbara Bomberg (1790). Ein historischer Roman zum Thema Kindermörderinnen?*, in Marianne Henn / Irmela von der Lühe / Anita Runge (Hg.), *Geschichte(n) – Erzählen. Konstruktionen von Vergangenheit in literarischen Werken deutschsprachiger Autorinnen seit dem 18. Jahrhundert*, Wallstein, Göttingen 2005, S. 231-248.
- Meise, Helga, *Die Unschuld und die Schrift. Deutsche Frauenromane im 18. Jahrhundert*, Guttandin & Hoppe, Berlin u. Marburg 1983.
- Oerke, Catharina, *Gattungsexperiment und Ägyptenkonstruktion. Benedikte Nauberts Alme oder Egyptische Märchen (1793-1797)*, Universitätsverlag Göttingen, Göttingen 2006.
- Touaillon, Christine, *Der deutsche Frauenroman des 18. Jahrhunderts*, Wilhelm Braumüller, Wien u. Leipzig 1919.
- Reitemeier, Frauke, *Deutsch-englische Literaturbeziehungen. Der historische Roman Sir Walter Scotts und seine deutschen Vorläufer*, Ferdinand Schöning, Paderborn 2001.
- , *Nationale Unterschiede? Sophia Lee und Benedikte Naubert*, in Marianne Henn / Irmela von der Lühe / Anita Runge (Hg.), *Geschichte(n) – Erzählen. Konstruktionen von Vergangenheit in literarischen Werken deutschsprachiger Autorinnen seit dem 18. Jahrhundert*, Wallstein, Göttingen 2005, S. 215-230.
- Runge, Anita, *Konstruktionen von Geschichte und Geschlecht im Geschichtsroman deutschsprachiger Autorinnen um 1800. Das Beispiel Benedikte Naubert (1756-1819)*, in „Das Achtzehnte Jahrhundert. Zeitschrift der Deutschen Gesellschaft für die Erforschung des achtzehnten Jahrhunderts“, 29.2, 2005, S. 222-240.
- Sauder, Gerhard, *Nachwort*, in Benedikte Naubert, *Heerfort und Klärchen. Etwas für empfindsame Seelen*, Gerstenberg, Hildesheim 1982, S. 1\*-21\*.
- Scheibler, Victoria, *Phantasie und Wirklichkeit. Benedikte Naubert im Spiegel ihrer späten Romane und Erzählungen (1802-1820)*, Peter Lang, Frankfurt am Main 1997.
- Schieth, Lydia, *Die Entwicklung des deutschen Frauenromans im ausgehenden 18. Jahrhundert*, Peter Lang, Frankfurt am Main 1987.
- von Schindel, Carl Wilhelm Otto August, *Die deutschen Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts*, Brockhaus, Leipzig 1823.
- Schreinert, Kurt, *Benedikte Naubert. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte des historischen Romans in Deutschland*, Emil Ebering, Berlin 1941.
- Schütz, Karl Julius, *Benedikte Naubert*, in „Zeitung für die elegante Welt“, 20. Februar 1817, Sp. 290-294.

## Forschungsliteratur zu Vogt

- Anonym, [Rezension von] *Gustav Adolph, König in Schweden als Nachtrag zur Europäischen Republik, von Niklas Vogt*, in „Allgemeine deutsche Bibliothek“, 1792, Bd. 110, 2. St., S. 422-423.
- Berg, Ursula, *Niklas Vogt (1756-1836). Weltsicht und politische Ordnungsvorstellungen zwischen Aufklärung und Romantik*, Franz Steiner, Stuttgart 1992.
- Duchhardt, Heinz, *Niklas Vogt (1756-1836)*, in Heinz Duchhardt / Małgorzata Morawiec / Wolfgang Schmale / Winfried Schulze (Hg.), *Europa-Historiker*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2007, Bd. 3, S. 43-62.
- Herrmann, Magdalene, *Niklas Vogt, ein Historiker der Mainzer Universität aus der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts*, Phil. Diss., München 1916.
- , *Niklas Vogt, ein Historiker der Mainzer Universität*, in „Volk und Scholle“, 6.3/4, 1928, S. 97-101.
- Peters, Hermann Josef, *Niklas Vogt und das rheinische Geistesleben 1792-1836. Ein Beitrag zur Geschichte des politischen und historischen Denkens am Mittelrhein*, [ohne Verlagsangabe], Mainz 1962.
- Lorenz, Reinhold, *In weltgeschichtlicher Wendezeit. Professor Niklas Vogt, Metternichs politischer Lehrer*, in *Drei Jahrhunderte Volk, Staat und Reich*, Wiener Verlagsgesellschaft, Wien 1942, S. 262-290.
- Mathy, Helmut, *Niklas Vogt (1756-1836) ein Mentor Metternichs. Zwischen rheinischem Patriotismus und europäischem Gleichgewicht*, in „Lebendiges Rheinland-Pfalz“, 23.5, 1986, S. 113-123.
- Peters, Hermann Josef, *Niklas Vogt und das rheinische Geistesleben 1792-1836. Ein Beitrag zur Geschichte des politischen und historischen Denkens am Mittelrhein*, [ohne Verlagsangabe], Mainz 1962.
- Stargardter, Steven Allen, *Niklas Vogt 1756-1836. A Personality of the Late German Enlightenment and Early Romantic Movement*, Garland, New York u. London 1991.
- Weber, Hermann, *Niklas Vogt, ein aufgeklärter Historiker der alten Mainzer Universität*, in Hermann Weber (Hg.), *Aufklärung in Mainz*, Franz Steiner, Wiesbaden 1984, S. 31-46.
- , *Niklas Vogts Geschichtskonzeption*, in „Lebendiges Rheinland-Pfalz“, 23.5, 1986, S. 130-133.
- , *Geschichtsschreibung zwischen Revolution und Restauration. Niklas Vogt in seiner zweiten Schaffensperiode 1792-1836*, in Christoph Jamme / Otto Pöggeler (Hg.), *Mainz – „Centralort des Reiches“ . Politik, Literatur und Philosophie in Umbruch der Revolutionszeit*, Klett-Cotta, Stuttgart 1986, S. 138-164.

## Forschungsliteratur zu Halem

- Albrecht, K., *Halems und Schillers Wallenstein*, in „Euphorion. Zeitschrift für Literaturgeschichte“, 6, 1899, S. 290-295.

- Anonym, [Rezension von] *Wallenstein, ein Schauspiel von G. A. von Halem*, in „Allgemeine deutsche Bibliothek“, 1787, Bd. 75, 1. St., S. 133-134.
- , [Rezension von] *Wallenstein, Schauspiel in 5 Aufz. Von G. A. v. Halem*, in „Allgemeine Literatur Zeitung“, 1790, Bd. 4, Nr. 356, Sp. 559-560.
- , [Rezension von] *Dramatische Werke, von G. A. v. Halem*, in „Neue allgemeine deutsche Bibliothek“, 1797, Anhang zum 1.-28. Bd., 1. Abt., S. 186-191.
- Chuquet, Arthur, *Introduction*, in *Paris en 1790. Voyage de Halem*, Léon Chailley Éditeur, Paris 1896, S. 3-156.
- Griep, Wolfgang / Sieberns, Cord, *Nachwort*, in Gerhard Anton von Halem, *Blicke auf einen Theil Deutschlands, der Schweiz und Frankreichs bey einer Reise vom Jahre 1790*, Temmen, Bremen 1990, S. 309-319.
- Heinze, Roland, *Halem, Schiller und Wallenstein. Probleme der Dramengestaltung und der Darstellung des Krieges im „Wallenstein“*, in „Pankower Vorträge“, 78, 2006, S. 32-43.
- Herder, Johann Gottfried, [Rezension von] *Blüthen aus Trümmern. Von G. A. von Halem (1798)*, in *Sämtliche Werke*, hg. v. Bernhard Suphan, Georg Olms, Hildesheim 1967 [Nachdruck der Ausgabe Berlin 1880], Bd. 20, S. 311-314.
- Höyng, Peter, *Die Sterne, die Zensur und das Vaterland. Theater und Geschichte im späten 18. Jahrhundert*, Böhlau, Köln 2003.
- Koolman, Egbert / Reindl, Peter (Hg.), *Im Westen geht die Sonne auf. Justizrat Gerhard Anton von Halem auf Reisen nach Paris 1790 und 1811*, 2 Bde., Landesbibliothek Oldenburg, Oldenburg 1990.
- Lange, Gerhard, *Gerhard Anton von Halem (1752-1819) als Schriftsteller*, Hermann Eichblatt, Leipzig 1928.
- Klaus-Peter Müller, *Seekrank im Sturm? Ein kurzer Streifzug durch die Kollektaneen Gerhard Anton von Halems zur Zeit der Französischen Revolution*, in Egbert Koolman / Peter Reindl (Hg.), *Im Westen geht die Sonne auf*, Landesbibliothek Oldenburg, Oldenburg 1990, Bd. 1, S. 62-68.
- Oncken, Hermann, *Gerhard Anton von Halem*, in „Jahrbuch für die Geschichte des Herzogtums Oldenburg“, 1896, Bd. 5, S. 103-124.
- Hinrichs, Ernst, *Die Französische Revolution Gerhard Anton von Halems*, in Egbert Koolman / Peter Reindl (Hg.), *Im Westen geht die Sonne auf*, Landesbibliothek Oldenburg, Oldenburg 1990, Bd. 1, S. 45-50.
- Randig, Christina, *Aufklärung und Region. Gerhard Anton von Halem (1752-1819). Publikationen – Korrespondenzen – Sozietäten*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2007.
- Ritterhoff, Claus, „...den Aristoteles und Montesquieu in der Hand“. *Zum Leben Gerhard Anton von Halems (1752-1819)*, in Egbert Koolman / Peter Reindl (Hg.), *Im Westen geht die Sonne auf*, Landesbibliothek Oldenburg, Oldenburg 1990, Bd. 1, S. 11-17.

Steinhoff, Karl, *Gerhard Anton von Halem (1752-1819). Oldenburgischer Geschichtsschreiber, Literat und Weltbürger im Zeitalter der Aufklärung*, in „Oldenburgische Familienkunde“, 1980, 22.1, S. 147-160.

Witte, Karsten, *Reise in die Revolution. Gerhard Anton von Halem und Frankreich im Jahre 1790*, Metzler, Stuttgart 1971.

Wolf, Maria, *Wallenstein als Dramenheld. Literarische Gestaltungen von Vernulaeus bis Schiller*, Phil. Diss., Heidelberg 1992.

### **Forschungsliteratur zu Komareck**

Höyng, Peter, *Die Sterne, die Zensur und das Vaterland. Theater und Geschichte im späten 18. Jahrhundert*, Böhlau, Köln 2003.

Wolf, Maria, *Wallenstein als Dramenheld. Literarische Gestaltungen von Vernulaeus bis Schiller*, Phil. Diss., Heidelberg 1992.

### **Forschungsliteratur zu Rebmann**

Anonym, [Rezension von] *Nelkenblätter*, von G.F. Rebmann, in „Neue allgemeine deutsche Bibliothek“, 1796, Bd. 24, 2. St., S. 485.

--, *Erste Fortsetzung der Rügen auffallender öffentlicher Aeusserungen*, in „Eudämonia, oder deutsches Volksglück, ein Journal für Freunde von Wahrheit und Recht“, 1797, 5. St., S. 555.

Fink, Gonthier-Louis, *Rebmann und Robespierre*, in Gerhard Sauder / Elmar Wadle (Hg.), *Georg Friedrich Rebmann*, Jan Thorbecke, Sigmaringen 1997, S. 65-82.

Greiling, Werner, *Rebmanniana. Die Publizistik eines deutschen Jakobiners*, in Georg Friedrich Rebmann, *Ideen über Revolutionen in Deutschland*, Reclam, Leipzig 1988, S. 5-32.

Kawa, Rainer, *Georg Friedrich Rebmann (1768-1824). Studien zu Leben und Werk eines deutschen Jakobiners*, Bouvier, Bonn 1980.

Sauder, Gerhard / Wadle, Elmar (Hg.), *Georg Friedrich Rebmann (1768-1824) – Autor, Jakobiner, Richter*, Jan Thorbecke, Sigmaringen 1997.

Schneider, Falko, *Aufklärung und Politik. Studien zur Politisierung der deutschen Spätaufklärung am Beispiel A.G.F. Rebmanns*, Athenaion, Wiesbaden 1978.

Sossenheimer, Maria Anna, *Georg Friedrich Rebmann und das Problem der Revolution. Revolutionserfahrungen, Revolutionsinterpretationen und Revolutionspläne eines deutschen Republikaners*, Peter Lang, Frankfurt am Main 1988.

Stamm, Edith, *A.G.F. Rebmann und die Ausbildung des bürgerlichen Geistes im Umbruch vom 18. zum 19. Jahrhundert*, Phil. Diss., Erlangen 1955.

Voegt, Hedwig, *Die deutsche jakobinische Literatur und Publizistik 1789-1800*, Rütten & Loening, Berlin 1955.

- , *Robespierres Reden im Spiegel der Publizistik Georg Friedrich Rebmanns*, in Walter Markov (Hg.), *Maximilien Robespierre 1758-1794. Beiträge zu seinem 200. Geburtstag*, Rütten & Loening, Berlin 1958, S. 505-517.
- , *Einleitung*, in Georg Friedrich Rebmann, *Werke und Briefe*, hg. v. Werner Greiling, Hedwig Voegt u. Wolfgang Ritschel, Rütten & Loening, Berlin 1990, Bd. 1, S. 5-52.
- Wirth, Christian, *Der Jurist Johann Andreas Georg Friedrich Rebmann zwischen Revolution und Restauration*, Peter Lang, Frankfurt am Main 1996.
- Wolf, Maria, *Wallenstein als Dramenheld. Literarische Gestaltungen von Vernulaeus bis Schiller*, Phil. Diss., Heidelberg 1992.
- von Wrasky, Nadeschda, *Rebmann. Leben und Werke eines Publizisten zur Zeit der großen französischen Revolution*, Phil. Diss., Heidelberg 1907.

### Sonstige Literatur

- Anonym, [Rezension von] *Rosenberg, a Legendary Tale, by a Lady*, in „The Critical Review“, November 1789, Bd. 68, Section 24, S. 408.
- , *Bei Wallenstein müssen viele passen. Historische Bildung höherer Schulen oft mangelhaft – Das Ergebnis einer demoskopischen Umfrage*, in „Südkurier Konstanz“, Nr. 158, 12.07.1985, S. 3.
- Assmann, Jan, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, C.H. Beck, München 1992.
- Assmann, Aleida, *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, C.H. Beck, München 1999.
- Bahlcke, Joachim / Kampmann, Christoph (Hg.), *Wallensteinbilder im Widerstreit. Eine historische Symbolfigur in Geschichtsschreibung und Literatur vom 17. bis zum 20. Jahrhundert*, Böhlau, Köln 2011.
- Baioni, Giuliano, *La filologia e il sublime dionisiaco*, in Friedrich Nietzsche, *Considerazioni Inattuali*, übers. v. Sossio Giametta u. Mazzino Montinari, Einaudi, Torino 1981, S. VII-LXXVI.
- , *Teoria della società e teoria della letteratura nell'età goethiana*, in Friedrich Schlegel, *Sullo studio della poesia greca*, hg. v. Andreina Lavagetto, Guida Editori, Napoli 1988, S. 7-37.
- , *Il giovane Goethe*, Einaudi, Torino 1996.
- Barudio, Günter, *Der Teutsche Krieg 1618-1648*, Fischer, Frankfurt am Main 1985.
- Baßler, Moritz, *Die kulturpoetische Funktion und das Archiv. Eine literaturwissenschaftliche Text-Kontext-Theorie*, Francke, Tübingen 2005.
- Becker-Cantarino, Barbara, *(Sozial-)Geschichte der Frau in Deutschland 1500-1800. Ein Forschungsbericht*, in *Die Frau von der Reformation zur Romantik. Die Situation der Frau vor dem Hintergrund der Literatur- und Sozialgeschichte*, Bouvier, Bonn 1980, S. 243-281.
- , *Der Lange Weg zur Mündigkeit. Frau und Literatur (1500-1800)*, Metzler, Stuttgart 1987.

- Bezold, Raimund, *Popularphilosophie und Erfahrungsseelenkunde im Werk von Karl Philipp Moritz*, Königshausen & Neumann, Würzburg 1984.
- Bibeau, Gilles / Corin, Elle E. , *From submission to the text to interpretive violence*, in Gilles Bibeau / Elle E. Corin (Hg.), *Beyond textuality. Ascetism and violence in anthropological interpretation*, De Gruyter, Berlin u. New York 1995, S. 3-54.
- Binkert, Dora, *Historische Romane vor Walter Scott*, Mayer & Müller, Berlin 1915.
- Bireley, Robert, *Maximilian von Bayern, Adam Contzen, S.J., und die Gegenreformation in Deutschland 1624-1635*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1975.
- , *Religion and Politics in the Age of Counterreformation: Emperor Ferdinand II, Wilhelm Lamormaini, S.J., and the Formation of Imperial Policy*, University of North Carolina Press, Chapel Hill 1981.
- , *Hofbeichtväter und Politik im 17. Jahrhundert*, in Michael Sievernich / Günter Switek (Hg.), *Ignatianisch, Ignatianisch. Eigenart und Methode der Gesellschaft Jesu*, Herder, Freiburg im Breisgau 1990, S. 386-403.
- , Robert Bireley, *The Jesuits and the Thirty Years War. Kings, Courts, and Confessors*, Cambridge University Press, Cambridge 2003.
- , *Jesuiten und der Heilige Krieg 1615-1635*, in Heinz Schilling (Hg.), *Konfessioneller Fundamentalismus. Religion als politischer Faktor im europäischen Mächtesystem um 1600*, Oldenbourg, München 2007, S. 87-100.
- Blanke, Horst Walter / Rösen, Jörn (Hg.), *Von der Aufklärung zum Historismus. Zum Strukturwandel des historischen Denkens*, Schöningh, Paderborn 1984.
- Blitz, Hans-Martin, *Aus Liebe zum Vaterland. Die deutsche Nation im 18. Jahrhundert*, Hamburger Edition, Hamburg 2000.
- Bödeker, Hans Erich / Iggers, Georg Gerson / Knudsen, Jonathan Brian / Reill, Peter Hanns (Hg.), *Aufklärung und Geschichte. Studien zur deutschen Geschichtswissenschaft im 18. Jahrhundert*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1986.
- Bordoni, Carlo, *Il romanzo di consumo. Editoria e letteratura di massa*, Liguori, Napoli 1993.
- Bornkamm, Heinrich, *Luther im Spiegel der deutschen Geistesgeschichte*, 2. Aufl., Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1970.
- Brandt, Reinhard, *Rousseau und Kant*, in Jean-François Kervégan / Heinz Mohnhaupt (Hg.), *Wechselseitige Beeinflussungen und Rezeptionen von Recht und Philosophie in Deutschland und Frankreich / Influences et réceptions mutuelles du droit et de la philosophie en France et en Allemagne*, Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main 2001, S. 91-118.
- Braubach, Max, *Der Westfälische Friede*, Aschendorff, Münster 1948.
- Berghahn, Klaus, „Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme“. *Beobachtungen zur Clauren-Hauff-Kontroverse*, in „Monatshefte“, 69.1, 1977, S. 58-65.
- Bernd Bräutigam, *Vergangenheitserfahrung und Zukunftserwartung. Zum Geschichtsverständnis bei Kant, Schiller und Friedrich Schlegel*, in Friedrich Strack (Hg.), *Evolution des Geistes:*

*Jena um 1800. Natur und Kunst, Philosophie und Wissenschaft im Spannungsfeld der Geschichte*, Klett-Cotta, Stuttgart 1994, S. 197-212.

Berner, Felix, *Gustav Adolf. Der Löwe aus Mitternacht*, Bechtermünz, Augsburg 1997.

Bürger, Christa, *Die Dichotomie von hoher und niederer Literatur. Eine Problemskizze*, in Christa Bürger / Peter Bürger (Hg.), *Zur Dichotomisierung von hoher und niederer Literatur*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1982, S. 9-39.

Burke, Peter, *The Black Legend of the Jesuits. An Essay in the history of social stereotypes*, in Simon Ditchfield (Hg.), *Christianity and Community in the West. Essays for John Bossy*, Ashgate, Aldershot 2001, S. 165-182.

Burkhardt, Johannes, *Der Dreißigjährige Krieg*, Frankfurt am Main 1992.

Cramer, Kevin, *The Cult of Gustavus Adolphus. Protestant Identity and German Nationalism*, in Helmut Walser Smith (Hg.), *Protestants, Catholics and Jews in Germany 1800-1914*, Berg, Oxford 2001, S. 97-120.

--, *Religious Conflict in History. The Nation as the One True Church*, in Michael Geyer / Hartmut Lehmann (Hg.), *Religion und Nation – Nation und Religion. Beiträge zu einer unbewältigten Geschichte*, Wallstein, Göttingen 2004, S. 35-48.

--, *The Thirty Years' War and German Memory in the Nineteenth Century*, University of Nebraska Press, Lincoln 2007.

Dann, Otto, *Das historische Interesse in der deutschen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts. Geschichte und historische Forschung in den zeitgenössischen Zeitschriften*, in Karl Hammer / Jürgen Voss (Hg.), *Historische Forschung im 18. Jahrhundert. Organisation, Zielsetzung, Ergebnisse*, Ludwig Röhrscheid, Bonn 1976, S. 386-415.

Davies, Steffen, *The Wallenstein Figure in German Literature and Historiography 1790-1920*, Maney Publishing, Leeds 2010.

Dickmann, Fritz, *Der Westfälische Frieden*, 6. Aufl., Aschendorff, Münster 1992.

Dieter, Albrecht, *Maximilian I. von Bayern 1573-1651*, Oldenbourg, München 1998.

Diwald, Hellmut, *Wallenstein. Biographie*, Ullstein, Frankfurt am Main 1987.

Dreitzel, Horst, *Die Entwicklung der Historie zur Wissenschaft*, in „Zeitschrift für historische Forschung“, 8, 1981, S. 257-284.

Duchhardt, Heinz (Hg.), *Der Westfälische Friede. Diplomatie – politische Zäsur – kulturelles Umfeld – Rezeptionsgeschichte*, Oldenbourg, München 1998.

van Dülmen, Richard, *Antijesuitismus und katholische Aufklärung in Deutschland*, in „Historisches Jahrbuch“, 89.1, 1969, S. 52-80.

Engelsing, Rolf, *Die Perioden der Lesergeschichte in der Neuzeit. Das statistische Ausmaß und die soziokulturelle Bedeutung der Lektüre*, in „Archiv für Geschichte des Buchwesens“, 10, 1970, Sp. 945-1002.

--, *Analphabetentum und Lektüre. Zur Sozialgeschichte des Lesens in Deutschland zwischen feudaler und industrieller Gesellschaft*, Metzler, Stuttgart 1973.

- , *Der Bürger als Leser. Lesergeschichte in Deutschland 1500-1800*, Metzler, Stuttgart 1974.
- Englund, Peter, *Die Verwüstung Deutschlands. Eine Geschichte des Dreißigjährigen Krieges*, 4. Aufl., Klett-Cotta, Stuttgart 2001.
- Erdmannsdörffer, Bernhard, *Zur Geschichte und Geschichtsschreibung des dreißigjährigen Krieges*, in „Historische Zeitschrift“, 14.1, 1865, S. 1-44.
- Erl, Astrid, *Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung*, Metzler, Stuttgart 2005.
- Fabre, Pierre-Antoine / Maire, Catherine (Hg.), *Les Antijésuites. Discours, figures et lieux de l'antijésuitisme à l'époque moderne*, Presses Universitaires de Rennes, Rennes 2010.
- Findeisen, Jörg-Peter, *Gustav Adolf von Schweden. Der Eroberer aus dem Norden*, Styria, Graz u.a. 1996.
- , *Axel Oxenstierna. Architekt der schwedischen Großmacht-Ära und Sieger des Dreißigjährigen Krieges*, Casmir Katz, Gernsbach 2007.
- Fischer, Ernst (Hg.), *Der Buchmarkt der Goethezeit. Eine Dokumentation*, 2 Bde., Gerstenberg, Hildesheim 1986.
- Fossaluzza, Cristina, *Subjektiver Antisubjektivismus. Karl Philipp Moritz als Diagnostiker seiner Zeit*, Wehrhahn, Hannover 2006.
- Foucault, Michel, *Les mots et les choses. Une archéologie des sciences humaines*, Gallimard, Paris 1966.
- Fritzen-Wolf, Ursula, *Trivialisierung des Erzählens. Claurens „Mimili“ als Epochenphänomen*, Peter Lang, Frankfurt am Main u.a. 1977.
- Fulda, Daniel, *Wissenschaft aus Kunst. Die Entstehung der modernen deutschen Geschichtsschreibung 1760-1860*, De Gruyter, Berlin 1996.
- Füssel, Marian, *Societas Jesu und Illuminatenorden: Strukturelle Homologien und historische Aneignungen*, in „Zeitschrift für internationale Freimaurerforschung“, 10, 2003, S. 11-63.
- Gallagher, Catherine / Greenblatt, Stephen, *Practicing New Historicism*, University of Chicago Press, Chicago u. London 2000.
- Gallmeister, Petra, *Der historische Roman*, in Otto Knörrich (Hg.), *Formen der Literatur in Einzeldarstellungen*, Kröner, Stuttgart 1981, S. 160-170.
- Geitner, Ursula, *Die Sprache der Verstellung. Studien zum rhetorischen und anthropologischen Wissen im 17. und 18. Jahrhundert*, Max Niemeyer, Tübingen 1992.
- Geppert, Hans Vilmar, *Der ‚andere‘ historische Roman. Theorie und Strukturen einer diskontinuierlichen Gattung*, Max Niemeyer, Tübingen 1976.
- Gollwitzer, Heinz, *Europabild und Europagedanke. Beiträge zur deutschen Geistesgeschichte des 18. Und 19. Jahrhunderts*, 2. Aufl., C.H. Beck, München 1964.



- Grassl, Hans, *Aufbruch zur Romantik. Bayerns Beitrag zur deutschen Geistesgeschichte 1765-1785*, C.H. Beck, München 1968.
- Greenblatt, Stephen, *Shakespearean Negotiations. The Circulation of Social Energy in Renaissance England*, University of California Press, Berkeley 1988.
- Hardtwig, Wolfgang, *Die Verwissenschaftlichung der Geschichtsschreibung zwischen Aufklärung und Historismus*, in *Geschichtskultur und Wissenschaft*, dtv, München 1990, S. 58-91.
- Hausen, Karin, *Die Polarisierung der ‚Geschlechtercharaktere‘ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben*, in Werner Conze (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Klett, Stuttgart 1976, S. 363-393.
- Herrmann, Hans Peter, „Ich bin fürs Vaterland zu sterben auch bereit“. *Patriotismus oder Nationalismus im 18. Jahrhundert? Lesenotizen zu den deutschen Arminiusdramen*, in Hans-Martin Blitz / Hans Peter Herrmann / Susanna Moßmann (Hg.), *Machtphantasie Deutschland. Nationalismus, Männlichkeit und Fremdenhaß im Vaterlandsdiskurs deutscher Schriftsteller des 18. Jahrhunderts*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1996, S. 32-65.
- Hettner, Hermann, *Geschichte der deutschen Literatur im achtzehnten Jahrhundert*, Paul List, Leipzig 1929.
- Hoensch, Jörg Konrad, *Geschichte Böhmens. Von der slawischen Landnahme bis zur Gegenwart*, 3. Aufl., C.H. Beck, München 1997.
- Horn, Franz, *Die schöne Litteratur Deutschlands, während des 18ten Jahrhunderts*, Nicolai, Berlin 1812.
- Huber, Martin, *Der Text als Bühne. Theatrales Erzählen um 1800*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2003.
- Huf, Hans-Christian (Hg.), *Mit Gottes Segen in die Hölle. Der Dreißigjährige Krieg*, Econ, Berlin 2003.
- Iggers, Georg Gerson, *The German Conception of History. The National Tradition of Historical Thought from Herder to the Present*, 2. rev. Aufl., Wesleyan University Press, Middletown 1983.
- Irmer, Georg, *Die dramatische Gestaltung des Wallensteinstoffes vor Schiller*, in „Nord und Süd. Eine deutsche Monatsschrift“, 170, 1891, Bd. 57, S. 248-261.
- Jacobs, Manfred, *Die Entwicklung des deutschen Nationalgedankens von der Reformation bis zum deutschen Idealismus*, in Horst Zillesen (Hg.), *Volk – Nation – Vaterland. Der deutsche Protestantismus und der Nationalismus*, Mohn, Gütersloh 1970, S. 51-110.
- Jäger, Georg / Martino, Alberto / Wittmann, Reinhard (Hg.), *Die Leihbibliothek der Goethezeit. Exemplarische Kataloge zwischen 1790 und 1830*, Gerstenberg, Hildesheim 1979.
- Jäger, Hans-Wolf, *Mönchskritik und Klostersatire in der deutschen Spätaufklärung*, in Harm Klueting (Hg.), *Katholische Aufklärung – Aufklärung im katholischen Deutschland*, Felix Meiner, Hamburg 1993, S. 192-207.
- Janz, Rolf-Peter / Stoermer, Fabian / Hiepko, Andreas (Hg.), *Schwindelerfahrungen. Zur kulturhistorischen Diagnose eines vieldeutigen Symptoms*, Rodopi, Amsterdam u. New York, 2003.

- Jessen, Hans (Hg.), *Der Dreißigjährige Krieg in Augenzeugenberichten*, 2. Aufl., Rauch, Düsseldorf 1964.
- Jordan, Stefan, *Geschichtstheorie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Schwellenzeit zwischen Pragmatismus und klassischem Historismus*, Campus, Frankfurt am Main 1999.
- Junkelmann, Marcus, *Gustav Adolf. Schwedens Aufstieg zur Großmacht*, Pustet, Regensburg 1993.
- Kaiser, Michael, *Politik und Kriegsführung. Maximilian von Bayern, Tilly und die Katholische Liga im Dreißigjährigen Krieg*, Aschendorff, Münster 1999.
- Kampmann, Christoph, *Europa und das Reich im Dreißigjährigen Krieg. Geschichte eines europäischen Konflikts*, Kohlhammer, Stuttgart 2008.
- , *Der Friedländer als Kontrastfigur. Zur Sonderstellung Wallensteins in der protestantischen Historiographie des Alten Reichs*, in Joachim Bahlcke / Christoph Kampmann (Hg.), *Wallensteinbilder im Widerstreit*, Böhlau, Köln 2011, S. 27-50.
- Kerschner, Sybille, *Karl Philipp Moritz und die Erfahrungsseelenkunde. Literatur und Psychologie im 18. Jahrhundert*, Verlag für Wissenschaft und Kunst, Herne 1991.
- Kiesel, Helmuth / Münch, Paul, *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert. Voraussetzungen und Entstehung des literarischen Markts in Deutschland*, C. H. Beck, München 1977.
- Kleingeld, Pauline, *Fortschritt und Vernunft. Zur Geschichtsphilosophie Kants*, Königshausen & Neumann, Würzburg 1995.
- Knauer, Peter, „Unsere Weise voranzugehen“ nach den Satzungen der Gesellschaft Jesu, in Michael Sievernich / Günter Switek (Hg.), *Ignatianisch. Eigenart und Methode der Gesellschaft Jesu*, Herder, Freiburg im Breisgau 1990, S. 131-148.
- Koselleck, Reinhart, *Geschichte, Historie*, in Otto Brunner / Werner Conze / Reinhart Koselleck (Hg.), *Geschichtliche Grundbegriffe*, Klett-Cotta, Stuttgart 1975, Bd. 2, S. 593-717.
- Košeniina, Alexander, *Ernst Platners Anthropologie und Philosophie. Der „philosophische Arzt“ und seine Wirkung auf Johann Karl Wezel und Jean Paul*, Königshausen & Neumann, Würzburg 1989.
- , *Schönheit im Detail oder im Ganzen? Mikroskop und Guckkasten als Werkzeuge und Metaphern der Poesie*, in Peter Heißelmann / Michael Huesmann / Hans-Joachim Jacob (Hg.), *„Das Schöne soll sein. Aisthesis in der deutschen Literatur“*, Aisthesis, Bielefeld 2001, S. 101-127.
- , *Schiller und die Tradition der (kriminal)psychologischen Fallgeschichte bei Goethe, Meißner, Moritz und Spieß*, in Alice Stašková, *Friedrich Schiller und Europa. Ästhetik, Politik, Geschichte*, Winter, Heidelberg 2007, S. 119-139.
- Kreuzer, Helmut, *Trivilliteratur als Forschungsproblem. Zur Kritik des deutschen Trivialromans seit der Aufklärung*, in *Veränderungen des Literaturbegriffs. Fünf Beiträge zu aktuellen Problemen der Literaturwissenschaft*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1975, S. 7-26.
- Krusenstjern, Benigna / Medick, Hans (Hg.), *Zwischen Alltag und Katastrophe, Der Dreißigjährige Krieg aus der Nähe*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1999.

- Kunisch, Johannes, *Friedrich der Große. Der König und seine Zeit*, 3. Aufl., C.H. Beck, München 2005.
- Kurth, Lieselotte E., *Historiographie und historischer Roman. Kritik und Theorie im 18. Jahrhundert*, in „Modern Language Notes“, 79.4, 1964, S. 337-362.
- Lahrkamp, Helmut, *Dreißigjähriger Krieg – Westfälischer Frieden. Eine Darstellung der Jahre 1618-1648*, Aschendorff, Münster 1997.
- Langen, August, *Der Wortschatz des deutschen Pietismus*, Max Niemeyer, Tübingen 1954.
- Langer, Herbert, *Hortus Bellicus. Der Dreißigjährige Krieg – Eine Kulturgeschichte*, 3. überarb. Aufl., Edition Leipzig, Leipzig 1982.
- Laudin, Gérard, *Gatterer und Schlözer: Geschichte als „Wissenschaft vom Menschen“?*, in Hans Erich Bödeker / Philippe Büttgen / Michel Espagne (Hg.), *Die Wissenschaft vom Menschen in Göttingen um 1800. Wissenschaftliche Praktiken, institutionelle Geographie, europäische Netzwerke*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2008, S. 393-418.
- Lehmann, Hartmut, *Martin Luther as a National Hero in the Nineteenth Century*, in John Christopher Eade (Hg.), *Romantic Nationalism in Europe*, Australian National University, Canberra 1983, S. 181-201.
- , „*God Our Old Ally*“. *The Chosen People Theme in Late-Nineteenth and Early-Twentieth-Century German Nationalism*, in William Hutchinson / Hartmut Lehmann (Hg.), *Many Are Chosen. Divine Election and Western Nationalism*, Fortress, Minneapolis 1994, S. 85-108-
- Leroy, Michel, *Le mythe jésuite. De Béranger à Michelet*, Presses Universitaires de France, Paris 1992.
- Lorenz, Gottfried (Hg.), *Quellen zur Vorgeschichte und zu den Anfängen des Dreißigjährigen Krieges*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1991.
- Lukács, György, *Der historische Roman*, Aufbau, Berlin 1955.
- Mai, Hartmut / Schneider, Kurt, *Die Stadtkirche St. Viti und die Gustav-Adolf-Gedenkstätte zu Lützen*, Union, Berlin 1981.
- Maierhofer, Waltraud, *Wallenstein: The Image of the Thirty Years' War in German Literature*, in Will Wright / Steven Kaplan (Hg.), *The Image of War in Literature, the Media, and Society*, University of South Colorado, Pueblo 1992, S. 342-352.
- , *Hexen – Huren – Heldenweiber. Bilder des Weiblichen in Erzähltexten über den Dreißigjährigen Krieg*, Böhlau, Köln 2005.
- Mannack, Eberhard, *Der Streit der Historiker und Literaten über den Dreißigjährigen Krieg und Westfälischen Frieden*, in „Daphnis. Zeitschrift für mittlere deutsche Literatur“, 31, 2002, S. 701-712.
- Martino, Alberto, *Die Deutsche Leihbibliothek. Geschichte einer literarischen Institution (1756-1914)*, Otto Harrassowitz, Wiesbaden 1990.
- Meyer, Michael, *Die Entstehung des historischen Romans in Deutschland und seine Stellung zwischen Geschichtsschreibung und Dichtung. Die Polemik um eine „Zwittergattung“ (1785-1845)*, Salzer, München 1973.

- Mieck, Ilja, *L'assassinat de Wallenstein*, in Yves-Marie Bercé, Elena Fasano Guarini (Hg.), *Complots et conjurations dans l'Europe moderne*, École française de Rome, Roma 1996, S. 507-534.
- Milger, Peter, *Gegen Land und Leute – Der Dreißigjährige Krieg. Ursachen, Verlauf und Folgen erzählt anhand von teilweise unveröffentlichten Bildern, Augenzeugenberichten und Dokumenten*, Bertelsmann, München 1998.
- Werner Milch, *Gustav Adolf in der deutschen und schwedischen Literatur*, M. & H. Marcus, Breslau 1928.
- Möller, Horst, *Aufklärung in Preußen. Der Verleger, Publizist und Geschichtsschreiber Friedrich Nicolai*, Colloquium, Berlin 1974.
- Muhlack, Ulrich, *Geschichtswissenschaft im Humanismus und in der Aufklärung. Die Vorgeschichte des Historismus*, C.H. Beck, München 1991.
- Müller, Winfried, *Der Jesuitenorden und die Aufklärung im süddeutsch-österreichischen Raum*, in Harm Klueting (Hg.), *Katholische Aufklärung – Aufklärung im katholischen Deutschland*, Felix Meiner, Hamburg 1993, S. 225-245.
- , *Die Aufhebung des Jesuitenordens in Deutschland*, in Bernard Plongeron (Hg.), *Die Geschichte des Christentums. Aufklärung, Revolution, Restauration (1750-1830)*, Herder, Freiburg im Breisgau 2000, Bd. 10, S. 173-178.
- Müller-Seidel, Walter / Riedel, Wolfgang (Hg.), *Die Weimarer Klassik und ihre Geheimbünde*, Königshausen & Neumann, Würzburg 2003.
- Murnane, Barry, *Heterotopien. Gedanken zum historischen Ritterroman als Variante des Schauerromans*, in Andrew Cusack / Barry Murnane (Hg.), *Populäre Erscheinungen. Der deutsche Schauerroman um 1800*, Fink, München 2011, S. 101-120.
- Nadel, George H., *Philosophy of History before Historicism*, in „History and Theory“, 3, 1965, S. 291-315.
- Neumeyer, Harald, *Unkalkulierbar Unbewußt. Zur Seele des Verbrechers um 1800*, in Gabriele Brandstetter / Gerhard Neumann (Hg.), *Romantische Wissenspoetik. Die Künste und die Wissenschaften um 1800*, Königshausen & Neumann, Würzburg 2004, S. 151-177.
- Nusser, Peter, *Trivalliteratur*, Metzler, Stuttgart 1991.
- Oredsson, Sverker, *Geschichtsschreibung und Kult. Gustav Adolf, Schweden und der Dreißigjährige Krieg*, übers. v. Klaus R. Böhme, Duncker & Humblot, Berlin 1994.
- Painter, Ursula, *Aufgeklärter Antijesuitismus? Zur antijesuitischen Argumentation bei Friedrich Nicolai*, in Stefanie Stockhorst (Hg.), *Friedrich Nicolai im Kontext der kritischen Kultur der Aufklärung*, V&R unipress, Göttingen 2013, S. 315-336.
- Parker, Geoffrey, *The Thirty Years' War*, 2 Aufl., Routledge, New York 1997.
- Pavone, Sabina, *Le astuzie dei gesuiti. Le false Istruzioni segrete della Compagnia di Gesù e la polemica antigesuita nei secoli XVII e XVIII*, Salerno Editore, Roma 2000.

- , „*Ribelli, seduttori, macchinatori, impostori*“: *Il complotto gesuita e la sua origine secentesca*, in „*Roma moderna e contemporanea*“, XI, 1-2, 2003, S. 195-227.
- , *Antigesuitismo politico e antigesuitismo gesuita: Alcuni testi a confronto*, in „*Rivista di Storia e Letteratura Religiosa*“, XL, 2, 2004, S. 255-281.
- Plongeron, Bernard, *Die Unterdrückung der Jesuiten*, in *Die Geschichte des Christentums. Aufklärung, Revolution, Restauration (1750-1830)*, Herder, Freiburg im Breisgau 2000, Bd. 10, S. 165-173.
- Polišenský, Josef / Kollmann, Josef, *Wallenstein. Feldherr des Dreißigjährigen Krieges*, Böhlau, Köln u.a. 1997.
- Posch, Andreas, *Zur Tätigkeit und Beurteilung Lamormains*, in „*Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung*“, 63, 1955, S. 375-390.
- Prüfer, Thomas, *Ästhetische Geschichtsphilosophie und die Historisierung der Poetik am Ende des 18. Jahrhunderts*, in Daniel Fulda / Silvia Serena Tschopp (Hg.), *Literatur und Geschichte. Ein Kompendium zu ihrem Verhältnis von der Aufklärung bis zur Gegenwart*, De Gruyter, Berlin 2002, S. 277-298.
- Pütz, Peter, *Die deutsche Aufklärung*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1978.
- Reed, Terence James, *Thomas Mann und die literarische Tradition*, in Helmut Koopmann (Hg.), *Thomas-Mann-Handbuch*, 3. Aufl., Alfred Kröner, Stuttgart 2001, S. 95-136.
- Reill, Peter Hanns, *The German Enlightenment and the Rise of Historicism*, University of California Press, Berkeley 1975.
- Reinhalter, Helmut (Hg.), *Der Illuminatenorden (1776-1785/87)*, Peter Lang, Frankfurt am Main 1997.
- Renneke, Petra, *Poesie und Wissen. Poetologie des Wissens der Moderne*, Winter, Heidelberg 2008.
- Reppen, Konrad, *Der Dreißigjährige Krieg im deutschen Geschichtsbild vor Schiller*, in Dieter Albrecht / Karl Otmar Freiherr von Aretin / Winfried Schulze (Hg.), *Europa im Umbruch 1750-1850*, Oldenbourg, München 1995, S. 187-211.
- , *Dreißigjähriger Krieg und Westfälischer Friede. Studien und Quellen*, Schöningh, Paderborn u.a. 1998.
- Riedel, Wolfgang, *Influxus physicus und Seelenstärke. Empirische Psychologie und moralische Erzählung in der deutschen Spätaufklärung und bei Jacob Friedrich Abel*, in Jürgen Barkhoff / Eda Sagarra (Hg.), *Anthropologie und Literatur um 1800*, Iudicium, München 1992, S. 24-52.
- Rudolf, Hans-Ulrich (Hg.), *Der Dreißigjährige Krieg. Perspektiven und Strukturen*, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1977.
- Rüsen, Jörn, *Konfigurationen des Historismus. Studien zur deutschen Wissenschaftskultur*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1993.

- Sack, Hilmar, *Der Krieg in den Köpfen. Die Erinnerung an den Dreißigjährigen Krieg in der deutschen Krisenerfahrung zwischen Julirevolution und deutschem Krieg*, Duncker & Humblot, Berlin 2008.
- Sbarra, Stefania, *La statua di Glauco. Letture di Rousseau nell'età di Goethe*, Carocci, Roma 2006.
- Schenda, Rudolf, *Volk ohne Buch. Studien zur Sozialgeschichte der populären Lesestoffe 1770-1910*, dtv, München 1977.
- Schings, Hans-Jürgen, *Melancholie und Aufklärung. Melancholiker und ihre Kritiker in Erfahrungsseelenkunde und Literatur des 18. Jahrhunderts*, Metzler, Stuttgart 1977.
- Schmaus, Marion, *Psychosomatik. Literarische, philosophische und medizinische Geschichten zur Entstehung eines Diskurses (1778-1936)*, Max Niemeyer, Tübingen 2009.
- Schmidt, Georg, *Der Dreißigjährige Krieg*, 8. Aufl., C.H. Beck, München 2010.
- Schnädelbach, Herbert, *Philosophie in Deutschland 1831-1933*, Suhrkamp, Frankfurt am Main 1983.
- Schöffler, Herbert, *Die Leiden des jungen Werther. Ihr geistesgeschichtlicher Hintergrund*, Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main 1938.
- Schön, Erich, *Der Verlust der Sinnlichkeit, oder Die Verwandlungen des Lesers. Mentalitätsgeschichte um 1800*, Klett-Cotta, Stuttgart 1987.
- , *Weibliches Lesen. Romanleserinnen im späten 18. Jahrhundert*, in Helga Gallas / Magdalene Heuser (Hg.), *Untersuchungen zum Roman von Frauen um 1800*, Max Niemeyer, Tübingen 1990, S. 20-40.
- Schöne, Albrecht, *Säkularisation als sprachbildende Kraft. Studien zur Dichtung deutscher Pfarrerssöhne*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1958.
- Schönert, Jörg, *Zur Typologie und Strategie der Titel von Leihbibliotheksromanen am Beispiel der Schauer- und Verbrechensliteratur (1790-1860)*, in Georg Jäger / Jörg Schönert (Hg.), *Die Leihbibliothek als Institution des literarischen Lebens im 18. und 19. Jahrhundert. Organisationsformen, Bestände und Publikum*, Hauswedell, Hamburg 1980, S. 165-195.
- Schormann, Gerhard, *Der Dreißigjährige Krieg*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1993.
- Schweizer, Paul, *Die Wallenstein-Frage in der Geschichte und im Drama*, Fäsi & Beer, Zürich 1899.
- Seeba, Hinrich C., „Der wahre Standort einer jeden Person“. *Lessings Beitrag zum historischen Perspektivismus*, in Wilfried Barner / Albert M. Reh (Hg.), *Nation und Gelehrtenrepublik. Lessing im europäischen Zusammenhang*, Wayne State University Press, Detroit 1984, S. 193-214.
- , *Das Auge des Betrachters. Kleists visuelle Poetik des Erkennens*, in *Abgründiger Klassiker der Moderne. Gesammelte Aufsätze zu Heinrich von Kleist*, Aisthesis, Bielefeld 2012, S. 174-192.
- Seemann, Erich, *Die Gestalt des kriegerischen Mädchens in den europäischen Volksballaden*, in „Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde“, 10, 1959, S. 192-212.

- Seils, Ernst-Albert, *Die Staatslehre des Jesuiten Adam Contzen, Beichtvater Kurfürst Maximilian I. von Bayern*, Matthiesen, Lübeck u. Hamburg 1968.
- von Srbik, Heinrich: *Wallensteins Ende. Ursachen, Verlauf und Folgen der Katastrophe*, Seidel, Wien 1920.
- Steinberg, Sigfrid Henry, *The Thirty Years' War and the Conflict for European Hegemony 1600-1660*, Norton, New York 1966.
- Strohmeyer, Arno, *Zwischen Kaiserhof und französischem Hof. Wallensteinbilder in den Biographien des Conte Galeazzo Gualdo Priorato*, in Joachim Bahlcke / Christoph Kampmann (Hg.), *Wallensteinbilder im Widerstreit*, Böhlau, Köln 2011, S. 51-74.
- Switek, Günter, *Die Eigenart der Gesellschaft Jesu im Vergleich zu den anderen Orden in der Sicht des Ignatius und seiner ersten Gefährten*, in Michael Sievernich / Günter Switek (Hg.), *Ignatianisch. Eigenart und Methode der Gesellschaft Jesu*, Herder, Freiburg im Breisgau 1990, S. 204-232.
- Valzania, Sergio, *Wallenstein. La tragedia di un generale nella guerra dei Trent'anni*, Mondadori, Milano 2007.
- Vierhaus, Rudolf, *Geschichtsschreibung als Literatur im 18. Jahrhundert*, in Karl Hammer / Jürgen Voss (Hg.), *Historische Forschung im 18. Jahrhundert. Organisation, Zielsetzung, Ergebnisse*, Ludwig Röhrscheid, Bonn 1976, S. 416-431.
- , *Historisches Interesse im 18. Jahrhundert*, in Hans Erich Bödeker / Georg Gerson Iggers / Jonathan Brian Knudsen / Peter Hanns Reill (Hg.), *Aufklärung und Geschichte. Studien zur deutschen Geschichtswissenschaft im 18. Jahrhundert*, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1986 u.a. (Hg.), *Aufklärung und Geschichte*, a.a.O., S. 264-275.
- Villari, Enrica, *Scott, la genesi del romanzo storico e l'eredità del romanticismo. L'emozione e il particolare nei processi cognitivi*, in Paolo Tortonese (Hg.), *C'è del metodo in questa follia. L'irrazionale nella letteratura romantica*, Bulzoni, Roma [im Druck].
- Vogel, Christine, *Der Untergang der Gesellschaft Jesu als europäisches Medienereignis (1758-1773). Publizistische Debatten im Spannungsfeld von Aufklärung und Gegenaufklärung*, Philipp von Zabern, Mainz 2006.
- , *Les revers de la propagande antijésuite des Aufklärer: la pensée conspirationniste entre antijésuitisme et anti-Lumières*, in Pierre-Antoine Fabre / Catherine Maire (Hg.), *Les Antijésuites. Discours, figures et lieux de l'antijésuitisme à l'époque moderne*, Presses Universitaires de Rennes, Rennes 2010, S. 495-509.
- Völker, Karl, *Die Kirchengeschichtsschreibung der Aufklärung*, Mohr, Tübingen 1921.
- Wachinger, Burghart, *Die Passion Christi und die Literatur. Beobachtungen an den Rändern der Passionsliteratur*, in Walter Hang u. Burghart Wachinger (Hg.), *Die Passion Christi in Literatur und Kunst des Spätmittelalters*, Max Niemeyer, Tübingen 1993, S. 1-20.
- Wald, Martin C., *Die Gesichter der Streitenden. Erzählung, Drama und Diskurs des Dreißigjährigen Krieges 1830 bis 1933*, V&R unipress, Göttingen 2008.
- Waldmann, Anke, *Reichspatriotismus im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts*, in Otto Dann / Miroslav Hroch / Johannes Koll (Hg.), *Patriotismus und Nationsbildung am Ende des Heiligen Römischen Reiches*, SH-Verlag, Köln 2003, S. 19-61.

- Ward, Albert, *Book Production, Fiction and the German Reading Public 1740-1800*, Clarendon, Oxford 1974.
- White, Hayden, *Metahistory. The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe*, Johns Hopkins University, Baltimore 1973.
- , *Auch Klio dichtet oder die Fiktion des Faktischen. Studien zur Tropologie des historischen Diskurses*, übers. v. Brigitte Brinkmann-Siepmann u. Thomas Siepmann, Klett-Cotta, Stuttgart 1986.
- Widmann, W., *Wallenstein in der dramatischen Dichtung*, in „Die Deutsche Bühne“, 6, 1914, S. 603-606.
- Willig, Eduard, *Gustav II. Adolf, König von Schweden im deutschen Drama. Ein literarhistorischer Versuch*, Phil. Diss., Rostock 1908.
- Wittmann, Reinhard (Hg.), *Quellen zur Geschichte des Buchwesens*, Bd. 10, *Die Leserevolution*, Kraus, München 1981.
- Wittmann, Reinhard, *Gibt es eine Leserevolution am Ende des 18. Jahrhunderts?*, in Roger Chartier / Guglielmo Cavallo (Hg.), *Die Welt des Lesens. Von der Schriftrolle zum Bildschirm*, Campus, Frankfurt am Main 1999, S. 419-454.
- Zenker, Markus, *Therapie im literarischen Text. Johann Georg Zimmermanns Werk „Über die Einsamkeit“ in seiner Zeit*, Max Niemeyer, Tübingen 2007.
- Zscharnack, Leopold, *Reformation und Humanismus im Urteil der deutschen Aufklärung*, in „Protestantische Monatshefte“, 12.3-4, 1908, S. 81-103 u. 153-171.

## **Lexika, Handbücher und Nachschlagewerke**

- Adelung, Johann Christoph, *Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen*, revidiert und berichtigt v. Franz Xaver Schönberger, B. Ph. Bauer, Wien 1811.
- Bedürftig, Friedemann, *Der Dreißigjährige Krieg. Ein Lexikon*, neue Ausg., Primus, Darmstadt 2006.
- Bruce, George, *Lexikon der Schlachten*, übers. v. Gerhard Hartmann, Styria, Graz u.a. 1984.
- Lanzinner, Maximilian / Schormann, Gerhard (Hg.), *Konfessionelles Zeitalter 1555-1618. Dreißigjähriger Krieg 1618-1648* (= Bruno Gebhardt's *Lexikon der deutschen Geschichte*, Bd. X), 10. Aufl., Klett-Cotta, Stuttgart 2001.
- Garside, Peter / Raven, James / Schöwerling, Rainer (Hg.), *The English Novel 1770-1829. A Bibliographical Survey of Prose Fiction Published in the British Isles*, Oxford University Press, Oxford 2000.
- Grimm, Jacob u. Wilhelm, *Deutsches Wörterbuch*, bearb. v. Rudolf Hildebrand u. Hermann Wunderlich, Hirzel, Leipzig 1854-1961.



- Hinck, Walter (Hg.), *Handbuch des deutschen Dramas*, Bagel, Düsseldorf 1980.
- Hocks, Paul / Schmidt, Peter, *Literarische und politische Zeitschriften 1789-1805. Von der politischen Revolution zur Literaturrevolution*, Metzler, Stuttgart 1975.
- Killy, Walter (Hg.), *Literatur Lexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*, Bertelsmann, Gütersloh u. München 1990.
- Kohlschmidt, Werner / Mohr, Wolfgang (Hg.), *Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte*, begr. v. Paul Merker u. Wolfgang Stammler, 2. Aufl., Berlin 1958.
- Koopmann, Helmut (Hg.), *Schiller-Handbuch*, 2. Aufl., Alfred Kröner, Stuttgart 2011.
- Luserke-Jaqui, Matthias (Hg.), *Schiller-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung*, Metzler, Stuttgart u. Weimar 2011.
- Martinson, Steven (Hg.), *A Companion to the Works of Friedrich Schiller*, Camden House, Rochester 2008.
- Meyer, Reinhart, *Bibliographia dramatica et dramaticorum. Kommentierte Bibliographie der im ehemaligen deutschen Reichsgebiet gedruckten und gespielten Dramen des 18. Jahrhunderts nebst derer Bearbeitungen und Übersetzungen und ihrer Rezeption bis in die Gegenwart*, Max Niemeyer, Tübingen 1986ff.
- Rupp, Heinz / Lang, Carl Ludwig (Hg.), *Deutsches Literatur Lexikon. Biographisch-Bibliographisches Handbuch*, begr. v. Wilhelm Kosch, Francke, Bern u. München 1984.
- Wolter, Beatrice, *Deutsche Schlagwörter zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges*, Peter Lang, Frankfurt am Main u.a. 2000.
- Zedler, Johann Heinrich, *Grosses vollständiges Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, welche bißhero durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden*, Zedler, Leipzig 1732ff.



## ABSTRACT

La tesi è incentrata sullo studio dell'opera di Friedrich Schiller, in particolare del trattato storiografico *Geschichte des Dreißigjährigen Krieges* (1790-1792) e della trilogia drammatica *Wallenstein* (1800). L'analisi dei testi è condotta in relazione non solo agli altri scritti dell'autore e alle sue modalità di rielaborazione del soggetto storico, ma anche a fonti letterarie coeve sulla Guerra dei Trent'anni che raramente sono state oggetto della ricerca germanistica. Si tratta di testi assai eterogenei per genere, tematica e qualità letteraria; tuttavia ciascuno di essi, oltre a testimoniare la popolarità di un soggetto che all'uscita degli scritti schilleriani era già ben noto al pubblico, racconta importanti segmenti della storia culturale di fine Settecento. Il corpus in esame comprende opere di Benedikte Naubert, Gerhard Anton von Halem, A.G.F. Rebmann, Johann Nepomuk Komareck e Niklas Vogt. Attraverso una contestualizzazione di questi scritti nell'opera e nel pensiero dei loro rispettivi autori e un'analisi della loro portata discorsiva in seno a questioni centrali della vita intellettuale di fine Settecento, la ricerca si propone di indagare i motivi che stanno all'origine dell'interesse dell'epoca per la Guerra dei Trent'anni, e di gettare uno sguardo inedito sui testi che Schiller ha dedicato al conflitto. In particolare si evidenzierà come l'interesse per la storia nazionale recente scaturisca sia dal nuovo approccio scientifico alle discipline storiche derivante dall'Illuminismo, sia dalla curiosità crescente dei lettori per l'intrattenimento letterario di gusto storicizzante. La ricerca mostrerà altresì come la letterarizzazione della Guerra dei Trent'anni consenta – a Schiller come ai minori – di affrontare questioni di teoria politica (bene comune, pace perpetua, eudemonia, machiavellismo) e di rendere fecondi discorsi dominanti del tempo come l'identità nazionale, la psicologia sperimentale e l'antigesuitismo.

KEYWORDS: Schiller – Guerra Trent'anni – Wallenstein – Letteratura e Storia

The thesis presents an analysis of Friedrich Schiller's works on the Thirty Years' War: the historiographical treatise *Geschichte des dreyßigjährigen Kriegs* (1790-1792) and the dramatic trilogy *Wallenstein* (1800). The research has not only been conducted in relation to other significant works of the author, but also to other literary texts of the late 18<sup>th</sup> century which revolve around the same topic and which have mostly remained unexplored by critics. The corpus includes works by Benedikte Naubert, Gerhard Anton von Halem, A.G.F. Rebmann, Johann Nepomuk Komareck and Niklas Vogt. The selected texts differ consistently from one another in terms of genre, theme and literary quality. However, each of these documents has much to convey about aesthetical, historical, political and philosophical issues that are central to the culture of the late 18<sup>th</sup> century. The aim of this research is to contextualise these texts within their *Entstehungshorizont*, to analyse the discourses they engage in and to explain the reasons for the growing interest of the time for the Thirty Years' War, thus shedding new light on Schiller's works.

KEYWORDS: Schiller – Thirty Years' War – Wallenstein – Literature and History